











Fedor Bech.

Zeitschrift für deutsche Wortforschung I. Band.

Verlag von Karl J. Trübner in Straßburg.

Zeitschrift

für

Deutsche Wortforschung

herausgegeben

von

Friedrich Kluge.

Erster Band.

Mit einem Bildnis von Fedor Bech in Lichtdruck.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1901.

Druck von M. DuMont-Schauberg, Straßburg i. E.

Vorwort.

Unter den sprachwissenschaftlichen Zeitschriften fehlt es bisher an einem Organ, das unserer Muttersprache gilt, und in dem reichen Programm unserer germanistischen Zeitschriften herrscht keineswegs das Sprachliche so vor, daß das geschichtliche Verständnis des Deutschen ihr Hauptziel wäre. Die Wortforschung steht für unser neues Organ im Mittelpunkt der sprachlichen Arbeit und so füllt es eine Lücke in unserer Zeitschriftenlitteratur aus. Der nunmehr abgeschlossene I. Band ist denn auch von der Gunst der Fachgenossen so sehr bedacht worden, daß er in seinen Aufsätzen und Miscellen eine so große Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit und dabei doch so viel innere Zusammenhänge bezeugt, daß die Schriftleitung den Mitarbeitern für ihre Förderung unserer Bestrebungen zu lebhaftem Dank verpflichtet ist. Wir hoffen, daß auch der im Druck befindliche II. Band am Ausbau der deutschen Wortforschung gleich kräftig mitwirken wird.

Die Anfänge unseres neuen Unternehmens fallen zusammen mit einem bei bedeutsamem Anlaß gesprochenen Kaiserwort, das der deutschen Sprachforschung eine hohe Auszeichnung neben andern Wissenschaften wünscht und verspricht. Ist dieses Kaiserwort der Vorbote dafür, daß unser Fach sich mit seinem erhöhten Ansehen immer neue Freunde gewinnt, so ist es auch begreiflich, daß das, was Jacob Grimm einst angestrebt hat, auch dem heutigen Sprachforschergeschlecht als erreichbar vorschwebt — die Theilnahme aller Freunde der Muttersprache an unserer ernsten fachwissenschaftlichen Arbeit. Wir streben nach Belebung und Erweckung von Interesse und Verständnis für unsere Muttersprache, die in einer langen Vergangenheit und in einer großen Litteratur so viel Wechselfälle und dabei so viel leitende und bleibende Charakterzüge bietet, daß wir jedem deutschgesinnten Freunde der Muttersprache etwas bieten können. So gehen wir mit der Gewißheit wieder an die Arbeit, daß das Unternehmen, bei dessen Leitung ich mich der Unterstützung von Professor

A. Gombert in Breslau erfreue, auch fernerhin sich als lebenskräftig und reich an wissenschaftlichem Ertrag erweisen möge.

Die Verlagshandlung hat diesen I. Band mit dem Bildnis von Professor Fedor Bech in Zeitz geziert. Wir betrauern den schweren Verlust, den unser neues Organ im Jahre des Entstehens erleiden mußte. Der erster Kenner unserer mittelalterlichen Sprache vor allem nach der lexikalischen Seite hin wollte unserm Unternehmen seine bedeutende Kraft widmen — uns und unserer Wissenschaft ist er zu früh entrissen.

Wortregister werden wir unserer Zeitschrift von drei zu drei Bänden mitgeben. — Eine Zeitschriftenschau, die schon abgesetzt vorliegt, haben wir für Band II zurückstellen müssen, weil uns zu reichliches Material zugeflossen ist.

Inhalt.

1. Heft.

2. und 3. Heft.

4. Heft.

Zeitwörter, die von Hauptwörtern abgeleitet sind.

Von

O. Behaghel.

Die Bildung eines Wortes, das Verhältnis seiner Bedeutungen wird man nur dann richtig beurteilen können, wenn man über die Gesamtheit der gleichartigen Bildungen einen Überblick besitzt. So finden denn in einer Zeitschrift, die der deutschen Wortforschung gewidmet ist, wohl auch Erörterungen ihre Stätte, die dem Gebiet der Wortbildungslehre angehören.

Die alte Meinung, daß einer bestimmten Bildungssilbe eine ganz bestimmt umgrenzte Bedeutung zukomme, ist seit geraumer Zeit überwunden. Aber für die Beurteilung der weitern Bedeutungsentfaltung, die oft an einer einzigen Bildungssilbe sich vollzieht, sind noch nicht überall die richtigen Gesichtspunkte gefunden.

Ich greife diejenigen neuhochdeutschen Zeitwörter heraus, die als Ableitungen von Hauptwörtern erscheinen und sich von diesen lediglich durch das angehängte -en unterscheiden. Es herrscht hier scheinbar ein großer Wirrwarr, eine starke Willkür in der Auswahl der Bedeutungen. Ordnung in die Masse zu bringen, gelingt erst dann, wenn wir unser Augenmerk auf die Bedeutung der Wörter richten, von denen die Ableitungen ausgehen. Ich habe in meiner Heliandsyntax den Gedanken durchgeführt, daß die Bedeutung der syntaktischen Gruppen wesentlich bestimmt wird durch die Bedeutung der Glieder, die in die Verbindung eintreten. Ebenso wird die Bedeutung einer Ableitung in hervorragendem Maße bestimmt durch die Bedeutung des Wortes, von dem sie ausgeht. Man kann für unsere verba denominativa den Satz aufstellen — einen Satz, der sich auch bei allen anderen Gruppen von Ableitungen bewähren wird —: sie dienen im allgemeinen zur Bezeichnung **der** Handlung, **des** Vorgangs, der bei Erwähnung des vom Hauptwort bezeichneten Begriffs am leichtesten ins Bewußtsein eintritt.

Die größte Zahl der verba denominativa geht aus von Wörtern, die Sachen bezeichnen. Bei Vorrichtungen nun, die der Mensch geschaffen hat, um bestimmte Handlungen damit vorzunehmen, werden eben diese Handlungen durch das von der Werkzeugbezeichnung abgeleitete Zeitwort bezeichnet, z. B. fächern, hämmern, hobeln, schaufeln, peitschen, prügeln, säbeln, eggen, pflügen, sicheln,

bechern, löffeln, beuteln (sieben), zügeln, federn (etwas federt), flöten, geigen, leiern, orgeln, karten, tarocken. Der Sack hat die Aufgabe, etwas aufzunehmen; das Haus ist bestimmt zum Wohnen, das Schiff zum Fahren, die Tafel zur Mahlzeit: daher sacken, hausen, schiffen, tafeln, von der Wiege stammt das Wiegen. Das Fenster hat in ländlichen Verhältnissen die sehr wichtige Aufgabe, daß vor ihm der Bursche nach dem Liebchen schaut; daher das Fenstern. Manche Vorrichtung, mancher Gegenstand erhält dadurch die eigentliche Wirksamkeit, daß er mit einem andern in Verbindung gesetzt wird: nageln, riegeln, satteln, zäumen, panzern, waffnen, ölen, salben, schmirgeln, schwefeln, theeren, pfeffern, salzen, würzen. Oder ein Gegenstand spielt dadurch eine wichtige Rolle, daß er bei einer Handlung berührt wird: den Eid staben bedeutet den 'Eid vorsprechen unter Berührung des Stabes'. Der Haarbeutel gewährte eine günstige Gelegenheit zum Beuteln seines Trägers.

Bei manchen Gegenständen ist die Herstellung besonders wichtig; man vergleiche Münze, münzen; Siegel, siegeln; Wurst, wursten. Ebenso bei Form- und Zustandsbezeichnungen ihr Zustandekommen: vgl. kreisen, kreuzen, reihen, fasern, lochen, runzeln, zwirnen, häufen, paaren, schichten, sich schaaren.

Teile von lebenden Organismen haben insbesondere die Aufgabe, in Thätigkeit zu treten oder durch ihr Dasein zu wirken: daher fingern, fußen, knien, wedeln, wurzeln, oder sie wirken, stark hervortretend, aufs Auge: bauchen = 'einen Bauch bilden', brüsten, eigentlich 'die Brust hervortreten lassen'. Sie bereiten Schmerzen bei ihrer Ausbildung: zahnen, oder Angenehmes bei ihrer Thätigkeit: munden.[1] Eine wichtige Rolle kann aber auch ihre Entfernung spielen: daher köpfen; oder sie werden in Mitleidenschaft gezogen durch die Berührung mit anderen Organismen: halsen, herzen.

Was die Natur an Erzeugnissen hervorbringt, hat für den Menschen oder auch für das Tier vielfach Gebrauchswert. Die Verwendung kann ohne weiteres an Ort und Stelle geschehen: daher von Gras — grasen; zumeist aber muß es zugerüstet, eingesammelt, eingebracht werden: ähren (nordthür. = Ähren lesen), eisen, ernten, herbsten (den Herbst, d. h. das Erträgnis des Herbstes einbringen); fischen, krebsen; die Katze läßt das Mausen nicht. Sehr wichtig ist das Erscheinen der Nachkommenschaft, das Junge: jungen, fohlen, kalben, lammen; unter Umständen auch das Gegenteil, die Unfruchtbarmachung: kapaunen, wallachen. Mit manchen Tierlein beschäftigt sich der Mensch aber nur, um sie zu beseitigen: flöhen, lausen.

Der Acker verlangt, daß man ihn bestelle, daß man ackere; das Land hat für den Seefahrer hauptsächlich Wert als das Ziel seiner Reise: er landet; ebenso der Himmel als das Objekt der Sehnsucht oder der

[1] Für die einfache Thätigkeit der Speiseaufnahme besitzt die Sprache bereits das Zeitwort essen.

Ort, an den man sich versetzt wähnt, daher himmeln. Die Sonne spendet Licht: man sonnt sich.

Von Alters her hat aber die Natur für den Menschen noch eine andere Bedeutung: er findet in der Tierwelt Gleichnisse für seine Handlungen. So kann denn mausen auch bedeuten 'sich wie eine Maus benehmen', d. h. stehlen [1]; ähnlich denn auch: bocken, hamstern, maikäfern (scherzhaft, 'bei einem Festessen sich schweigend und gedankenvoll die zu haltende Rede überlegen', wie der Maikäfer vor dem Auffliegen die Flügel in Bereitschaft setzt), sich mopsen (='sich langweilen'), wurmen (wie ein Wurm im Innern nagen). Aber auch einzelne Menschen können für andere das Vorbild werden: man kann stöckern, wagnern, nassauern (d. h. ursprünglich wie ein Nassauer kein Kollegiengeld bezahlen).

Soweit die Personenbezeichnungen nicht Einzelwesen, sondern Gattungen bedeuten, besagen die abgeleiteten Zeitwörter, daß jemand als Vertreter der betreffenden Gattung sich benimmt, oder zu einem solchen gemacht wird: hexen, meistern, wirten; dienern, gärtnern, räubern, gesellen; sich mönchen hieß in der älteren Sprache 'sich zum Mönch machen'.

Bei Bezeichnungen für Vorgänge im Körper und in dem Leben der Natur ist wiederum das Sinnenfälligste ihr Dasein, ihr Zustandekommen: dursten, hungern, bluten, eitern, husten, thränen; blitzen, donnern, regnen, gewittern, hageln, stürmen, thauen, winden, dampfen, duften, schäumen, tropfen, strömen, wogen, flammen, feuern, lohen; schimmeln; nachten, tagen.

Ebenso naturgemäß ist es, daß neben anderen Bezeichnungen von Handlungen und überhaupt neben Abstraktbezeichnungen Zeitwörter stehen, die die Handlung selbst oder das Zustandekommen der abstrakten Begriffe bezeichnen: flüchten, sichten, züchten, fluten, reisen, wallfahrten, hadern, grollen, hassen, neiden, markten, wuchern, zinsen, amten, wirtschaften; heiraten, regeln, kapiteln, gründen, stiften, fristen, stunden.

Der Übermensch.

Eine wortgeschichtliche Skizze

von

Richard M. Meyer.

Einleitung. — Wort- und Begriffsgeschichte. — Beispiel: „Mittelpunkt". — Geschichte des Wortes und Begriffs „Übermensch": 1. Litteratur. 2. Inhalt des Begriffs. 3. Seine Grundlage. 4. Der „große Mann". 5. Wandlungen dieses

[1] Die Beispiele des D. Wb. ließen es möglich erscheinen, die Bedeutung von stehlen aus der von Mäuse fangen abzuleiten; es könnte aber auch sein, daß in jenen Belegen eine Art von schriftsprachlicher Volksetymologie vorläge. — Zweifellos durch Vergleich mit der Maus, die sich in ihr Loch begiebt, ist die obscöne Bedeutung von mausen entstanden.

Typus. 6. Das „Genie". 7. Der „wahre Mensch". 8. Der „ganze Kerl". 9. Gemeinsames in den neuen Auffassungen. 10. Goethes „Übermensch". 11. Grammatische Herleitung des Wortes. 12. Nachgeschichte des Goethischen Worts. 13. Neue Annäherung an das Wort „Übermensch". 14. Französische Einflüsse: l'homme supérieur. 15. Englisch amerikanische Einflüsse: hero, over-soul. 16. Nietzsches „Übermensch". 17. Nachgeschichte des Nietzscheschen Wortes. 18. Übersetzungen.

Eine wortgeschichtliche Arbeit kann einen doppelten Weg verfolgen: sie geht entweder von dem Wort aus und entwickelt die Geschichte seiner Bedeutungen — und dies wird natur- und ordnungsgemäß der häufigste Fall sein — oder sie nimmt umgekehrt einen Begriff zum Ausgangspunkt und verfolgt seine wechselnden Ausdrucksformen. Musterstücke der zweiten Methode haben besonders die Brüder Grimm in zahlreichen Untersuchungen geliefert, von denen hier nur die Jakobs in der „Geschichte der Deutschen Sprache" und Wilhelms „Deutsche Wörter für Krieg" (Kl. Schriften 3, 516 f.) erwähnt sein mögen. Es ist aber klar, was auch diese klassischen Beispiele darthun, daß eine ganz strenge Scheidung beider Arten nicht durchzuführen ist. Gehen wir etwa von einem Wort wie ahd. êwa aus, so muß angegeben werden, welche Ausdrücke zum Ersatz dienten, als der allgemeine Begriff „Festsetzung" auf den engeren „rechtmäßige Ehe" eingeschränkt wurde; nimmt man einen Begriff wie „Gesetz" zur Basis, so wird man sich doch einen Augenblick bei der Geschichte des Wortes êwa nach seinem Ausscheiden aus diesem Begriffskreis aufhalten müssen.

Annähernd rein kann eine „Bedeutungsgeschichte" — wenn wir diesen Terminus für die eine, wie „Wortgeschichte" für die andere Form der Wortforschung gebrauchen — nur dann gegeben werden, wenn es sich um die Prägung neuer Ausdrücke für neue Begriffe handelt. Denn in der Regel wird bei wirklich neuen Begriffen nur ganz kurz und vergeblich der Versuch unternommen, sich mit alten Ausdrücken zu behelfen. Gar zu bald gewahrt man, daß sich der neue Wein nicht in alte Schläuche füllen läßt, und greift zur Anfertigung neuer Begriffsbehälter. Und deren Gebrauch ist dann an den neuen Begriff so eng geknüpft, daß er von ihm kaum wieder abgetrennt werden kann.

Beispiele hierfür stehen in nicht geringer Zahl zu Gebote, weil das Auftauchen neuer, nach neuen Worten suchender Begriffe keineswegs so selten ist, wie man gemeiniglich anzunehmen pflegt. Nur geht in der zu ausschließlich wortgeschichtlichen Arbeit unserer Wörterbücher das bedeutungsgeschichtliche Element fast stets verloren und der neue Begriff wird, wenn's hoch kommt, als Nuance des alten dargestellt. Das ist aber durchaus irreführend. Man erlaube mir, das an einem Einzelfall zu zeigen.

In Heynes Artikel „Mittelpunkt" (D. Wb. 6, 2406) geht der Leiter unseres nationalen Thesaurus natürlich mit unzweifelhaftem Recht von dem ursprünglichen, ganz sinnlich gemeinten „Punkt in der Mitte" aus. Er fährt dann fort: „in mannigfacher bildlicher

Verwendung mit näherer Bestimmung durch einen Genitiv: „da ich doch den Mittelpunkt aller meiner Nutzbarkeit in die Feste gestellt habe". (Chr. Weise Erz. S. 213 Braune); „so wie die alten Gallier zur höchsten Obrigkeit ein Weiber-Rathaus hatten, so ward das schöne Geschlecht auch bald der Mittelpunkt ihres gelehrten Kreises" (Herder zur Lit. 1, 222"); es folgen analoge Belege. Dann: „Mittelpunkt von etwas:

> der Mittelpunkt von meinem Herzen!
> Hoffmannswaldau, auserl. Ged. 6,39;
> wie doch die Liebe
> der Mittelpunkt von jeglicher Erfindung,
> von allem ist, was künstlich wird ersonnen!
> Tieck, Octavian S. 69;

Mittelpunkt für etwas:

> Wohl dem Ganzen, findet
> sich einmal einer, der ein Mittelpunkt
> für viele Tausend wird, ein Halt.
> Schiller, Piccol. 1, 4.

ohne solche Bestimmungen: „inzwischen freuten sich die Grazien, daß in ihrer angenehmen Person alle Lieblichkeit gleichsam als in einem Mittelpunkt zusammenläuft" (Chr. Weise Erz. S. 57 Braune) u. s. w.

Aus dieser Darstellung Heynes läßt sich für die Bedeutungsgeschichte lediglich dies entnehmen, daß ein geometrischer Ausdruck später oft metaphorisch angewandt wird. Aber keineswegs erfahren wir hier, daß das Wort „Mittelpunkt" zu dem deckenden Ausdruck für einen völlig neuen Begriff geworden ist, keineswegs wird uns auch nur angedeutet, welcher fundamentale Begriffsunterschied zwischen der citierten Stelle bei Tieck und etwa denjenigen bei Chr. Weise besteht. Denn zwischen den Schulmeister von Zittau und den poeta laureatus der Romantik fällt Herders Auftreten, fällt dessen ganz neue Auffassung der ästhetischen Einheit, fällt seines Schülers Goethe leidenschaftliches Ringen um Ausdruck für die neuen Anschauungen. Oft genug hat er fast verzweifelnd in dieser Zeit über die Unzulänglichkeit der Sprache geklagt; die erste Conception des „Faust" wird von diesem Ringen um das Wort wesentlich mit bedingt (vgl. meinen „Goethe", 2. Aufl. S. 429). So kämpft der junge Goethe denn auch um das Gewinnen eines schlagenden Wortes für einen neuen ästhetischen Begriff. Herder lehrt, was Shakespeare groß mache, sei vor allem die innere Einheit seiner Werke. Goethe erkennt weiter, alle geniale Kunst sei daran zu erkennen, daß ihre Produkte Einen herrschenden Punkt haben, von dem aus gesehen alles Einzelne nötig wird, in dem alles Einzelne seine Vereinigung findet. Er ringt und sucht und stammelt: „Punkt der Vereinigung des Mannigfaltigen" heißt es 1779. Endlich, vielleicht durch K. Ph. Moritz angeregt, macht er den geometrisch-metaphorischen Ausdruck „Mittelpunkt" zum festen Terminus für den neuen Begriff (vgl. meine Studien zu Goethes Wortgebrauch, Archiv f. n. Spr. XCVI S. 7 f.) Diese

frische Beseelung des Wortes setzt Tiecks Vers durchaus voraus. Dagegen hat etwa Chr. Weise nur die alte einfache Metapher. Die Grazien freuen sich, daß in Einer angenehmen Person alle Lieblichkeit „gleichsam als in einen Mittelpunkt zusammenläuft". Zusammenläuft: noch ganz lokal gedacht; der Mittelpunkt eben einfach nach Analogie der Sonne als vermeinten Weltcentrums oder ähnlicher Anschauungen. Dieser Mittelpunkt ist nichts Notwendiges, er leistet nicht wie der Krystallisationspunkt Goethes oder der Romantiker, Unentbehrliches; er ist rein geometrisch gedacht. Noch deutlicher so bei Herder: das schöne Geschlecht der Mittelpunkt ihres Kreises — also einer geometrischen Figur. Oder sehr charakteristisch in der zweiten Stelle bei Weise. „Hätte mir mein Unstern nicht einen Hofmeister zugeführt, der seine Lust in der Welt suchte — da ich doch den Mittelpunkt aller meiner Nutzbarkeit in die Feste gestellt habe: du bist meine Reise, dahin ich meine Gedanken abfertige, wenn gleich der Leib sichtbarlicher Weise anderswo gefangen lebt". Zwei Kreise werden einander gegenüber gestellt: der große der „Welt", des Reisens und Umherfahrens, und der kleine der „Feste", des Beharrens. In diesem Kreis will Florindo bleiben und in ihn hat er den Mittelpunkt all seiner Nutzbarkeit eingestellt, eingezeichnet gleichsam, wie Maleranekdoten von Giotto oder Dürer berichten, daß sie mit sicherer Hand in einen gegebenen Kreis den Mittelpunkt mit einem Kreidepunkt einzeichneten. Dieser Mittelpunkt seiner „Feste" ist die Geliebte, weil zu ihr immer wieder seine Gedanken reisen, wie die Radien von der Peripherie alle in das Centrum laufen. Also auch hier nur die geometrische Metapher, noch nichts von der „Seelenwärme", von der ästhetisch-kosmischen Bedeutung des Mittelpunkts! Natürlich, da dieser Begriff noch so völlig fehlte! Dagegen kommt ebenso natürlich die ältere Verwendung des Wortes auch später noch vor, so auch bei Goethe selbst an Stellen, die Heyne citirt: „da ergab sich nun der große Vorteil solcher Volksversammlung, wenn, durch irgend ein höheres Interesse, aus einem großen weitschichtigen Kreise so viele einzelne Strahlen nach Einem Mittelpunkte gezogen werden" (Goethe 43, 269. Hier liegt einfach das alte centrum gravitationis vor, zwar in gewissem Sinn auch selbstthätig, doch aber nur im physischen, nicht im metaphysischen, ästhetischen Sinn; nicht der Mittelpunkt, der das Ganze erst zur Einheit, der die Vielheit — „kein Lebendiges ist Eins, immer ists ein Vieles" — erst zum vollkommen abgerundeten Organismus macht.

Immerhin, der neue Begriff berührt sich noch mit dem alten. Die Welt als geordneter Kosmos, von einem selbstthätigen Centrum aus regiert — das war ja auch die Vorstellung, die Herder und Goethe beseelte, als sie das einzelne Kunstwerk als eine Welt für sich auffaßten und eben deshalb einen beherrschenden „Mittelpunkt" forderten. Der neue Begriff berührt sich mit dem alten und deshalb kann das Wort auch noch im alten Sinn gebraucht werden, nachdem es eine spezifische Prägung erhalten hat. Ist aber der Begriff, dem das neue Wort dient, in

noch weiterem, tieferem Sinn „neu“, so vernichtet er (wie wir schon sagten) die früheren Möglichkeiten der Anwendung ganz. Wer heut „Übermensch“ sagt, meint den Begriff, den Nietzsche nicht erfunden, aber zu ganz neuer Bedeutung gebracht hat, und für den eben auch er dies Wort geprägt hat.

1. Die Geschichte des Begriffes kann hier natürlich nicht in ihrer ganzen Ausdehnung, mit all den Verzweigungen und Entartungen der Idee gegeben werden. Leo Berg hat in seinem Buch „der Übermensch in der modernen Litteratur“ (Paris, Leipzig, München, 1897) versucht, „die Genealogie dieses Begriffes zu geben“, vorzugsweise vom philosophischen und litterarischen Standpunkt aus, während mein älterer Aufsatz „der Kampf um den Einzelnen“ (wieder abgedruckt in meinen „Deutschen Charakteren“, S. 69 ff.) die Entwicklung des Begriffs mehr auf kulturhistorischer Basis aufzubauen versuchte. In systematischer Weise behandelt H. Türck in seinem Werk „der geniale Mensch“ eine Anzahl von Erscheinungsformen des „Übermenschen“. Vollständigkeit wird von keiner dieser drei Arbeiten auch nur erstrebt. Eine Anzahl von Untersuchungen, die einzelnen Phasen in der Geschichte des Begriffes gelten, werden wir noch weiterhin zu citiren haben. Wir müssen uns aber hier, im Rahmen einer wortgeschichtlichen Studie, wesentlich an diejenigen Fälle halten, in denen die neue Vorstellung sich auch sprachlich bemerkbar macht, sei es in der Neubildung von Ausdrücken, sei es in der eigentümlichen Nuancierung schon vorhandener Termini.

2. Nehmen wir das Wesentliche aus dem Begriff gleich voraus, so liegt es unzweifelhaft in der Vorstellung eines Menschen von überragender Leistungsfähigkeit. Wie weit diese den Durchschnitt überragt, und auf welchen Gebieten sie sich geltend macht, ist vorerst Nebensache.

3. Diese Idee, wie sie da liegt, wurzelt in einer tieferen, allgemeineren Vorstellung: in der Grundvorstellung von einer einigermaßen geordneten Scala der Wesen. Jahrhunderte und Jahrtausende vor der Entwickelungslehre Darwins hat diese Anschauung bereits geherrscht, daß unter den Wesen eine Art Hierarchie bestehe, daß sie sich nach dem Maß ihrer — körperlichen, geistigen, moralischen, religiösen oder wie immer bestimmten — Leistungsfähigkeit in eine fortlaufende Reihe ordnen lassen. Diese Vorstellung findet ihren strengsten Ausdruck in mythologischen Systemen, die in planmäßiger Anordnung vom Tier bis zum Gott und Obergott aufsteigen; sie ist aber bewußt und unbewußt überall mächtig, wo wir unter irgend welchem Gesichtspunkt die lebenden Wesen so klassifiziren, daß in die Einteilung zugleich ein Werturteil getragen wird. Sie ist also etwa in einer rein geographischen oder historischen Anordnung nicht vorhanden, da die Angabe, daß ein Volk oder eine Persönlichkeit einem bestimmten Himmelstrich oder einer gewissen Zeit angehört, keinerlei Werturteil in sich schließt; dagegen hat sie die rein wissenschaftliche Anordnung etwa in Linnés System oder denen seiner Nachfolger beeinflußt: diese lassen das Tierreich in dem Menschen als in der höchsten Hervorbringung gipfeln.

Diese Grundvorstellung ist uralt; sie ist so einfach, daß sie auf der primitivsten Kulturstufe sich einstellen mußte. Und sie ist allgemein verbreitet: sie ist so unentbehrlich, daß der Naturforscher so gut wie der Prediger, der Aesthetiker so notwendig wie der Sociolog auf sie zurückgreifen muß.

Diese Einordnung des Menschen in eine fortlaufende Scala führt fast unvermeidlich zu einer weiteren Einteilung des genus „Mensch" selbst. Diese wichtigste Abteilung der Sprossenleiter wird nach dem Muster der Gesammtscala durch weitere Teilungsstriche zerlegt und gegliedert. Von jener Grundvorstellung der fortlaufenden Reihe der Wesen geht etwa Albrecht von Haller aus, wenn er in unendlich oft citirten Versen dem Menschen zuruft:

Zweideutig Mittelding von Engeln und von Vieh!

(Hallers Gedichte hrsg. von L. Hirzel. S. 129, V. 107).

Aber Fr. Schlegel schreibt an seinen Bruder: „Bedenke doch, welche verschiedene Wesen Mensch heißen!" (Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm hrsg. v. O. Walzel, S. 67) und dementsprechend vervielfältigt Grillparzer die Zahl der Sprossen, die vom „Vieh" zum „Menschen" führen.

Vom Tier zum Menschen sind der Stufen viele!

(Weh dem der lügt. Werke 1872; 6, 45).

Aber auch mit diesem weiteren Ausbau der Grundvorstellung von der fortlaufenden Stufenfolge der Wesen ist der Begriff des Übermenschen noch nicht direkt gegeben. Auch bei Grillparzer wird vielmehr nur erst eine Reihe von Klassen der „Untermenschen" eingeführt: zwischen dem Tier und dem, was mit vollem Recht „Mensch" heißen mag, gibt es noch allerlei Arten halbmenschlicher Wesen, Tiermenschen, Barbaren mit dem eisernen Reif um die Stirn. Eine Klasse der Übermenschen aber setzt jener Vers nicht voraus.

Solche Klassen hat aber die Mythologie lange gekannt, ehe die Psychologie sie anerkannte. In mannigfacher Eigenart treten sie auf: Riesen, Zauberer, Heroen sind die Hauptklassen (vgl. allg. meinen Aufsatz über den Begriff des Wunders in der Edda ZfdPhil. 31, 315 f.). Übermenschen sind diese alle: zwar Menschen im allgemeinsten Sinne, anthropologisch genommen, wenn man so sagen darf; aber mehr als Menschen durch Größe und Kraft, durch Wunderwirkung, durch fast göttliche Leistungen. Es kommt wohl auch vor — so schon bei Homer —, daß die Menschen der Vorzeit insgemein den jetzt lebenden gegenüber als ein Geschlecht von „Übermenschen" dargestellt werden, zu leisten fähig, was heut niemandem mehr gelinge (vgl. Delbrück, Die gute alte Zeit, Preuß. Jahrbücher 1893, S. 28, Tolstoi, Volkserzählungen Univ. Bibl. 2556—57 S. 86 f.)

4. Wir können natürlich die Vorstellungen von diesen Klassen von Übermenschen nicht weiter verfolgen; sie zu erwähnen, durften wir nicht

unterlassen, weil sie die Grundlage des neuen Begriffs bilden. Dieser entsteht nämlich auf der Basis der alten Anschauung durch zunehmende Spezifikation. Uralt ist die Anschauung, daß es ganze Klassen von Menschen gäbe, die eigentlich mehr als Menschen sind. Sehr, sehr viel jünger ist die Anschauung, daß jemand keiner solchen Klasse angehören und dennoch mehr als ein Mensch sein könne, ja daß er gerade deshalb ein „Übermensch“ sei, weil er in vollkommener Weise die Eigenart des Menschen an sich trage. Die Vorstellung des „Heros“ kennen schon die Naturvölker; die Vorstellung des „großen Mannes“ ist durchaus eine Kulturschöpfung und wesentlich ein griechisches Erzeugnis; wie denn auch ein griechischer Autor, Plutarch, bei der Wiederbelebung dieser Idee mächtig mitgewirkt hat, in der Renaissance direkt (vgl. z. B. Voigt, Wiederbelebung des klassischen Altertums 1, 290) und durch seinen Nachahmer Cornelius Nepos (Burckhardt „Cultur der Renaissance“ 1, 177), in der Genieperiode nur direkt durch seinen Einfluß auf den Dichter der „Räuber“ und so viele seiner Zeitgenossen. Der „große Mann“ nun, von dem der „Übermensch“ ganz direkt herstammt (wie wir noch sehen werden), ist nur eine Spezifikation des „Heros“: es ist ein Heros, der vollkommen menschlich bleibt. Seinen Leistungen nach ist er den Halbgöttern vergleichbar; aber er wandert unter uns und steigt nicht, wie der typische Heros Herakles (vgl. v. Wilamowitz, Einleitung in die attische Tragödie S. 284 f.) zum Olymp empor. Man schuldet ihm ewigen Dank, aber nicht Opfer in Tempeln, sondern Nachruhm und feierliche Erwähnung. Er steht dem Heros noch recht nahe; aber gleichzeitig wahren die Menschen eifersüchtig ihr Recht auf ihn. Jede Anekdote, die „Menschliches, Allzumenschliches“ von ihm erzählt, wird dankbar begrüßt; nicht nur aus Klatschsucht, wie man mißverständlich annimmt, sondern auch weil sie die Verwandtschaft der Helden mit dir und mir erfreulich verbürgt.

5. Dieser Typus bleibt im wesentlichen bis zu der Zeit, in der er durch das „Genie“ beerbt wurde. Die Kriterien wechseln: im christlichen Mittelalter ist vorzugsweise der „Heilige“ der große Mann, in der Renaissance ist es wieder mehr der starke Vollbringer seltener Thaten. Aber allemal ist es ein Mittelding zwischen Mensch und Halbgott; ja der Heilige tritt durch die Kanonisation ganz eigentlich in eine Rangklasse, die der der antiken Heroen entspricht. Aber auf Erden ist er Mensch, und um so größer, je mehr er es ist: Franz von Assisi oder Elisabeth von Thüringen vertreten den Typus reiner als abstrakte Tugendhelden wie etwa St. Aloysius.

6. Nun kommt durch ein Zusammenwirken mannigfacher Umstände eine Zeit, die nach dem „großen Mann“ eine ganz neue Sehnsucht auffindet. Sie wird nicht müde, auf seinem Bild zu verweilen; sie strengt sich an — ein neuer, unendlich wichtiger Zug! —, ihn geradezu als den vollkommenen Menschen, den echten Menschen darzustellen, neben dem der Durchschnittsmensch fast nur als Caricatur wirkt. Diese Zeit ist die „Genie-Periode“, das Wort im weitesten Sinn gefaßt.

Die Geschichte dieses neuen Begriffs hat R. Hildebrand in dem berühmten Artikel des D. Wb. (B. 9, 1. Abt. 2. Hälfte, Sp. 3396 f.) geschrieben, wie nur er sie schreiben konnte mit seiner unvergleichlichen Kenntnis der Quellen, mit seiner unerreichten Gabe des Verstehens und Nachfühlens (einen summarischen Überblick findet man in Elsters Prinzipien der Litteraturwissenschaft I 105). Das Genie ist der Übermensch einer wesentlich ästhetisch und moralisch gerichteten Periode. Inhaltlich kommt es vielfach dem „Übermenschen" Nietzsches sehr nahe, besonders dadurch, daß seine Selbstherrlichkeit betont wird (Hildebrand Sp. 3429 f.), daß es zu bloßen Talenten (ebd. 3448) und zu dem Gesamtwesen der herkömmlichen Kultur (ebd. 3453) in scharfen Gegensatz gebracht wird. Hildebrand definirt eine Nuance des Begriffs auch geradezu mit den Worten „also übermenschlich, ins Göttliche übergreifend" (Sp. 3418 u.), wobei freilich an Nietzsches Wort noch nicht gedacht ist. — Immerhin deckt sich der ältere Begriff keineswegs mit dem neuen, vor allem eben wegen seiner starken ästhetischen und moralischen Färbung.

In zwei Büchern, die ich weder bei Hildebrand (wo sie a. a. O. 3423 f. zu erwarten wären) noch in Dessoirs Geschichte der Deutschen Psychologie seit Kant erwähnt finde, ist das Wesen des „Uebermenschen" der vorklassischen Zeit ausführlich beschrieben. Dabei sind schon die Titel bezeichnend; das ältere, von dem bekannten Landschaftsdichter C. C. L. Hirschfeld verfaßt, heißt noch „Versuch über den großen Mann" (Leipzig 1768), das jüngere, von einem mir sonst unbekannten M. Ernst Carl Wieland: „Versuch über das Genie" (Leipzig 1779). Beide sind darin vollkommen einig, daß sie moralische Höhe als eine selbstverständliche Eigenschaft des Übermenschen auffassen; beide stehen darin der antiken und mittelalterlichen Idee näher als der der Romantiker und Nietzsches. Freilich ist auch die neueste Lehre darauf zurückgekommen: Guyau, den Nietzsche selbst so hoch stellt, erklärt in seinem Werk „L'art au point de vue sociologique" das Genie mitbedingt durch ein besonders intensives sympathisches Mitleben mit seiner Umgebung (a. a. O. S. 27).

Daß das „Genie" also noch nicht schlechtweg der „Übermensch" war, sondern immer noch der spezifisch aufgefaßte „wohlthätige Heros" der Urzeit, das darf bei Entwicklung des Begriffes ja nicht übersehen werden; man würde sonst die Neuheit des Begriffs bei Nietzsche verkennen.

Hirschfelds Buch ist ein sehr hübsches altmodisches Schriftchen; die reizende altmodische Inschrift des Bücherzeichens in meinem Exemplar („la propriétaire de ce livre est la belle demoiselle J. C. Büttner") paßt vortrefflich zu dem Ton des Ganzen. Es sucht augenscheinlich nach einem schlagenden Wort, das ihm noch fehlt. In der Definition haftet er am Wortsinn: „Große Männer sind von andern, wie Riesen von gewöhnlichen Menschen, unterschieden" (S. 37). Er spricht unterscheidend von „Geistern der ersten Klasse", die wieder unter den „Männern von einer gewissen Größe hervorragen" (S. 42), oder von „Geistern vom ersten Range" (S. 45); er braucht die Ausdrücke „großer Geist" (S. 58),

„große Seele" (S. 157); aber er braucht noch nicht „Genie" allein, sondern „großes Genie" (S. 59). Er ist ausgesprochen moralistisch: „Drei Haupttheile scheinen zum vollständigen Begriff von einem großen Manne zu gehören: ein großer Geist, große Gesinnungen, große Handlungen" (S. 70). Wie um die Belege für unsere Deutung zu vervollständigen, citirt er einen französischen Vers, in dem der „Mensch" ausdrücklich dem „Heros" gegenüber gestellt wird, wo es sich um den großen Mann handelt (S. 219).

Wieland knüpft an ein englisches Buch an: «an Essay on Genius, by *Alexander Gerard*» (London 1774). Er braucht das seit Gellert (bei Hildebrand Sp. 3412) bei uns eingebürgerte Wort bereits völlig im Sinn von „großer Mann" und bedarf der deutenden Zusätze wie „schöpferischer Geist" (a. a. O. Sp. 3419), „Universalgenie" (ebd. 3422 p.) u. s. w. kaum noch; oder vielmehr er verwendet solche Zusätze nur zur Spezifikation, wie er denn den Terminus „praktisches Genie" erfunden zu haben scheint (Vorr. S. 102 f.). Er setzt auch einen festen Sprachgebrauch bereits voraus: „Jedermann denkt sich, wenn er vom Genie reden hört, etwas Vorzügliches, eine sich auszeichnende Geistesgröße, einen schöpferischen Verstand, kurz ein Etwas, das sich so, wie es hier angetroffen wird, bei den gewöhnlichen Mitgliedern des Menschengeschlechts nicht findet, und das den Mann, der jene große Eigenschaften hat, in den Stand setzt, Dinge wirklich zu machen, die ein anderer vielleicht nicht einmal als wirklich gedacht haben würde" (S. 3). Er sagt daneben „Mann von Genie" (S. 37; vgl. Hildebrand Sp. 3421 g.); „der wirklich große Geist" (S. 58), „der außerordentliche Mann" (S. 228). Er versucht Unterscheidungen über den Umfang des Genies sogar in mathematische Formeln zu fassen (S. 122 f. vgl. S. 257 Anm.). Auch spricht er daneben allgemein vom Nationalgenie (S. 200 f. vgl. Hildebrand Sp. 3408); er handelt bereits über die „verkannten" oder, wie er sie nennt „unterdrückten Genies" (S. 308 f.) und streift die später so oft erhobene Behauptung vom Fluch des Genies (S. 286 vgl. Hildebrand Sp. 3435 γ.). Mit einem Wort: er nähert sich um ein Beträchtliches der neueren Auffassung, wenn auch der Satz der Vorrede, es müsse dem Mann von Genie ganz gleichgültig sein, in welcher Art er seine Kräfte wirken lasse, ja nicht im Sinne Nietzsches aufgefaßt werden darf. Aber Wielands „Genie" ist doch schon erheblich moderner als Hirschfelds „großer Mann"; denn ein Punkt beginnt sich zu zeigen, der entscheidend wird: die Einsamkeit des „Uebermenschen". Bei der Wichtigkeit, die das Nebeneinander von Substantiv und Adjektiv für die Geschichte unseres Wortes hat, muß hier auch an die deutsche Neubildung „genialisch" oder „genial" erinnert werden, über die wieder Hildebrand (a. a. O. S. 3393; „Genialität" ebd. S. 3394) erschöpfend gehandelt hat. Das Eigenschaftswort ist aus dem Hauptwort gebildet — bei „Übermensch" ist es umgekehrt —, hat sich dann aber in den Bindungen „der geniale Mann", „der geniale Mensch" gleichsam substantivirt und in dieser Verwendung die von „Genie" gestützt.

7. Das „Genie“ also, unter bestimmten Bedingungen aus dem „großen Mann“ entwickelt, durch die größere Impetuosität, die stärkere Betonung der inneren Notwendigkeit, vor allem durch die größere Seltenheit und Einsamkeit aus der Klasse der „großen Geister“ spezifiziert — das Genie bildet die eine Hälfte des neuen Begriffs. Die andere bildet der „Mensch“, der „rechte Kerl“.

Wir betonten schon, daß bereits das Altertum dazu neigte, den großen Mann als den wahren Menschen aufzufassen; etwa in dem Sinn, in dem der junge Goethe über Lavater schreibt: „Wenn man wieder einmal so einen ganz wahren Menschen sieht, meint man, man käme erst auf die Welt“ (1779: Briefe, Weim. Ausg. 4, 150). Es ist daher ganz natürlich, daß das Genie, das Lessing mit „mehr als Mensch“ umschreibt (Hildebrand Sp. 3417), das auch geradezu „Halbgott“ betitelt wird (ebd. 3418), zugleich doch auch wieder „der wahre Mensch“, „der rechte Kerl“ ist.

Wie in der Blütezeit der „Menschenliebe“ die „Schriftsteller die reichste Terminologie zwischen den beiden Polen „Mensch“ und „Unmensch“ ausbildeten“, hat Erich Schmidt (Lessing I 562) mit gewohnter Meisterschaft ausgeführt. Jenes bekannteste Wort aus den römischen Komikern: „Ich bin ein Mensch; nichts Menschliches erachte ich mir fremd“ wird nicht nur, wie Borinski (Lessing I 125) will, „geistreich neu gewendet“, sondern durch Vertiefung völlig erneut. Ruft auch Tellheim dem Wachtmeister, der sich gewahrt hat „Ich bin auch ein Mensch!“ zornig zu: „Da bist du auch was rechts!“ so steht dort diese misanthropische Äußerung, aus der Situation zu erklären, vereinzelt neben den vielen schönen Stellen, in denen der „Mensch“ als solcher schon als „Übermensch“ erscheint; wie es am prägnantesten Lessings Schüler Schiller zeigt:

> Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen,
> Rousseau, der aus Christen — Menschen wirbt

(Heyne D. Wb. VI 2027 schreibt: „Der aus Christen Menschen macht“).

8. In der Sturm- und Drangzeit erscheint aber das einfache „Mensch“ zu schwach; gern tritt dafür das kräftige „Kerl“ ein (vgl. Hildebrand D. Wb. 5, 577), lieber noch verstärkt: „ein ganzer Kerl“, wie schon bei Lessing (ebd.). Ein „Kerl“ ist einer, dem wirklich nichts Menschliches fremd ist; deshalb wird es auch, was uns heut besonders auffällt, gern in der Anrede gebraucht. Wenn Werther ganz erschüttert ist, schreibt er an seinen Freund: „Fühle, Kerl, bei diesen trocknen Worten, mit welchem Unsinne mich die Geschichte ergriffen hat“ (Der junge Goethe 3, 339), wie er sonst schreibt „Bruder“ (ebd. 291), „o mein Bruder!“ (ebd. 294), „Lieber!“ (S. 318). Natürlich; denn er meint: „wenn du ein ganzer Kerl bist — weil du es bist — mußt du fühlen“. Erich Schmidt (Richardson, Rousseau und Goethe S. 260) wird dieser Seite des Lieblingswortes unseres Sturmes und Dranges nicht ganz

gerecht, während Hildebrand (a. a. O. Sp. 577) sie vielleicht etwas überschätzt, wenn er meint, das Wort drücke im 18. Jahrhundert „meistens etwas aus, was keinem anderen Worte möglich ist: eine markige Einheit der Natur.“ Damit bringt Hildebrand, wie mir scheint, wieder das moralische Werturteil hinein, das dem Wort gerade fehlt. „Kerl“ ist einer, der das ganz ist, was er ist; aber eben deshalb läßt es sich ebenso gut von Pedanten (J. G. 3, 305) und Philistern („die guten Kerls von Pfarrers“) gebrauchen, wie von markigen Persönlichkeiten. „Noch gar einen braven Kerl hab ich kennen lernen“ (a. a. O. S. 241), das ist einer, der durch und durch Bravheit ist. „Ein Kerl, der um anderer willen, ohne daß es seine eigene Leidenschaft ist, sich um Feld oder Ehre oder sonst was, abarbeitet, ist immer ein Thor“ (S. 276), während ein dazu geschaffener Mensch, einer, „der zum Sacktragen auf der Welt ist, kein Thor wäre, wenn er sich abarbeitet“. „Auch im gemeinen Leben ist es unerträglich, einem Kerl bei halbweg einer treuen, edlen unerwarteten That nachrufen zu hören: „Der Mensch ist trunken, der ist närrisch“ (S. 285): hier ist wirklich die markige Persönlichkeit gemeint. Umgekehrt bezeichnet eine andere Stelle schlagend den ganz ausgepumpten, verbrauchten Menschen: „Der ganze Kerl steht vor Gottes Angesicht wie ein versiegter Brunn, wie ein verlechter Eimer!“ (S. 331). Ebenso prägnant stehen sich im „Clavigo“ „zwei Vorschläge auf gleichen Schalen“ gegenüber: nicht nur, wenn der Archivar des Königs die Reste einer erbärmlichen Leidenschaft von sich wirft, sondern auch wenn er sich einem philiströsen Glück entschlossen hingibt, ist er „ein ganzer Kerl“ denn diese allein mögliche Schreibung hat ja Bernays (Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes S. 63) wieder im Text (Weim. Ausg. 11, 103 = J. G. 419) durchgesetzt, während selbst ein so feiner Kenner, wie Hildebrand hier noch (a. a. O. Sp. 578, 6) den „guten Kerl“ anführt.

„Kerl“ ist also, um es nochmals zusammenfassen, jeder, der ganz ist, was er ist. Es ist ein Werturteil lediglich in Hinsicht auf die Einheitlichkeit des Charakters, ohne Rücksicht auf die moralische Brauchbarkeit oder geistige Tüchtigkeit. Hierdurch unterscheidet sich das Wort von dem moralistisch gemeinten „großen Mann“ und „Genie“; hierdurch wird es eine Vorstufe zu dem „Uebermenschen“ des Immoralisten Nietzsche.

9. Und dieser „moralfreien“ Conception kommt die Genieperiode auch sonst sehr nahe. Der „Kerl“ im typischen Sinn ist — merkwürdig genug — kein anderer, als der klassische Heros der Antike: derselbe Herakles, der für die griechische Poesie der klassische Halbgott war, ist für den Autor von „Götter, Helden und Wieland“ der klassische „Kerl“. Und recht nachdrücklich wird seine resolute Übermenschlichkeit dem blassen Tugendbegriff Wielands gegenüber gestellt. Ganz natürlich: er soll eben durch und durch Mensch sein. Um seiner Kräfte willen und nicht um seiner Tugend willen ist der Mensch selbst für Werthers Hohn „der gepriesene Halbgott“ (J. G. 341). Und nicht bloß Carlos definirt den großen

Menschen ganz modern -- „wenn dein Herz nicht größer ist, als anderer ihrs; wenn du nicht im Stande bist, dich gelassen über Verhältnisse hinauszusetzen, die einen gemeinen Menschen ängstigen würden, so bist du mit all deinen Bändern und Sternen, bist mit der Krone selbst nur ein gemeiner Mensch" (J.G. 3, 418) — auch der sanfte Werther meint: „Wer ist dann der Erste? der dünkt mich, der die andern übersieht und soviel Gewalt oder Lieb hat, ihre Kräfte und Leidenschaften zur Ausführung seiner Pläne anzuspannen" (a. a. O. S. 306).

Ebenso ist für den Maler Müller Faust ein „großer Kerl", ein „Kerl, der alle seine Kraft gefühlt, gefühlt den Zügel, den Glück und Schicksal ihm anhielt, den er gern zerbrechen wollt' und Mittel und Wege sucht, Mut genug hat, alles niederzuwerfen, was in den Weg trat und ihn verhindern will, Wärme genug in seinem Busen trägt, sich in Liebe an einen Teufel zu hängen . . ." (vgl. Maler Müller und Schubert her. von Sauer S. VI). Aehnliche Stellen fehlen bei keinem Vertreter der „Genieperiode."

Die gleiche Anschauung vertritt eine ganze Reihe gleichzeitiger Romane — die, die C. Heine (der Roman in Deutschland von 1774—1778 S. 30 vgl. 45 f.) die Romane des Leidenschaftsideals genannt hat. „Ein ganzer Kerl" — das ist der Übermensch, soweit die immer noch recht gebundene moralische Phantasie jener Zeit ihn aufzufassen wußte.

10. Diese beiden Vorstellungen also erfüllen den Sturm und den Drang. Als menschliche Ideale schweben ihm vor das Genie und der Kerl, die originelle schöpferische Kraft (vgl. Hildebrand „Genie" Spr. 3420) und die geschlossene Einheit, der Mann von überragender Fähigkeit und der Mensch von folgerichtiger Ausbildung. Beide fließen zusammen in Goethes neuem Wort „Uebermensch".

Er braucht es bekanntlich nur zweimal. Die zweite Stelle ist bezeichnender; es ist die aus der „Zueignung" von 1784:

> Sie lächelte, sie sprach: du siehst, wie klug,
> Wie nötig wars, Euch wenig zu enthüllen!
> Kaum bist du sicher vor dem gröbsten Trug,
> Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
> So glaubst du dich schon Übermensch genug,
> Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
> Wie viel bist du von Andern unterschieden?
> Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Hier ist alles völlig klar. Für einen Übermenschen hält sich der, der sich der Pflichten des gewöhnlichen Mannes überhoben glaubt. Um aber wirklich Übermensch zu sein, müßte er von Andern viel mehr noch, als der Fall ist, unterschieden sein; er müßte seiner Sinne und seines Willens völlig Herr sein, in der Fähigkeit des Erkennens und in der Sicherheit des Wollens müßte er „die Welt" um soviel übertreffen, wie er jetzt allenfalls die blödesten Augen und den schwankenden Kinderwillen übertrifft.

Zweiteilig ist also die Begabung des Übermenschen. Er ist sicher vor Trug, weil er ein Genie ist; wie der greise Dichter in seinem „Vermächtnis“ rufen durfte:

> Den Sinnen hast du dann zu trauen,
> Kein Falsches lassen sie dich schauen,
> Wenn dein Verstand dich wach erhält.
>
> (Gedichte, Weim. Ausgabe 3, 82.)

Und er ist Herr seines Willens, weil er ein „ganzer Kerl“ ist, weil er nicht, wie der unentschlossene Clavigo, „zwischen zwei Empfindungen schwebt und gern beide vereinigen möchte“. Auch dieser Zug fehlt nicht im „Vermächtnis“:

> Sofort nun wende dich nach innen,
> Das Centrum findest du dadrinnen,
> Woran kein Edler zweifeln mag;
> Wirst keine Regel da vermissen:
> Denn das selbständige Gewissen
> Ist Sonne deinem Sittentag.

Diese, einem berühmten Ausspruch Kants nachgebildete Strophe bringt freilich wieder das moralisirende Element hinein — „kein Edler“; aber in der Auffassung des rechten Menschen als eines solchen, der seinen „Mittelpunkt in sich selbst hat“ (wie es die Romantiker vom Künstler fordern, vgl. meine Studien zu Goethes Wortgebrauch, S. 7.), ist der Greis mit dem auf der Höhe seiner Vollendung stehenden Mann, ist dieser mit dem Jüngling der Sturm- und Drangzeit völlig einig.

Diese Stelle hilft dann die berühmtere ältere deuten, die in der That noch dem Jüngling der Genieperiode angehört. Denn schon im „Urfaust“, der bis 1775 fertig ist (Erich Schmidt, Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt [3] XXXVIII), stehen die mächtigen Worte des Geistes:

> Da bin ich! Welch' erbärmlich Grauen
> Faßt Übermenschen dich! Wo ist der Seele Ruf?
> Wo ist die Brust, die eine Welt in sich erschuf,
> Und trug, und hegte und mit Freude Beben
> Erschwoll sich uns, den Geistern gleich zu heben.

Wörtlich gilt hier von Faust, was Werther an einer schon angezogenen Stelle allgemein sagt: „Was ist der Mensch? der gepriesene Halbgott! Ermangeln ihm nicht da eben die Kräfte, wo er sie am nötigsten braucht? Und wenn er in Freude sich aufschwingt, oder im Leiden versinkt, wird er nicht in beiden eben da wieder zu dem stumpfen kalten Bewußtsein zurückgebracht, da er sich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren sehnte“ (vgl. J. G. 3, 341). Wagners Erscheinung thut schroff und mit tragischer Ironie das Gleiche, was in der „Zueignung“ die Muse sanft und mit versöhnender Milde thut: sie bringt den „Uebermenschen“ wieder zum Bewußtsein, sie erinnert ihn daran, daß er „von Andern“ nicht genug unterschieden ist — daß er dem Geist, den er begreift, gleicht, nicht dem Herrn der Schöpfung. Wie Werther den

Menschen einen Halbgott, nennt Faust sich selbst „Ebenbild der Gottheit" — beides aus den Anschauungen des „Genies". Denn ein solches ist mehr als Mensch, ist ein dämonisches Wesen, Gott oder Teufel:

> Sie fühlt, daß ich ganz sicher ein Genie,
> Vielleicht wohl gar ein Teufel bin.
>
> (Urfaust V. 1232.)

Thatsächlich setzt also auch die Faustſtelle beide Elemente des Übermenschen voraus. Faust ist ein Genie, denn mit überfliegender Geisteskraft kann er eine Welt aus sich erschaffen — „schöpferisches Genie", „Schöpfergeist!" Aber er ist kein „Kerl", er schwankt, er ist „ein furchtsam weggekrümmter Wurm", da er noch eben „an den Geist mit allen Kräften drang". Und deshalb kann der Erdgeist ihn nur im Hohn einen Übermenschen nennen.

11. Der Inhalt des neuen Wortes scheint damit zur Genüge klar gelegt. Es erübrigt noch, seine grammatischen Entstehung zu beleuchten.

Man hat immer angenommen, daß Goethe das Substantiv aus dem viel älteren Adjektiv „übermenschlich" rückgebildet habe, wie etwa ein früherer Vorort und jetziger Stadtteil von Berlin, dessen Bewohner den biblischen Spottnamen der „Moabiter" führten, mit neuem Etymon den Namen „Moabit" (statt „Moab") erhielt. An dieser Rückbildung ist in der That kaum zu zweifeln. Wir sahen, wie „genialisch" und „genial" zur Substantivirung drängen. Noch bezeichnender ist eine andere Analogie. In Klopstocks Zeit wird „mehr als Mensch" gern zur Umschreibung des Geniebegriffs verwandt (Hildebrand a. a. O. Sp. 3417 9); dies entspricht in der That, wie Elster (a. a. O.) bemerkt, unserm „Übermensch", wenn auch nicht mit der ganzen Fülle seines Inhalts. So also etwa bei Lessing:

> Die Schule macht den Dichter? Nein.
> Er, welchen die Natur zu ihrem Maler wählet,
> Und ihn, ein mehr als Mensch zu sein,
> Mit jenem Feur beseelet.

Also bereits substantivirt: ein Mehr-als-Mensch; genau wie Mc. Lintock (Goethes Faust S. XXV) den „Übermenschen" wiedergiebt:

> What horrors fold thee
> The more-than-man's-son, round?

Die gleiche Substantivirung bei Lenz: „o mehr als ein Mensch" (Schriften 1, 255) in der Anrede.

Die Neigung solcher Adjektive zur Substantivirung liegt also klar zu Tage. Wir können ferner nachweisen, daß Goethe thatsächlich das Eigenschaftswort „übermenschlich" in diesem Sinne verwandte. In einer höchst charakteristischen späten Stelle heißt es von den wenigen Menschen, die „um allen partiellen Resignationen auszuweichen, sich ein für allemal im Ganzen resigniren": „Weil aber hierin wirklich etwas Übermenschliches liegt, so werden solche Personen gewöhnlich für Unmenschen ge-

halten, für gott- und weltlose" (Dichtung und Wahrheit IV 16 = Weim. Ausg. 29, 10). Wir könnten vom modernen Standpunkt aus fast ebenso gut tauschen: „Weil aber hierin wirklich etwas Unmenschliches liegt, so werden solche Personen gewöhnlich für Übermenschen gehalten". Ebenso stellt Herder (nach Sanders' Wörterbuch II 291, Sp. 1) „Un- oder Uebermenschen" ohne besonderen Nachdruck zusammen, während Adelung Versuch eines grammatisch-kritischen Wörterbuchs (Leipzig 1780) unter „übermenschlich" (S. 1147) noch ausdrücklich sagt: „Unmenschlich ist ganz etwas anders".

Wie nah sich bei Goethe „Übermensch" und „Unmensch" stehen, zeigt auch die berühmte Anwendung des letzten Wortes, die, wie die Faustſtelle mit „Übermensch", schon der ältesten Fassung angehört:

> Ha, bin ich nicht der Flüchtling, Unbehauste,
> Der Unmensch ohne Zweck und Ruh,
> Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
> Begierig wüthend nach dem Abgrund zu.

(„Faust in ursprünglicher Gestalt" V. 1413—17 = Weim. Ausg. XIV V. 3548—51).

Der „Unmensch" ist also dem typischen reinen „Menschen", wie ihn der greise Goethe auffaßte, gerade entgegengesetzt: wie dieser „ohne Rast, aber auch ohne Hast" sich um sein eigenes Centrum bewegt, so stürzt dieser ruhe- und zwecklos aus der Notwendigkeit seiner inneren Art heraus, dem Abgrund zu — in der Impetuosität wie in der Einheitlichkeit seiner Natur durchaus ein dämonischer „Übermensch".

Damit kein Glied fehle, kann ich auch noch die eigentliche Substantivirung des Adjektivs belegen. J. H. Campe ruft angesichts des Apoll von Belvedere (nach Feuerbach „der Vaticanische Apollo" S. 121, Anm. 26) aus: „Wie oft habe ich schon über mich selbst lächeln müssen, wenn ich mich bei dem vergeblichen Bestreben ertappte, die Stellung des Übermenschlichen, den göttlichen Blick, die kühne Haltung des Kopfes, den Trotz und die Zuversicht des Mundes nachzuahmen!" Also: „der Übermenschliche"; allerdings nicht ganz im Sinn von „der Übermensch", aber doch immerhin zur Bezeichnung eines über unser Maß hervorragenden Heroen. Ob Campes Ausdruck jünger oder älter ist als Goethes, — er ist wohl sicher jünger —, thut nichts zur Sache.

Auch das substantivirte Neutrum fehlt nicht, freilich viel später, aber doch aus einer Zeit, in der das Schlagwort „Übermensch" noch nicht einwirkte. Goedeke sagt (Grundriß [1]3, 517) von Grabbes Geniedrama: „Don Juan hält es für thöricht, sich um das Übermenschliche zu mühen, wenn man ein Mensch ist, und Faust den Menschen für zwecklos, der nicht nach dem Übermenschlichen strebt". Wir dürften wieder einsetzen, zumal es sich um Faust handelt: „er hält den Menschen für zwecklos, der nicht nach dem Übermenschen strebt".

12. Das Wort war also da. Aber nun tritt das Auffallendste ein: es macht zunächst gar keinen Eindruck. Goethe selbst, der es in zehn Jahren zweimal anwandte, kommt auf seinen Fund nicht wieder

zurück, so eifrig er sich mit Studien über das „Dämonische" und den „dämonischen Menschen" (dessen Begriff in unsern Tagen Strindberg im „Rothen Zimmer" und Ibsen in der „Wildente" parodirt haben) beschäftigte, so oft er mit Ausdrücken wie jenem „Unmenschen" in „Dichtung und Wahrheit" in die Nähe kam. Campe (Wörterbuch der deutschen Sprache V S. 32) bringt zwei Belege, aus Herder (in ungünstigem) und aus Jean Paul (in günstigem Sinn: „das vulkanische anfangs verwüstende Feuer solcher Übermenschen"); außerdem die Stelle aus Goethes „Zueignung". Er selbst definirt: „ein über die gemeinen Menschen erhabener, oder auch nur über andere Menschen sich erhaben denkender Mensch"; die beiden Citate aus Herder und Jean Paul kann ich zur Zeit nicht näher feststellen. Einen weiteren Beleg aus Herder verzeichnet Heynes D.Wb. unter Uebermensch. Wenn Schiller in seinen Vorarbeiten zu den „Maltesern" auf jene ältere Wendung trifft: „des guerriers, qui semblaient être quelque chose de plus que des hommes" (vgl. Hildebrand a. a. O. Sp. 3417, d.; ebenso englisch more than human), so denkt er nicht daran, von Übermenschen zu reden, sondern er sagt: „Wir sind Menschen, ihr sollt mehr sein" (Leitzmann Euphorion Ergänzungsheft 4, 89). Wenn Immermann parodistisch von dem Geniekultus der Hegelianer spricht, so sagt er ebenfalls: „Sie lernten nämlich einen Menschen kennen, einen wunderbaren Mann, einen Mann, der mehr zu sein schien, als ein Mensch" (Münchhausen VI Kap. 3; in Kochs Ausgabe 2, 109). Die Romantiker pflegen den Begriff so eifrig, aber Novalis spricht von dem „vollendeten Menschen", Brentano und Görres kehren zu dem prägnant gebrauchten „Menschen" zurück, oder man hilft sich mit symbolischen Ausdrücken, Umschreibungen, Bildern. Später scheint man vollends zu dem tappenden Suchen der ersten Geniezeit zurückkehren zu müssen. Wenn Wilhelm Müller (1827) den übertriebenen Geniekultus parodiren will, so muß ein vorlauter Maler einen übermütigen und regelfeindlichen Jungen verherrlichen: „der Bernhard ist ein prächtiger Kerl, ein Kapitaljunge, ein Normalmensch" (Schriften 3, 28). Beim Jungen Deutschland heißt der Übermensch etwa in Laubes „Kriegern" (1838) „der Kolossalmensch" (vgl. Mielke Der deutsche Roman S. 93), ähnlich wie man in Lessings Zeit vom „Riesengeist" sprach. Oder man redet prägnant von „Natur", „Vollnatur", „Vollsaftnatur". Auerbach taufte eine tief angelegte Persönlichkeit „Quellnatur"; Spielhagen bezeichnet den dem Übermenschentum zustrebenden Helden des Romans „In Reih und Glied" als „heroische Natur" (Mielke ebd. S. 256). In fast all diesen Fällen wäre Goethes Ausdruck zu verwenden gewesen; statt dessen griff man in die ältere Terminologie zurück. Gottschall (D. Nat.-Lit. 5. Aufl., II 31) nennt Rahel (nach Berdrow, Rahel S. 70) „eine centrale Natur" und erneuert damit ein Wort Kants, der Hippel einen „Centralmenschen" genannt hatte (Th. Mundt, Kritische Wälder S. 195). Freilich meint der gleiche Ausdruck — was wortgeschichtlich wichtig ist — nicht ganz das Gleiche. Kant dachte wohl

im Sinne seiner astrophysikalischen Theorie an einen Mann von festem glühenden Kern im Gegensatz zu kühleren, loseren Naturen; Gottschalls Wort ist dagegen im Sinne jenes ästhetischen „Mittelpunkts" Goethes und der Romantiker zu fassen.

13. Zuweilen stieß man fast an Goethes Neubildung. Otto Ludwig spricht in seinen Plänen zu „König Darnleys Tod" (1853 f.; vgl. Schriften hersg. von Erich Schmidt und Adolf Stern 4, 28) von „Übermann" und „Überweib" (zu diesem letzteren Ausdruck vgl. Leo Berg a. a. O. S. 208 f.), denen er den „Unmann" gegenüberstellt. Aber das Wort „Übermensch" selbst ist, soweit ich sehen kann, in der ganzen Zeit zwischen Goethe und Nietzsche nur zweimal gebraucht worden — in einem Jahrhundert zweimal, wie vorher von Goethe selbst zweimal in einem Jahrzehnt! W. Jordan, der dem Begriff Nietzsches sehr nahe kam, hat das Wort „nicht in diesem Sinne, sondern nur einmal in einer Prosaschrift zur Bezeichnung Homers gebraucht" (Tille, Deutsche Lyrik S. LV; nämlich in der Schrift „das Kunstgesetz Homers und die Rhapsodik S. 869). Im Sinne Goethes aber verwandte ein vergessener Dichter das Wort, Solitaire (vgl. über ihn meine „Deutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts" S. 493 f.): „In den Dschungeln, den undurchdringlichen und unerforschten Bambusrohrsümpfen der Inseln Java und Sumatra sollen, nach englischen Reiseberichten, wirklich entsetzliche Wesen leben, die den physiologischen, durchaus konsequenten und vielen andern derartigen Übergängen ganz analogen Übergang zu Menschen und zum dämonischen Übermenschen, dem Teufel, bilden" (Dunkler Wald und gelbe Düne 1856 S. 22 Anm.). Der Teufel als dämonischer Übermensch — gerade wie in jenen Worten Mephistos: ganz sicher ein Genie, vielleicht sogar der Teufel! Solitaire spricht ebenso auch von der „Übernatur": „Die Brüder hörten den Bruder mit Staunen, sie schauerten vor der Übernatur, die sich in seinem Wesen aussprach" (ebd. S. 109). — J. Grosse in seinem früh begonnenen „Fortunat" (ebenfalls um 1856 angefangen: Grosse, „Ursachen und Wirkungen" S. 208 f. vgl. S. 200) hat das Wort wohl erst in der letzten Bearbeitung (Wien 1896) eingesetzt. Übrigens ist zu beachten, daß auch er Substantiv und Adjektiv nebeneinander hat:

Ich weiß, du bist Titan, ein Übermensch,
und: Gold heißt das Übermenschliche.

(beides a. a. O. S. 64).

14. Man kann also sagen: von 1784—1883, volle hundert Jahr, hat der Ausdruck geruht. Um die Mitte des Jahrhunderts zeigen sich unwillkürliche Tendenzen auf das Wort (Otto Ludwig 1853) und auch seine Anwendung im allgemeineren Sinn (Jordan) und im engeren (Solitaire 1856, Grosse vielleicht um dieselbe Zeit); aber sie gehen wieder vorüber. Das Wort bedurfte eines zweiten Schöpfers. Und es bedurfte, um lebensfähig zu sein, eines neuen Elements.

Dies neue Element ist das der Isolirung. Angedeutet fanden wir

es längst. Über das Danaergeschenk des Genies klagen schon Haller, Klopstock, Hamann, Herder (Hildebrand a. a. O. Sp. 3434). Weil sie größer sind, als Andere, sind sie dem Neid und der Mißgunst mehr ausgesetzt, bemerkt sogar der sanfte Hirschfeld, indem er ein später ganz anders gewandtes Gleichnis, so viel ich weiß, zuerst gebraucht: „Wie das Licht die Höhen früher als die Thäler erhellet, so entdeckt man auch bei großen Männern die Fehler eher als bei gewöhnlichen Menschen" (Versuch über den großen Mann S. 53; bei Buckle und seinen Anhängern dient das gleiche Bild, um die Stellung des genialen Menschen zur allgemeinen Entwicklung zu malen: sie werden nur früher von der Sonne beschienen, die später doch Allen aufgeht). Aber daß in dem Genie nicht nur ein Element der Einsamkeit, sondern auch weiter noch ein Element der zunehmenden Vereinsamung liegt, das hob die Genieperiode und die Romantik selten hervor. Ganz natürlich: die „Genies" der Sturm- und Drangperioden traten gruppenweise auf — mit „Kalmückenhorden" verglichen sie mißvergnügte laudatores temporis acti; die Romantiker bildeten enggeschlossene Schulen, Klubs, Cliquen.

Viel stärker mußte in dem geselligsten Lande der Welt das Genie vereinsamen. Bei uns führte es Lessing und Herder wenigstens auf einige Zeit, Schiller und Goethe, die romantische Schule, Heine und seinen Kreis dauernd zusammen. Anders in Frankreich, wo alles Auffällige als geschmacklos gilt. Hier gab Benjamin Constant dem „Wertherismus" eine ganz neue Wendung; hier ward Sénancour der Theoretiker des neuen „homme supérieur".

Etienne Pivert de Sénancour (1770—1846) hat es in Frankreich zu geringem Ruf gebracht, obwohl niemand Geringeres als George Sand die zweite Ausgabe (1833) seines Hauptwerks „Obermann" (1804) eingeleitet hat. In der Biographie Universelle (39, 50 f.) kommt er schlecht weg; man muß sich an G. Brandes (Hauptströmungen der Lit. d. 19. Jrhdts. I, 51 f.) wenden, um die Bedeutung dieses einsamen Genies gewürdigt zu finden. Von Niemandem verstanden, von Niemandem auch nur beachtet, studirte Sénancour an sich das Phänomen des „großen Einsamen"; über seinen Mangel an Erfolg tröstete er sich, indem er in der Vorstellung des siegreichen Übermenschen schwelgt. „L'homme supérieur a toutes les facultés de l'homme, et il peut éprouver toutes les affections humaines ... L'homme supérieur voit toujours au-delà de ce qu'il fait; loin de rester en arrière de sa destinée, il devance toujours ce qu'elle peut lui permettre ... Il est au-dessus des grandeurs et du pouvoir: il aime ce qui est utile, noble, et juste; il aime ce qui est beau" (Ausg. 1840 S. 458 f.) Man sieht: das moralische Element ist scheinbar zurückgekehrt, aber im Gegensatz zu dem großen Mann Hirschfelds — der, wie Friedrich der Große in „Minna von Barnhelm" beurteilt wird, „wohl auch ein guter Mann ist" — thut der homme supérieur nichts um der Andern willen, sondern lediglich aus innerer Notwendigkeit heraus; tief unter ihm liegen

die Andern, für die er etwa sorgen könnte. Es ist ein Heros, aber nicht ein Herakles und Theseus, weil ihn des Volkes jammert, sondern ein Heros um seiner selbst willen.

Während die Erhabenheit des Genies von der französischen Deklamation immer stärker betont wird, sucht man zuerst noch das moralische Element festzuhalten. So Victor Hugo in seinem charakteristischen „William Shakespeare" (1869), seiner Genie-Poetik, die er England zum Dank für das Asyl gewidmet hat — jenem seltsamen Buch, indem es unter Andern den deutschen Dichter der Zukunft prophezeit: „Le grand poète définitif de l'Allemagne sera nécessairement un poète d'humanité, d'enthousiasme et de liberté. Peut-être, et quelques signes l'annoncent, le verra-t-on bientôt surgir" (Ausgabe von 1867 S. 75). Hier nun orakelt V. Hugo (Livre II, Les Génies; S. 27 f.) über die Hohepriesterrolle des Genies. Aber er schränkt den Begriff streng nach Moralprinzipien ein; so streng, daß er gerade den eigentlichen Renaissance-Menschen, die „blonde Bestie" Nietzsches negirt. „La période des hommes de force est terminée. Ils ont été glorieux, certes, mais d'une gloire fondante" (S. 329).

Aber diese Einschränkung auf den „großen Mann" der alten Zeit ließ sich nicht aufrecht erhalten. Der homme supérieur Sénancours wuchs sich immer rücksichtsloser zum einsamen Übermenschen aus. Balzac erklärt (im „Père Goriot"; Oeuvres complètes, Ed. définitive 4, 96) einen Galeerensklaven und zwar einen, der wirklich ein skrupelloser Verbrecher ist, für solch einen Übermenschen. „Il n'y a pas de principes, il n'y a que de circonstances: l'homme supérieur épouse les évènements et les circonstances pour les conduire. S'il y avait des principes et des lois fixes, les peuples n'en changeraient pas comme nous changeons de chemise". So stellt Vautrin eine Theorie auf, die der grob und äußerlich mißverstandenen Nietzsches ähnlich sieht und sich wie diese auf die Veränderlichkeit der „Moralen" stützt.

Dieser französische Begriff des „homme supérieur" hat sich an Napoleon geschult (vgl. auch Leo Berg a. a. O. S. 174); daher auch bei Stendhal-Beyle der identische Begriff des „être supérieur". Für ihn bilden die Übermenschen nicht mehr eine Klasse; es sind ganz singuläre Existenzen, die eben aus ihrer Isolirung das Recht einer besonderen „Herrenmoral" nehmen.

15. Aber neben dem nicht allzu hohen Ideal des französischen Übermenschen hat das erhabene der englisch-amerikanischen Moralisten auf die Wiedererweckung des Begriffs und des Wortes bei Nietzsche eingewirkt. Leo Berg (a. a. O. 20 f.) nennt drei neuere Schriftsteller, die „in ihrer Art Lehrer des Übermenschen wurden": den Dänen Kierkegaard, den Engländer Carlyle, den Amerikaner Emerson. Aber nur der Dritte hat auf Nietzsche gewirkt, der den Ersten kaum kannte, den Zweiten nicht vertrug. Auch hat Carlyles „hero" keine neue Begriffsnuance aufgebracht.

Emerson gab 1841 (nach Strafforello, Litteratura Americana S. 78; Ed. Engel, Gesch. der Lit. Nordamerikas S. 48 hält in den paar ihm gewidmeten Zeilen jede Jahreszahl für überflüssig!) seine „Essays" heraus. Sie sind erfüllt von der Sehnsucht nach großen Männern, die er ganz idealistisch als hohe Repräsentanten der Menschlichkeit faßt. Er bewundert große Männer aller Klassen (Ausgabe Routledge S. 150), aber vor allem doch die Heroen des Geistes. Sie stehen ihm näher zu der großen Einheit, zu der Gott-Natur, die der amerikanische Pantheist als „the over-soul" feiert (a. a. O. S. 58 f.); ein Anteil der einzelnen Seele an dieser „Über-Seele" der Menschheit ist es, was das Wesen des Genies ausmacht (ebd. S. 64). Die „Welt Seele", die er auch dichterisch verherrlicht (a. a. O. S. 509), ist das eigentlich Wertvolle in den großen Männern, denn eigentlich haben wir gar keine solchen und die Heiligen und Halbgötter der Geschichte sind legendarisch (S. 66).

16. Im Gegensatz zu dem praktisch zugreifenden homme supérieur sehen wir hier die religiöse Natur des Genies stark betont; im Gegensatz zu der realistischen Auffassung finden wir eine mystisch-pantheistische. Beide aber treffen darin zusammen, daß sie den außerordentlichen Mann noch viel stärker isoliren als frühere Epochen das Originalgenie oder den Heros; beide betonen den Kampf zwischen dem Einzelnen und den Vielen auf das Lebhafteste.

Ich möchte glauben, daß Nietzsches „Übermensch" von hier seinen Namen hat und mit dem Goethes nur aus der gleichen Grundanschauung heraus, nicht durch Entlehnung gleich benannt ist. Oder mindestens dürfte dem in französische Litteratur lange Zeit vertieften Denker der „homme supérieur" den Anstoß gegeben haben, den Ausdruck „Übermensch" neu zu prägen; möglich, daß für die hohe Auffassung des Begriffes auch Emersons — anders gemeinte — „over-soul" etwas hergab.

Das Letzte, Tiefste bleibt ja doch ganz Eigentum des Finders oder Neugestalters. Mit dem „Zarathustra" (1883—1885 verfaßt; I—III 1883—1884, IV 1892 veröffentlicht) trat die „neue Tafel" ans Licht: „Ich lehre euch den Übermenschen". Über die ganz neue Fassung des Begriffs verweise ich vor allem auf das ausgezeichnete Buch von H. Lichtenberger, Die Philosophie Friedrich Nietzsches (S. 164 f.); daneben z. B. auf Leo Berg (a. a. O. S. 70 f.). Meine eigene Auffassung der Idee Nietzsches habe ich in meiner „Deutschen Litt. des 19. Jahrhunderts" (S. 723 f.) entwickelt.

17. Wir sind damit eigentlich am Ziel. Die zahllosen Anwendungen des neuen Schlagworts, von deren Vertretern ich aufs Geratewohl Conrad („In purpurner Finsternis" S. 80), K. Bleibtreu („Der Übermensch", Drama 1897; vgl. Leo Berg, S. 179), Isolde Kurz („Italienische Erzählungen" S. 34) anführe, bieten nichts Neues. Auch die Flora der Nach- und Komplementärbildungen wie „Untermensch" (Isolde Kurz a. a. O.; Leo Berg, S. 86 f.) und „Überweib" (schon bei Otto Ludwig), der Zusammensetzungen wie „Übernormal-

mensch" (Hartleben, Erziehung zur Ehe S. 33) kann ich nur streifen, um darauf hinzudeuten, wie fruchtbar das neue Wort gewuchert hat. Ich möchte bei dieser Gelegenheit für das Studium der Neologismen unserer Neuesten ein gutes Wort einlegen; gerade unter den Jüngsten entwickeln einige wie z. B. Bierbaum ein entschiedenes Talent für die Sprachschöpfung im Kleinen, wenn auch ein sprachschöpferischer Geist großen Stils nach Nietzsche nicht wieder aufgetaucht ist.

Auch Emersons „over-soul" hat in der „Unterseele" (Titel einer Novellensammlung von A. Hauschner; öfters in der psychologischen Litteratur) ein Gegenstück gefunden.

18. Ganz lehrreich ist dagegen als Anhang ein Blick auf die Versuche unserer Nachbarn, sich den neuen Begriff anzueignen.

„Genie" kam ja aus dem Französischen, allerdings unter Mitwirkung des lateinisch-englischen «genius» «ingenium» (vgl. Hildebrand Sp. 3399 f.), wogegen „genial" eine deutsche Schöpfung ist (vgl. ebd. 3393), „original" aus dem Englischen übernommen (ebd. 3420). Wie diese Anschauungen in der Genieperiode allgemein verbreitet sind, so treffen wir auch neben Lessings „mehr als Mensch": «more than human» (ebd. 3418), «quelque chose de plus que des hommes» (Vertot in der von Schiller s. o. benutzten Stelle). — „Kerl" konnte durch irgend ein kräftig volkstümliches Wort wiedergegeben werden, am liebsten durch eins mit altertümlichem Klang. „Ein Kerl, der spekuliert" (Faust 1, 1830) gibt Bayard Taylor mit «a speculative wight», G. Pradez (Le Faust de Goethe, Paris 1895, S. 159) mit «un gaillard qui s'abstraît»; Sabatier (Le Faust de Goethe 1893, S. 66) und Mc. Lintock (a. a. O. S. 85) vermeiden es, das Wort zu übersetzen. Den Versuch, den Terminus eigenartig wiederzugeben, macht von diesen vier teils tüchtigen, teils glänzenden Übersetzern keiner, was nicht eben wunder nimmt, da die volle Kraft des Wortes auch bei uns meist verkannt wird.

Die Bildung neuer Worte war dagegen kaum zu vermeiden, wo es sich um den „Übermenschen" in der Erdgeistscene handelt. Bayard Taylor (ich zitiere nach der Ausgabe des Canterbury Poets, London 1889), der König der Goethe-Übersetzer, braucht ein substantivisch verwandtes Adjektiv:

what mean perturbation
Thee, superhuman, shakes? (S. 24.)

Mc. Lintock bildet neue Worte: er gebraucht, wie schon erwähnt, einmal substantivisch «the more-than-man's son» (S. XXV), einmal adjektivisch «the more-than-human» (S. 26). Beides liegt noch in der Tradition des „mehr als Mensch" der Bodmer-Zeit. Ebenso Sabatiers «toi plus qu'un homme» (S. 20). Tiefer geht Pradez, wenn er (S. 47) «le héros surhumain» sagt. Aber keiner hat den Mut, ein genau entsprechendes Substantiv zu schaffen.

Als nun Nietzsches Schlagwort mit neuer lexikologischer Kraft

auftrat, drängt sich diese Technik, die Nachbildung des neuen Substantivs, mit merkwürdiger Kraft auf. Herr Dr. Horneffer hat die Güte gehabt, im Weimarer Nietzsche-Archiv die wichtigsten Uebersetzungen des Wortes für mich zusammenzustellen. Ich finde folgende Gruppen:

1) substantivirtes Adjektiv, wie in den Goethe-Uebersetzungen: nur bei *Henri Albert,* Pages choisies de *Fr. Nietzsche* und Ainsi parlait Zarathoustra:

le surhumain.

2) Substantivbildung

a) mit der üblichen einheimischen Präposition:

Lichtenberger, la philosophie de Nietzsche und Aphorismes et fragments choisis de Fr. Nietzsche:

le surhomme.

A. Tille, Thus spoke Zarathustra:

the beyond-man:

Zofia Daszynska: Nietzsche-Zarathustra.

nad cztowiek (Übermensch S. 40).

b) mit altertümlicher Präposition aus klassischer Sprache:

Bernardini, Revue de Paris 1895, No. 1.

Lauterbach et *Wagner*: A travers l'oeuvre de Frédéric Nietzsche.

Brunetière, Après le procès:

le superhomme.

Decio Cortesi, La Storia Morale di Federico Nietzsche.

Ettore G. Zuccolo, Frederico Nietzsche:

il superuomo.

Man muß sich hüten, bei der Beurteilung dieser fremden Wortbildungen sich etwa von dem Klang unseres „superklug" verführen zu lassen, des Wortes, das Lichtenberg (Schriften 1, 162) lieber als irgend ein anderes gemacht haben wollte. „Superklug" steht zu „überklug" etwa wie „extragescheit" zu „übergescheit": das steife Fremdwort, das gleichzeitig an gespreizte Titel, wie „Supernumerarius" erinnert, gibt dem Simplex einen ironischen Beigeschmack: „die Superklugheit ist eine der verächtlichsten Arten von Unklugheit" (Lichtenberg ebd. S. 145). Dagegen stehen die romanischen Sprachen dem Wort ihrer Ursprache lediglich mit einer gewissen Ehrfurcht gegenüber; was natürlich eine ironische Anwendung des ganzen Terminus — etwa bei Brunetière — nicht ausschließt. So hat auch superfin französisch (nach dem Dictionnaire de l'Académie française 1835 I Sp. 619 [b]) nichts von dem spöttischen Beigeschmack unseres „superfein".

c) beides fällt zusammen:

Παῦλος Νιρβᾶνα, Ἡ Φιλοσοφία τοῦ Νίτσε:

ὁ υπεράνθρωπος

3) Umschreibung:

Havelock Ellis, Affirmations:

the man of the future.

Auch Nietzsche selbst gebraucht in den älteren Schriften diesen Ausdruck: „Menschen der Zukunft" („Wagner in Bayreuth", Werke Kl. Ausgabe 1, 583).

4. Andere englische Darstellungen setzen den deutschen Ausdruck ein: „Übermensch".

Herrschend finden wir also ein Bedürfnis, durch eine sprachwidrige Zusammensetzung des neuen Substantivs mit einer alten Präposition eine gewisse feierliche Prägung zu erzielen: superhomme, superuomo (zwar verbietet sich sopra-uomo auch aus lautlichen Gründen). Als die beste Wiedergabe will mir Tilles «beyond-man» erscheinen. Auf den «homme supérieur» hat niemand zurückgegriffen; er schien wohl zu abgeblaßt.

Daß diese Übersetzungen mit gutem Bedacht gewählt sind, beweist etwa bei Lauterbach und Wagner (S. 40) die Anmerkung: «Pour plusieurs raisons on n'a pu adopter la traduction «surhomme». In der That schmeckt diese gar zu übersetzt. Wäre nicht «le plus-que-homme» vorzuziehen? —

Jedenfalls liefern auch diese mannigfachen Versuche, den Ausdruck wiederzugeben, einen Beweis dafür, als wie wichtig und unentbehrlich er empfunden ward. Mit Goethes „Übermensch" fand man sich leicht ab; für den Nietzsches zerbrach man sich den Kopf. Nicht mit Unrecht — das Wort bedeutet, wie wir gesehen haben, den — vorläufigen! — Abschluß eines nicht unwichtigen Stückes Geistesgeschichte und liefert von neuem den Beweis für die kultur- und litterarhistorische Fruchtbarkeit der Wortforschung.

Das Wort „Übermensch" ist in seiner ersten Periode ein charakteristisches Produkt der Sturm- und Drangzeit; und es ist kein Zufall, daß es in einer Zeit wiederkehrt, deren Sehnsucht, deren Ausdrucksmittel, deren Lebenshaltung man vielfach mit denen der Genieperiode und der Romantik vergleichen konnte. Und für den Inhalt des Begriffs, wie er wenigstens zumeist aufgefaßt wird, muß man auch heut wieder wie bei Lenz oder bei Brentano — nicht bei Goethe, nicht bei Nietzsche! — an jene Mahnung erinnern:

„So glaubst du dich schon Übermensch genug?
Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen?

„Lieber als ihre Pflicht", sagt vortrefflich der Kirchenhistoriker Carl Hase (Handbuch der protestantischen Polemik [5] S. 377) „mögen gar manche Menschen von sehr zweifelhafter Sittlichkeit mehr als ihre Pflicht thun".

Berlin, den 6. Januar 1900.

Luthersches

von

Paul Pietsch.

1.

Das wort sie sollen lassen stan
und kein danck dazu haben.

Während Ph. Dietz im Lutherwörterbuch diese Stelle gar nicht verzeichnet, ist sie neuerdings mehrfach der Gegenstand von Erklärungsversuchen gewesen. Es handelt sich um die Bedeutung von danck und die Auffassung und Beziehung des dazu. Die Möglichkeit, dazu nicht mit „danck haben" zu verbinden, sondern es in der Bedeutung 'überdies, zudem' zu nehmen, wäre an sich allerdings gegeben, vgl. bei Luther: „und trotzet noch dazu . . . muß leiden und dazu danken" Sir. 13, 4; „das sie noch dazu spotteten; spotteten ihr noch dazu" 2 Marc. 7, 39; 12, 14; „leugnete abermal und schwur dazu" Matth. 26, 72. Aber dann würden wir erwarten: „und dazu keinen danck haben" oder „und keinen danck haben dazu", die Rücksicht auf den Vers hätte wohl nicht zu einem Abweichen von der sonstigen Anfangs- oder Endstellung des einfachen (nicht durch noch verstärkten) dazu genötigt. Somit verlieren alle Erklärungsversuche, die dazu nicht als zu danck haben gehörig fassen, von vornherein viel an Wahrscheinlichkeit. Von diesen Erklärungsversuchen übergehe ich die, welche im Jahre 1883 in der „Nationalzeitung" (3. Aug., 5. Aug., 6. Sept., 5. Okt.) und „Neuen Stettiner Zeitung" (5. Nov.) vorgebracht wurden, hier zunächst mit einer bloßen Erwähnung, weil ihr Inhalt von G. Kunze in der Ztschr. f. wissensch. Theologie 41 (1898), S. 435 ff. sehr ausführlich mitgeteilt ist. Auf einiges dort Vorgebrachte komme ich aber am Schlusse nochmals zurück.

Die Meinung, daß danck in seiner heutigen Bedeutung zu nehmen sei, hat mit einer kleinen Abwandlung (danck soll unserm 'Lohn' entsprechen) K. Scheffler in der Ztschr. d. allg. deutschen Sprachver. 8 (1893), Sp. 35 vertreten, mit einer anderen (danck = Turnierdank, Siegespreis) Sprenger in Ztschr. f. d. deutsch. Unterr. 7 (1893), S. 683 4 und M. Fischer, Ztschr. d. allg. d. Sprachver. 8, Sp. 118. Gegen die Auffassung von danck als 'Turnierdank, Siegespreis' machte R. Hildebrand in der Ztschr. f. d. deutsch. Unterr. 7, 787 auch geltend, daß es sich in dem von Luther gebrauchten Bilde offenbar nicht um das ritterliche Waffenspiel handele, sondern um ernsten Kampf im Felde mit einer Burg als Rückhalt. R. Hildebrand vertritt seinerseits eine Auffassung, die vorher z. B. von M. Heyne (Wtbch. 1, 1890, Sp. 540) angedeutet ist, daß nämlich danck = „Absicht, Wille" (mhd. [un]dankes = '[un]freiwillig', âne danc u.s.w., ohn dank auch bei Luther noch in der Bedeutung wider Willen) zu nehmen sei. keinen Dank dazu haben

stelle nur „eine dem Verse und dem Gedanken willkommene weitere Ausführung von ohn ihren Dank“ dar, der Sinn sei: „und sie müssen (das Wort stehen lassen), sie mögen wollen oder nicht, sie müssen auch wider Willen“. Das schien Hildebrand „mit Sinn und Kraft in den Gedankenzusammenhang trefflich passend“. Das wird man zugeben müssen, zumal auch dazu bei dieser Auffassung als von danck haben abhängig angesehen werden kann. Indessen hat Karl Scheffler in der Ztschr. d. allg. d. Sprachv. 8 (1893), Sp. 33 ff, der diese Auffassung im Anschluß an Heynes Wb. besprach, mit Recht eingewendet, danck in dieser Bedeutung finde sich bei Luther nur noch in den Formeln ohn (meinen usw.) danck, zu dancke, sonst begegne es nicht und besonders sei es in Verbindung mit haben nicht nachweisbar. Wo bei Luther danck haben erscheine, bedeute es 'Dank, Lohn von etwas haben', so Luc. 6, 32; Sir. 29, 32. Darum tritt Scheffler für letztere Bedeutung auch an unserer Stelle ein.

Eine dritte Erklärung unserer Stelle nimmt danck in seiner ursprünglichen Bedeutung = 'Gedanke'. Diese Deutung scheint zuerst Oskar Jänicke († 1873) versucht zu haben, wenigstens teilt Suphan, Zwei Kaiserreden (1879), S. 53 mit, J. habe die Stelle so gefaßt: „und die Widersacher sollen keinen Anschlag auf den Gotteswort hegen, mit keinem Gedanken daran denken dürfen“. Auch Th. Bach (Nationalzeitung 1883, 3. Aug.) nennt Jänicke als Urheber dieser Auffassung und vertritt sie selbst. Mir trat sie zuerst entgegen in einem Briefe Fedor Bechs an mich (v. 1892). Bech wies zur Stütze hin auf: dar hadden des koninges râd danken tô (Magdeb. Schöffenchronik 301, 18; im Glossar wird erklärt: dabei hatten des Königs Räte Gedanken, waren mißtrauisch), auch erinnerte er weiter an: sîne denke da zu legen (Elisabet hrsg. v. Rieger, 4458 = 'seine Gedanken darauf richten'); das ich des habe deheinen danc (Ulrich v. Eschenbach, Alex. 6480. 22680) = 'nicht daran denke'. Bech wollte demgemäß erklären: sie sollen keine Gedanken zusetzen, nicht ihre subjektiven Anschauungen zu Glaubenssätzen erheben, nicht kritisiren, entsprechend dem Schriftworte: „jr solt nichts dazu tun und auch nichts davon tun“ 5 Mose 4, 2. Ich antwortete damals, diese Auffassung schiene mir sehr annehmbar, da ja Luther danck = 'Gedanke' sicher wenigstens im Plural kenne (vgl. Dietz, der zwei Belege aus den von Luther selbst herrührenden Teilen der Kirchenpostille anführt). Den Sinn könne man wohl noch einfacher so fassen: sie sollen keinen Gedanken auf das Wort verwenden, es nicht mit Gedanken oder nicht einmal in Gedanken antasten. Ob F. Bech seine Ansicht später irgendwo öffentlich ausgesprochen hat, ist mir nicht bekannt worden, dagegen hat sie ohne Beziehung auf einen Gewährsmann, E. Kogler in der Ztschr. d. allg. deutsch. Sprachv. 8 (1893) Sp. 81 vorgetragen. Dieser erklärte aber: keinen Gedanken dazu d. h. daneben haben, dem Ausdruck keinen Zwang anthun, nichts hineinklügeln.

Ich habe hin und wieder an mich ergangene Anfragen über meine

Auffassung unserer Stelle stets im Sinne meiner Mitteilung an F. Bech beantwortet, aber es war mir klar, daß die wirkliche Entscheidung nur durch eine Lutherstelle erbracht werden könne, in der der Ausdruck genau so verwendet wäre wie in jenem Verse. Eine solche hatte Kogler a. a. O. in Sir. 29, 32 zu finden gemeint, deren und keinen danck haben er gleich 'nicht Kenntnis nehmen, nicht darauf achten' setzte. Indessen wurde er (ebda. 8, Sp. 118) belehrt, daß das entsprechende εἰς ἀχάριστα des griech. Textes für die Auffassung des danck an dieser Stelle = gratia spreche. Ebenso auch, füge ich hinzu, das „et ad haec amara audiet" der Vulgata. Dagegen gibt es in der That wenigstens eine genau entsprechende Parallelstelle. In Luthers Schrift „Von heimlichen vnd gestolen brieffen" (1529) heißt es Bl. C. 4ª des Lufftschen Urdruckes (= Erl. 31, 17): „Nu sol mir Hertzog George die freiheit lassen / das ich yhn heimlich vrteile mit gedanken / schrifften / reden / wie ichs fur Gott weis zu verantworten / vnd sols keinen danck dazu haben / Grobelt er aber darnach hinder meinen wissen vnd willen / vnd lasst mirs abstelen / vnd findet als denn / das yhm verdreusst / so hab ers yhm / vnd ein gut iar dazu". Luther will hier offenbar sagen: Herzog Georg soll mir die Freiheit lassen, heimlich über ihn zu urteilen, wie ichs glaube verantworten zu können, und er soll darauf keinen Gedanken verwenden, thut er das letztere aber, indem er hinter meinem Rücken ihnen nachspürt, so muß er sich gefallen lassen, wenn er findet was ihn verdrießt. Ganz deutlich sind hier keinen danck dazu haben und Grobelt er als Gegensätze aufzufassen, der Sinn der ersteren Wendung kann also kein anderer sein als 'nicht nachspüren, keinen Gedanken darauf verwenden'. dazu erklärt sich leicht, wenn man sich erinnert, daß das Denken als eine Bewegung, die zwischen uns und den Dingen vorgeht, aufgefaßt wird (vgl. mhd. denken nâch, wider einen, gegen eime; nhd. denken an eine Sache u. s. w.) und daß nd. tô und demgemäß auch zuweilen md. zu vielfach an Stellen erscheint, wo das Hochd. eine andere Präposition anwendet; hier würden wir daran (darnach) erwarten entsprechend dem sonst bei Luther belegten (Dietz 1, 423ᵇ) dencken an (nach). Ein Beleg für dencken zu fehlt mir allerdings, aber man hat auch gar nicht nötig dazu allein mit danck statt mit danck haben zu verbinden. Daß L. im allgemeinen die ausgedehntere ndd. Verwendung von zu nicht fremd ist, zeigt z. B. sein antworten zu neben antworten auf (Dietz 1, 106ᵇ).

So dürfen wir wohl folgende Auffassung unserer Lutherverse als gesichert ansehen: Das Wort sollen sie stehen lassen und kein darauf gerichtetes Denken haben, d. h. sie sollen es weder äußerlich noch auch nur innerlich mit ihren Gedanken antasten. Nur eins könnte in der herangezogenen Parallelstelle noch Bedenken erregen: vnd sols keinen Danck dazu haben. sols = 'sol sie' zu setzen ist gar keine Möglichkeit, = 'sol es' nur allenfalls, wenn es als Gen. genommen wird abh. von Danck haben. Dann wäre jedoch die Ergänzung dieses Ausdruckes doppelt vorhanden. Ein solches „überflüssiges" angelehntes s findet sich indessen

auch sonst bei Luther nicht selten; von den Belegen, die ich mir angemerkt, steht unserm Falle am nächsten: „das yhrs solchs bitten mit aller zuversicht thutt“ Weim. Ausg. 15, 77, 15. In einem Briefe an Spalatin (Enders, Luthers Briefw. 6, S. 3) stellt Luther die Sätze „Du sollsts mirs thun“ und „Du solltest es mir es thun“ einander gegenüber. Die niederdeutsche Ausgabe „Von hemelycken vnde gestolen breuen“ (1529), Bl. C. 3[b] gibt unsere Stelle durch „vnde solckes nenen danck dar tho hebben“ wieder, sols scheint also = 'solches' genommen zu sein, doch kann ein Druckfehler vorliegen. Schließlich sei noch bemerkt, daß Joh. Cochleus die auf Luthers Streit mit Herzog Georg von Sachsen bezüglichen Briefe und Schriften lateinisch herausgab u. d. T. „Epistolae atque libelli aliquot continentes controversiam, quae inter ... Georgium Saxoniae Ducem et M. Lutherum ... versata est“ (1529). Hier (Bl. Kija) ist unsere Stelle wiedergegeben durch „ac ne gratiam quidem eo nomine ullam a me inibit“. Diese Übersetzung würde denen Recht geben, die danck in der heutigen Bedeutung nehmen wollen, wenn nicht Cochleus allzu weit von Wittenberg zu Hause gewesen wäre, um als zuverlässiger Ausleger einer doch offenbar nicht weit verbreiteten deutschen Wendung Luthers gelten zu können. Im Anschluß daran sei erwähnt, daß bei der oben erwähnten Erörterung unseres Ausdrucks in der Nationalzeitung (1883) auch ältere Übersetzungen des Liedes „Eine feste Burg“ ausgegraben worden sind. Die meisten sind jedoch so frei, oder wie die niederd. (1530) so wörtlich („unnd keyn danck dar tho hebben“), daß sie gar keinen Schluß darauf zulassen, wie der Übersetzer unsere Stelle auffaßte. Joh. Sleidanus übersetzte (De statu relig. et reipublicae. 1555): „sed quantumvis inviti relinquent“, ähnlich Wolfg. Ammon (Odar. ecclesiatic. libri 3. 1579): „Nolint velintae quique“ und Valent. Cremcovius: „Nolit, velit, relinquat“. Diese Übersetzungen würden also die Auffassung von danck = 'Wille' für das 16. Jahrhundert erweisen, entscheiden über die Meinung Luthers können sie ebensowenig wie die oben angeführte Übertragung der Parallelstelle durch Cochleus.

2.

im Stiche lassen.

Diese Redensart wird herkömmlich zu denen gerechnet, die an Schwert- und Speerkampf anknüpfen, wahrscheinlich ebenso mit Unrecht wie „(den) Stich halten“, für das doch schon Frisch (1741) die richtigere Erklärung gibt: tam tenuis texturae est, ut non consui possit, non satis forte est, non diu durat. Diese hat denn auch Paul in seinem Wörterbuche angenommen, während er die Herkunft von „im Stich lassen“ als unklar bezeichnet. Daß „im Stiche lassen“, wie meist angenommen wird (auch von Borchardt-Wustmann), ein Ausdruck des Turniers sei, macht wohl schon der Umstand weniger wahrscheinlich, daß es als solcher nicht nachgewiesen ist (trotz der zahlreichen Turnierschilderungen), und daß die Redensart erst spät und gleich im uneigentlichen Sinne auftritt. Sanders bringt ältere

Belege überhaupt nicht, der älteste bei Heyne ist „die Religion im Stich sitzen lassen“ Opitz, dem „mein Ancker bleibt im Stich, im bodenlosen Grund“ bei Fleming zur Seite gestellt ist. Daran reiht sich (Borchardt-Wustmann Nr. 1142): „Die gute werck vnd wohlthaten, so den Armen geschehen, folgen vns nach in Tod vnd ins ewige Leben; das man sonst erspart vnd hinterlassen das bleibt im stich“ Chrf. Lehmann, Florilegium politicum 1639, S. 921. Für diese Stellen will die Gleichsetzung von Stich mit „(Kampfes)Gefahr“ nicht recht passen (vgl. besonders sitzen lassen). Von den Wörterbüchern scheint zuerst Stieler (1691) die Redensart gebucht zu haben; er erklärt „sub cultro linquere, deserere et destituere aliquem“, ganz ähnlich Steinbach (1734). Frisch (1741) verzeichnet nur unter „Stich im Charten-Spiel, victoria“: „einem einen Stich lassen, relinquere, deserere aliquem“, was vielleicht nur auf Vermischung zweier verschiedener Redensarten beruht.

Auf eine bestimmte Spur scheint eine bisher unbeachtete Lutherstelle zu führen. In der Schrift „Auff des Bocks zu Leypczick Antwort“ (1521) heißt es (Weim. Ausg. 7, 277, 5 f.): „Die weil ich sihe, das du deyne seele dran setzen wilt, und wie eine tzornige bien das leben im stich lassen, weil ich dir ...“ Hier ist im stich = 'beim Stechen' oder 'in der durch den Stich entstandenen Wunde'.[1] Es liegt nahe, in diesem Bilde von der zornigen Biene, die ihr Leben wörtlich im Stiche läßt, den Ausgangspunkt der Redensart zu erblicken: das Opitzische „im Stich sitzen lassen“ würde sich dieser Erklärung vorzüglich fügen und auch in „im Stiche bleiben“ bei Fleming und Lehmann könnte noch etwas von dem ursprünglichen Sinne der Redensart, wenn auch vielleicht undeutlich, empfunden sein, und es käme nur noch darauf an, durch andere Belege aus dem 16. und 17. Jahrhdt. Bestätigung — oder Widerlegung zu gewinnen. Denn es muß auch die Möglichkeit offen gehalten werden, daß Luther an der angeführten Stelle eine vorhandene Redensart „im stiche lassen“ nur wortspielend von der Biene gebrauchte. Diese Möglichkeit scheint durch das mnd. im steke unde lope laten nahe gelegt zu werden, das Lübben-Walther mit der Bedeutung 'im Stiche lassen' anführen, Schiller-Lübben aber nicht belegen. Sie verzeichnen nur im lope blîven = 'verloren gehen', das offenbar ähnlich zu erklären ist wie unterwegs (-wegen) bleiben = 'unterbleiben', unterwegen lassen = 'unterlassen', nämlich 'im Laufe, auf dem Wege zurückbleiben, zurücklassen'. Ließe sich in dem steke unde lope laten wirklich als eine schon in älterer Zeit öfter begegnende Redensart nachweisen, so würde es zweifelhaft werden, daß „im

[1] Letztere Bedeutung kann ich wenigstens für das niederd. steke zweifellos nachweisen. In den Medicinalia pro equis curandis, die Lübben aus einer Wolfenbütter Hschr. veröffentlicht hat, heißt es (Jahrb. des Vereins f. nd. Sprachf. 2, 19): Welk perdt sick ghestaket hefft [= sich gestochen hat], dem schal man den steke [= die Stichwunde] rumen wente vppe de grundt. Vnd schal dar swenel in gheten vnd spansgroen [= Grünspan] alle dage, went id hel ys. Die vorgeschriebenen Mittel, Schwefel und Grünspan zeigen übrigens, daß nicht an eine Fleischwunde, sondern an eine Verletzung des Hufs gedacht ist.

Stiche lassen" in jenem Bilde von der zornigen Biene seinen Ursprung habe, dann müßte man in steke und Stiche vielmehr einen mit lop verwandten Begriff suchen. Aber dieser Nachweis wird kaum zu erbringen sein.

Sprachliche Kleinigkeiten zu Lessings Jugendwerken.

Von

W. Creizenach.

1. In der ersten Zeit seiner schriftstellerischen Laufbahn scheint sich Lessing, wenigstens in der Theorie, gegenüber volkstümlichen und altertümlichen Worten, wie auch gegenüber sprachlichen Neuerungen ablehnend verhalten zu haben. Die Beurteilung von Gottscheds deutscher Sprachkunst in der Berlinischen privilegierten Zeitung, die B. A. Wagner ihm zuschreibt, könnte freilich auch von Mylius herrühren, doch war Lessing wohl mit diesem einverstanden, wenn er „die Menge fremder, seltsamer und Provinzialwörter" tadelt, „welche der Herr Verfasser ohne Bedenken mit in die deutsche Sprache aufnimmt". In dieser Besprechung wird es auch gerügt, daß Gottsched in seinem Verzeichnis der Kriegskunstwörter Avantgarde mit Vortrab und Arrièregarde mit Nachtrab übersetzt; der Recensent hält diese Ausdrücke für zu „pferdemäßig" und meint: „Besser würde es heißen: Vortrupp, Nachtrupp". In das 1. Jahrzehnt von Lessings Schriftstellerei wird wohl auch die Bemerkung gehören, die er in ein Exemplar von Steinbachs deutschem Wörterbuch a. v. Abe eintrug, „es ist kindisch und gemein geworden; es würde höchstens noch im burlesken Stile Platz finden". In das Jahr 1759 fallen Lessings bekannte Äußerungen über die guten alten Wörter bei Logau, sowie sein Tadel, daß Wieland nicht mehr „gute alte Wörter aus dem schweizerischen Dialekte gerettet" habe, anstatt überflüssige französische Wörter einzumengen. Er zählt eine Reihe bei Wieland vorkommender Fremdwörter auf, die ihm einen altmodischen Eindruck machen und ihn an das „galante Zeitalter Christian Weisens" erinnern; in dieser Liste befinden sich jedoch auch Wörter, die jetzt wieder ihren altmodischen Charakter verloren haben z. B. Korruption, Disciplin, Eleganz.

2. Zu -aner (D. Wb. I 319). Lessing scheint es 1753 als eine kühne Neuerung betrachtet zu haben, wenn er dieses Suffix noch anderweitig gebrauchte, als zur Bezeichnung der Anhänger einer bestimmten philosophischen Schule. Er sagt in den kritischen Briefen (ed. Hempel VIII, 204) „Die Klopstockianer wenigstens haben Alles gethan, was man von ihnen fordern kann. Die Klopstockianer? — — Warum nicht? Man gönne einem Dichter vom ersten Range die Ehre, die nur zu oft ein sehr mittelmäßiger Weltweise erhält!"

3. Für Interesse in der Bedeutung von „Anteil, den wir an

einer Sache nehmen", sind die ersten im D. Wb. IV 2, 2148 angeführten Belege aus Kant entnommen. Als Lessing seine Kritik über die Gefangenen des Plautus veröffentlichte (1750), war das Wort in dieser Bedeutung offenbar noch nicht gebräuchlich. Lessing sagt dort (Hempel XI[1], 126), wenn Tyndarus nicht ein Sohn des Hegio wäre, so würde dem Lustspiel des Plautus „eine Eigenschaft fehlen, welche de la Motte zu einer besonderen Einheit gemacht hat, ob sie gleich mit zur Einheit der Handlung gehört. Diese ist die Einheit des Anteils, oder wie er sie in seiner Sprache nennt, l'unité de l'intérêt". A. W. Schlegel, der in seinen Vorlesungen zur Geschichte der dramatischen Kunst und Litteratur (Werke VI, 19) den von de la Motte aufgestellten Begriff erörtert, bezeichnet ihn als „Einheit des Interesse", also ohne einen Genetiv von dem Worte zu bilden. Übrigens hatte Lessing selber schon vorher (1767) in St. XVII der hamburgischen Dramaturgie von dem „Mangel des Interesse" in Regnards Democrit gesprochen. Das französische Lehnwort hat also im Deutschen dieselbe Gestalt angenommen, wie das schon in der Rechtssprache des späteren Mittelalters vorkommende lateinische Lehnwort.

4. Denken in der Bedeutung von opinari vgl. D. Wb. II 936 f., wofür dort zahlreiche Belege aus Luther angeführt werden u. a. Hebr. 11, 19 „und dachte, Gott kann auch wohl von den Todten erwecken" — wird von Lessing 1755 in seiner Beurteilung von Schönaichs „Versuchen in der tragischen Dichtkunst" (ed. Hempel XII, 597) als ein Beleg dafür angeführt, daß Schönaich „seine tragischen Personen so kriechend, so pöbelhaft, so ekel sprechen läßt". Die Liste der sprachlichen Verstöße, die Lessing dort seinem Gegner vorrückt, hat überhaupt einen etwas pedantischen Charakter.

Der Verfasser des Neuen Froschmäuslers vom Jahre 1796.

Von

A. Gombert.

In Gödekes Grundriß[2] 2,509 folgt, wie schon in der ersten Auflage, auf das Verzeichnis der Ausgaben des Rollenhagenschen Froschmeuselers die kurze Angabe: Umarbeitung von Stengel, Köln 1796 [2. unveränd. Aufl. 1797]. Es scheint sich aber seit langer Zeit niemand um diese Umarbeitung oder um den hier genannten Stengel bekümmert zu haben; wenigstens in den großen Bücherverzeichnissen von Heinsius und in der Allg. D. Biogr. findet man keinen Stengel, der nach Lebenszeit und sonstigen Umständen im Jahre 1796 hätte ein Buch veröffentlichen können. Daß der Verlags- oder Druckort Köln erdichtet ist (anstatt Lüneburg bei Herold u. W.), wird schon bei Heinsius ausgesprochen und in dem Wellerschen Verzeichnis der Bücher mit erdichtetem Druckorte wiederholt; Weller nennt den Verfasser überdies C. L. Stengel, folgt also einer andern Quelle als Gödeke, der keinen Vornamen an-

giebt. Wendelin von Maltzahn in seinem Bücherschatz verrät, daß er an der Richtigkeit des Namens Stengel zweifelt, da er fragend hinzufügt: K. Ramler? Das ist nun freilich eine mißglückte Vermutung, die nur aus einem sehr oberflächlichen Lesen der Vorrede des Neuen Froschmäuslers geflossen sein kann. In dieser Vorrede nämlich wird von Umarbeitungen des Rollenhagenschen Gedichts aus dem 17. und dem 18. Jahrhundert gesprochen, und die Bearbeiter selbst werden mit dem verständlichen Gattungsnamen Ramler bezeichnet, weil ja Ramler an so manchem dichterischen Erzeugnis in seiner Art herumschnitzelte und feilte. Der Neue Froschmäusler zeigt aber dieselben kurzen Reimpaare wie das Rollenhagensche Gedicht, oft glatt und leicht hinfließend, oft aber auch mit übergroßer Freiheit, die auf Mißverständnis der alten Reimpaare beruht, und diese Freiheiten widersprächen ganz dem Brauch des im Versmaße so strengen und regelrechten Ramler. Auch innere Gründe machen es unmöglich, Ramler als Verfasser des Buches anzusehen. Denn dieser Froschmäusler, der zuerst nur eine Umarbeitung des Rollenhagenschen Gedichts zu bieten scheint, geht später zu den Verhältnissen der Gegenwart über, erzählt von dem Schwindler Cagliostro und schildert dann das Wesen eines zwischen Wollust und Scheinfrömmigkeit geteilten Königs mit so deutlichen und anzüglichen Anspielungen auf die Verhältnisse Friedrich Wilhelms II. von Preußen — auch das Goldmachen und die Geistererscheinungen sind nicht vergessen —, daß an den allewege gut preußisch gesinnten Ramler als Verfasser des Buches nicht zu denken ist. Der Inhalt aber erklärt zugleich, daß der wirkliche Verfasser, wenn er anders in Preußen oder auch nur im Machtbereiche Preußens lebte, alle Ursache hatte, seinen Namen zu verschweigen. Darum wird auch in der Angabe des Verlagsorts und des Verlegers Versteck gespielt; denn Köln, bei Peter Hammer ist als wörtliche Übersetzung von *Cologne* chez *Pierre Marteau* eine beliebte Verlagsangabe für solche Bücher, die, wie die unter dem französischen Aushängeschilde gebotenen und meist in den Niederlanden gedruckten, sich vorzugsweise gegen weltliche oder geistliche Gewaltherrschaft richteten und so die bürgerliche Freiheit wie die Rechte der Vernunft zu verfechten suchten. Der erdichtete Verlag — öfters freilich auch durch bloße Schmähschriften oder lüsterne und schmutzige Bücher mißbraucht — zeigt also von vorne herein, daß das Buch im Dienste der Aufklärung stehen will, und in den Kreisen der Aufklärer muß man also den Verfasser suchen. Er hat aber das Versteck längst selber aufgegeben und nennt sich seit dem Eintritt des neuen Jahrhunderts mit seinem wirklichen Namen; denn Verfasser des Neuen Froschmäuslers ist Joachim Heinrich Campe, der bekannte Erzieher, Jugendschriftsteller, Reisebeschreiber, Buchhändler, Sprachreiniger und Verfasser des großen 1807—1811 als Gegenstück zu Adelung erschienenen deutschen Wörterbuches. In diesem und schon vorher in dem Verdeutschungswörterbuch vom Jahre 1801 weist Campe wiederholt ausdrücklich auf den Neuen Froschmäusler als auf sein eigenes Werk hin.

So lesen wir im Verd.-Wb. unter modernisieren: Ich habe verheutigen dafür zu sagen versucht: „er verbesserte hier und da die Bilder und Darstellungen, doch ohne sie zu verheutigen. Vorrede zum Neuen Froschmäusler.“ Dazu fügt er dann mit Genugthuung: „Catel hat dies Wort aufgenommen“. Er meldet es ja auch sonst gern, wenn seine Verdeutschungen bei angesehenen Schriftstellern Aufnahme gefunden haben, und auf die Billigung Catels, der als Sprachlehrer und Dolmetscher in Berlin dort im Jahre 1800 einen genauen Abdruck des Wörterbuchs der französischen Akademie besorgt und die Stichworte mit kurzer sorgfältig erwogener Verdeutschung wiedergegeben hatte, durfte Campe wohl stolz sein. Im fünften Bande seines großen Wörterbuches finden wir ebenfalls verheutigen mit der deutlichen (gleichviel ob richtigen) Angabe, daß es von Campe zuerst gebraucht sei, und mit der wiederum abgedruckten Stelle aus der Vorrede des N. Fr. Man erinnere sich, daß Campes Wörterbuch in einer Hinsicht ein Vorläufer des französischen Wörterbuches von K. Sachs ist, indem er durch bestimmte wiederkehrende Zeichen (Dreiecke, Kreise, Bogen, Kreuze u. dergl.) ein Wort als veraltet oder als Neuerung, der edlen oder der niedrigen Sprache, dem ganzen Sprachgebiet oder nur einer besondern Landschaft angehörig bezeichnet. So wird einem nach Campes Meinung erst neugebildeten Worte zum Kennzeichen ein Kreis ○ vorangesetzt; rührt das Wort aber gar von Campe her, so bekommt es, wie er sagt, „zu besonderer Warnung“ noch einen kleineren Kreis im größeren, also das Zeichen ◎, und dieses hat denn auch bei ihm das Wort verheutigen. Damit wäre die Sache erledigt; doch möge unsre Schlußfolge für die Anschauung noch durch einige andere Beispiele gestützt werden. Coulissen wird im Verd.-Wb. durch Schiebewand oder Bühnenwand gegeben und jenes ausdrücklich durch die Schlußzeilen des N. Fr. belegt:

> Unser erster Akt ist aus,
> Und wer nun will, der geht nach Haus
> Und läßt den zweiten ungesehen.
> Wer nicht will, bleibt ein Weilchen stehen,
> Und harret, bis die Schiebewände
> In Ordnung sind. Für jetzt ist hier das Ende.

Im großen Wörterbuch wird Schiebewand ausdrücklich durch das Zeichen ◎ herausgehoben und durch das eben angeführte Beispiel aus dem N. Fr. belegt. Ebenso steht im Verd.-Wb. zu Coulisse als Beispiel für Bühnenwand die Stelle aus dem N. Fr. 122:

> Weil alles durch Reinken und Reinkens Gesellen,
> Die klüglich sich hinter die Bühnenwand stellen,
> Geschieht, als thät' es höchstselbst der König.

Unter servilisch sagt Campe im Verd.-Wb. ausdrücklich: Für sich servilisch benehmen sagt man kriechen, könnte auch knechteln dafür bilden, so wie ich auch für servilische Gesinnung und ein solches

Betragen das Sachwort Knechtelei versucht habe: „die gelehrte Herrschelei und Knechtelei, die in dem freien Gedankenreiche nicht geduldet werden sollten"; und dann folgt, also ebenfalls als Campischer Versuch, die Stelle aus dem N. Fr. 58:

War'n allzumahl wieder die alten Schranzen,
Mit ihrer alten Knechtelei.

Campe hat das Wort Knechtelei auch sonst und zwar schon mehrere Jahre vor dem Erscheinen des N. Fr. gebraucht, während es im DWB. nicht verzeichnet wird. Vgl. in Leysers Buch über Campe 1, 387 die Stelle aus Campes Eingabe an die Braunschweigische Regierung (vom 16. Januar 1792): „Wenn ich also nicht finden kann, worin ich die Schranken einer vernünftigen Bescheidenheit, die nicht in feige Knechtelei ausartet, überschritten haben soll". Über raisonnieren bemerkt Campe im Verd.-Wb. mit Recht, daß es oft im verächtlichen Sinne gebraucht und von Klopstock durch beweisthümeln, von Kant durch vernünfteln wiedergegeben werde. Rochow (natürlich Eberhard von Rochow auf Rekahne bei Brandenburg) habe gewagt, dafür vernunften zu bilden; Campe verteidigt dies Wort gegen erhobene Angriffe und fügt hinzu: Ich selbst habe in einem scherzhaften Gedichte Gebrauch davon gemacht:

Ich war in Kurzem ganz erblindet
Und wollte fürder nicht vernunften

(N. Froschm. S. 148.)

Das gewiß seltene Wort Hochgeruch gebraucht Campe im N. Fr. S. 165:

Und hatt' auf seinem Leibe kein Haar,
Das nicht den Hochgeruch der Heiligkeit,
Wie Biesam, hauchte weit und breit.

Das Wort wird dann auch im Campischen Wb. mit dem uns schon bekannten Stempel versehen und durch die eben angeführte Stelle belegt.

Hiermit haben wir wirklich Beweise genug dafür, daß Campe der Verfasser des N. Fr. ist. Aber wir sehen auch, daß Campe damals bei Eingeweihten wirklich als solcher bekannt war. Ein Allerweltsvertrauensmann, teils wegen seines friedlichen, vermittelnden Wesens, teils in seiner Eigenschaft als Herausgeber des Teutschen Merkurs, war Vater Wieland. Campe stand, auch abgesehen von früherer Mitarbeit am Merkur, mit Wieland in gutem Einvernehmen. Seitdem er nun mit Beginn der neunziger Jahre bewußter und bestimmter die Sprachreinheit pflegte, tadelte er in den Beiträgen zur Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache (seit 1795) die vielen in Wielands Gedichten vorkommenden Fremdwörter. Wieland antwortete (26. Januar 1801; s. Leyser, 2, 92—99) in einem freundlichen, doch eigentlich ablehnenden Schreiben und warnt seinerseits Campen vor Überstürzung. Später aber hat es ihm offenbar wohlgethan, daß Campe in seinem Wörterbuch ihn häufig an-

führt und auch gelegentlich lobt. Indessen die Zusendung des Wörterbuchs als Geschenk lehnt er ab, weil er das Werk schon besitze, und fährt also fort (Brief vom 25. Mai 1812; s. Leyser 2, 113): „Soll ich ja ein Denkmal unsrer alten Freundschaft von Ihrer Güte besitzen, so bitte ich Sie etwa um ein Exemplar des Neuen Froschmäuslers, das mir, weil ich dieses Gedicht nicht besitze, von Ihnen doppelt werth sein würde". Hieraus ersehen wir, daß Wieland den N. Fr. als Campes Werk kennt. Sonst hätte das „doppelt werth" keinen Sinn; ja es wäre sehr befremdlich, wenn Wieland sich von Campeir ein fremdes Buch zum Geschenk ausbäte.

Warum Campe beim Erscheinen des N. Fr. seinen Namen verbarg, ist nach dem, wie wir sahen, teilweise recht anzüglichen Inhalte des Buches sehr erklärlich. Abgesehen von Gefahren, die ihm selber bei Nennung seines Namens leicht erwachsen konnten, kamen auch die Verlegenheiten in Betracht, in die sein gütiger Landesherr Karl Wilh. Ferdinand von Braunschweig geraten wäre, wenn ein von ihm begünstigter Mann sich mit Namensnennung in der bezeichneten Weise über Verhältnisse am preußischen Hofe aussprach; und der Herzog war überdies preußischer General! Campe und seinetwegen mittelbar der Herzog hatten schon seit dem Ende der achtziger Jahre manche Anfechtung erlebt, besonders seitdem Campe in dem von ihm seit d. J. 1788 herausgegebenen und größtenteils auch geschriebenen Braunschweigischen Journal eine im Jahre 1789 nach Paris unternommene Reise so beschrieben hatte, daß man die hellste Begeisterung für die französische Umwälzung und damit deutlichen Tadel für die deutschen Verhältnisse aus seinen Worten glaubte herauslesen zu müssen. Dies führte dazu, den in Berlin während der Wöllnerschen Zeit ohnehin als Aufklärer mit Verdruß betrachteten Campe nun auch als schlechten Deutschen und als Jakobiner anzufechten, und wenn er auch von dem Herzog mit Milde und Vertrauen behandelt wurde, so blieb doch aus den gegen ihn gerichteten Anfeindungen ein starker Verdruß in seiner Seele, und diesem gab er offenbar im N. Fr. Ausdruck. Im November 1797 aber starb König Friedrich Wilhelm II.; Wöllner, Bischofswerder, die Gräfin Lichtenau verschwanden, und Anfechtungen aus Berlin hatte Campe nun nicht mehr zu erwarten. Da hält er es für gut, in seinem im Jahre 1801 erscheinenden Verdeutschungswörterbuch, wie später in seinem großen Wörterbuch, den N. Fr. mit Vorliebe zu Belegstellen heranzuziehen und wiederholt als sein eigenes Werk zu bezeichnen. Er hatte hierzu, wenn man absehen will von andern etwanigen Gründen zweifelhaften Wertes, auch noch eine besondere Veranlassung, die aus A. W. Schlegels Besprechung des N. Fr. (Intelligenzblatt der Jenaer Allg. Litteraturzeitung Nr. 129 vom Mittwoch, den 21. September 1796, S. 1090 ff., wiederabgedruckt in den Charakteristiken und Kritiken 2, 349 ff. und in den Kritischen Schriften 2, 265 ff.) klar einleuchtet. Schlegel nämlich schließt seine Besprechung mit den Worten: „Ein Interesse ganz anderer Art kann der Sprachforscher und Kenner, für den der ursprüngliche Frosch-

mäuseler Rollenhagens ein Schatz ist, auch bei dem erneuerten befriedigt finden, indem der Bearbeiter teils alte Wörter und Redensarten mit Wahl gebraucht, teils hie und da neue zu bilden versucht hat". Man ist gewiß zu der Annahme berechtigt, daß Campe in seiner nicht grade kleinlichen, aber ins Kleine gehende Betriebsamkeit einerseits den N. Fr. benutzt hat, um manche seiner Wortneuerungen und Verdeutschungen in Umlauf zu bringen, anderseits wieder die beiden Wörterbücher dazu, diese Neuerungen als schon mit Glück versuchte anzuführen und dadurch teils sie selbst, teils den N. Fr. zu empfehlen. Dem Gedicht aber ist Campes Fürsorge nicht mehr zu statten gekommen. Nicht bloß der Umschwung der Verhältnisse am preußischen Hofe, sondern wohl mehr noch die großen Weltereignisse seit Beginn des neuen Jahrhunderts lenkten die Blicke von kleinen, jetzt überdies gegenstandslos gewordenen Plänkeleien ab; der Neue Froschmäusler wurde wenig mehr genannt, und mit dem Hinsterben der Zeitgenossen Campes erlosch auch in dem Kreise genauerer Kenner die Erinnerung, daß Campe einen Neuen Froschmäusler verfaßt habe. Das Buch scheint ja, wenn wir von Bücherverzeichnissen absehen, in den letzten zwei Menschenaltern nur bei Gödeke genannt zu sein und wird hier, wie wir sahen, irrig einem nicht festzustellenden Stengel zugewiesen. Woher Gödeke diese Angabe hat, vermag ich nicht zu sagen; es genügt hier, daß sie unrichtig ist.

Der Kampf gegen das Fremdwort.

Zwei Zeugnisse des 18. Jahrhunderts
mitgeteilt von

Selmar Kleemann.

I.

Der Welt-Lauf in Ansehung des Verderbens aller Menschen, in einigen sonderbaren und meistentheils selbst erlebten Begebenheiten vorgestellet, und mit moralischer Feder entworfen. Halle, verlegt Carl Hermann Hemmerde 1754. I. S. 231—233.

Einige Jahre zuvor hatte man auf dieser hohen Schule (Leipzig) angefangen die deutsche Sprache in eine bessere Reinigkeit zu setzen, und sie von den vielen lateinischen und frantzösischen Redens-Arten zu saubern. Eine Sache, die an sich selbst so löblich, als nöthig war. Denn nichts sahe in denen damaligen Zeiten buntscheckigter aus, als ein deutscher Brief, ein deutsch Memorial, eine historische Schrift, u. d. g. Diese alle waren mit so vielen französischen und lateinischen Brocken und Wörtern angefüllet, daß es einen recht eckelte, solche zu lesen; die deutsche Sprache hatte ihren alten Glantz verlohren, und man hatte sich seit langer Zeit diesen Mischmasch dermassen angewöhnet, daß man fast nicht im Stande war, sich mannichmal recht deutsch auszudrücken. Man errichtete dahero deutsche

Gesellschaften; man gab denen fremden Redens-Arten den Lauf-Zettel[1]; man zeigte das Thörichte und Lächerliche bey diesem eingerissenen Uebel, indem weder die Franzosen, noch Italiäner, noch Spanier, oder irgend eine andere Nation ihre Sprache mit dergleichen Spiel-Wercken verunzierte; man wieß durch Muster und verschiedene Exempel, wie reich die deutsche Sprache auch ohne solchen fremden Beytrag sey, und wie viel schöner dieselbe in unsern Ohren klinge, wenn sie ohne solchen geborgten und fremden Schmuck in ihrer eigenen Tracht erscheinet, und das war allerdings ein glückseliger Periodus vor unsere deutsche Sprache; nur muß die Sache nicht gar zu weit getrieben werden, sonst heists auch hier: Omne nimium vertitur in vitium, und es könnte leicht geschehen, daß Philipp Zese aus seiner Asche wieder erwecket würde.

II.

Leben und Begebenheiten des Herrn Otto Carls von Moldau, eines Teutschen Edelmanns, Seiner Merckwürdigkeit halber heraus gegeben von D. G. V. Anderer Theil. Dreßden und Leipzig, bey Friedrich Hekel, 1752. S. 307—309.

Nun weiß ich wohl, wie diese Mode allerhand fremde Wörter in unserer Sprache zu mengen, so allgemein worden, daß auch die grösten Geister mit diesem vermeinten und entlehnten Schmuck ihre Reden und Schrifften anfüllen. Ingleichen ist mir nicht unbekannt, daß diejenigen, so alles, was ausländisch ist, aus unserer Sprache verbannen, vor Sonderlinge gehalten werden, da viele auswärtige Wörter bey uns so naturalsieret worden, daß wir darüber die sonst gebräuchlichen Ausdrückungen bey nahe vergessen, auch wohl nicht einmahl diese letztern haben, sondern sie erst machen müssen, und dadurch, indem man sich deshalb besinnen muß, undeutlich werden. Diesem allen ungeachtet aber, dieweil ich es mit keinen von beyden Theilen halte, sondern mich der fremden Wörter, wiewohl sparsam, bediene, um verstanden zu werden, und mich deutlich zu erklären,

---

[1] Heutiges Tages treibt man diese Delicatesse ohnstreitig zu weit, indem man gar kein einziges lateinisches Wort leiden will; auch diejenigen nicht, die doch vorlängst, so zu reden, das Bürger-Recht gleichsam erlanget haben, und die man, ohne unverständlich zu werden, nicht wohl verdeutschen kan. Ich bin fast der Meynung, daß es nach einer kleinen Pedanterie schmecke, wenn man also verfährt; da macht man z. E. das Wort Auditorium teutsch, und nennt es einen Hör-Saal, Disputation heist man eine Streit-Schrift, Doctor wird genennt ein Lehrer, a docendo, welches aber sehr inadaequat ist, nicht zu gedencken, daß es müste docens heissen; so lehret ja ein Magister auch, folglich druckt es zugleich einen besondern Ehrenstandaus. Die Franzosen wissen sich besser zu helfen; denn da ihre Sprache vieles mit der lateinischen gemein hat, so nehmen sie lieber das Wort in ihre National-Sprache auf, und sagen: Auditoire, le Docteur, etc. Diejenigen machen sich meines Erachtens noch lächerlicher, welche die lateinischen Wörter gar flectiren, und sie mit deutschen Buchstaben schreiben, damit sie dem deutschen ähnlicher werden, e. g. die Rede des Professers, das Amt des Recters, die Gelehrsamkeit eines Docters ꝛc. Weder bey denen Franzosen, noch Italiänern, noch Engelländern wird man dieses finden, die doch ihre Sprache vollkommen rein halten. Von denen sogenannten Terminis technicis in der Philosophie und andern Disciplinen will ich nicht einmal reden; denn, wenn diese deutsch gemacht werden, das kommt so kauderwelsch heraus, als die rothwelsche Sprache: man wird nicht verstanden, es sey dann daß man erst ein eigenes Wörterbuch dazu mache.

nicht aber hierinne eine Pracht oder etwas sonderliches zu suchen, so kan ich doch dergleichen wundersame Thorheit unmöglich vor Recht sprechen, wenn ein poßirlicher und von sich eingenommener Schwindelgeist aus seinem ohnedem abgeschmackten Geschmiere einen wahrhafften Herleqvin machet, und Lateinisch, Frantzösisch und Deutsch auf eine solche Art unter einander manschet, daß man kaum weiß, in welcher Sprache der Plunder geschrieben seyn soll.

Nachlese zu Kluges „Deutscher Studentensprache“.

Von

Selmar Kleemann.

I.

Abend-Exspektanz: „Die so genandte Abend-Expectantz (im Hallischen Waisenhause) bestehet in einer Abendmahlzeit, welche bisweilen einem solchen Expectanten, dem die Ordnung und Reihe trift, an der Stelle der abwesenden Präceptoren zu genüssen verstattet wird“ 1749 Der reisende Avanturier II, 444.

ablegen: „Der Rektor antwortete ihnen, daß er darinn ihnen nicht ablegen könne“ ihnen zustimmen müsse 1780 Sintenis, Max Wind und Konsorten S. 229.

abschwören 1757 Urtheile über das Verhalten der Menschen S. 136 („Aus Liebe zu diesen (Charmanten) muß ein rechtschaffener Pursch ganze Glaskrüge dutzendweis leeren, wenn sie ein anderer abschwören will“).

Abstemius: „Ein Abstemius von Frauenzimmer 1738 Schnabel, Der im Irr-Garten der Liebe herum taumelnde Cavalier S. 491; contestirte anbey, wie er der größte Abstemius von Geilheit wäre“ 1750 Schnabel, Der aus dem Mond gefallene Printz S. 159; 1753 Dänischer Robison S. 78.

abstoßen (Schulden) bezahlen 1765 Lebensgeschichte des Herrn Paul Leydoffels S. 48.

anbinden: „mit jem. a.“ 1732 Schnabel, Insel Felsenburg II, 209.

anbringen „Stösse a.“ mit dem Rappier austeilen 1755 Der reisende Avanturier I, 105.

angeschissen! Ruf beim Bierskandal 1822 Das Leben auf Universitäten S. 31.

ankeilen bereden 1786 Karl Gutman in Halle S. 154.

anschleppen anschaffen (Speise und Trank) 1786 Karl Gutman in Halle S. 153.

anschnallen: „sich eine liederliche Metze auf der Gassen a.“ 1749 Der reisende Avanturier II, 41.

anstechen: „auf jem. anstechen“ anspielen 1788 Die maskirte Schlittenfahrt S. 20.

ansteigen ankommen 1752 Leben des Herrn von Moldau I, 243.

Arsch: „er wolle solchen Scheiskerl auf den Arsch setzen“ 1749 Der reisende Avanturier II, 484.

Athen als Bezeichnung der Schulstadt 1765 Begebenheiten eines Leipziger Studentens I, 81; Saalathen Halle 1742 Leben des so gen. Königs derer Corsen Theodori I, 82; 1747 in der 57. Strophe des großen Krambambuliliedes; 1756 Der Wechsel der Zeit und des Glücks S. 48; Beg. einer Ober-Sächsischen Familie S. 48; Halle heißt auch Saline 1790 Die Hallenser in Landsberg S. 9.

aufschneiden übertreiben 1749 Der reisende Avanturier II, 482; 1755 a. a. O. I, 104.

aufsetzen betrügen 1749 Der reisende Avanturier II, 103.

aufwichsen Speise und Trank auftragen, vorsetzen 1786 Karl Gutman in Halle S. 153.

aus! Ruf beim Bierskandal 1822 Das Leben auf Universitäten S. 31.
Ausfall auf der Mensur 1752 Leben des Herrn von Moldau I, 309; ausfallen auf der Mensur 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 173.
ausfodern zum Duell 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 169; Ausfoderung 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 171.
ausmachen: „Die Sachen ausmachen" 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 78. 167. 169.
ausschmieren durchprügeln 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 93. 99; 1786 Karl Gutman in Halle S. 152.
ausstechen in der Gunst 1753 Dänischer Robinson IV, 176.
ausstoßen austrinken 1749 Der reisende Avanturier II, 57. 387.
ausziehen Geld abnehmen 1757 Leipziger Robinson S. 39.
Azel Perücke 1786 Karl Gutman in Halle S. 153.
Bacchantenjahr: „mein Jahr (das erste auf der Universität), das die Alten nach dem Depositionsschlendrian noch das B. hiessen" 1765 Beg. eines Leipziger Stud. I, 100.
Bär: „Dieses konnte nun in der Länge nicht Bestand haben, die angebundenen Bäre stürmten auf mich, wegen ihrer Loslassung, mit Macht ein" 1765 Lebensgeschichte des Herrn Paul Leydoffels S. 49.
Bärenhäuter Feigling 1731 Schnabel, Insel Felsenburg I, 31; 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 77; 1749 Der reisende Avanturier II, 485; 1757 Urtheile über das Verhalten der Menschen S. 344; „sich bärenhäuterisch aufführen" 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 171.
Beelzebub Name eines Bieres in Belitz 18. Jahrh.
beneficium ecclesiasticum: „Das Beneficium Ecclesiasticum beträget wöchentlich einen Groschen, welcher alle vierzehn Tage ausgetheilet wird" (im Hallischen Waisenhause) 1749 Der reisende Avanturier II, 444.
besaufen: „Ihnen zu gefallen, Mademoiselle! habe ich mich einmal recht besoffen" 1757 Urtheile über das Verhalten der Menschen S. 137.
beschummeln betrügen 1782 Kramann, Lalala, Tralala I, 131.
bezecht betrunken 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 209.
beziehen betrügen 1754 Zachariä, Der Renommist V. 196.
Bier-Conto 1749 Der reisende Avanturier II, 412.
Bierskandal (Pl. Bierskandäler) Trinkzweikämpfe 1822 Das Leben auf Universitäten S. 31 ff.
Bietzchen Brüste 1745 Auf der Extra-Post eingelauffene Nachrichten S. 71.
brav: braver Bursche, b. Kerl, b. Maulschelle, b. Seele, brav Geld 1756 Urtheile über das Verhalten der Menschen S. 19 fl.
breiter Stein gepflasterter Damm in Halle 1749 Der reisende Avanturier II, 60. Vom Breiten Stein- und Gossenrecht handeln S. 44—46 im „Leben auf Universitäten" 1822.
Brüderschaft trinken 1749 Der reisende Avanturier II, 103; 1752 Leben des Herrn von Moldau I, 247; 1765 Beg. eines Leipziger Stud. I, 45.
Bruder Studio 1745 Auf der Extra Post eingelauffene Nachrichten S. 11; 1786 Karl Gutman in Halle S. 63.
Bube Tuschwort 1822 Das Leben auf Universitäten S. 114.
Bürger: „akademischer B." 1749 Der reisende Avanturier II, 63; „akademischer Mitbürger" 1757 Leben des Herrn S * * * S. 14.
Bursche (Pursche) Student 1731 Schnabel, Insel Felsenburg I, 4. 31. II, 209; 1744 Beg. eines Göttingischen Stud. I, 42. 46. 71. 74. 75 u. ö.; 1752 Leben des Herrn von Moldau I, 248 („Also pflegen die Studenten von den Einwohnern der Stadt, wo hohe Schulen sind, genannt zu werden"); 1753 Dänischer Robinson IV, 121; 1756 Beg. einer Ober-Sächsischen Familie S. 36. 37.
Burschenschafter wie Landsmannschafter 1822 Das Leben auf Universitäten S. 202.

burschikos: „lernete recht pursicos leben, das ist, fressen, sauffen, speyen, schreyen, wetzen untergleichen" 1731 Schnabel, Insel Felsenburg I, 31; bursicose Lebens-Art" 1748 Ders., Die Finnländerin Salome S. 38; „daselbst eine solche Lebensart führete, die Bursicos genannt werden konnte" 1753 Dänischer Robinson IV, 54; als Adverb „wie ein Student" 1786 Karl Gutman in Halle S. 152.

Cartell Forderung 1748 Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 166. 170; 1749 Der reisende Avanturier II, 418; Cartell-Träger 1748 Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 174; 1756 Beg. einer Ober-Sächsischen Familie S. 39.

Cerberus Name eines Bieres in Werben 18. Jahrh.

Charmante Liebste 1744 Beg. eines Göttingischen Stud. I, 68. 76; 1757 Urtheile über das Verhalten der Menschen S. 134. 136 („Charmanten in Patria, in Loco und Extra"). 192.

Circumflex: „mein kunstmäßig gezogener Circumflex" von einer mit dem Degen geschlagenen Wunde 1732 Schnabel, Insel Felsenburg II, 210.

citieren vor das Dekanat 1780 Sintenis, Max Wind und Konsorten S. 228.

Collegium Vorlesung 1731 Schnabel, Insel Felsenburg I, 4. II, 200; 1744 Beg. eines Göttingischen Stud. I, 2. 4; 1749 Der reisende Avanturier II, 75. 479; 1757 Beg. eines Leipziger Stud. I, 101; Leipziger Robinson S. 42; 1765 Der Leipziger Candidate S. 46.

Commilitones 1748 Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 51.

Concilium akademisches Gericht in Rostock 1744 Beg. eines Göttingischen Stud. I, 81; 1746 a. a. O. II, 65. 79. 168. 177. 179; in Halle 1749 Der reisende Avanturier II, 67. 480; in Leipzig 1757 Leipziger Robinson S. 26.

Consilium abeundi 1748 Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 96; 1780 Sintenis, Max Wind und Konsorten S. 239.

Conversations-Dame meretrix 1765 Der Leipziger Candidate S. 41.

Corps neben Landsmannschaften und Kränzchen als geschlossene Verbindungen genannt 1822 Das Leben auf Universitäten S. 62.

Craqueler: „Pereant! alle räudige Schaafe, Craqueler, „Meutmacher, und dergleichen infame Canaillen" 1748 Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 42.

Dekanat akademische Behörde 1780 Sintenis, Max Wind und Konsorten S 228.

dick: „dicke haben" satt haben 1786 Karl Gutman in Halle S. 151; „es dicke zwingen" Vermögen haben a. a. O. S. 153.

Dorfgehen, das 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 62. 63. Dorflaufen, das 1765 Beg. eines Leipziger Stud. I, 98; Dörfer besuchen 1754 Der Welt-Lauf I, 223; 1767 Beg. eines Leipziger Stud. II, 10; auf die Dörfer spazieren Schnabel, Insel Felsenburg I, 5. II, 209; zu Dorfe gehen 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 58. 59; zu Dorfe liegen 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 58; zu Dorfe gewesen 1749 Der reisende Avanturier I, 86; vom Dorfe kommen 1767 Beg. eines Leipziger Stud. II, 10.

Dorfteufel Name eines jenaischen Bieres 1722 Teutscher Robinson S. 133.

Dulcinea Geliebte 1767 Beg. eines Leipziger Stud. II, 186.

durchsteigen durchgehen, z. B. alle verdächtigen Häuser 1749 Der reisende Avanturier II, 50.

Dutzbruder 1748 Schnabel, Der Sieg des Glücks und der Liebe S. 152; 1749 Der reisende Avanturier II, 102; 1765 Beg. eines Leipziger Stud. I, 210. II, 102.

dutzen 1767 Beg. eines Leipziger Stud. II, 9. 10.

Ehrentrunk 1753 Dänischer Robinson IV, 252.

einstecken: „etwas geduldig einstecken" sich gefallen lassen 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 75. 167.

ermöbeln Geld lösen aus dem Verkaufe von Kleidern, Betten u. s. w. 1757 Leipziger Robinson S. 32 (ebenda S. 27: „Robinson sahe sich genöthigt des Mädgens Mobilien ins Geld zu setzen").

Extratisch im Hallischen Waisenhause, „wo einem jeden Studenten, der sich frühe vor sechs Uhr deshalb meldet, und seinen Namen aufschreiben lässet, Mittags eine Schüssel mit Zugemüse, nebst Brod und Cofent vorgesetzet wird" 1749 Der reisende Avanturier II, 442.
erziehen entlaufen (aus dem Hallischen Waisenhause) 1786 Karl Gutman in Halle S. 5. 151.
famös 1780 Sintenis, Max Wind und Konsorten S. 386.
Famulus 1765 Der Leipziger Candidate S. 46; 1780 Max Wind und Konsorten S. 236. 478; 1786 Hans von Hobald I, 92.
fatal als Tuschwort in Jena („Der Kerl ist mir fatal") 1749 Der reisende Avanturier II, 410.
Fechtboden 1751 Der Dänische Avanturier I, 28.
fechten 1746 Beg. eines Göttingischen Studenten II, 171; 1755 Der reisende Avanturier I, 105.
fidel lustig, aufgeräumt 1757 Urtheile über das Verhalten der Menschen S. 136 („fidele Kerls"). 138 („fideler Ritt"); 1786 Karl Gutman in Halle S. 151 („fideler Kerl"). 277 („bist noch fidel?"); 1780 Die maskirte Schlittenfahrt S. 7 („fidele Brüder"). 10 („fideler Streich").
Filz: „an den Filz greifen" begrüßen, die Mütze abnehmen 1786 Karl Gutman in Halle S. 152 (dafür heute Schülerwort z. B. in Nordhausen „deckeln").
in floribus: „in floribus leben" 1748 Zwey Westphälische Robinsons Vorrede.
foppen narren 1780 Sintenis, Max Wind und Konsorten S. 234.
frikassieren: „er drohete, sie alle zu frikassiren" 1780 Sintenis, Max Wind und Konsorten S. 245.
Fuchs Student im 1. Semester 1749 Der reisende Avanturier II, 66; 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 162. 163. 166; 1752 Leben des Herrn von Moldau I, 245 („Es pflegen junge Studenten das erste Jahr von den alten Studenten Füchse genannt zu werden"); 1757 Urtheile über das Verhalten der Menschen S. 137. 344.
fuppen (s. foppen): „sich fuppen lassen" jem. nachgeben 1786 Karl Gutman in Halle S. 151.
Fürst von Thorn: „Zum Zeit Vertreib den Fürst von Thoren singt" 1697 in einem Gedichte aus dem Kreise Christian Reuters in Leipzig (Archiv für Litteraturgesch. XIII, 443); 1748 „Die uralten Verse absunge:

> Ich bin der Printz von Thoren
> Zum Sauffen auserkohren,
> Drum soll man mich bedienen,
> Bedienen solt ihr mich,
> Das meretiere ich." Zwey Westphälische Robinsons Vorrede.

Fuß halten auf der Mensur nicht zurückgehen 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 175.
Galanterie-Mägdgen meretrix 1757 Leipziger Robinson S. 27 („galanterie-Schwester" z. B. schon 1708 Die angefochtene Tugend der Leipzigerinnen S. 21).
Gang beim Duell 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 168. 172; 1748 Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 163; 1755 Der reisende Avanturier I, 105; 1756 Beg. einer Ober-Sächsischen Familie S. 41.
gassatieren 1764 Roman ohne Namen, oder Amalia und Lorgen S. 21 (aus Leipzig im Munde eines Dienstmädchens).
Gehasi naseweiser Mensch 1745 Auf der Extra Post eingelauffene Nachrichten S. 30 („Denn als Gehasi nechst ein Hochzeit-Carmen machte"); 1765 Der Leipziger Candidate S. 85 („Ich flog als ein munterer Gehasi in die Wohnung meiner gutwilligen Wäscherinn"); 1769 Gesch. eines reisenden Deutschen S. 42 („Auf mein Zureden nahm einer meiner gelehrten Gespielen unsern frommen Gehasi zu sich auf die Stube").

geschossen sein verliebt sein 1745 Auf der Extra-Post eingelauffene Nachrichten S. 54.
Gevatter stehen auf etwas borgen 1786 Karl Gutman in Halle S. 153.
Gewicht: „Ja, die hätten's Gewichte!“ ja, die möchten mir denn doch wohl etwas zu leicht sein! 1786 Karl Gutman in Halle S. 152.
halt auf! Zuruf beim Duell 1822 Das Leben auf Universitäten S. 151 (vgl. „Sie halten inne“ 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 174).
halten im Sinne von „ein Frauenzimmer aushalten“ 1765 Roman ohne Namen, oder Amalia und Sorgen S. 19.
hansen vgl. D.Wb. IV, 2. S. 465.
Hasenmilch Name eines Bieres in Dransfeld 19. Jahrh.
Hasenpanier: „Das Haasen-Panier ergreifen“ 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 77.
Hausbursche der im Hause des Professors wohnende Student 1732 Schnabel, Insel Felsenburg II, 202; 1749 Der reisende Avanturier II, 479; 1754 Der Welt-Lauf I, 224.
Haut: „jem. auf die Haut saufen“ stark zutrinken 1749 Der reisende Avanturier II, 66.
haut aus! Zuruf bei der Mensur 1822 Das Leben auf Universitäten S. 151.
Herr Bruder! Anrede der sich dutzenden Studenten unter einander 1744 Beg. eines Göttingischen Stud. I, 100. 125. 145. 148. 150; II, 77; 1745 Auf der Extra-Post eingelauffene Nachrichten S. 70; 1752 Leben des Herrn von Moldau I, 250. 252. 255. 311; 1757 Urtheile über das Verhalten der Menschen S. 135.
herschießen vorschießen, borgen 1757 Leipziger Robinson S. 28.
herumsteigen herumgehen 1749 Der reisende Avanturier II, 451.
Hetzpeitsche beim Reiten 1786 Karl Gutman in Halle S. 309.
Holzkomment modern.
honett: „h. Pursche“ 1731 Schnabel, Insel Felsenburg I, 5; 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 112; 1749 Der reisende Avanturier II, 418; „h. Cavalier“ 1748 Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 171; 1757 Leipziger Robinson S. 29 („malhonnete Seele“ 1749 Der reisende Avanturier II, 419).
honorig in glänzendem Aufzuge 1786 Karl Gutman in Halle S. 152.
Höpkenbier Biername in Magdeburg 1765 Beg. eines Leipziger Stud. I, 157; 1760 Hepcken-Bier Ztschr. des Harz-Vereins XXIII, 225.
Hospes Hauswirt 1744 Beg. eines Göttingischen Stud. I, 55. 58. 62. 205.
hudeln aufziehen, hänseln 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 78; „einen Fuchs h.“ 1749 Der reisende Avanturier II, 66; narren 1769 Gesch. eines reisenden Deutschen S. 96; einem mitspielen 1786 Karl Gutman in Halle S. 151; Hudler Lump 1749 Der reisende Avanturier II, 484; 1769 Gesch. eines reisenden Deutschen S. 43. 89.
Hundsfott Tuschwort 1732 Schnabel, Insel Felsenburg II, 207; 1735 Der verthädigte Hundes-Voigt S. 16 („infamer Hundsvott“); 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 64 („Hundspfot“). 78; 1752 Leben des Herrn von Moldau I, 245. 307 („Hundsvoigt“); 1765 Beg. eines Leipziger Stud. I, 242; 1780 Sintenis, Max Wind und Konsorten S. 225 („Hunsvott“). 248 („Hunsfott“). 257 (Pl. „Hundsfütter“).
Jubel: „J. machen“ lebhaft sein 1786 Karl Gutman in Halle S. 5. 153.
Kalfaden: „Die Kalfaden von Kerls“ die Karikatur von Menschengesichtern 1786 Karl Gutman in Halle S. 151; „Kalfaden ziehen“ verdrießliche Gesichter machen a. s. O. S. 153.
Kanaille Tuschwort 1732 Schnabel, Insel Felsenburg II, 207 und sonst oft.
Kanaster guter Rauchtabak 1744 Beg. eines Göttingischen Stud. I, 7. 14. 43. 102. 103. 149. 150; 1755 Der reisende Avanturier I, 43. 104; Knaster 1765 Der Leipziger Candidate S. 37; Beg. eines Leipziger Stud. I, 90. 223.

kapores: „k. gehen" zu Grunde gehen 1782 Kramann, Lalala, Tralala I, 131.
Karzer: Carcer 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 66, 180; 1749 Der reisende Avanturier II, 480. 485; Karzer 1786 Karl Gutman in Halle S. 36.
kaspern vgl. D. Wb. V, 259.
Kasten: „'s war so so'n großer K." (die Uhr) ihr Umfang war mir ohnehin beschwerlich 1786 Karl Gutman in Halle S. 153.
Kerl (Pl. Kerls) 1752 Leben des Herrn von Moldau I, 245. 252; 1786 Karl Gutman in Halle S. 5. 151. 152. 153. 154 und sonst vielfach (in gutem und bösem Sinne); Kerlchen in spottendem Sinne 1752 Leben des Herrn von Moldau I, 245.
Kessel (Pl. Kessels) Inspektor (Lehrer) des Hallischen Waisenhauses, zumeist junger Student 1786 Karl Gutman in Halle S. 152. (Kessel noch heute Schülerausdruck für Lehrer, bes. in der Provinz Sachsen, z. B. in Eisleben, Nordhausen, Seehausen, Stendal, Wernigerode u. s. w.).
Klinge: „einen vor die Klinge fordern" 1749 Der reisende Avanturier II, 11. 485.
knickerig knauserig 1749 Der reisende Avanturier II, 106.
Knote: „Wer sind Sie? gewis ein Knote, bald solt ich's aus Ihrer süssen Tracht und Schüchternheit merken" 1786 Karl Gutman in Halle S. 4.
Kosent ein geringes Bier im Hallischen Waisenhause 1749 Der reisende Avanturier II, 442.
Kommersch in heutiger Bedeutung 1786 Karl Gutman in Halle S. 309.
Kopfhänger Betbruder, Phantast 1757 Beg. eines Leipziger Stud. II, 8. 10; armer Student 1780 Sintenis, Max Wind und Konsorten S. 228.
Kopulationsrätin Kupplerin 1752 Leben des Herrn von Moldau I, 254. (Dafür auch Gelegenheitsmacherin a. s. O. I, 245. 258; 1748 Beg. eines Göttingischen Stud. III, 91).
koram kriegen jem. Händel machen 1786 Karl Gutman in Halle S. 154.
Korb: „im Korbe liegen" modern.
krepieren: „'S ist zum K." es ist nicht zum Aushalten 1786 Karl Gutman in Halle S. 151.
Kröte: „Robinson drohete denjenigen, der sich nähern würde, augenblicklich als eine Kröte lebendig aufzuspiessen" 1757 Leipziger Robinson S. 69 (vielleicht volksetymologisch umgedeutet aus dem von Kluge S. 13 angeführten Crote-Philister; die Stelle gilt für Wittenberg).
Kuchenprofessor 1757 Der wohlerfahrene und versuchte Chirurgus S. 46 (für Halle belegt).
Kuckuck Name eines Bieres in Wittenberg 1757 Leipziger Robinson S. 61.
Kuhschwanz Name eines Bieres in Tangermünde 18. Jahrh.
kuranzen ärgern, quälen 1788 Die maskirte Schlittenfahrt S. 16.
Lage: „sich in eine Lage legen" bei der Mensur 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 174.
Landesvater: „Zuweilen ward ein Landesvater auf seinen Stuben gemacht; aber es geschah dies nie anders, als bei Burgunder 1780 Sintenis, Max Wind und Konsorten S. 215.
Landschwester meretrix 1744 Beg. eines Göttingischen Stud. I, 154.
Landsmannschaft: „Alle Seniores der Landsmannschaften wurden ausgeforschet" 1748 Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 40; 1780 Sintenis, Max Wind und Korsorten S. 250.
Lappen: „durch die Lappen gehen" durchgehen, ausreißen 1765 Der Leipziger Candidate S. 103.
Leder: „vom Leder ziehen" 1744 Beg. eines Göttingischen Stud. I, 81; 1746 a. s. O. II, 64. 78. 167; 1755 Der reisende Avanturier I, 105; 1780 Sintenis, Max Wind und Konsorten S. 225.
lesen vom akademischen Vortrage 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 192. 219; 1749 Der reisende Avanturier II, 437; 1765 Beg. eines Leipziger Stud. I, 101.

losschlagen verkaufen 1744 Beg. eines Göttingischen Stud. I, 182; 1746 a. s. O. II, 216.
Lumpenkerl nichtswürdiger Mensch („Warum habt ihr die lumpen Kerl nicht zusammen gehauen?") 1749 Der reisende Avanturier II, 478.
Magnificenz Anrede an den Rektor oder Prorektor 1748 Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 38; 1749 Der reisende Avanturier II, 485.
Magnificus Titel des Rektors oder Prorektors 1748 Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 37. 39.
malitiös: „Die maliziösen Kerls die!" die einfältigen Leute 1786 Karl Gutman in Halle S. 153.
Manichäer Gläubiger 1745 Auf der Extra-Post eingetroffene Nachrichten S. 58; 1751 Gregogander, Leben und Thaten Kyaus III, 312; 1752 Leben des Herrn von Moldau I, 243; 1786 Hans von Hobald I, 65; manichäern sagen, daß man bezahlt sein will 1786 Karl Gutman in Halle S. 153.
Marie: „Die liebe Marie von Pege" die einfältige Geduld (von Halle bezeugt) 1786 Karl Gutman in Halle S. 154.
Masematte Handel (ein jüdisch-deutsches Wort) 1782 Kramann, Lalala, Tralala I, 131.
Masette Tuschwort 1748 Schnabel, Sieg des Glücks und der Liebe S. 158; 1750 ders., Der aus dem Mond gefallene Prinz S. 199.
Maulesel Name eines Bieres in Jena 1757 Urtheile über das Verhalten der Menschen S. 194.
maulschellieren 1785 Deutsches Museum I, 357.
Mensch meretrix 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 59. 60; Pl. Menscher 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 61. 63. 73. 93; 1765 Der Leipziger Candidate S. 24.
Meuble meretrix 1764 Roman ohne Namen, oder Amalia und Lorgen S. 19; 1765 Beg. eines Leipziger Stud. I, 241. Vom Schlafrock heißt es: „Ein Studente kann eine solche artige Meuble gar nicht lange entbehren" 1765 Der Leipziger Candidate S. 37.
Meubleur Althändler, Trödler 1757 Leipziger Robinson S. 27.
mitleidige Schwester nicht in dem scharfen Sinne von meretrix 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 202; ähnlich „mitleidige Damens" a. s. O. II, 193.
mitprosten mittrinken 1765 Der Leipziger Candidate S. 70. 71.
Mitschwester meretrix 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 60.
möbeln Geld ausgeben 1757 Leipziger Robinson S. 44.
Moses und die Propheten Geld 1767 Beg. eines Leipziger Stud. II, 30; Mosen haben 1786 Karl Gutman in Halle S. 152.
Muse Student 1745 Auf der Extra-Post eingelauffene Nachrichten S. 3. 44. 65; Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 45; 1786 Karl Gutman in Halle S. 37.
Musensitz heißt Leipzig 1765 Beg. eines Leipziger Stud. I, 102; 1769 Gesch. eines reisenden Deutschen S. 77; Halle 1789 Die Prorectorwahl S. 3.
Musensohn 1691 für Leipzig belegt in einem Gedichte aus dem Kreise Christian Reuters (Archiv für Litteraturgesch. XIII, 438); sonst überall z. B. 1728 Der Buchhändler Robinson S. 11, 13. 14; 1735 Der verthädigte Hundes-Voigt Titelbl.; 1744 Beg. eines Göttingischen Stud. I, 44. 145; 1748 Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 42. 43. 44. 47; 1756 Beg. einer Ober-Sächsischen Familie S. 33; 1786 Karl Gutman in Halle S. 36.
Museum Studierzimmer 1731 Schnabel, Insel Felsenburg I, 4.
Mutterpfennige von der Mutter ohne Wissen des Vaters geschicktes Geld 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 57. 89. 214; 1752 Leben des Herrn von Moldau I, 245.
Nacht-Musik Ehrenständchen 1748 Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 44. 51. 97; ders., Der Sieg des Glücks und der Liebe S. 233; 1752 Leben des

Herrn von Moldau I, 305; 1757 Urtheile über das Verhalten der Menschen S. 136.
Nagelprobe im Texte der Saufmesse, abgedruckt im „Leben auf Universitäten" 1822 S. 259.
Nase Verweis 1745 Auf der Extra-Post eingelauffene Nachrichten S. 48; 1780 Sintenis, Max Wind und Konsorten S. 414.
naß: „nasser Bruder" Trinker 1732 Schnabel, Insel Felsenburg II, 209; 1744 Beg. eines Göttingischen Stud. I, 154. II, 58; „nasse Kerls" die albernen Waisenhäuser 1786 Karl Gutman in Halle S. 152.
Nationalismus: „Nachdem seit wenig Jahren der sogenannte Nationalismus, und zwar blos durch einiger Teutschen unruhigen Köpffe Anstiften aufs Tapet gekommen" (auf der finnländischen Universität Abo) 1748 Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 37; ebenda S. 38 „Der fatale Nationalismus"; 1749 Der reisende Avanturier II, 410: „Ich kam auch dahin (nach Jena), und zwar zu einer solchen Zeit, da der Nationalismus wohl nicht mehr üblich war".
neu: „Ein neuer Herr" ist derjenige, welcher nach ausgestandenen Schuljahren die Academie bezieht 1757 Urtheile über das Verhalten der Menschen S. 134.
Nymphe meretrix 1753 Dänischer Robinson IV, 54; 1765 Beg. eines Leipziger Stud. I, 238; Dorfnymphe 1757 Urtheile über das Verhalten der Menschen S. 138.
ochsig: „ochsichtes Malheur" viel Unglück 1786 Karl Gutman in Halle S. 151; „ochsicht prellen" tüchtig betrügen a. s. O. S. 277.
ohne: „es ist nicht ohne" 1753 Dänischer Robinson IV, 208.
Pedant fleißiger, gesetzt lebender Student 1782 Kramann, Lalala, Tralala I, 45.
per: „p. (d. i. per) Spaß" 1745 Auf der Extra-Post eingelauffene Nachrichten S. 31.
pereant alle Häscher, tief! (aus Leipzig) 1758 Gesch. des Herrn Wilhelm von Hohenberg S. 17; pereat tief 1786 Karl Gutman in Halle S. 37.
pereieren ein pereat bringen 1780 Sintenis, Max Wind und Konsorten S. 244.
per pedes Apostolorum 1757 Der Leipziger Robinson S. 52; 1765 Der Leipziger Candidate S. 91.
Petitmaitre Modehengst 1749 Das Luftschloß S. 69.
petzen verraten 1786 Karl Gutman in Halle S. 154.
Pfennigfuchser Geizhals 1786 Karl Gutman in Halle S. 153.
pfiffig schlau 1786 Karl Gutman in Halle S. 5.
pflastertreten gehen durch die Stadt bummeln 1765 Beg. eines Leipziger Stud. I, 90.
Philister die Stadtsoldaten in Leipzig 1758 Geschichte des Herrn Wilhelm von Hohenberg S. 17; auch in „Philister-Gefäß und Degen" 1748 Schnabel, Der Sieg des Glücks und der Liebe S. 250 ist Philister der Stadtknecht; auf die Bürger Wittenbergs bezieht sich das Wort 1745 Auf der Extra-Post eingelauffene Nachrichten S. 50; auf die der Universitätsstadt Halle 1749 Der reisende Avanturier II, 103; auch in der Zusammensetzung Blitzphilister 1786 Karl Gutman in Halle S. 6; vom Hauswirt gesagt 1786 Karl Gutman in Halle S. 153.
pinseln klagen 1789 Die Prorectorwahl S. 10.
Pleisine Name für Pleißathen 1730 Der zu Pleisine sich gewöhnliche Mägde-Schlendrian.
Plempe 1752 Leben des Herrn von Moldau I, 245.
pochen: „Mit Stok und Füßen pochen, ist der Musensöhne Gebrauch ihren Beifall zu erkennen zu geben" (von Leipzig ist die Rede) 1782 Kramann, Lalala, Tralala I, 30.
Pomadenhengst im Liede „Der Bursch von ächtem Schrot und Korn" Str. 6. (abgedruckt in dem „Leben auf Universitäten" 1822 S. 225 ff.)
prellen betrügen 1767 Beg. eines Leipz. Stud. II, 10; 1786 Karl Gutman in Halle S. 153; Füchse prellen 1745 Auf der Extra-Post eingelauffene Nachrichten S. 20; 1749 Der reisende Avanturier II, 66.

Prello Prellerei 1786 Hans von Hobald I, 69. 76.
Privatkollegium 1732 Schnabel, Insel Felsenburg II, 203; 1748 ders., Die Finnländerin Salome S. 37; collegium privatissimum 1744 Beg. eines Göttingischen Stud. I, 5. 77. II, 217 (in den drei letzten Stellen in obszönem Sinne „über das große Buch der Liebe").
Prost! Zuruf beim Trinken 1756 Urtheile über das Verhalten der Menschen S. 49.
prostituieren blamieren 1744 Beg. eines Göttingischen Stud. I, 118; 1748 Schnabel, Der Sieg des Glücks und der Liebe S. 192; ders., Die Finnländerin Salome S. 166.
Quarte: „Die Quarte über den Arm" 1754 Krüger, Träume („Verschiedene Ansichten").
Quasimodogenitus Fuchs 1765 Beg. eines Leipziger Stud. I, 87.
quod non Abweiseformel 1765 Beg. eines Leipziger Stud. I, 51.
rappelköpfisch 1. Str. des Studentenlieds „Ça, ça geschmauset" (abgedruckt z. B. im „Leben auf Universitäten" 1822 S. 236 ff.)
Rappier: „Rappier, oder Florets" 1748 Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 188; 1755 Der reisende Avanturier I, 105.
Rastrum Name eines Leipziger Bieres 1764 Roman ohne Namen, oder Amalia und Sorgen S. 6.; 1765 Beg. eines Leipziger Stud. I, 157.
raufen losgehen 1780 Sintenis, Max Wind und Konsorten S. 247.
Raufer Degen 1747 im großen Krambambuliliede Str. 57; 1754 Krüger, Träume S. 313;
Re-: Reavantage, Reforderung 1822 Das Leben auf Universitäten S. 115.
Rebus: „seine Rebus wohl machen" nicht in obszönem Sinne 1748 Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 60.
Relegation Verweisung von der Universität: in omne aevum oder in perpetuum 1748 Der reisende Avanturier II, 440; 1754 Der Welt-Lauf I, 220.
relegieren 1728 Der Buchhändler Robinson S. 12; 1744 Beg. eines Göttingischen Stud. I, 82; 1754 Krüger, Träume („Verschiedene Ansichten"); 1749 Der reisende Avanturier II, 70. 438; 1765 Beg. eines Leipziger Stud. I. 84; cum infamia r. 1748 Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 96; 1754 Der Welt-Lauf I, 222.
Renommé Ansehen 1786 Karl Gutman in Halle S. 153.
Renommist: 1732 „Etliche so genante, aber nur eingebildete Renommisten" Schnabel, Insel Felsenburg II, 207; 1748 „wobey er ehedem selbst einen sogenannten Renomisten und Seniorem abgegeben" Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 38; 1746 „Der berühmte Fechter und Renomiste Mening" (das ist Fechtmeister und R.) Beg. eines Göttingischen Stud. II, 170. 173. 174; 1749 Der reisende Avanturier I, 104; 1754 Krüger, Träume S. 312; 1780 Sintenis, Max Wind und Konsorten S. 246 u. ö. (an den drei letzten Stellen steht R. in der Bedeutung von Aufschneider in Betragen, Sprache und Kleidung).
Renommisterei 1780 Sintenis, Max Wind und Konsorten S. 276; „renommistisch" roh a. d. s. St. S. 276.
Rumpelbier Name eines Bieres in Duderstadt und Frankenhausen 17. Jahrh.
Sadonc sadonc! so leb'n wir alle Tage" Anfangsworte eines zur Prorektorwahl in Halle gesungenen Liedes 1786 Karl Gutman in Halle S. 36.
Satisfaktion 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 78. 94; 1749 Der reisende Avanturier II, 419; 1765 Beg. eines Leipziger Stud. I, 241.
Saufmesse: Text im „Leben auf Universitäten" 1822 S. 258 fl.
Saufrecht Saufkomment 1757 Urtheile über das Verhalten der Menschen S. 136.
scharren als Zeichen der Unzufriedenheit im Kolleg 1780 Sintenis, Max Wind und Konsorten S. 252. 470.
Scharwache 1744 Beg. eines Göttingischen Stud. I, 57, 81; 1751 Der dänische Avanturier I, 37; Scharwacht 1786 Karl Gutman in Halle S. 37. 313.
Scharwächter 1744 Beg. eines Göttingischen Stud. I, 5 (von den Häschern

in Göttingen) 56. 57; 1786 Karl Gutman in Halle S. 37 (von denen in Halle).
Scheißkerl Tuschwort 1749 Der reisende Avanturier II, 484.
scheren zum besten haben 1786 Karl Gutman in Halle S. 151.
Schieber, Schieberlein vgl. D.Wb. VIII, 2673.
schießen abfassen, ertappen 1786 Karl Gutman in Halle S. 132. 133.
Schießhund: auf dem Hallischen Waisenhause Spottname für eine Gattung von Inspektoren 1786 Karl Gutman in Halle S. 5.
Schiff Sendung 1765 Der Leipziger Candidate S. 80.
Schläger einer der gern paukt 1754 Der Welt Lauf I, 220; die Paukwaffe z. B. Str. 3 des kurzen Krambambuliliedes (abgedruckt im „Leben auf Universitäten" 1822 S. 248 ff.)
Schlägerei Duell 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 172, 177; 1752 Leben des Herrn von Moldau I, 308. 310. 312.
Schlattrich Name eines leichten Lagerbieres in Kahla 18. Jahrh.
Schmaucher alte Pfeife 1786 Karl Gutman in Halle S. 135.
Schmaus nahezu im Sinne des heutigen Kommers 1731 Schnabel, Insel Felsenburg, I, 5. 31. II, 201; 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 163; 1748 Schnabel, Der Sieg des Glücks und der Liebe S. 233; Schmausbruder 1754 Der Welt Lauf I, 220. 221; schmausen 1749 Der reisende Avanturier II, 439; schmausen und saufen 1748 Schnabel, Der Sieg des Glücks und der Liebe S. 89; saufen und schmausen 1744 Beg. eines Göttingischen Stud. I, 44, 153; 1746 a. a. O. II, 58, 75; 1748 Schnabel, Der Sieg des Glücks und der Liebe S. 233; 1786 Karl Gutman in Halle S. 308.
Schmiere Tracht Prügel 1786 Karl Gutman in Halle S. 154.
schmu machen 1749 Der reisende Avanturier II, 350.
schnellen betrügen 1748 Schnabel, Der Sieg des Glücks und der Liebe S. 165; 1749 Der reisende Avanturier II, 375. 383.
Schnorrbärte Häscher in Jena 1749 Der reisende Avanturier II, 431 und in Göttingen („Schnurbärte") 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 65; auch
Schnurren in Jena 1749 Der reisende Avanturier I, 107. 431.
schonen: „sich schonen" beim Fechten nicht blind darauf losgehen 1755 Der reisende Avanturier II, 105.
Schöps: Von diesem Breslauer Biere heißt es in des Sächs. Cammer-Dieners Romani Ferdinand Suders Lebens-Geschichte (1754) S. 106:

Schöpß Caput ascendit, neque scalis indiget ullis,
Sessitat in Stirnis, mirabilis intus in Hirnis.

Das ist:

Das Bier zu Breßlau ist mit Nahmen Schöps genannt;
Von dessen Eigenschaft ist weit und breit bekannt:
Es steiget in die Höh, bedarf der Treppen nicht,
Allwo es in Gehirn und Stirn viel Zwirn erricht.

schrauben aufziehen 1744 Beg. eines Göttingischen Stud. I, 140.
Schrumpelbeutel studentisches Schimpfwort aus Rostock 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 166.
Schulfuchs Schüler eines Gymnasiums 1765 Beg. eines Leipziger Stud. I, 58.
Schürzenpatronat 1765 Beg. eines Leipziger Stud. I, 151.
Schwager Postillon 1757 Urtheile über das Verhalten der Menschen S. 174; 1765 Der Leipziger Candidate S. 87. 94; 1786 Karl Gutman in Halle S. 7; im Sinne von „Lochschwager" 1749 Das Luftschloß oder Lebens- und Liebes-Geschichte eines Magisters der Weltweißheit S. 39. 41; 1757 Urtheile über das Verhalten der Menschen S. 170; im selben Sinne steht das Wort in „Schwager Namen" 1749 Der reisende Avanturier II, 56.
Schwalbe Ohrfeige 1786 Karl Gutman in Halle S. 5.

schwarzes Brett 1728 Der Buchhändler Robinson S. 13; 1745 Auf der Extra-Post eingelauffene Nachrichten S. 20; 1748 Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 52; 1749 Der reisende Avanturier II, 68. 456; 1754 Der Welt-Lauf I, 229; 1765 Beg. eines Leipziger Stud. II, 318.
Sekundage beim Duell 1822 Das Leben auf Universitäten S. 154.
Sekundant 1748 Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 162. 163; 1749 Der reisende Avanturier II, 419.
selig besoffen 1757 Urtheile über das Verhalten der Menschen S. 193.
Senior 1748 Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 38. 40. 41; Seniorenkonvent 1822 Das Leben auf Universitäten. S 63.
skisieren: „sich skisiren" sich heimlich aus der Universitätsstadt drücken 1786 Karl Gutman in Halle S. 277.
Soltmann Name eines Bieres in Salzwedel 18. Jahrh.
Speyer: „nach Speyer an der Schweinigelbrücke appellieren sich erbrechen" 1765 Beg. eines Leipziger Stud. I, 223.
Spieß Degen 1754 Krüger, Träume S. 313.
Springstock: eine Waffe der Häscher in Leipzig 1754 Der Welt-Lauf I, 229; eine ähnliche Waffe die Stange 1758 Geschichte des Herrn Wilhelm von Hohenberg S. 17; beide Worte auch in Zachariäs Renommist V. 1745.
Stammbuch 1765 Beg. eines Leipziger Stud. I, 84.
Ständchen der Charmante gebracht 1745 Auf der Extra-Post eingelauffene Nachrichten S. 15. 59, 60; 1757 Urtheile über das Verhalten der Menschen S. 136; dem Prorektor gebracht 1749 Der reisende Avanturier II, 479.
Stänkerei 1749 Der reisende Avanturier II, 410; Stänkerer Der Welt-Lauf I, 220.
strafen: „Den Geldbeutel strafen" 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 83.
Stubenarrest 1748 Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 96; 1749 Der reisende Avanturier II, 479. 483. 486; 1752 Leben des Herrn von Moldau I, 266.
Stubenbursche 1732 Schnabel, Insel Felsenburg II, 206. 207. 208; 1749 Der reisende Avanturier II, 476; von den Stubengenossen auf dem Hallischen Waisenhause 1786 Karl Gutman in Halle S. 10.
Studierens wegen um studieren zu sollen 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 145. 160.
Stutzer von Leipziger feinen Studenten gesagt 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 218; 1748 Schnabel, Der Sieg des Glücks und der Liebe S. 154. 159. 160. 165. 166; „galante St." 1765 Der Leipziger Candidate S. 11; „Leipziger St." a. s. O. S. 73; von Hallischen Studenten 1790 Die Hallenser in Landsberg S. 7; Stutzerchen 1788 Die maskirte Schlittenfahrt S. 12; sich stutzermäßig aufführen (in Leipzig) 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 214.
Suade: eine Suade haben 1780 Sintenis, Max Wind und Konsorten S. 467.
Suiten Streiche 1748 Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 38.
Swizent eine Sorte gewöhnlichen Tabaks 1749 Der reisende Avanturier I, 43.
Tabulat Bezeichnung für Karzer in Rostock 1744 Beg. eines Göttingischen Stud. I, 81; in Jena a. s. O. II, 79; 1749 Der reisende Avanturier II, 432. 435. 437; 1754 Der Welt-Lauf I, 220. (In Jena von Karzer unterschieden.)
Tempel Haus 1748 Schnabel, Sieg des Glücks und der Liebe S. 192; 1757 Leipziger Robinson S. 82.
Tischbursche Tischgenosse im Hause eines Schulrektors 1744 Beg. eines Göttingischen Stud. I, 54.
touchieren beleidigen 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II. 173; 1765 Der Leipziger Candidate S. 40; 1780 Sintenis, Max Wind und Konsorten S. 234.
trocken: „trockenes Leben" verdrießliches Leben 1786 Karl Gutman in Halle S.153.
trommeln: „Besuch der Kollegien war mein Geschäft nur beim Anfang der Lekzionen, um durch ungezogenes Trommeln und Pfeifen die neuen schüch-

ternen Studenten zurückzuschrecken" (aus Halle) 1786 Karl Gutman in Halle S. 29.

Tumult 1748 Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 38; 1785 Deutsches Museum I, 362.

umsatteln 1731 Schnabel, Insel Felsenburg I, 7; Umsattelung 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 216.

unterhalten ein Frauenzimmer aushalten 1744 Beg. eines Göttingischen Stud. I, 80; 1765 Der Leipziger Candidate S. 44.

Valetschmaus 1744 Beg. eines Göttingischen Stud. I, 208. II, 186 (an letzterer Stelle auch „Abschieds-Schmauß"); 1753 Dänischer Robinson IV, 244; 1767 Beg. eines Leipziger Stud. III, 356.

verkeilen verkaufen 1786 Karl Gutman in Halle S. 153.

verschwitzen verlernen 1744 Gesch. eines Göttingischen Stud. I, 76.

verstudieren: „viel Geld v." Beg. eines Göttingischen Stud. II, 104.

Vorfechter der an erster Stelle die Sachen ausmacht 1732 Schnabel, Insel Felsenburg II, 209; Schläger für die ganze Landsmannschaft 1780 Sintenis, Max Wind und Konsorten S. 250.

Waffen: „Ergreift die Waffen!" Ruf beim Bierskandal 1822 Das Leben auf Universitäten S. 31.

Wechsel 1732 Schnabel, Insel Felsenburg II, 8; 1744 Beg. eines Göttingischen Stud. I, 6. 76. 110. 151. 159; 1746 a. a. O. II, 81. 103. 104. 105. 215. 216; 1765 Beg. eines Leipziger Stud. I, 102; 1769 Geschichte eines reisenden Deutschen S. 95; 1782 Kramann, Lalala, Tralala I, 42.

weidlich: „ein weidliches Pereat" 1780 Sintenis, Max Wind und Konsorten S. 472; auch als Adverb a. a. O. S. 386.

wetzen: „Von der Zeit an, wurde weder vom Wetzen auf den Straffen, Fenster-Einschmeissen, Duellen oder Recontres nicht das mindeste gehöret" 1748 Schnabel, Die Finnländerin Salome S. 44; 1754 Krüger, Träume („Die rechte Courage"); Zachariä, Der Renommist V. 50; 1756 Urtheile über das Verhalten der Menschen S. 20. 344.

zeichnen mit Hieben verhauen 1732 Schnabel, Insel Felsenburg II, 207.

zulegen: „sich etwas zulegen" eine Liebste haben 1746 Beg. eines Göttingischen Stud. II, 200.

zwingen: „sich zwingen" sich Gewalt anthun 1786 Karl Gutman in Halle S. 154; „es nicht zwingen können" ein armer Mann sein a. a. O. S. 153.

Die ältesten Belege für Philister.

Von

F. Kluge.

Über das von Lexer im DWb. VII 1826 beigebrachte Material zu diesem Wort bin ich durch meine Nachforschungen zur Geschichte der Studentensprache einigermaßen hinausgekommen und ich habe in der Beilage zur Allg. Zeitung 1895 Nr. 9 (9. Januar 1895) zusammengefaßt, was ich an Neuem und Altem in Händen hatte. Seitdem haben Mitteilungen von Freunden und Gönnern, auch fortgesetztes eigenes Nachforschen manche bedeutsame Zusätze ergeben, die es mir nahe legen, die ältesten Belege für das Wort eingehend zu erörtern. Vielleicht regt unser Material zu weiterem Suchen und Finden an.

Daß die eigentliche Heimat des Wortes Philister wirklich die Stu-

dentensprache ist, dafür zeugen nicht bloß sämtliche studentikose Wörterbücher des 18. und 19. Jahrhunderts, auch die älteren Litteraturbelege führen in denselben Bereich; das Wort herrscht schon vor Zachariäs Renommist 1744 in dem Jenischen Studentenroman Salinde von Melissus 1718 und in den burschikosen Gedichten des Schlesiers Stoppe 1728. Der früheste Litteraturbeleg, den ich gefunden habe, stammt aus der Schrift „Etwas für alle Menschen" und aus dem Jahre 1709. Da heißt es in der „Klage eines Schülers auf der Schule" S. 135:

Will man inter pocula
Lustig seyn und singen,
Sind Philister alsbald da,
Wollen uns verdringen.
Wenn denn Worte helffen nicht,
Schmeißen wir sie ins Gesicht,
Daß sie sich wie Frösche vor uns strecken.

Ein paar Jahre älter ist der früheste Beleg, den das Grimmsche Wörterbuch beibringt; er stammt aus Hasards Lebensbeschreibung 1706 und lautet: „Unter denen Herren Studenten giebt es so viele Burse, die einen Philister (so nennen sie uns Bürger) wie einen Floh achten."

Solche Schimpfnamen waren durch das 17. Jahrhundert an der Tagesordnung, und die verschiedenen Musensitze hatten je eigene Benennungen. „Sie schelten feine eisgraue und erfahrene Männer, Matronen, keusche Jungfrauen und Bürger für Bächen, Baren, Spießbürger ꝛc., alte Hummeln, leichtfertige Säcke" — so wurden die Studenten beschuldigt von Joach. Schröder 1640 Friedensposaune S. 39. „Hier heißt man", sagt 1720 Reinwald in seinem Akademien- und Studentenspiegel S. 153, „die Bürger Philister, dort Croten, hier Platter und anderswo anders". Sonst hören wir um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts noch Pechen, Schmutzen und Schmierer als gleichwertige Spottnamen, alle jedoch ohne Angaben ihrer genaueren Heimat. Über alle diese Synonyma hat Philister den Sieg davongetragen. Und was verhalf ihm zu diesem Siege? War es die studentische Bedeutung Jenas, wo es heimisch sein wird? Waren es die näheren Umstände, denen es sein Dasein verdankte?

Meine Nachforschungen, die dem Ursprungsbereich unseres Wortes schon lange gelten, haben mich zunächst zu der ältesten Darstellung der allbekannten Legende geführt, die einen studentischen Anlaß aus Jenas Renommistenzeit zum Ausgangspunkt unseres Wortes macht. Es ist ein Bericht des Hallischen Professors Schmeitzel in den „Wöchentlichen Hallischen Anzeigen" 1746 Sp. 177. Aber es gelang mir früher nicht, eine in diesem Bericht erwähnte ältere Quelle aufzutreiben, die Schmeitzel folgendermaßen erwähnt: „Ich gestehe gerne, daß mir in öffentlichen Schriften von dieser Begebenheit (die zu dem Wort Philister den Anlaß gegeben hat) nichts vorgekommen, als was der ehemalige berühmte Rektor zu Osnabrück, Zacharias Goetze, der auch zu Jena ehemals studieret, in

seinem Musaeo Goetziano pag. 207 mit wenigen Worten deßwegen anmerket". Was es mit diesem Musaeum Goetzianum für eine Bewandtnis hat, darüber hat mich im Januar 1896 Herr Direktor von Laubmann aufgeklärt durch den Nachweis, daß es ein Anhang zu der Schrift celeberrimorum virorum epistolae de re numismatica ad M. Zachariam Goetzium (Wittemberg 1716) ist. Wir gelangen also durch einen Bericht, den dieses Buch enthält, um 30 Jahre weiter zurück als Schmeitzels Bericht. Und der Bericht erzählt über das Wort Philister folgendermaßen: „Raro aliter hodie cives Jenenses, aegre ipsis facturi, appellant studiosi Salani. At quantum nomen olim et robur Philistaeorum? hoc sane non aliter delectabantur ac Romani voce „Quirites" Jud. 16, 9, 12 etc. At unde Philistaei Jenenses? Ante annos non adeo multos studiosum verberibus et vario supplicio excruciatum cives necarunt, in istos jure meritoque invectus est e cathedra S. NN. ususque inter alia his: sie wären über den armen Menschen hergewesen, wie die Philister über Simson".

Dieser älteste Bericht über den Ursprung unseres Wortes bestätigt dieses als neumodisches Schimpfwort der Jenischen Studenten gegen die dortigen Bürger, giebt aber neue Rätsel auf durch den Hinweis auf jenen S. NN., der ex cathedra die Bürger angreift, unter deren Händen ein Jenischer Student sein Leben gelassen hat. Es fehlt hier eine genauere Zeitangabe, nähere Umstände, jede Ausschmückung. Wir stehen unter dem Eindruck, daß der Berichterstatter dem Ursprungsbereich des Wortes nicht ferngestanden hat.

Zu Schmeitzels Zeit (1746) wird die Mythenbildung bereits thätig gewesen sein. Sein eingehender Bericht, den ich Studentensprache S. 113 abgedruckt habe, giebt 1693 als das Jahr an, in dem sich der Vorfall ereignete, der in der Geschichte unseres Wortes die Hauptrolle spielte. Die Lokalität wird genauer angegeben (der Gasthof zum gelben Engel am Lobdauer Thor); der Vorfall ist eine Prügelei zwischen Studenten und Bürgern, wobei ein unbeteiligter Student „dermaßen verhauen wird, daß er sein Leben hat verlieren müssen". Und der Jenaer Superintendent — sein Name wird nicht genannt — benutzt den traurigen Vorfall am nächsten Sonntag in seiner Kanzelrede zu einer Strafpredigt, in der die Worte „Philister, Philister über Dir Simson" vorkamen.

Dem hiermit nicht völlig übereinstimmenden Bericht in Kindlebens Studenten-Lexikon 1781 ist kein Gewicht beizumessen. Wichtiger ist eine Fassung der Sage, wie sie in der Familie des Jenaer Superintendenten vom Schluß des 17. Jahrhunderts lebte. Georg Goetze war 1684—1699 Jenaer Generalsuperintendent, und sein Urenkel Johann Georg Wiedeburg nennt in der Beschreibung der Stadt 1785 S. 155 den Superintendenten Goetze und läßt ihn bei öffentlichem Leichenbegängnis des unschuldig von Bürgern erschlagenen Studenten eine Leichenpredigt halten, die zu dem Schimpfwort Philister für die Bürger führte.

Das ganze 18. Jahrhundert glaubte an den Jenaischen Ursprung

des studentischen Schimpfwortes. Alle Berichte gehen von einer Rauferei zwischen Studenten und Bürgern aus und knüpfen daran das unglückliche Ende eines Studenten und eine Predigt, die den traurigen Vorfall berührte und das biblische „Philister über Dir Simson“ einflocht. Der älteste Bericht stimmt darin mit den jüngeren völlig überein. Aber ist der S. NN. des Musaeum Goetzianum mit dem Generalsuperintendenten Georg Goetze identisch? Ich bemerke, daß ich in den gedruckten Predigten G. Goetzes nichts gefunden habe, was zu dem zukunftsreichen Schimpfwort Beziehung hat.

Der älteste Bericht im Musaeum Goetzianum 1716 giebt keine bestimmte Jahreszahl, erst Schmeitzel nennt 1693 als das Jahr, in dem unser Wort aufgekommen ist. Jedenfalls deutet aber auch die Angabe im Musaeum Goetzianum, der Vorfall sei ante annos non adeo multos geschehen, wohl auf das Ende des 17. Jahrhunderts. Und aus handschriftlicher Studentenlitteratur habe ich nachgewiesen, daß das Schimpfwort in Jenaischen Studentenkreisen schon 1697 allgemein üblich gewesen ist. Im November 1697 wurde in Jena ein Bürger bei einem Studentenkrawall erschlagen — ein Vorfall, dessen Begleiterscheinungen die akademische Jugend zu allerlei poetischen Ergüssen begeisterten. Die Sammelhandschrift Bud. 352 der Jenaer Universitätsbibliothek bewahrt das Andenken an den Vorfall in lateinischen und deutschen Niederschriften aus studentischen Kreisen. Da lesen wir Bl. 50 zunächst eine „Grabschrift uff den zu Jena ao. 1697 erschossenen Philister oder den im Tumult verunglückten Bürger“:

Viator
siste et lege
mirare et mirari desiste.
Narro enim stupenda
Philistrus quidam
studiosos odio fuit prosecutus et non amavit
amavit illos et non amavit
In vita et in morte
vivus ob pecuniam, mortuus ob victoria relicta
et
minus tristi ipsi intulit malum cum tamen
tristissimum inferre putaret
Tristitia illos affligere voluit sed
affecit laetitia
mirum quippiam
palluit hic quippe qui alios voluit reddere pallidos
exitium paravit aliis, et sibi ipsi fuit exitio.
arte qui se obduravit mollis succubuit
alios laedendo se ipsum laesit
bombardam explosit
Quod si amisisset vitam non amisisset
quia explodendo se ipsum prodidit ut sorex
ante v. invisibilis excussa v. flamma visibilis omnibus
acceleravit laetus, ac lethum sibi acceleravit
magno enim clamore studiosos invasit, sed cum dolore recessit.
in principio clamor. in fine angor

quin immo quoniam
finis funos
ita plerumque fit
post jubila nubila
quia alteri effodit vivere, ipse in illam incidit
Vos alloquor Philistri!
Hoc exemplum sit vobis in exemplo
nos perire non laborate, ne pereatis.
Abjicite hostes
spumantia comprimite labra
turbas tu insana circulos nostros noli turbare in posterum
ne vestrum jubilare mutetur in ejulare
O effeminati Philistri, capessite fugam
adsunt enim fortes qui fortiter pugnant.

„Grabschrift des am 16. November 97 erschossenen Philisters":

Hier liegt ein Goliath von der Philisterschaar
der dem Apollo zwar mit trotze hohn gesprochen
doch weil ihm Davids Schuß den schnellen Todt gebahr
so ist nun dieser Hohn mit Renommee gerochen
Philister, nemt darbei die teure warnung ab
daß ihr der Musen Zeug bey seiner Freiheit laßt
sonst schicken wir euch all ins finstre Todten Grab.
wo Pluto euren leib in pech und schwefel faßt.

„letztere Klagerede welche mit großem Geheul ausbrach
von dem geschossenen, aber bald darauf gestorbenen philister".

So süß mir vormals schien mit der Philister orden
der Musen sichere Schaar zu höhnen ohne Scheu
so sauer ist mir nun der Lohn davor geworden
indem mein kaltes Hertz durchbort ein kaltes Bley.

Θρηνωδια qua virum
verbis sesquipedalibus surgentem fuga Magnificum providentia gravem
heroa scilicet Philistaeorum invictissimum
victum et perstratum Davidica
manu captum et robore demto percussum
jam heu dolor in Pharetro
jacentem, exiguo hoc versuum manipulo
cohonestare voluit, debuit
Miles Gloriosus
Gratulor hisce tuis ausis studiosa caterva
nobilis et simulac doleo de morte cruenta
Crede, cadunt lachrymae, mihi formidabilis hostis.
Hic misere periit, misere cruciandus in orco
in Phlegetontis aqua Mavortis filius eheu!
ipsus erat Phlegias infelix teste Marone
Sic iratus Apollo facit, sic surget et ipse
Gratissimum per me licet ipse quiescat
Sint manes placidi, sic purgatoria solos
Grata tibi quam pascuat
ossa recondita miles
lassus conficimus quoniam per saxa per ignes
Asperius juste nunc es prolatus ad amnem
Letheum in Philistrorum castra vel astra.

Schließlich folgt Bl. 62 eine dritte

„Grabschrift“:

Ein Reuter und Philister ligt in dieser gruft begraben
dem einige Musen Söhne jüngst den rest gegeben haben.
Ritte zu der Hölle hin, Quartier zu bestellen
vor die noch etwa folgende Philister und gesellen
Von schelmischen Philister wurde zwar Israel gequelet
Doch hat es Selbigen an Siege nicht gefehlet
Nehmt ihr Musen Kinder nun hieraus die Lehre an
Daß Euch der billige Siegesruhm unmöglich fehlen kann
wenn ihr geht durch der Hescher Blut in Euerer Freiheit Stand
wie Israel durchs rothe meer in das gelobte Land.

Wir lassen hier die Ereignisse, denen diese Ergüsse das Dasein verdanken, völlig beiseite und stellen nur fest, daß darin unser Wort als studentisches Spottwort und zwar für ‘Bürger’ für das Spätjahr 1697 gesichert wird.

Es läßt sich nun auf einem Umwege wahrscheinlich machen, daß wir damit dem Ursprung unseres Wortes nahe gekommen sind. Es bietet sich nämlich ein weiteres Zeugnis für die Altersbestimmung in Christian Paullinis „Zeitkürzende erbauliche Lust“ Frankfurt a. M. 1693 S. 179, wo davon berichtet wird, wie „die hohe Schul Jena manches Sprichwort in die Welt gepflanzet hat“: „Davon ich vor diesmal nur drey (damit alle gute Dinge gut sind) anführen will.“ Es werden dort behandelt Schulfuchs, Has (Gehasi) und Schaffäse (Baccalaureus). Aber Philister fehlt hier. Das kann ja Zufall sein. Aber es ist auch denkbar, daß der Ausdruck damals entweder überhaupt noch nicht existirte oder eben noch keine allgemeine Verbreitung über Jena hinaus gefunden hatte. Denn Paullini behandelt eben Formeln, die von Jena aus „in die Welt“ gedrungen sind.

Die bisherigen Erörterungen lassen an sich die Möglichkeit zu, daß unser Wort — wie Schmeitzel es angiebt — 1693 in Jena aufgekommen ist. Aber dieses Datum ist nicht einwandfrei.

Wie mir W. Fabricius, der beste Kenner der Geschichte des deutschen Studententums, mitgeteilt hat, sind nach Schreiber und Färber, Jena von seinem Ursprung bis zur neuesten Zeit 1850, in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts nur folgende Todesfälle von Studenten, durch Bürger verursacht, in Jena vorgekommen: 1665 ein Student von 2 Knechten erschlagen — 1689 stud. Waitz bei einem Auflauf im Saalthor totgeworfen — 1690 stud. Beischlag im Mühlthal erschlagen gefunden — 1696 stud. Comenus von einem Knecht erschlagen. Wir vermissen also Schmeitzels Datum 1693 und sind mit W. Fabricius der Ansicht, daß für uns nur eigentlich der Tod des Studenten Waitz 1689 in Frage kommen kann.[1]

[1] Auch Faselius’ Neueste Beschreibung von Jena 1805 enthält ein Verzeichnis aller von 1531—1804 durch widernatürlichen Tod in Jena umgekommenen Personen; darnach ist der 28. April 1689 der Todestag des aus Gotha stammenden stud. Waitz. Zugleich will ich hier hinzufügen, daß der oben S. 53 ff. behandelte Todesfall des Spätjahres 1697 weder bei Faselius noch bei Schreiber-Färber verzeichnet ist.

Wir sind nun in der Lage festzustellen daß das Wort eine weit verwickeltere Geschichte hat, als man bisher allgemein angenommen hat. Aus Adelungs Deutschem Wörterbuch wußte man, daß Philister in Wien die Stadtsoldaten genannt wurden. Diese Bedeutung wird jetzt durch Selm. Kleemanns Nachweise oben S. 48 für Leipzig und das Jahr 1758 sicher gestellt. Und damit ergiebt sich eine Deutung der Worte Schmeitzels: „Wer auf einigen anderen Universitäten (denn auf allen ist es nicht im Gebrauch) mit dem Wort Philister heutzutage beleget werde, davon kann ich überhoben sein zu melden, weil es gar was bekanntes ist." Diese Bedeutung nun hat auch einmal in Jena gegolten. W. Fabricius verweist mich auf den Artikel „Jenenser Studenten im Jahre 1687" in den Grenzboten 1861 XX. 1, 209. Hier werden nach einer guten Quelle vom Anfang des 18. Jahrhunderts autobiographische Erinnerungen eines alten Jenensers im Auszuge[1]) mitgeteilt, in denen unser Wort nur als 'Stadtsoldat' auftritt:

S. 214. Der Pedell kam bald mit einem Quasi-Corporal und sechs Philistern — Musketiren wollte ich sagen und citirte mich zum Rectori Magnifico. Da inzwischen die Philister vor meiner Stube standen und hineinschauten wie ein Fuchs ins Hünerhaus, gab ich dem Pedell zur Antwort, ich würde gleich kommen, er solle nur voran gehen, wozu er sich aber nicht verstehen wollte, vorwendend, ich müsse mitgehen. Dies stand mir aber nicht an und ich sagte: Ists nicht genug, daß ich kommen will? Zu was soll ich mit den Wächtern gehen? Der Pedell sagte nun zu den Kuhfußträgern, sie möchten ein wenig vorangehen, ich würde mit ihm folgen. Als diese nun fort waren, resolvirte ich mich mitzugehen, verzog aber noch eine Weile, bis die Philister die Gasse hinauf ziemlich ans Thor des Collegii gekommen waren und zog dann hinterdrein.

Man sieht aus diesem Bericht und dessen weiterem Gange, daß Philister hier nur als 'Musketier, Wächter' gebraucht wird; die sämtlichen Belege sind hier nicht vonnöten. Klar ist, daß in Jena 1687 Philister das Burschenwort für die Musketiere war. Und daß der Verfasser des Berichts den neueren Wortgebrauch in Jena noch nicht kennen gelernt hat.

Dieser Thatsache Rechnung tragend, verlohnt es sich, die älteren Belege noch einmal in unsere Erinnerung zu bringen. Zunächst paßt die neu gewonnene Bedeutung in jenem S. 51 beigebrachten Vers eines Schülerliedes, das nach Schlesien zu gehören scheint:

Will man inter pocula
Lustig sein und singen,
Sind alsbald Philister da,
Wollen uns verdringen.

Während hier die Bedeutung 'Stadtsoldaten, Schnurren' besser paßt als die heutige Bedeutung, giebt der im D. Wb. beigebrachte Beleg aus Hasards Lebensbeschreibung 1706 ausdrücklich 'Bürger' als Bedeutung des Wortes an. Das gilt auch von unsern handschriftlichen Belegen von 1697. Aber es scheint mir doch in diesen studentischen Grabschriften die

[1]) Ich wäre für den Nachweis des Originals dieser Auszüge dankbar.

Beziehung auf einen Stadtsoldaten vorzuliegen: ein Goliath von der Philisterschar, der Philisterorden u. s. w. Von den Belegen im Grimmschen Wörterbuch hat hier eine Stelle aus Maler Müllers Faust seinen Platz: „Geschwind, sie wollen Faust arretieren — die Philisterwache!" (Neudr. 55[16]).

Je näher wir uns mit einem einzigen Wortproblem befassen, um so verwickelter gestaltet sich die Wortgeschichte. Wir aber wollen hier nichts Abschließendes vorbringen, sondern durch neue Beleuchtung vielmehr zu weiteren Nachforschungen und Belegen anregen, die doch vielleicht noch einmal zu einer endgültigeren Fassung der Urgeschichte des bedeutsamen Wortes führen werden. Vielleicht können Archivalien der mitteldeutschen Universitäten doch noch entscheidende Zeugnisse für unser Wort bergen.

Beiträge zur Geschichte der Soldatensprache.

I. Das Niederländische Lied von 1608

mitgeteilt von

F. Kluge.

Auf das folgende Gedicht als rotw. Sprachquelle hat Jos. Max. Wagner Herrig 33, 220 hingewiesen, nachdem ihn Hoffmann von Fallersleben mit einer Abschrift des bis dahin unbeachteten Liedes beschenkt hatte. Ich habe mich auf Grund dieser Notiz vielfach, aber vergeblich um das Lied bemüht, bis ich Ende Oktober 1899 mit dem Nachlaß Wagners zugleich die Abschrift Hoffmanns erhielt. Ich habe den Originaldruck der Frankfurter Stadtbibliothek in einer mir freundlichst mitgeteilten Abschrift des Herrn Bibliothekar Dr. Traut unserm Abdruck zu Grunde gelegt. Das Stück ist älter als seine Überlieferung. Das ergiebt sich nach einer Notiz Wagners aus Wellers Annalen I 81 Nr. 363: „Stampen müssen die Welschen. Ein schön New Lied von der Belägerung vnnd Einnehmung der Vöstung Dachstein, Mutzig vnd Moltzen. Im Thon, Es schifft gut Leininger vber den Rhein etc. Gedruckt zu Christlingen bey Philips Seuberlich o. J. 4 Bl. 8° mit Holzschn. Wolt jr hören ein newes gedicht wz für Dachstein geschehen ist Fügele fogele fahre &c. 33 Strophen". Das Gedicht umfaßt 4 Blätter in 8°. Für die Deutung der rotwelschen Worte verweise ich auf mein demnächst erscheinendes rotwelsches Wörterbuch.

Das Niderlän-
dische Lied.

Nun wolt jhr hören ein ne-
wes Gedicht, etc. figele fogele fare.

Getruckt zu Cöln, im
Jar 1608.

Ein Niderländisch Lied.

1. Nvn wolt jhr hören ein newes Gedicht
Was im Niderland gschehen ist?
figele fogele fare
Was im Niderland gschehen ist?
Stampen müssen die Staden.

2. Es schifft gut Lenninger vber den Rhein,
Er führet ein grandigs Mödelein, fig. ꝛc.
Er führet ein wackers Hürelein.
Stampen müssen die Staden.

3. Er kam für einer Fraw Schecherin Hauß:
Fraw Schecherin, tragt uns zu minckeln vnd zu schwencken rauß, fig. ꝛc.
Fraw Wirtin, tragt vns zu essen vnnd z'trincken rauß!
Stampen müssen die Staden.

4. Die Fraw Schecherin sprach dem Lenninger zu:
Zu minckeln vnd zu schwechen haben wir gnug, fig. ꝛc.
Zu essen vnd z' trincken haben wir gnug.
Stampen müssen die Staden.

5. Fraw Schecherin, habt ihr nicht sovil gewalt,
Das ihr die Lenninger vber nacht behalt, fig. ꝛc.
Das ihr die Landsknecht vbernacht behalt?
Stampen müssen die Staden.

6. So vil gewalt hab ich gar wol,
Wie ein Fraw Schecherin haben soll, fig. ꝛc.
Wie ein Fraw Wirtin haben soll.
Stampen müssen die Staden.

7. Fraw Schecherin, habt ihr nicht guten Wein,
Vmb sechs, um siben, vmb acht und neun, fig. ꝛc.
mb sechs, vmb siben, vmb acht vnnd neun?
Stampen müssen die Staden.

8. Guten Wein den hab ich wol,
Wie ein Fraw Schecherin haben soll, fig. ꝛc.
Wie ein Fraw Wirtin haben soll.
Stampen müssen die Staden.

9. Die Fraw Schecherin het ein Töchterlein,
Es kundt dem Lenninger schencken ein, fig. ꝛc.
Es kundt dem Lenninger schencken ein.
Stampen müssen die Staden.

10. Jungkfraw, wolt ihr mit ins Vngerland,
So nembt mit euch all ewer Gewand, fig. ꝛc.
So nembt mit euch all ewer Gewandt.
Stampen müssen die Staden.

11. Ich mag nicht in das Vngerland,
Hab sorg, es kleck mir nit all mein Gewandt, fig. ꝛc.
Hab sorg, es kleck mir nit all mein Gewandt.
Stampen müssen die Staden.

12. Man spricht, es hat sich alles verkehrt,
Die Jungkfrawen haben gut spanisch gelehrt, fig. ꝛc.
Die Jungkfrawen haben gut spanisch gelehrt.
Stampen müssen die Staden.

13. Alle die Spanier daugen vns nicht,
Sie minckeln vnd schwechen vnnd zahlens doch nicht, fig. ꝛc.
Sie essen vnnd trincken vnd zahlens doch nicht.
Stampen müssen die Staden.

14. Alle die Wallonen daugen vns nicht,
Sie dilgen die Mägdlein vnnd zahlens doch nicht, fig. ꝛc.
Sie ligen bey den Mägdlein vnnd zahlens doch nicht.
Stampen müssen die Staden.

15. Die teutschen Lenninger daugen vns wol,
Sie dilgen die Mägdlein vnd zahlens wol, fig. ꝛc.
Ligen bey den Mägdlein vnnd zahlens wol.
Stampen müssen die Staden.

16. Die ein spricht: mein Mann ist Fenderich,
So bin ich doch des Fenderichs Weib, fig. ꝛc.
So bin ich doch deß Fenderichs Weib.
Stampen müssen die Staden.

17. O biß mein Mann den Fahnen regt,
Ein weil hab ich mich zum Hauptmann gelegt, fig. ꝛc.
Ein weil hab ich mich zum Haubtmann glegt.
Stampen müssen die Staden.

18. Die ander spricht: mein Mann ist Leutenampt,
So bin ich doch deß Leutenampts Weib, fig. ꝛc.
So bin ich doch deß Leutenampts Weib.
Stampen müssen die Staden.

19. Biß mein Mann ein Schloß thut gewinnen,
Ein weil thu ich ein Kloster verdienen, fig. ꝛc. :|:
Stampen müssen die Staden.

20. Da kamen bald die Grillen gegangen,
Sie wolten dasselbig Mädelein fangen, fig. ꝛc.
Sie wolten dasselb Hürelein fangen.
Stampen müssen die Staden.

21. Ach lieber Grill, fang mich nicht eben,
Ich wil dir hundert Stickle geben, fig. ꝛc. :|:
Stampen müssen die Staden.

22. Der Grill der dacht jhm in seinem Muth,
Hundert Stickle die sein mir gut, fig. ꝛc.
Hundert Gulden die sein mir gut.
Stampen müssen die Staden.

23. Wer ist der vns diß Liedlein sang?
Ein freyer Lenninger ist ers genant, fig. ꝛc.
Ein freyer Soldat ist ers genant.
Stampen müssen die Staden.

24. Er singt vns das vnnd noch vil mehr
Gott bhüt alln zarten Jungkfrawen jhr Ehr!
figele fogele fare,
Gott bhüt alln zarten Jungkfrawen jhr Ehr!
Stampen müssen die Staden.

Badener oder Badenser?

Von

F. Kluge.

Als vor Jahresfrist die Tagesblätter von Erhebungen berichteten, die der Berliner Verein der Badenser bei Fachleuten über diese Frage machte — war man zumeist für Badener eingenommen. Ich komme auf die Frage hier zurück, um die verschiedenen Möglichkeiten der Stellungnahme darzulegen. Ich brauche zunächst nur daran zu erinnern, daß Goethe in Dichtung und Wahrheit IV, 16. Buch (= Werke 29, 16)[1] Badenser verwendet hat: „Als wir uns einst hierüber bei einem besuchenden Badenser beklagten, erzählte er uns folgende Geschichte." Also ein klassischer Beleg für Badenser steht uns zur Verfügung, und so dürfen wir hieraus die Berechtigung herleiten, die Frage auch vor der Öffentlichkeit ernsthaft zu behandeln. Und diese Berechtigung ergiebt sich zumal aus der Thatsache, daß Goethe hier ursprünglich für Badenser vielmehr Badnischen geschrieben hatte, wie wir in den Lesarten (29, S. 202) erfahren. Und zu dieser Lesung stimmt eine ältere Form des Eigenschaftsworts, wenn wir im Grimmschen Wörterbuch, das ja an Eigennamen sonst vorübergeht, I 1073 zufällig die Ableitung badenisch antreffen: „die badenischen Nymphen" Weckherlin 1648 geistliche und weltliche Gedichte 359; und daß dies die ursprüngliche Form der Ableitung gewesen ist, bestätigt mir unser Stadtarchivar Herr Dr. Albert durch einen Hinweis auf Bilderbecks Werk „Teutscher Reichsstaat" 1715, worin S. 614 f. „baadenische Linie oder Lande" mehrmals begegnet.

Das Auffällige an unseren Bezeichnungen ist, daß man in Schwaben und der Schweiz die Badener vielmehr die Badischen nennt. Und litterarisch wird diese Form auch im Beginn des 19. Jahrhunderts vorkommen.

Dann haben wir also im 19. Jahrhundert die Formen Badische — Badnische — Badenser — Badener (Badner). Woher diese Fülle von Formen? Und für welche haben wir uns zu entscheiden?

Keller bespricht in seinem „Deutschen Antibarbarus" 1886² S. 18 die „Bildung deutscher Volksnamen mit lateinischen Endungen wie Weimaraner statt „Weimarer", Markaner (bei Stein) für „Märcker", Pommeraner (bei Perthes) statt „Pommer", Kasselaner (bei Bürger) statt „Kasseler", Anhaltiner (bei Varnhagen) statt „Anhalter"; Badenser statt „Badener" (vgl. Münchner, Ofener, Bozner von München, Ofen, Bozen). Auch steht in der badischen Verfassungsurkunde § 8 ausdrücklich: Alle Badener tragen ohne Unterschied zu den öffentlichen Lasten bei".

[1] Die letzten Bücher von Dichtung und Wahrheit stammen bekanntlich aus des Dichters letzten Jahren und erschienen erst nach seinem Tode (Ausgabe letzter Hand 48. Band 1833).

Aus dieser lehrreichen und reichhaltigen Erörterung Kellers ergiebt sich vor allem als amtliche Form Badener. Anderseits erfahren wir hier, daß die verpönten Wortformen mit den lateinischen Endungen zahlreicher und besser beglaubigt sind, als es scheinen könnte.

In der That macht die Beurteilung von Badenser keine Schwierigkeit. Vorbilder wie Jenenser, Hallenser waren vorausgegangen. Ich habe Studentensprache S. 44 solche Bildungen mitteldeutscher Hochschulen besprochen und ihren akademischen Charakter, ihren Ursprung in den lateinischen Matrikeln und lateinischen Dissertationen, ihre studentikosen Auswüchse geschichtlich beleuchtet. Sie stehen mit Bildungen wie Weimaraner und Gothaner auf einer Stufe. Für Jenenser und Hallenser stehen mir Belege für das 18. Jahrhundert zur Verfügung z. B. Raisonnement über die protestantischen Universitäten in Deutschland III 386, Merkwürdige Begebenheiten verschiedener Personen (1769) I 9. 43. 44. Schon 1749 Vergnügte Abendstunden II 68 finde ich „Rintelenser, Hallenser[1] oder Rostocker“. Selmar Kleemann teilt mir einen frühen Beleg für Gothaner mit: so wird ein Gothaischer Student, der in Jena studirt, genannt in „Der Welt-Lauf in Ansehung des Verderbens aller Menschen“, Halle 1754 S. 222. Zunächst hat diese Wortbildung nur an den gelehrten Schulen gehaftet, es waren burschikose Wortgebilde, mit denen sich Schüler und Studenten necken mochten.[2] Diese Weise gilt denn auch zunächst in Pfortenser, Grimmenser (Schüler von Schulpforta, von Grimma), dann auch für die Nachbarschaft der Hochschulen, daher Bremenser, Zellenser, Werdenser, Mündenser im Bereich der früheren Universität Rinteln; in Mitteldeutschland mit den Hochschulen Gießen, Jena, Halle, Leipzig hört man neben Gothaner — Weimaraner — Apoldaner und Jenenser — Hallenser noch Fuldenser, Burgenser (Burg), Kalbenser (Kalb), Artenser (Artern), Wiehenser (Wiehen), Thalenser. Wie alt diese Formen im einzelnen sind (z. B. Bremenser, Bonnenser, Hannoveraner, Münsteraner), entzieht sich mir. Sie alle haften natürlich nicht fest und tief, aber sie weisen auf bekannte und verbreitete Vorbilder hin und man begreift dann auch, daß Neubildungen gleicher Art immer wieder auftauchen können.

Beachtenswert aber ist, daß Oberdeutschland sich von dieser Wortbildung frei gehalten hat bis auf Badenser, und es drängt sich der Verdacht auf, der durch jenen frühen Beleg bei Goethe auch gestützt wird,

---

[1] Einen etwas älteren, aber wichtigen Beleg für diese Bildung teilt mir A. Gombert mit aus Zinzendorfs Wundenlitanei [2]1759 S. 57: „Das macht die zuverlässigste Distinction zwischen einem redlichen Jünger der etwa noch übrigen alten Lehrer, die man ehedem Pietisten, Spenerianer, Hallenser &c. nannte, und einem Bruder oder wie sie einige nennen, einem Herrnhuter“.

[2] Prätorius, der in Zetling bei Salzwedel gebürtig war, aber in Salzwedel die Schule besucht hat, bezeichnet sich später in einem deutschen Werke (1668 Philosophia Salustiana A 12b) als Salzquellensis („billich ich denn also ein Salzquellensis zu nennen“). Man sieht, die lateinische Form geht der enser-Bildung voraus.

diese sicher erst unserm Jahrhundert angehörige Bildung stamme aus Mitteldeutschland und nicht aus dem badischen Lande selbst.

Es ist übrigens wohl ein Irrtum, zu meinen, das -en in Baden habe die Wortbildung Badenser begünstigt — man sagt nicht Dresdenser oder Gießenser, nicht Münchenser oder Erlangenser. Anderseits gehören zu Jena, Fulda, Halle, Bonn doch enser-Bildungen.

Unser Wissen über neuhochdeutsche Wortbildung bedarf noch der Erweiterung und Vertiefung, das gilt ganz besonders auch von der Geschichte der Eigennamen. Der Hintergrund, auf dem sich jene Wortgebilde erheben, sind lateinische Formen wie Atheniensis, Carthaginiensis, Cretensis u.s.w. u.s.w. Diese Bildungen blieben an den deutschen Entsprechungen haften. Die alte Sprengsche Virgilübersetzung 1610 hat neben unzähligen Trojaner auch Dolopenser 41[b], Carthaginenser 63[a] 65[b] 128[a] und Cretenser 65[b] 120[a] und noch nicht die kürzeren Troer, Carthager, Creter. Lessing im Leben des Sophokles 1760 gebraucht nur erst Athenienser und zwar ausschließlich und sehr oft. Adelung 1782 Lehrgebäude I 491 ff. bemerkt, daß für Athenienser einige „mit wenigem Beifall Athener versucht" hätten; er gestattet übrigens Hallenser und tadelt Jenenser zugunsten von Jenaer. Aber in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts tritt ein Umschwung ein. In Schillers Übersetzung der Euripideischen Iphigenie in Aulis treffen wir Troer neben Trojaner, auch Athener; und in seinen freien Übersetzungen nach Virgil treffen wir einmal Karthager (Dido Str. 9) und Troer (4 mal) neben Trojaner (9 mal); so finden wir denn im Ring des Polykrates Str. 7—8 auch Kreter und nicht Kretenser. Goethe in der Achilleis sagt Troer, aber er sagt neben Weimaraner Gedichte III 314 auch die Weimarischen Dichtung und Wahrheit IV 190, wie er 50, 52 die Kantischen an Stelle von Kantianer sagt; und Dichtung und Wahrheit IV 132 treffen wir noch Hannoveraner.

Der Rückgang der latinisirenden Bildungen ist zweifellos; wer sagte heute noch Athenienser und nicht Athener? Carthaginienser und nicht Carthager? Der Bildungsweise Badenser kann man nach dem Schicksal jener Wortungeheuer wohl keine lange Lebensdauer in Aussicht stellen.

Man hat gemeint, Badenser empfehle sich als Unterscheidung gegen die Badener als die Einwohner der Stadt Baden (jetzt Baden-Baden, früher Markgrafen-Baden). Aber hier zu Lande heißen diese nicht Badener, sondern die einheimische volksübliche Form dafür ist Bademer. Man kennt diese alemannische Bildungsweise aus Hebels Allemannischen Gedichten („De Husemer Chnabe" Wiese 132. 136. 207 zu Husen, „De Höllstemer Chilche" Wiese 157 zu Höllstein, „Die Stettemer" Wiese 171 zu Stetten). Bekanntlich gehen diese Bildungen auf die Ortsnamen mit heim zurück, die meist Kürzungen erfahren haben, wie

Mannem statt Mannheim im Pfingstmontag: Heimburger Beitr. XIII 247 nennt ôdene = Ottenheim, Misene = Meißenheim, Dungene = Dundenheim. So bildet denn Hebel mit der Volkssprache zu Schopfheim Wiese 138 natürlich auch Schopfemer. So wird man wohl im ganzen Großherzogtum, gewiß im größten Teil desselben die Einwohner der Stadt in der Volkssprache durchaus Bademer nennen. So ist im Lande selbst eine Verwechslung der Einwohnerbezeichnungen der Stadt Baden und des Großherzogtums Baden nicht möglich. Aber die -emer-Bildungen zu Ortsnamen sind in der That wesentlich landschaftlich und die Schriftsprache erkennt sie nicht an.

Die Wortbildung Badener, die 1818 in der Verfassung (Abschnitt II „Rechte der Badener" § 7—8) begegnet und somit als amtliche Bezeichnung zu gelten hat, ist auffällig. Aber man darf nicht an Preuße zu Preußen, Hesse zu Hessen, Sachse zu Sachsen, Franke zu Franken u.s.w. denken. Hier ist bekanntlich der Völkername die Grundlage, von der die Ländernamen ausgegangen sind. Man braucht auch wohl kaum anzunehmen, daß man der Bildung Bader hat aus dem Wege gehen wollen. In jüngeren Volksnamen konnte ableitendes -er ohne weiteres an ein fertiges Wort treten: Württemberg-er, Schweiz-er. Zudem war ja schon sehr lange baden-isch (Badn-ischer), wie wir oben sahen, im Gebrauch.

Aber wollte man in der Schriftsprache vielleicht die Einheit und Gleichheit der Benennungen der Einwohner des Landes Baden und der Stadt Baden vermeiden? Es bedürfte eingehender Belegsammlungen über die Wortbildung Badischer — Badnischer einerseits und Badener anderseits, um endgültig sagen zu können, ob man mit der Wortbildung Badenser der Bezeichnung der Einwohner der Stadt Baden hat ausweichen wollen. Eine eingehende Belegsammlung in dieser Richtung würde ein hübscher Beitrag zur Lehre von der neueren Wortbildung werden, wenn zugleich Bildungen wie Hannoveraner oder Weimaraner mit behandelt würden, bei denen doch auch die Möglichkeit von Verwechslungen (ob aus der Stadt oder dem Lande) vorliegt. Hoffentlich kann unsere Zeitschrift bald einen solchen Aufsatz mit genauen geschichtlichen Nachweisen bringen.

Zur Bildungssilbe -er.

Von

O. Behaghel.

In wie hohem Maße die Bildungssilbe -er als der gegebene Ausdruck für den Begriff des Persönlichen erschien, zeigt die Thatsache, daß sie auch an solche Wörter antritt, die schon an und für sich die genannte Vorstellung verkörpern. Ich denke dabei weniger an das Nebeneinander

von Wörtern wie Fürsprech — Fürsprecher, Sachwalt — Sachwalter, Barbier — Barbierer, denn hier bestehen die Verben sprechen, walten, barbieren, die Anlaß zu Neubildungen auf -er geben konnten. Auch Feldscheerer neben Feldscheer und Urheber für älteres Urhap lassen sich allenfalls noch auf scheeren und heben beziehen, zur Not auch noch Einsiedler für Einsiedel auf siedeln. Aber für Vormünder neben Vormund steht kein Zeitwort mehr zu Gebote. Andere derartige Bildungen sind Fremdlinger, das Luther neben Fremdling gebraucht. In dem Briefwechsel Baumgartners mit seiner Frau begegnet die Anrede herzlieber Schatzer (S. 57 und 66). Hahnreyer neben Hahnrey wird von Kehrein, Gramm. des 15—17. Jh. II, 24 belegt. Neben Knorz, das landschaftlich so viel als 'Knirps' bedeutet, begegnet auch die Form Knorzer. Es bestehen nebeneinander die Tiernamen Pintsch — Pintscher, Schnauz — Schnauzer,[1] Spitz — Spitzer, Gockel — Gockler. Zaler (penis = mhd. zagel) wird wieder von Kehrein II, 20 für das 15. Jahrh. belegt. Wenn aber neben fēlawa schon im späten Ahd. felwar erscheint, so dürfte diese Form auf das Vorbild von albari, albar zurückzuführen sein.

Wo aus fremden Sprachen Personenbezeichnungen übernommen werden, geschieht es zumeist unter Verleihung des Ausgangs -er: man denke an Lutheraner, Insulaner, Tertianer, Mathematiker, Physiker. Neben Hatschier und Kassier begegnet Hatschierer Kassierer; bei Reuter, Festungstid 339, 341 ist Officierer, Unterofficierer belegt. Ital. mercatante ist zu Marketender, hebr. Rabbi zu Rabbiner geworden.

Diese Erscheinungen bringen mich noch auf eine Frage. Adamek, die Räthsel unserer deutschen Schülernamen S. 14, spricht von einem Suffix -er, das im Süddeutschen Patronymika bilde, also z. B. Lexer Sohn des Alexius, Henninger Sohn des Henning, und Socin (Lbl. 1895, Sp. 338) erkennt grundsätzlich das Dasein einer solchen Bildungsweise an. Ich weiß nun nicht, ob es urkundliche Belege gibt, die diese Auffassung stützen. Sonst wäre ich geneigt anzunehmen, daß Henninger nicht der Sohn des Henning, sondern der Henning selber ist, in genauer Übereinstimmung mit dem Wortpaar Fremdling — Fremdlinger.

Bemerkenswert ist endlich, daß -er auch zur Bildung des movirten Masculins gebraucht wird: Wittwer zu Wittwe, Tauber, mundartlich Ganser.

---

[1] Schnauzer könnte allerdings auch anders gefaßt werden: der eine Schnauze hat.

Glocke — Schelle.

Von

Eduard Wölfflin.

Während das Wort campana für 'Glocke' im Italienischen und Spanischen durchgedrungen ist, hat es sich im Französischen nur als mot savant erhalten, da im gewöhnlichen Sprachgebrauche das deutsche Wort Glocke obsiegte. Mit Rücksicht darauf, daß Kluge in seinem Et.Wb. das Wort erst aus dem 8. Jahrhundert belegt, vielleicht nach Du Cange, welcher uns auf ein Kapitular Karls des Großen vom Jahre 789 verweist, dürften einige ältere Zeugnisse nicht unerwünscht sein.

In der von Adamnanus geschriebenen Vita Columbae, welche nach Paulus Geyer (Adamnanus, Abt von Jona, Augsb. Progr. 1895 S. 5) zwischen 692—697 verfaßt ist, heißt es 3,31: media nocte pulsata personante clocca, festinus surgens ad ecclesiam pergit. Kurz vor das oben zitirte Kapitular fallen einige Belege des h. Bonifatius, Bibl. Jaffé III p. 181. 301, und ein weiterer ebendaselbst p. 468, welcher die Neutralform gloccum bezeugt.

Et si vobis laboriosum non sit, ut cloccam unam nobis transmittatis, grande solacium peregrinationis nostrae transmittitis. — Duo vero pallia subtilissimi operis, unum albi alter tincti coloris, cum libellis et clocam, qualem ad manum habui, tuae paternitati mittere curavimus. — aecclesiaeque glocum (cloccum) in signum amotionis sancti corporis humana non continguente manu commotum est. —

Etwas jünger zwar ist die Vita Sturmii des ersten Abtes von Fulda, welche Eigil geschrieben hat; doch führen wir die Stelle an (Patrol. Mign. vol. 105, col. 443 B.), weil sie sachlich von hohem Interesse ist: currere citius ad ecclesiam iubet, omnes gloggas pariter moveri imperavit et fratribus congregatis obitum suum cito adfuturum nuntiare praecepit et pro se enixius orare postulavit. Die Deminutivbildung finden wir in einem Gedichte Alcuins, N. 108, wo er von der Glocke seines Klosters schreibt:

> Semper in aeternum faciat haec clocula tantum
> Carmina; sed resonet nobis bona clocca cocorum.

Die Überschrift (wenn sie ächt ist) enthält den lateinischen Ausdruck: ad campanam.

In den Quaestiones grammaticae des Codex Bernensis N. 83, welche Herm. Hagen Anecdota gramm. Helvet. p. CV in das 9. oder 10. Jahrhundert setzt, wird ein anderes deutsches Synonymum

---

[1] Erwähnung verdient wohl noch Kauffmanns Hinweis (Nord. Ark. XI 209) auf eine Pariser Handschrift vom Ende des 8. oder Anfang des 9. Jahrhunderts (Mémoires de l'Institut national de France XXXII 1,94): signum ecclesiae quod Galli lingua Celtica (clocam) vocant; clocam ist Ergänzung Delisles.

erwähnt, nämlich S. 182,29: »nola« et »campanella« unum est, id est »schilla.« Darnach ist Schelle gleichbedeutend mit dem Deminutiv von campana. Über nola vgl. meine Beiträge zur lateinischen Lexikographie in den Münchner Sitzungsberichten, philolog.-philosoph. Klasse 1900, S. 3 ff.

München.

Stube — Kuchen — Wirtel.

Von

H. Schuchardt.

Die Ähnlichkeit in Laut und Sinn, welche zwischen so vielen germanischen und romanischen Wörtern besteht, gründet sich entweder auf reinen Zufall oder auf gleichbedingte Urschöpfung (Onomatopoese) oder auf direkte Entlehnung oder auf Entlehnung aus einem dritten Sprachgebiet oder endlich auf arische Urverwandtschaft. Es wird uns oft schwer, unter diesen verschiedenen Möglichkeiten die richtige Wahl zu treffen. Vielleicht dürfen die Ergebnisse der lateinisch-romanischen wortgeschichtlichen Forschung eine noch etwas größere Beachtung beanspruchen. Moriz Heyne, Das deutsche Wohnungswesen S. 45, betrachtet die Deutschheit von Stube als völlig sicher, es gehöre zu ahd. stiuban, stioban, „stieben" und zu ahd. stoup, „Staub". Als völlig sicher betrachte ich meinerseits den Ursprung von ital. stufa, franz. étuve: es ist Postverbale zu *extuffare, *extufare = ἐκτυφοῦν, welches im Romanischen, ebenso wie das Stammwort *tuffus, *tufus -are = τῦφος, τυφοῦν, fortlebt (der Übergang des intervokalischen f zu v, b ist im romanischen Norden und Westen regelrecht). Heyne hätte diese Aufstellung widerlegen können; ohne dieses durfte er nicht sagen: „die geschilderte Erfindung ist deutsch, und durch Goten und Langobarden mit dem Namen in Italien verbreitet (ital. stufa)", sondern nur ein zufälliges Zusammentreffen des germanischen mit dem romanischen Worte annehmen. — Von Kuchen, engl. cake u. s. w. sagt Kluge im Et. Wb., es sei durch den Ablaut a : ô als echt germanisch erwiesen, und daher stamme die romanische Sippe von kat. coca u. s. w. Ich glaube nun den lateinischen Ursprung dieser Sippe Rom. Etym. II, 23—25. 192 außer Zweifel gestellt zu haben. Über die Beziehung der germanischen Wörter, von denen Kluge zugibt, daß sie innerhalb der übrigen idg. Sprachen keine sichere Zubehör haben, wage ich mich nicht zu entscheiden; ich weise nur darauf hin, daß der Wechsel von o mit a in romanischem cac- (coc- in die frühesten Zeiten hinaufreicht.[1] — Wirtel „Spindelring" leitet

[1] Bei dieser Gelegenheit möchte ich bemerken, daß franz. cagouille 'Volute am Schiffsschnabel' nicht wie das Dict. gén. angibt, auf span. cogollo (Meyer-Lübke Gr. II § 423 hat dafür aus Versehen cagullo), sondern auf südfranz. cagoulho 'Schnecke' zurückgeht. Man beachte nebenbei Krulle, Krülle, womit Sachs das franz. Wort übersetzt.

Kluge im Et. Wb. von der idg. Wz. wert 'sich drehen' her und vergleicht altslov. vrěteno 'Spindel'. Mir scheint das eigentlich germanische Wort hierfür Wirbel zu sein; Wirtel (Wertel) aber dank der von vornherein bestehenden Ähnlichkeit aus dem Romanischen übernommen: *vertellum (südfranz. vertèl, vertèu) neben verticillus (kal. verticillu, furticiddu, neap. fortecillo)* verticulum (kal. varticchiu, siz. virticchiu, pirticchiu, abruzz. vertecchie, vurtecchie, ält. franz. verteil), verteolus DC. (franz. verteuil, natürlich erst in Folge später Suffixvertauschung; vgl. G. Cohn, Die Suffixwandlungen im Vulgärlatein S. 262 ff.). Onomatopoetische Einflüsse erkennt man hier, beiläufig gesagt, im Anlaut f- und p-; vgl. pav. pirla, das dem gleichbed. engl. whirl sich auch lautlich nähert.

Miscellen.

Von

J. Minor.

Mantschen oder Manschen.

In seiner Novelle „Das alte Buch" (1835; Schriften, Berlin XXIV 140) verspottet Tieck die französische Romantik wegen ihrer Freude am Häßlichen, Absurden und Grausamen als eine „roh-mantschende" Schule mit den Worten: „Romantische Schule! Das ist ein Wort, vielbedeutsam, unverständlich, nach Gelegenheit dumm. In Brandenburg, meinem Vaterlande, heißt manschen oder mantschen etwas Widriges und Ekelhaftes durcheinander werfen und mischen, wie im Blut des geschlachteten Viehes handthieren, mit dem, was der Verwesung gehört, sich gemein machen; wenn die Kinder in schmutzigen Pfützen mit den Händen plätschern: alles dies garstige Treiben nennt der gemeine Mann in Berlin, Brandenburg, Havelberg, in der Priegnitz und Altmark, und ich weiß nicht, wie hoch nach dem Norden hinauf, mantschen. Wenn dies nun recht gemein und roh, unmenschlich und kannibalisch geschieht, so hätten wir, etymologisch erklärt, das rohe Mantschen."

Daß das Wort nicht auf so enge Grenzen beschränkt ist, lehren schon die Beispiele im D.Wb. VI 1606. Ich füge die folgenden hinzu, die zum Teile nach Süddeutschland weisen, aber doch wohl nur auf litterarischem Wege dahin gelangt sind. Die Hauptmasse bestätigt Tiecks Beobachtung, daß es sich um ein norddeutsches Wort handelt.

Arnim an Brentano, 26. Okt. 1811 (Steig I 290): „Crisalin hat einen Band Gedichte herausgegeben . . . . .; recht artig sind seine Uebersetzungen des Horaz, so leicht hat er den schwerfälligen Alten in Reime gebracht, und man lacht im Herzen, wie die alten Schulrektoren halbe Tage an einer Strophe eines Liedes gemanscht haben, die sie in

einem Taschenbuch für romantische Poesie in ihrer Muttersprache verachten würden."

Immermann an Beer (Briefwechsel 175): „In Viktor Hugo's Hernani ist Calderon und Shakespeare dumm und quatsch durcheinander gemantscht."

Nur aus den Zeitungen kenne ich des Kriegsministers Roon berühmtes Wort von der „Koburgischen Manscherei". Wie mir mein College Kraus mitteilt, werden in exklusiven Philologenkreisen die Sprachvergleicher als „Sprachmantscher" bezeichnet.

Beliebt ist das Wort bei Fontane. Kinderjahre 280: „Es ist Rothwein aus Stettin, die Stettiner manschen (sic) am besten, was echtes gibt es überhaupt nicht mehr." Stechlin 8: „Namensmantscherei" (sic).

In seinen ausgezeichneten Erzählungen im Tirolischen Dialekt gebraucht R. Bredenbrücker (Romanwelt 1896 I 291) auch „untereinander manschen". Ob er es aber wirklich gehört hat?

Hermann Bahr in seinem, im Wienerdialekt geschriebenen Schauspiele „Der Star" (77); „Beim Theater heißt's entweder leben oder spielen, aber Ihr möcht's das so zusammenmantschen." Auch hier liegt, glaube ich, keine Beobachtung des Dialektes zu Grunde; ich habe das Wort nie im Wienerdialekt gehört. In manchen der obigen Beispiele, z. B. vom Wein, würde der Wiener dafür „pantschen" sagen.

Erathmen.

„Du flehst erathmend mich zu schauen" (Urfaust 134). Wird im D.Wb. III 698 mit „anhelare, schwer athmen, aufathmen, einathmen" erklärt. Düntzer und mit ihm Strehlke im Wörterbuch zum Faust erklären: „schwer aufathmen"; wogegen Kögel (Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte I 56) bemerkt: „nicht schwer aufathmend, sondern schwer und mit Anstrengung athmend vor Aufregung." Daß das Wort aber auch „erleichtert aufathmen" bedeuten kann, lehrt die folgende Stelle bei Eichendorff (Sämmtliche Werke 1864 I 355):

> Da soll er (der Dichter) singen frei auf Erden,
> In Lust und Noth auf Gott vertraun,
> Daß Aller Herzen freier werden,
> Erathmend in die Klänge schaun.

Bekleiben.

Das im 18. Jahrhundert und am Anfang des 19. noch sehr häufige Verbum bekleiben (D.Wb. I 1419 f.; Strehlke, Wörterbuch zum Faust 15; Euphorion V 764; Gottscheds Schaubühne I 333 im Alexandriner Drama) wird um 1771 schon beanstandet. Rückert schreibt zwar noch an seinen Kopp (Progr. des Christianeums zu Altona 1895 S. 24): „Der Frau Gevatterin vermelde noch, daß die Clematispflänzchen beklieben sind und ein Pärchen sogar schön." Arndt noch in den Blättern aus der Paulskirche 1849 (Werke ed. Rösch II 2, 12) von dem guten Worte:

Soll's durch Herzen mächtig treiben,
Sei es hell wie Sonn' am Tage;
Roh wird's stoßen oder klaiben,
Beule oder krätz'ge Plage.

Und noch 1857 (a. a. O. V 294);

Nein! nein! mag's wehn auf Dornen hin und Steine,
Ein Weniges kleibt doch an milder Erde.

Aber schon 1771 macht Lessing (Muncker XI 176) zu der Oesterlichen Triumphposaune das Andreas Scultetus die Anmerkung: „Das Wort bekleben oder bekleiben scheinet sich, sowohl in seiner eigentlichen als tropischen Bedeutung ganz aus dem itzigen Gebrauche verlieren zu wollen. In der eigentlichen Bedeutung hört man fast durchgängig dafür sagen kleben bleiben; und in der tropischen z. E. von Bäumen, welche Wurzel gefasst, von Blüthen, welche stehen geblieben und zur Frucht gediehen, kömmt es bei Schriftstellern noch weniger vor als in dem mündlichen Gebrauche. Gleichwohl ist es ein gutes bedeutendes Wort, welches die Alten sogar von dem Saamen in der Mutter gebraucht; daher Mariä Bekleibung für Mariä Empfängniß, wovon die Exempel beim Frisch und Haltaus nachzusehen." Und 1830 schreibt der mit einer feinen Witterung für alles Absterbende begabte Heine in seinen Aenderungsvorschlägen zu Immermanns Tulifäntchen (Elster VII 267): „Wunderschön ... nur ein Wort mißfiel mir, nämlich bekleiben." Und Immermann hat es auch fallen gelassen. So lang fristet ein absterbendes Wort sein Leben.

Miscellen.

Von

W. Creizenach.

Durchfallen. Die folgende seltsame Stelle gibt einen merkwürdigen Beitrag zur Geschichte des Wortes, das bisher noch nicht genügend belegt und erklärt ist. Wir entnehmen unsern Beleg, zu dem man Hildebrands Nachweise im D. Wb. unter Korb vergleichen muß, der „Historia vom Reichen man vnd armen Lazaro" von Joh. Cricingerus Vallensis 1555 Oiiij [a].

Vor zeitten do ich wardt gesandt
Zum Studio in frembde Landt
Mit vnkost meiner Eltern zwar
Vnd het studiert beidt tag vnd Jar
Zu Narragon der Vniversitet
Die gros kunst mich so drücken thet
Sie thet mich also hefftig treiben
Die Leng wolt ich also nicht bleiben
Ich dacht ich wil auch doctoriren

Ein höhern standt mit ehren füren.
Da ich nun stundt in dem Examen
Die artes mir die quer so kamen
In mein kopff das ich mit einander
Von eim so viel wust als vom andern
Wie offt an glerten gsehen wirdt
Das sich bey jhnn die kunst verirt
Vnd weis das thor zu treffen nicht
Vorwahr es manchem offt geschicht.
Da ich nun meint zu promovirn
Setzt mich in Korb, lies mir hoffiern
Pletsch fiel ich durch den Korb hinweg
Vnd lag hinieden in dem Dreck.

Für auftischen in übertragener Bedeutung findet sich im D.Wb. II 153 ein Beleg aus Fr. Müller „der leselustigen Welt ein Buch auftischen". Kästner (Gesammelte poetische und prosaische schönwissenschaftliche Werke Berl. 1841 I. 151) spricht von „einem Buche, darin ich vor mehr als sechzig Jahren manches las, das jetzt der leselustigen Welt, ein Rezensenten-Kunstwort zu gebrauchen, aufgetischt wird: Peter Laurenbergs Acerra Philologica".

Ueber ein in der Bedeutung von talis (vgl. D.Wb. III 132) macht Rabener (Briefe, herausg. v. Weiße, Leipzig 1772 S. 146) eine treffende Bemerkung: — wenn ich sage „Ich wünsche meinem besten Freunde das wesentliche Vergnügen, daß er, wie ich es genossen, mit einem Cramer, einem Gisete, einem Klopstock unter einem Dache wohne", so wünsche ich ihm auf eine rednerische Art etwas Gutes; denn ich rede von dem Charakter dieser drey Freunde, und wünsche ihm die Gesellschaft eines gelehrten und redlichen Mannes, wie Cramer, eines lebhaften Mannes wie Gisete, eines muntern und stark empfindenden Mannes wie Klopstock war. Sage ich aber „Ich habe mit einem Cramer, einem Gisete einem Klopstocke unter einem Dache gewohnt", anstatt, daß ich sagen will „Ich habe mit Cramern, Giseten und Klopstocken unter einem Dache gewohnt", so ist dieser Ausdruck meines Erachtens ganz falsch und desto unerträglicher, weil er steif und affektirt ist.

Einem den Görgen singen.

Von

J. Bolte.

1777 schreibt Wieland an Merck (Briefe an J. H. Merck 1835 S. 117): „Hätte nichts schaden mögen, wenn Sie ihm auch über sein Fragment von den Poeten ... ein wenig den Görgen gesungen hätten". Sanders (Wörterbuch der deutschen Sprache I 610) erklärt diese Redensart als „ihm seine Lümmelei vorrücken" und erinnert in diesem Zusammenhange als die Bedeutung von Görgel = „Tölpel"

bei Stalder 1, 465 und Fasel-Görge bei Langbein. Gewiß bezeichnet man mit dem Namen Georg oft einen groben, händelsüchtigen oder auch dummen Menschen; vgl. W. Wackernagel, Kleinere Schriften 3, 161 f.; Schütze, Holsteinisches Idiotikon 2, 196 („dumme Jürken"); Gellert, Der sterbende Vater (Für Görgen ist mir gar nicht bange, der kömmt gewiß durch seine Dummheit fort) u. a. Allein damit ist der Ausdruck „einem den Görgen singen" doch keineswegs erklärt, der ja in gewisser Weise an den mittelalterlichen „Placebo singen" (Bolte, Niederdeutsches Korrespondenzblatt 10, 19), „Gaudeamus singen" u. ä. gemahnt.

In der That reicht unsre Redensart in eine frühere Zeit zurück. Schon in einem 1624 gedruckten Streitgedichte zwischen Landsknecht und Bauer, auf das ich durch eine handschriftliche Notiz Reinhold Köhlers aufmerksam wurde, heißt es:

> Und wart fein, bis der Monsieur Till
> Dir wider klopfet ein
> Und thut dir den Herrn Jörgen singen,
> Daß die Bleikugeln durch dich dringen!

(Opel und Cohn, Der dreißigjährige Krieg 1862 S. 430, Z. 26 = v. Ditfurth, Die historisch-politischen Volkslieder des dreißigjährigen Krieges 1882 S. 81, Str. 4). Diese Verse klingen in einem bald nach der Schlacht bei Breitenfeld (1631) entstandenen Dialoge wieder, in welchem der eben genannte kaiserliche Feldherr Tilly von seinem Verfolger, dem langen Fritz, einem Rittmeister aus dem Regimente des Rheingrafen, bedroht wird:

> Wärst nit so schnell entsprungen,
> Hätt dir den Jürgen gsungen,
> Daß dir dein Hiren schwach.

(v. Ditfurth, 52 ungedruckte Balladen 1874 S. 169, Str. 5 = v. Ditfurth, Volkslieder des dreißigjährigen Krieges 1882 S. 199).

Auch diese Stellen geben über den Ursprung der Redensart keinen Aufschluß; es bleibt unklar, warum „den Jürgen singen" eine Scheltrede und dann übertragen eine thätliche Mißhandlung bezeichnet. Unter den vorhandenen Liedern auf den Kampf von St. Georgs mit dem Drachen (Erk-Böhme, Deutscher Liederhort 3, 788 zu Nr. 2097) befinden sich freilich einige mißlungene Stücke von mehr als 100 Strophen; aber die Langeweile, die einen modernen Zuhörer beim Vortrag dieser Bänkelsängerei befallen möchte, kann doch nicht den Anlaß zu der Redensart gegeben haben, der offenbar die Vorstellung von Spott und Drohung innewohnt. Daher möchte ich, so lange keine bessere Deutung vorgeschlagen wird, mir die Vermutung auszusprechen erlauben, daß „den Jürgen singen" nichts anders ist als eine Verwechselung oder absichtliche Entstellung des im 16. Jahrhundert häufigen Ausdruckes „einem den Judas singen". Schon 1490 höhnte Maximilian I. die Regensburger, als sein Schiff auf der Donau an der mit Zuschauern dichtbesetzten Stadt-

mauer vorüberglitt, wegen ihres Abfalles vom Kaiser dadurch, daß er seine Musiker das Lied „O du armer Judas, was hast du gethan" aufspielen ließ. Und zu zahlreichen politischen Liedern bis in die Zeit des dreißigjährigen Krieges diente diese geistliche Strophe[1] als Vorbild (vgl. Böhme, Altdeutsches Liederbuch 1877 zu Nr. 539: Erk-Böhme, Liederhort 3, 670 Nr. 1963 f.), so daß bald „einem den Judas singen" den Sinn erhielt „ihm seine Treulosigkeit höhnend vorhalten". So heißt er im Faustbuche (Milchsack S. 116 = Braune S. 113): „Als nun des Geyst dem Fauste den Armen Judas inn das genuegsam gesungen, ist er gleich darauff verschwunden und den Faustum gantz melancholisch und verwirt gelassen".

Ein Spottlied von 1621 auf den Winterkönig: „O, du armer König Fritz" (Wolkan, Deutsche Lieder auf den Winterkönig 1898 S. 117; Opel-Cohn, Der dreißigjährige Krieg 1862 S. 61) zeigt in der einen Fassung sogar, daß man den Ausdruck damals nicht mehr recht verstand, da hier der böhmische König selber, nicht seine Feinde, den Judas singen soll:

Den armen Judas mußt du singen
Gar bald, mein lieber Friez.

Kann damals nicht auch die Vertauschung des Judas mit Jürgen vor sich gegangen sein und in der Folge die Vorstellung Platz gegriffen haben, „den Jürgen singen" heiße sich ritterlich herumschlagen wie St. Georg mit dem Drachen?

Berlin.

Altdeutsche Glossen I.

Boulogne-sur-Mer 126. saec. XI. früher Abtei Saint-Bertin n. 256. mit dem Wappen des Abtes Benoît de Béthune des Planques (c. 1677). Vgl. Catalogue général des Manuscrits des Bibliothèques publiques des Départements. 4. Tome IV (Paris 1872) p. 652. Enthält des Orosius Historiae adversum paganos mit nachstehenden ahd. Glossen. Die Citate beziehen sich auf Zangemeisters Wiener Ausgabe.

(f. 4r) oriente] ostan. — euro] suthost (I 2, 55 p. 22,5). — meridie] suth. — africo] suthuuest (p. 22,6). — occasu] uuestan. — circio] northuuest. — septentrione] northan (p. 22,7). — boria] north ost (I 2, 57 p. 23,1). — fauonio] uuest uuind. (p. 23,3). — (f. 4v) Galliam Belgicā] ost franca. (I 2,60 p. 24,7). — farum] . i . dref. (I 2,71 p. 27,2). — (f. 5r) boream] northost (I 2,76 p. 28,6). — a meridie] besuthan (p. 28,7). — a Morinis] taruenna. — in austro] suthost. — Batauos] uuatanan (I 2,76 p. 28,9). — circium uersus] northuuest (I 2,79 p. 29,2). — Meuania] uel eumonia (I 2,82,

[1] O du armer Judas, was hastu gethon,
Daß du unsern Herrn also verathen hast,
Drum so muestu leiden hellischer Pein,
Lucifers geselle muestu ewig sein. Kyrie eleison!

p. 30,4.) — (f. 65v) Bello bagui | beluesin (VI 7,12 p. 372,1). — Caleti] decassela (VI 7,14 p. 372,9). — (f. 66v) Tamensem | tēsa (VI 9,6 p. 378,9). — Trino uantū | trenia (VI 9,8 p. 378,16). — (f. 81v) Luit] .i. plagit (VII 8,2 p. 456,7). — (f. 83v) sandapila] .i. carra. (VII 10,7 p. 464,16). — (f. 85v) (g2) Bacaudas]. i . stultos et agrestes . i . bacando (VII 25,2 p. 488,7).

Alfred Holder.

Zu den Trierer Glossen Ahd. Gl. IV 195—211.

Für dieses „merkwürdige und schwierige Glossar“ hat Steinmeyer eine ganze Reihe schlagender Deutungen gebracht, aber in einigen Fällen scheint er mir zu irren. Zu den nicht zusammengesetzten Worten, die in der That Schwierigkeiten machen, weiß ich nichts von Belang zu sagen. Aber für ein paar Zusammensetzungen möchte ich doch dem angekündigten ahd. Wörterbuch zu Nutz und Frommen hier einige, wie mir scheint, naheliegende Vermutungen vorlegen. IV 211 [10] vicarius furiwurdio; Steinmeyer denkt an werthan; aber näher steht Ableitung zu word. So würde ich auch furiuurftio als weitere Glosse zu vicarius nicht auf huërban beziehen, sondern vielmehr als furiwurhtio (= mhd. vürwürhte 'Vertreter im Zweikampf') deuten; es entspricht dem ags. forwyrhta 'procurator', das ft für richtiges ht erinnert an das vorausgehende vigilia matutina hufta für uhta. —

IV 201 [14] epentus (ἐπενδυτης) ovarscothi scheint mir zu skôt 'Schoß' zu gehören und eine Bildung wie forahendi 'dextralia', dextroxerium furiristi IV 200 [58. 64] zu sein. Vgl. mhd. vürbüege 'Brustriemen des Pferdes'.

F. Kluge.

Kleine Beiträge zum neuhochdeutschen Wortschatz.

Blaustrumpf.

Das Wort Blaustrumpf setzen Büchmanns „Geflügelte Worte“ unter die historischen Citate, wonach der holländische (!) Admiral Boscawen zuerst den Gelehrten Stillingfleet spöttisch mit diesem Ausdruck bezeichnet habe, der „ursprünglich keineswegs die mißbilligende Nebenbedeutung hatte, die wir ihm jetzt beilegen“. Danach könnte man meinen, daß das deutsche Wort erst unter dem Einflusse fremdländischen Geistes sich nach dem jetzt üblichen übertragenen und scherzhaften Sinne hin entwickelt habe; in Wirklichkeit aber machte das deutsche Wort nur eine geringe Begriffswendung durch. Das Grimmsche Wörterbuch belegt das Wort außer mit einer Schillerschen nur mit 2 Stellen von Günther. Da Günther

in einer um ein halbes Jahrhundert früheren Zeit dichtete vor derjenigen, die für die Bedeutung des Wortes nach den Ausführungen der „Geflügelten Worte“ maßgebend gewesen sein soll, so verlohnt es, einen prüfenden Blick in seine Gedichte zu thun und sich außerdem ein wenig umzusehen, wobei sich Ergänzungen zu dem Artikel des Grimmschen Wörterbuchs nebenbei werden liefern lassen.

Bei Dan. Stoppe, Neue Fabeln 1738 S. 2 streiten Podagra und Glück um den Vorrang und schmähen einander: „Du Blaustrumpf! rief das Podagra. | Du Menschenmörder! schrie das Glücke“. Vgl. hierzu Birlinger: Ztschr. f. deutsche Philol. 28, 238.

S. 204 in der Gesamtausgabe von Günthers Gedichten häuft dieser auf das Glück alle möglichen Schimpfworte: „Du Wetterhahn, du blindes Weib, | Du Blaustrumpf, du Verderbungsmittel“ ... S. 403 in einem nicht von Günther selbst verfaßten, wohl aber aus seinem nächsten Bekanntenkreise hervorgegangenen, im Februar 1717 entstandenen Gedichte liest man: „Die Boßheit abermal in blaugestrümpften Waden“. S. 502 sagt Günther von einem schreibseligen Dümmling „Bald kehrt der Blaustrumpf um und wird ein Wetterhahn“. Noch früher hat Christian Weise das Wort in ähnlichem Sinne angewandt „Überflüssige Gedanken“ 1701 S. 540 „Du verlogner Blaustrumpf“, und wenig später als Günther der an burschikosen Ausdrücken reiche Picander (Heinrici) in seinen Gedichten I 1727 S. 509 „ich bin kein Pasquillant und auch kein Blaustrumpf nicht, der über jedes Haus mit Vorsatz übel spricht“. An sämtlichen Stellen liegt eine freilich etwas verschwommene Bedeutung zu Grunde, aber es überwiegt die Beziehung auf das weibliche Geschlecht, und am ehesten würde den Sinn treffen: unberufen sich um allerlei kümmerndes, klatschsüchtiges Doppelwesen; daß davon aus nur ein kleiner Schritt zu der jetzt üblichen Bedeutung sein würde, leuchtet wohl ein. Die meisten Wörterbücher und mit ihnen das Grimmsche geben (wobei jedes folgende stets den früheren folgt, ohne je Belegstellen zu bieten) als Grundbedeutung „Verleumder, Angeber, Teufel“ oder auch Häscher (blaue Strümpfe der Amtsdiener an manchen Orten in früheren Zeiten), bleiben also dabei streng innerhalb des männlichen Geschlechts — wie man sieht, mit Unrecht.

Daß man wenigstens in französischer Sprache noch später den Ausdruck Blaustrumpf in irgend einer übertragenen Bedeutung gar nicht kannte, beweisen Mauvillons Lettres françoises et germaniques 1740, S. 358 (bezw. 457), wo jener Teil aus Günthers Gedicht an das Glück ausgehoben und übersetzt ist, das Wort Blaustrumpf aber einfach wegfällt, indem der Übersetzer offenbar damit nichts anzufangen wußte „Tu n'es qu'une girouette, une femmellette aveugle, une voie de perdition“.

Der Ausdruck „Blaustrumpf“ in seiner eigenartigen, scherzhaften Beziehung auf weibermäßige Naseweisheit beiderlei Geschlechts entstammt zunächst deutschen Studentenkreisen, ein Ursprung, der das seltene Vorkommen des Wortes in den litterarischen Erzeugnissen genügend erklärt;

die vorgeführten Dichter Weise, Günther, Picander, Stoppe entnahmen mit Vorliebe jenen Kreisen eigenartige Ausdrücke; dem Studentenleben gehört auch ein Schriftchen an, worin Blaustrumpf als Deckname des Verfassers angewandt ist: „Vier poßirliche Gedichte . . . von M. Leberecht Blaustrumpf, Halbehrwürdigen Mitgliede der Froschmäusler-Gesellschaft. Schönstadt 1746“.

Man verlöre wohl nicht allzuviel, wenn man die blauen Strümpfe des Herrn Stillingfleet in die Rumpelkammer zur abgelegten Wäsche thäte, da die beiden Hauptsachen, auf die es bei der Geschichte jeglichen Wortes ankommt — Ursprung des Wortkörpers und Begriffsentwickelung — unabhängig von jenem Geschichtchen klar genug sich darstellen; sowohl das Wort selbst als auch der Keim der bildlichen Bedeutung war, wie aus vorstehenden Sätzen erhellt, unbestreitbar da.

A. Kopp.

Gänsefüßchen.

So nennt man bekanntlich die beiden Häkchen, die man zu Anfang und — umgewendet — am Schluß einer aus einem andern Buche angeführten Stelle (eines Citates) setzt. Der Ausdruck dürfte jetzt gebräuchlicher sein als die dasselbe bezeichnenden „Anführungszeichen“ und „Citationszeichen“. Vor etwa 100 Jahren war dies noch nicht der Fall (damals galt dafür vielfach Hasenöhrchen) und so sagt der Wiener Drucker Ch. G. Täubel in seinem „Wörterbuch der Buchdruckerkunst“ 1805 s. v. Anführungszeichen: „Einige nennen sie auch Gänsefüßchen oder Gänseaugen, allein diese Benennung ist nicht überall gebräuchlich“ (vgl. Weigand I 607). Auch sind mir in keinem früheren Fachwerke die Gänsefüßchen begegnet. Dagegen finden sich die von Täubel daneben erwähnten Gänseaugen, für die Hildebrand im D. Wb. unter Gänsefuß Belege bietet, auch in dem von Ch. F. Geßner seinem Werke: „Die so nöthig als nützliche Buchdruckerkunst“ (Leipzig 1740 ff.) einverleibten Wörterbuch und zwar als einzige Benennung für die Anführungszeichen. Seine Worte lauten: „Gänßaugen oder Hyphen werden diejenigen zwey krummen Striche genennet, die an der Seiten derer Columnen gesetzt werden, wenn ein anderer Autor allegirt wird, da dessen Worte mit solchen bezeichnet werden, man kan sie auch nehmen, wenn eine Schrifft anders seyn soll, als der Text ist“. (Das aus dem Griechischen stammende Wort Hyphen bedeutet eigentlich ‘in eins’ und ist die neulateinische — ins Englische übergegangene — Benennung für den Bindestrich, sowie für das Trennungszeichen und wegen der Ähnlichkeit desselben mit den Gänsefüßchen auch wohl für diese.) In dem lat.-deutschen Wörterbuche von G. Matthiä (Halle 1748) werden sie s. v. caesum Gänß-Aeuglein genannt. Den frühesten Beleg für das Wort Gänßaugen bietet das in H. Hornschuchs Ὀρθοτυπογραφία (Deutsche Ausgabe, Leipzig 1634) abgedruckte Gedicht „Der Edle Greiff“, wo sie jedoch unter den Zieraten angeführt werden, also nicht s. v. w. ‘Gänsefüßchen’

zu bedeuten scheinen. Endlich möge noch erwähnt werden, daß Jakob Mentel in seiner Schrift: „De vera typographiae origine paraenesis“, Parisiis 1650 p. 36 (J. Ch. Wolf, Monumenta typographica, Hamburgi 1740. II 279) die Gänsefüßchen „hypopleroma“ nennt.

H. Klenz.

Hauptmann.

Einem an mich gerichteten Wunsch, im Anschluß an die kaiserliche Kabinetsordre über die Dienstbezeichnung Ober- und Unterleutnant auch dem neueren Gebrauch von Hauptmann nachzugehen, komme ich um so lieber nach, als unsere Wörterbücher keine festen Angaben bieten. Ich verweise auf das Militärische Wochenblatt vom 17. September 1842, worin es heißt: „Nach dem der geheimen Kriegskanzlei unterm 9. d. M. eröffneten Allerhöchsten Befehl soll vom nächsten Armee-Avancement anstatt Kapitain der Titel Hauptmann gebraucht werden“. Soviel ich habe ermitteln können, beruht diese Neuerung nicht auf einer Kabinetsordre, sondern auf einer mündlichen Willensäußerung des Königs Friedrich Wilhelm IV., die derselbe — laut Akten des königlichen Militärkabinets vom 19. August 1842 — bei Gelegenheit der Vollziehung von Patenten that, „es würde angemessen sein, von einem gegebenen Zeitpunkte an die Benennung Kapitän durch Hauptmann zu ersetzen“. Die Rang- und Quartier-Liste der kgl. preußischen Armee für das Jahr 1843 ist die erste, in welcher der Titel Hauptmann vorkommt, und enthält die Vorbemerkung, daß die Änderung auf Allerhöchsten Befehl erfolgt sei. Soweit meine Ermittlungen bei den maßgebenden Behörden, denen ich für gütige Auskunft dankbar bin. Natürlich ist das wortgeschichtliche Problem hiermit nicht abgethan. Denn Hauptmann ist ja ein gutes altes Wort. Die eigentliche Hauptfrage ist und bleibt die Geschichte des Wortes Kapitän im Deutschen.

Der Herausgeber.

Hinterstzuvörderst.

Diese Verdeutschung des Hysteron proteron hat Lessing und mit Vorliebe Goethe gebraucht, nicht bloß an den im D.Wb. IV 2, 1496 verzeichneten Stellen, in Abhandlungen und in Briefen (19, 487), wie schon die „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen“ (39, 96) ein „unterstzuoberst“ bietet. Zwingli, der so manchen Ausdruck der alten Rhetorik zu verdeutschen strebt, sagt (Werke 3, 133) „das hinder voranhin“ und für prothysteron: „das vorder nahin“. In Herders Metakritik (Suphan 21, 300) steht „Hinten-Vorn“. Das Schulwort apriorisch übersetzt Johannes Müller (S. W. 6, 329), wenn er den Kantianismus „das vonvornige Unwesen“ schilt.

Erich Schmidt.

Katzenjammer.

Zu dem in Kluges Et. Wb. 6. Aufl. von Erich Schmidt mitgeteilten Belege für das Wort Katzenjammer aus dem Jahre 1768

bin ich in der Lage, einen Beleg beizubringen, aus dem hervorgeht, daß das Wort im Sommer 1806 von Heidelberger Studenten, die aus Livland gebürtig waren, gebraucht worden ist, und daß ein weitgereister und viel belesener Schriftsteller es aus ihrem Munde zum erstenmal und zwar als Studentenwort gehört hat. Der bekannte Humorist Karl Julius Weber schrieb nämlich auf der Rückreise von Paris in einem vom 5. Juli 1806 aus Heidelberg datirten Briefe (Vermischte Schriften aus K. J. Webers Nachlaß: Paris im Jahre 1806. Stuttgart, Hallbergersche Verlagshandlung, 1843 S. 310): „Wir kamen nach Heidelberg, Freitags Vormittags 8 Uhr, ich nahm ein Frühstück, schlief von 10 bis 12 Uhr, aß mit Liefländer Baronen, die des Studirens halber sich hier aufhielten, aber mitspeißten, ohne ein Wort zu sprechen. Es befremdete mich gar nicht, es sind — Baronen! In ihrem übrigens sehr guten Deutsch, als sie sich später miteinander unterhielten, lernte ich ein Studentenwort für das Übelbehagen nach einem Rausche, das nicht übel paßt: Katzen-Jammer". Weber gebrauchte dann selbst diesen Ausdruck in seinem „Demokritos" Bd. V Kap. XVII (S. 288 der 7. Aufl.).

H. Klenz.

Recher.

Schmeller weiß im Bayerischen Wörterbuch[2] II 19 das Wort Recher nicht zu erklären, das verbunden mit Fasnachthuhn in den Monumenta Boica im 14. und 15. Jahrhundert erscheint. Das Wort lebt noch unter dem Landvolke des Pleißnerlandes in der Umgegend von Borna als Recher M. 'Enterich'. Der Enterich aber heißt in einem Weisthum von 1408 aus Sulzbach bei Frankfurt a. M. (Weisth. 1,573) antracher, bei Fischart und Alberus Antrach, mhd. antreche, ahd. anetrecho antracho aus *anut-trahho (in der Wetterau neben Antrach auch Entedrach), dessen zweiter Bestandteil noch in ndd. Dráke, engl. drake 'Enterich' vorliegt. Auf einer ähnlichen Kürzung (aus Antrecher) scheint die Form Recher zu beruhen.

Dr. Kant.

Schnörkel (Schnerkel, Schnirkel).

Es wundert mich, daß man bei diesem Worte, welches Schneckenlinie, Schneckenwindung, insbesondere die Schnecke an der Säule, die Volute bedeutet, nicht an Schnecke gedacht hat. Wenigstens neuerdings nicht; denn Frisch (1741) sagt: „Schnerkel, von Schneck, was Schneckenweis in einander gezogen". Wir könnten nun annehmen, daß Schnerkel aus einem oberdeutschen Schneckerl entstanden sei; aber wir werden doch dann ebenso wenig wie bei einer Zurückführung auf mitteld. Schnegel, uns an einer Umstellung oder Einschaltung des r genügen lassen. Es muß sich ein anderes Wort eingemischt haben; am nächsten liegen Schnirre, „Schleife" und Zirkel (vgl. Schnorckelcirckel im DWb.) Auch die Bedeutung von „Jux, Possen, Spaß", welche Schnerkel in manchen Mundarten hat, lehnt sich an ähnliche von Schnecke (insbesondere

Schneckentänze) an; man erinnere sich nebenbei der Goethischen Bildung Schneckeschnickeschnack. — Bei der Darstellung der zahlreichen romanischen Nachkommenschaft von cochlea, die ich in meinen Roman. Etym. II gegeben habe, hätte ich mehrfach auf ältere und mundartliche Bedeutungen von Schnecke verweisen können, wie „Gebäck" — „Schildkröte" (so auch im älteren Englisch snail) — „Fahrzeug" (so auch in den andern germanischen Sprachen).

H. Schuchardt.

Sommerfrische.

I. Die 6. Auflage von Kluges Et. Wb. bringt S. 367 einen neuen Artikel Sommerfrische: eigentlich ein tirolisches Dialektwort, zuerst belegt 1648 in Trojers Bozener Chronik. Vgl. Schmeller-Frommann I, 828 und Schöpf 155. Die Stelle bei Trojer in Oberbozen wo die Stadt Bozen ire refrigeria oder frischen halten zeigt, streng grammatisch genommen, zwar unser Wort nur als gleichbedeutend mit ital. refrigerio „Kühlung, Erfrischung", aber als Ganzes weist sie deutlich auf den Übergang vom allgemeinen Adjektivabstraktum (so allein im Mhd., vgl. Mhd. Wb. III, 408) zum lokalen Begriff (ital. villeggio oder villeggiatura). Ich kenne ein ähnliches, wesentlich älteres Zeugnis. Zwar wenn das DWb. IV, 212 aus dem pseudo-Steinhöwelschen Decameron (ed. Keller) 564, 20 citiert: do nu die zeit daz nachtmale zů essen komen was vnd von irer arbeit gelassen hetten, in dem hoffe an der frische hin vnd her gingen, so kommen wir hier noch mit der Deutung „an der frischen Luft" o. ä. aus. Aber dieselbe Quelle birgt 576, 32 einen weiteren, im DWb. nicht erwähnten Beleg, wo die lokale Nüance des Wortes schon ähnlich vorbereitet scheint, wie oben in der Chronik: der pube palde mit der flaschen zů dem ritter, der mit andern hern an der frische sasse, liesse vnd im sein potschafft warbe. Beiden Stellen im Dec. (IX, 5 und IX, 8) ist in sehr charakteristischer Weise gemein, daß an der frische keine Entsprechung im Original hat, sondern eigene Zuthat des deutschen Übersetzers ist. Damit ist meiner Ansicht nach ein Beleg schon des 15. Jahrhunderts gewonnen für die Bedeutungsentwicklung jenes tirolischen Dialektwortes: denn — ich halte seit langem Arigo, vor allem aus lexikalischen Gründen, für einen Tiroler und finde hoffentlich bald die Zeit, dies eingehend zu begründen.

Ferd. Wrede.

II. Da das Material, das unsere Hülfsmittel für Sommerfrische bisher beibringen, nach der vorstehenden Mitteilung Wredes große Lücken aufweist, habe ich mich als Herausgeber dieser Blätter um weitere Belege und Aufschlüsse an zwei Tiroler Gelehrte gewandt, deren Mitteilungen ich hier wiedergeben darf.

Herr Oberbibliothekar L. v. Hörmann in Innsbruck schreibt mir: Frische ist der volkstümliche Ausdruck für den Bezug eines sommerlichen Aufenthalts meist in der Höhe, Sommerfrische der „städtische"

oder herrische. „In die Frische gehen" (volkstümlich in Bozen und Meraner Gegend; Sommerfrische städtisch besonders in Bozen) muß schon sehr alt sein, wahrscheinlich so alt wie die Sommerfrischwohnungen von Oberbozen, die nach der Überlieferung schon vor 200 Jahren anläßlich der Pest auf dieser luftigen Höhe gebaut wurden. Schöpfs Tirol. Idiot. S. 729 gibt es ohne jedweden Anhaltspunkt. Ich finde es zuerst in Lewals Tyrol 1835 S. 140. 141. Beda Weber, Bozen 1849 erwähnt es u. a. S. 306. 307. 311. Neben Sommerfrische kommt Sommerfrist vor und ich erinnere mich ganz gut, daß wir als Kinder in Innsbruck in den 40er Jahren immer so sagten. Auch Herm. v. Gilm (Reclamsche Ausg. S. 82) reimt Sommerfrist: geküßt (diese Gedichte stammen aus der Mitte der 30er Jahre)".

Herr Prof. Seemüller in Innsbruck erinnert zunächst an Guarinoni 1610 Grewel der Verwüstung S. 349: Zum vierdten haben die Innwohner neben jhren Heusern in Städten auch die andern in der Höhe, nemlich auf dem Bürg [= Gebirg], dahin sie zu Sommers vnd andern bösen zeiten sich verfügen vnd von der bösen nidern Welt gleichsamb einer edlern, höhern, sichern Himmlischen zueylen vnd sich zu gutem genügen abkühlen, erlustigen vnd erlüfftern künnen, das denen auff der Ebne den Himmel vnd Gott etwas nahner zuzusteigen und gleichsamb in Lüfften ein newe Welt zu suchen nit vergont wird. Für das Wort Sommerfrische selbst verweist Seemüller auf Beda Weber 1838 „das Land Tirol II 213 „Oberbotzen, die zweite große Sommerfrische der Botzner"; 214 der Aufzug in die Frische fällt in die letzten Tage des Junius" (ferner 215. 219. 220 Sommerfrische). Ferner auf Beda Weber 1849 die Stadt Bozen S. 141. 298. 306. 307, auf einen Brief Beda Webers vom 12. 7. 1836 („wünsche gute Sommerfrische") in Steubs Sängerkrieg in Tirol 1882 S. 289. Von Nicht-Tirolern, die Sommerfrische gebrauchten, nennt Seemüller J. v. Hartung 1846 Briefe aus und über Tirol S. 348. 573. 575.

Der Herausgeber.

Strohwittwer — Strohwittwe.

Noch bei Paul in seinem Deutschen Wörterbuch steht zu lesen, daß der Ursprung dieser Bezeichnungen nicht aufgeklärt sei. Es ist aber ganz unnötig, sich in die Tiefen der Volkskunde zu versenken, um dort Belehrung zu suchen. Das Vorbild ist Strohmann, d. i. ein Mann aus Stroh, also kein wirklicher Mann. So ist auch der Strohwittwer kein wirklicher Wittwer, sondern nur ein scheinbarer.

Es liegt hier ein ähnlicher Sprachvorgang zu Grunde, wie zumeist bei der Entstehung derjenigen Zusammensetzungen, deren 1. Glied eine Steigerung anzeigt. Blutrot, rot wie Blut, enthält ein Gleichnis, das gewählt ist, um die Stärke der Färbung zu bezeichnen, ist also soviel wie sehr rot, daher denn auch blutarm, blutwenig. Ebenso gibt steinhart = hart wie Stein, folglich sehr hart, das Vorbild für

steinreich; himmelhoch, himmelweit erzeugt himmeltraurig, himmelangst; stockdürr, stocksteif die Bildungen stockfinster, stockdumm; Riesengröße, Riesenstärke gibt Anlaß für Riesenfleiß, Riesengeduld.[1]

[1] Anm.: Im Anschluß an kerzengrad bildet mein vierjähriger Junge die Wörter kerzensatt, kerzenvoll, kerzenvergnügt.

O. Behaghel.

Mitteilungen und Anfragen.

Die Januarablieferung des Sprachatlas des Deutschen Reichs umfaßt die Wörter: bin (Satz 40) nw, no, bist (Satz 16) nw, no, dann (Satz 18) nw, dem (Satz 38) nw, du (Satz 16, I) nw, no, durch (Satz 4) nw, er (Satz 20) nw, er (Satz 25) nw, euch (Satz 31) nw, no, fest nw, no, gehn (Satz 12) nw, Hanf sw, hier nw, ist (Satz 5) nw, no, ist (Satz 25, II) nw, mußt nw, no, neun nw, schon nw, sind (I. pl.) nw, no, sind (III. pl. Satz 38) nw, no, wächst sw. — Gesamtzahl der fertigen Karten 512.

Marburg. Dr. G. Wenker.

Anfrage. Sind einem der Leser Belege für Gevattermännchen bekannt? Gibt es in Mundarten oder in Wendungen der Umgangssprache Wortverbindungen mit dieser Diminutivform, die eine Gefälligkeit oder Dienstleistung irgend welcher Art zum Ausdruck bringen?

Heidelberg. Dr. Wunderlich.

Preisausschreiben
des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins
„Die deutsche Seemannssprache."

Es soll der Wortschatz der deutschen Seemannssprache möglichst vollständig gesammelt und auf wissenschaftlicher Grundlage bearbeitet werden. Für jedes Wort ist der Begriff in einer deutlichen, auch dem Laien verständlichen Umschreibung festzulegen, wenn erforderlich, ist zeichnerische Darstellung zu Hilfe zu nehmen. Ferner ist die Herkunft und Ableitung der Wörter zu ermitteln, soweit dies der heutige Stand der Sprachforschung mit größerer oder geringerer Sicherheit gestattet. Schließlich ist auch die Geschichte der einzelnen Wörter zu verfolgen. Das Hauptgewicht ist auf annähernde Vollständigkeit der Sammlung und wissenschaftliche Verarbeitung des Stoffes zu legen, doch soll die Darstellungsweise volkstümlich und gemeinverständlich sein.

Als Preis für die beste der eingehenden Arbeiten setzt der A. D. Sprachverein die Summe von ℳ 1000 aus. Die preisgekrönte Arbeit wird Eigentum des Vereins, der sie drucken läßt. Der Verein behält sich vor, den Preis zu teilen und gegebenen Falls weitere Preise zuzuerkennen.

Die Arbeiten müssen bis zum 1. April 1901 einschließlich an den Vorsitzenden des A. D. Sprachvereins eingeliefert werden. Jede Arbeit ist mit einem Kennwort zu versehen und ihr ein mit demselben Kennwort bezeichneter Briefumschlag beizufügen, welcher den Namen des Verfassers enthält.

Beispiele von der Abschleifung des deutschen Participium Präsentis und von seinem Ersatz durch den Infinitiv.

Von

F. Bech.

Das d in der Endung des Partic. Präs. ausfallen oder die ganze Endung de abfallen zu lassen, also z. B. rûschene oder rûschen neben rûschende oder rûschent zu sprechen, ist eine Eigenheit, die am frühesten und häufigsten auf dem niederdeutschen Sprachgebiete wahrgenommen wird; man vergleiche darüber Frommann Mund. IV, 128, Nerger Gramm. des Meklenburger Dialektes § 203, S. 157 und Lübben Mnd. Gramm. S. 43 und 91 folg. Die dort sowie im Mnd. Wörterb. genügend belegte Erscheinung durfte in der hier gegebenen Beispielsammlung als bekannt vorausgesetzt werden. Dagegen schien es der Mühe wert, dem Eindringen derselben in die benachbarten sowie in die ferner gelegenen Sprachgebiete nachzuspüren, umsomehr als die bisherigen Beobachtungen darüber nur vereinzelt und noch unvollständig waren. In dem Programm des K. Stiftsgymnasium von Zeitz aus d. J. 1882* versuchte ich alles, was mir über diese Eigentümlichkeit unserer Muttersprache erreichbar war, zusammenzustellen und zu veröffentlichen. Seit dieser Zeit habe ich beim Lesen altdeutscher Schriftdenkmäler diesen Gegenstand fortwährend im Auge behalten und bin nun im Stande, in der hier folgenden Erneuerung und Überarbeitung meiner früheren Abhandlung weitere Quellennachweise zu bringen.

Es galt hier vor allem die Fälle zu verzeichnen, in denen eine Infinitivform gesetzt war da, wo nach herrschendem Gebrauch von Alters her nur ein Participium Präsentis statt hatte, vgl. Weinhold Mhd. Gramm.[2] § 373 und 401. Denn die Vermutung lag nahe, daß in den meisten dieser Fälle der vermeintliche Infinitiv ursprünglich wohl weiter nichts als ein durch Verkürzung oder Abschleifung entstelltes Participium war. Dieser Ansicht huldigten zunächst J. Grimm in seiner Gramm. IV, 628, da wo er über die Infinitive bei haben spricht, sodann Bechstein in der Einleitung zu Matth. v. Beheims Evangelienbuch S. LIII und Lexer im Handwörterb. III, 776 in Bezug auf die Infinitive bei werden; dasselbe urteilt der letztere über die Infinitive bei wesen. Anders er-

---

* Besprochen von Behaghel im Literaturblatt 1882, 11 und von Steinmeyer im Anz. f. DA. 8, 368.

klären sich diesen sprachlichen Vorgang Sievers in der Einleitung zur Oxforder Benediktinerregel S. XIX, Behaghel im Literaturblatt 1882, 11, L. Hertel Die Salzunger Mundart 113. Nach dieser Seite hin haben besonders noch Kehrein in seiner Gramm. III, 8, 10 und 52 und Vernaleken in der Syntax I, 21. 22. 28 Beispiele aus dem 14.—16. Jahrh. gesammelt; für die ältere Zeit ist überdies noch auf die Anmerkung O. Jänickes zum Ritter von Stauffenberg zu verweisen, obwohl der Herausgeber noch keinen Nachweis aus der Mitte des 12. und der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts kennt.

Die Frage ist hier zunächst die, ob in dieser Verbindung mit werden oder wesen wirklich und überall noch ein Participium beabsichtigt oder empfunden ward. Sicherlich in den Beispielen, die das e am Ende noch nicht eingebüßt haben wie anlangene, berne, behaldene und andere; alle diese Fälle gehören fast ohne Ausnahme den md. Dialekten an, die dem Einflusse des Niederdeutschen, der ursprünglichen Heimat dieser Form, am nächsten ausgesetzt waren. Über das Fränkische hinaus ist diese Form höchst selten gedrungen. Ein Participium wie lebene oder sprechene ist im Oberdeutschen niemals üblich geworden. Participiale Bedeutung scheint aber auch da noch lebendig, wo diese Form einem andern voll ausgeprägten Particip oder Adjektiv coordiniert ist, wie sint, leben oder tot oder wo dieselbe geradezu ein lateinisches Partic. Präs. übersetzt wie namentlich in den Interlinearversionen; unverkennbar ist sie auch in einigen Verbindungen mit leben, sehen, gesehen, zumal wo diese mit sin, worden (fuisse) zusammentreffen. Offenbar nicht als Participium empfunden aber ist die abgeschliffene Form in Fällen, wo werden neben sal gesetzt ist. Unbestimmbar ist sie wohl auch an den Stellen, wo ihr ein lat. Futurum zu Grunde liegt, da diese Zeitform sonst ebenfalls durch werden mit dem Partic. Präs. wiedergegeben wurde.* Am sprödesten zeigte sich gegen diesen Vorgang der bairisch-österreichische Dialekt. Dort treten die frühesten Spuren erst mit dem 14. Jahrhundert zu Tage.

Allein die Formen auf —ene und —en sind außer in den genannten noch in anderen Stellungen wahrnehmbar, solchen, in denen ihre participiale Funktion außer Zweifel ist und an einen Infinitiv nicht gedacht werden kann, ich meine da, wo sie entweder attributiv stehen, oder, freier gestellt, einen Nebensatz zu vertreten haben. Die meisten Beispiele von attributiven Participien gehören hier nach Mitteldeutschland, und

* Wie geläufig am Schlusse des 15. Jahrhunderts in hiesigem Oberlande die Infinitivform bei werden geworden war, da wo es galt das Futurum auszudrücken, dafür spricht eine kleine lat. Grammatik, die sich handschriftlich in der hiesigen Domherrenbibliothek findet (vgl. mein Verzeichnis der alten Handschriften und Drucke der betreffenden Bibliothek S. 26, Nr. 84, sowie J. Zacher in Haupts Zeitschr. 11, 533). Dort heißt es fol. 4b:

amabo ich werde amabis du werst amabit ymant wert	} libin.	amabimus wir werdin amabitis yr werdit amabunt etzliche werdint	} libin.

zwar nach Thüringen, Obersachsen (Meissen), Franken, nur wenige lassen sich der Schwäbisch-Alemannischen Sprachgegend zuweisen.

Das Gegebene reicht hoffentlich aus, um zugleich indirekt zu zeigen, daß die vollere Form auch in den binnendeutschen Denkmälern des Mittelalters mit geringen Ausnahmen hier die Regel geblieben ist. Wo überhaupt die abgeschliffene Form auftritt, haben wir es mit einer dialektischen Erscheinung zu thun, gegen welche sich der Schriftgebrauch ebenso wie die Sprache der Gebildeten feindselig verhält. Was dem Volksmunde bald zu schwerfällig vorkam und darum früh schon unpopulär geworden war, das blieb in der Schrift länger haften und verlor sich nicht so bald im Gebrauch der Schreibenden. Eine Ausnahme scheinen hiervon nur einige geistliche Schriften zu machen, deren Verfasser ein besonderes Interesse daran hatte, sich dem Volke und seiner eigentümlichen Sprachweise zu nähern. Ich glaube dahin namentlich die Übersetzungen von unsern heiligen Urkunden rechnen zu dürfen, die auch sonst als Fundgruben des sermo vulgaris angesehen werden können. Ihnen schließen sich teilweise gleich an die Legendenerzählungen und die Predigten. Die Schriftsprache selber ist aber in mitteld. Gegenden merklich beeinflußt worden durch die Übertragungen des Sachsenspiegels; ein gut Teil ursprünglich niederdeutscher Ausdrücke ging hier aus dem Original mit in die abgeleiteten Rechtsbücher und beherrschte so auch die Sprache der Urkunden.

1) Participien in attributiver Stellung (und als Substantive).

Als Formen solcher Art erscheinen arbeiten, erbeiden, erbeten, erbten bei L. Baur, Hess. Urkunden I, no. 1138 (a. 1382) und liezen die erbeyden (= erbeidenden) lûde abe gên von dem gemûrze; daz sie die erbeyden lûde widder an liezen gên; Ennen, Quellen z. Gesch. der Stadt Köln IV, no. 448 (a. 1366) den arbeden knechten zu loynen; Ermisch, Das Sächs. Bergrecht 9,22 in drîen erbetten tagen (Varr. neben erbeytenden t.). Pegauer Stadtb. Mscr. (a. 1399) den erbeten knechten an dem steynwege; Pegauer Handelb. Mscr. (a. 1449—1460) fol. 62b umb 11 erbtin tage; Michelsen, Mainz. Hof 28, Z. 12 arbeythen leude; 37, Z. 18 dem gesinde und arbeythen leuthen.[1] — Grimm Weist. I, 407, Z. 4 v. u. (aus Usingen) item die pluten wund und diepstal und bären böm und eehaftig hecken und zün;[2] der Richtsteig Landrechts ed. Homeyer S. 93 (nach der Oschatzer Hs. no. 62) her sulle rûgen zceter geschreye unde geruchte, gezcogene swert vnde blûtene[3] wunden. — Kulm. Merswins Buch von den zwein Mannen ed. Lauchert 47, 36 (= Nicolaus v. Basel ed. Schmidt 242) so beschiht ez gar dicke, daz got in einen sollichen begueten (= beguetenden) gerehten menschen güsset eine übernatürliche gôbe. — Kehrein Samml. 4a und Schiller-Lübben, I, 356 bringen aus niederfränkischen, aus mainzischen Urkunden des 13. Jahrh. die Formel blichen dait; Kölner Schöffenweistum vom J. 1375 in

[1] Vgl. Lexer in den Nachträgen zum Mhd. Wörtrb. 31, wo arbeiten-leute als ein Wort angesetzt ist; dagegen das Partic. arbeitene bei Schiller-Lübben I, 122a, 33. In Pregers Gesch. d. D. Mystik II, 459 steht zweimal ein arbedinde u. pinlich leben.

[2] Dazu die vollere Form Weist. I, 223, Z. 9 v. u. (a. 1469) ain aich oder berenden bôm u. S. 237, Z. 20 ain aichen oder berenden bôm; Sachsensp. II, 28, 2.

[3] Varr. blödende; Schreiber, Urk. Freiburgs i. Br. I, 82 der bluotende slac; Köbiz von Salf. 23, 24 mit blûtin wunden nach den Varianten.

Grimms Weist. II, 747 zu der frischer dait off op den blichen schyn;[4] II, 656 (aus Bilich) bligen metzeren (Messer). — Bartsch Md. Gedd. 73, 1 Daz brechen lêt dar nêst swinget, dâ bî di brûne nuz springet. Das br. lêt = mhd. daz brechende leit, paralisis, hier Spitzname einer weiblichen Person, vgl. die Schelte in der Zts. f. DA. 30, 410 du altz recht vallente übel! Über brechen, von der Gicht und ähnlichen Krankheiten gesagt, vgl. die Citate im Mhd. Wrtrb. und bei Lexer s. v. gegihte, giht, vergiht, gihtbruch, gihtbruchic (Rödiz von S. 77, 31; 82, 25; 84, 14; 86, 23; 87, 7). Zu lêt (mit thüringischem ê wie rêgen = mhd. reigen, reien in Vers 19), das hier sinnverwandt ist mit sûche, sucht, übel, vergleiche man daz vallant leit im Glossar Konrads von Megenberg 659; Altd. Bl. II, 363, 154 der sichtûm heizzet sêligez leit; dazu weiter unten vallen sûche, fallen sucht, fallen obil, flechtene sûche. — Weist. V, 599 (aus Limburg a. 1448) dem sol man geben einen burnen schob in sine hant. Urkundenbuch von Bürgel ed. Mitzschke S. 337 a. (1407) vir burnen kertzen: Diefenbach u. Wülcker, Hoch- und niederd. Wörterb. 516 burnen nessel; ebenda der burne helle flutz; J. Brucker, Straßburger Zunft- und Polizei-Verordnungen 164 einen burnen swebelringk by inen haben: 300 der sol haben ein bürnen licht (a. 1485); Lutwin 2263 got here, ein bürnen mettenlibt.[5] — Tomaschek, Die Rechte und Freiheiten von Wien (14. Jahrh.) 92 von ezzen dingen; ebenda getraide oder ezuns dinch: Egger Gloss. zu den Tyrol. Weist. 41 essens ding: Weist. V, 506 (a. 1490 aus dem Unterelsaß) nit ein essen pfand, sonder ligen pfand: Birlinger, Schwäbisch Augsburg. Wörterb. 147 essen pfänder: Chroniken der D. Städte XVIII, II, 209, 5 essener spyse und 226, 33; Limburger Chronik ed. A. Wyß 98, 6 essenspies; Weist. 2, 732 mit essenspeisen: D. Wörterb. III, 1168; Tegernseer, Kochbüchlein hrsg. von Birlinger in der Germ. 9, 198 kraut oder essen visch, 199 ein essen visch; ebenso bei Schmeller Fromm. I, 161.[6] — Urkunde des Rates zu Halle a. S. (a. 1341) bei Dreyhaupt II, 252 wolde ouk yemand durch got — — wat eyghenes oder geldens ghûdes — — ghewen: I, 778 (a. 1339) eine marc gheldes gûdes: Urkundenb. der Vögte von Weida usw. II, 81 (a. 1360) czwû mark geldens gûtes: Hess. Urkundenb. ed. A. Wyß. III, 85, 24 dy wise unsir herrin gelden gût was (a. 1369); Grimm Weist. V, 323 (aus der Fulder Mark a. 1434) alle die geldene güter die sollen den brif sûchen. — Diefenb. u. Wülcker, Hoch- u. Niedrd. Wrtrb., 622 aus Frankfurter Quellen (a. 1346 und 15. Jhrh.) 6 guldin pyffirn und andern gern lûden zu des hoffemeisters hôezîden:[8] Oswald von Wolkenstein 51, 1, 13 mit gerner milt. — Khulls Beiträge (aus der Psalmenerklärung Heinrichs von Mogelin) 10: swelichen si mochten mit gesmaichner red von gelauben pringen[9]. — Chroniken der D. St. IX, 533, 20

---

[4] Blichen = blichent, flagrans, evidens, manifestus; sonst blyginde dayt bei Fahne Forsch. I, 2, 67; van der bliginder dait II, 2, 46; Chronik der D. Städte XIV, 764, 13 up der blichender dait: Janota Ps. 11 dat blychende heer der merteler = martyrum candidatus exercitus; Herbort Troj. 1290 blichende schilde: 2495 blichende kel.

[5] Vgl. Schiller-Lübben I, 249 b s. v. bernen, barnen, burnen und die Citate mit einen barnen blase, barnen lichte: J. Haupt Ueber das Md. Arzneibuch des Meisters Bartholomaeus Sonderabdr. 30 (478) die burnde nezzil die durch den zoun wechset:, burning = burnending, Zeitschr. f. DA. 31, 198, 48; Hess. Urkundenb. ed. A. Wyß III 89, 7 (a. 1370—75).

[6] Vgl. ezzendez pfant in Grimms RA. 618, Lexer HW. I, 719 ezzende ding, D. Wörterb. III, 1168 essende speis: an ezzenden siten Pass. K. 431, 56; Grieshaber D. Predd. I, 43 ze ezzende zit: Nicol. v. Basel S. 11 naht ezzende zit.

[7] Sonst geldende schult, gût, vgl. Schiller-Lübben II, 39 a; Berthold v. R. I, 437, 28; Hess. Urkundenb. ed. A. Wyß III, 109, 29 (a. 1370).

[8] Vgl. Schiller-Lübben II, 69 b über gern = gerende, sowie unten über mietegerne, niugerne; Hildebrand im DW. IV, II, 3729 unter Gernleute.

[9] Vgl. smeichende im Mhd. Wrtrb. II 2, 425 und smaichen-red bei Vintler,

(Jac. Twinger von Königshofen ed. Schilter 172) die überkam er mit glissener[10] heilikeit. — Rechtsbuch Friedrichs von Hohenlohe (= Quellensammlung für fränk. Gesch. III, B) 282 (a. 1348) Chunradus glitzenphanne Seldener; Tegernseer Angel- und Fischbüchlein in Zeits. f. D.A. 14, 166 der angel sol gefasst sein nach dem glitzen wurm, der da ist in der maur und gehört zu den aschen.[11] — Mahrenberger Psalter 42b nach Schönbach, Miscellen aus Grazer Hss. 2. Reihe S. 30 (Sonderabdr. aus den Mitth. des hist. Ver. für Steiermark, Heft 47) in aynen gluenen ofen (clibanum ignis); die glůen kolen ebenda. — Reimer, Urkundenb. der Herren von Hanau III, 316, 4 mit unsern hantgeben trûwen. — Schannat, De clientela Fuldensi 326 (a. 1401) mit unsern hantgebin truwen;[12] Hennebergisches Urkundenb. IV. S. 32 (a. 1387) und 62, 6 (a. 1396) und 124, 2 (a. 1409) mit hantgeben[13] trewen, truwen. — Förstemann Namenbuch 2, 733 der hangen (= hangende) stein; Hallische Schöffenb. I, 63 sîn water — — in eyner hangene rennen durch Bussen Stacius hof vlîten sal (13. Jhrh.); Urkundenb. der Vögte von Weida usw. I, no. 949 (a. 1354) mit unserm anhangen insigel = I, no. 950 (a. 1354) mit unsirn anhanginden insigel; Stadtbuch von Augsburg 286, Stephan der Hangenôr (a. 1440); Chroniken der D. St. IV, 133 Hanganôr (a. 1368) und 138, 39 (a. 1368); Hangôre in dem Hessischen Urkundenb. h. v. Arthur Wyß, III. 19, 38 (a. 1362); Urkundenb. von Hanau, III, 69, 10 mit unsern hangenen ingesigeln (a. 1352) = hangenden 96, 22. — Erlösung 4206 die hinken det er springen; Chron. d. D. St. XVI, 201 eyn hynken man; Müller, Deut. Sprachdenkm. in Siebenbürgen S. 105 auch sal keyn meyster keynen hyncken jungen auff nemen zu lernung das hantwerk.[14] — Der Ackermann aus Böhmen 13, 16 wie die krafthaben[15] und die starkwaltigen lewen in entrischen wûstungen. — Wülcker, Mitth. aus dem Frankf. Stadtarchive (= Neujahrsbl. v. J. 1877) S. 106 mit lachenner ridde (Rede) aus d. J. 1475. — Pegauer Handelbuch Mscr. a. 1450, fol. 68a Andres Recke claget — — daz he hat myn frauwe mit lasterin wortin obber varin. — Apollonius v. Tyrus ed. Schröder (aus den alten Leipziger Novellen) in den Mitth. der Deut. Gesellsch. in Leipzig 5. B. 47, 23 der lebene geist in den âdern; Urkundenb. der St. Jena no. 128 (a. 1382) ire lebin tage; no. 536 (a. 1401) sîne lebin tage.[16] — Eckart in Zts. f. DA. 15, 395 mit der lîdinen (nach der Hs. statt lidinden) fornuft. — Lambert, Die Rathsgesetzgebung von Mühlhausen i. Th. 129 ez wêren dan sache, die lygen gût antretten; Weist, V, 506 (a. 1490) ein ligen phand; I, 642 mit liegen briefen (Westerwald) und ebenso 644 (16. Jhrh.).[17] — Diefenb. Gloss. 77a blesus, lispen und lispener neben lispende und lispender. — Scriptores rerum Pruss. V, 258 dornoch fertigete der herre lantmarschalk einen lauf-

---

Die Blumen der Tugend, 2368 von smaichen-red (Varr. smaichender r.), 2396 und 3382; smaichend red auch unter den Varr. zu 2416 statt smaichungred.

[10] = glissender d. i. gelîchsender.

[11] Glitzen = glitzende? anders ist gedeutet glitzenspiez in Lexers Nachtr. 214.

[12] = mit iren hantgebenden truwen ebenda 290.

[13] = 62, 8 ebenda mit hantgebenden trewen.

[14] G. Abenteuer II, 235, 610 ez diuhte si niht zeswaere, Ob im sîn âtem stinke Und waer er lam und hinke? grammatisch richtiger muß es wohl heißen stünke: hünke. In MSH. III, 202b erscheint sîn bruoder Hinke. Vgl. unten Eilhart v. Oberge 5438 si musten hinkene gên; Diefenbach Gloss. 126 f. v. claudus, hinken, ein heynkener.

[15] Var. kraft habenden vnd starckgewaltigen.

[16] Redentiner Osterspiel 84 we waket so lef den doden alzo den leben (: gheven) und dazu die Anm. von C. Schröder.

[17] Vgl. ligende kuntschaft im Gegensatz zu lebinde k. im Zeitzer Osterprogramm von 1875, S. 24 sowie ligende orkunde in Purgoldts Rechtsb. VI, 68, to liggener orkunde bei Schiller-Lübben II, 691a, 30. Auch gehört hierher Urkundenb. von Worms ed. H. Boos II, 112, 5 daz mine sêlinbewêrer — — — allis min gût liegen und varnde sollent verkeiffen (a. 1321).

fenen boten mit schrifften gen Dantzk.[18] — Zeitschr. des Allgem. D. Sprachver. XIII, 23 obersächsisch melken, altmelken, neumelken = melkende Deut. Wrtrb. VI, 1998 und Frisch I, 658 b. — Sueton übersetzt von Bolichorius 84 a (a. 1536) an keines todt vrsacher oder mitwissner = mhd. mitewizzender, vgl. Gombert im Jahresbericht des Gymn. zu Gr. Strehlitz 1879. — J. Egger aus den Tyrolischen Weisthümern IV, 303, 8 im Glossar 104 a mit mügen dingen = mügenden. — Chron. der D. St. XIII, 190, 25 und XIV, 785, 31 ein râsen werwolf: XIII, 190, 28 ein râsen wolf:[19] XIV, 906,17 von râsen wolfen: Arnold v. Harf, Pilgerfahrt 233, 37 unsynnich wie eyn râsen hunt. — Leipziger Sachsensp., II, 27, 4 ed. Hildebrand der riten man: 59, 3 der ritene wiche deme wagene und der gênde deme ritene; vgl. ritin = equites bei Nic. v. Jeroschin ed. Pfeiffer S. 211.[20] — Brucker, Straßb. Zunft- und Polizeiver. 309 (a. 1470) item es sol dehein krêmer dehein schiessen wôge haben; hier hat schiezen wohl dieselbe Bedeutung wie in schiezendez slôz, schiezende heie, schiezendez werc bei Lexer Mhd. Handwörterb. II, 727; eine schiezende wâge würde etwa der Schnellwage ziemlich nahe kommen, vgl. Schiller Lübben V, 77 s. v. unsener; D. W. 9, 1310 s. v. Schnellwage; Schiller Lübben I, 268 s. v. besemer; schozwage Vilmar Jd. 367. — Marcus Spittendorff, 82, Z. 5 v. u. ungleiche schusseln machen schilene (= mhd. schilhende) augen.[21] — Hermann von Fritslar (= Myst. I,) 64, 29 do gebot her — — daz si si beguzzen mit siedeneme (so die Hs.) smalze;[22] Ein Buch von guter Speise (Würzburger Kochbuch des 14. Jahrh. ed. Maurer-Constant.) no. 24 in siedeme wazzer; no. 39 mache in schoene in siedem wazzer. no. 27 machez naz von everteyge und legez in siedenz smaltz; Mittelfränkische Prosalegenden ed. Strobschneider II, 147 ein panne fol sêdens oleis. — Zeitzer Laurin in Haupts. Zts. 11, 521, 779 ezwêne wol singene man. — Ratshandelbuch von Eilenburg (Mscr. des Thür.-Sächs. Altertumsvereins in Halle) fol. 36 a. vor eynem sitezennen rat (a. 1433); ebenso fol. 36 b (a. 1437); fol. 37 a vom sitezenen rathe. — Richtsteig Landrechts ed. Homeyer nach der Oschatzer Hs. (a. 1382) S. 239 heymelichen by slafener dyt; 301 vorholen by slafener dyet; Gotfrid Hagen, Buch von der Stadt Cöln 5739 si quâmen in slaifenre deit (= verreit):[23] Das Keyserrecht ed. Endemann (Hs. v. J. 1372) daz by slaffen diêt geschiet. — Heinrich von Nördlingen, Brief XLVI, 86 das wol schneiden schwert (nach der Hs.) — Reisen des Joh. Schiltberger (a. 1394—1427) S. 125 sie geturren kein waffen noch schneidens ding mit hinin tragen. — Janssen, Frankfurts R. Correspondenz II, 436 an eynem claren sonnenschynen tag. — Keller, Erzählungen 278, 18 ir spiln augen, ir lichten wangen.[24] — Interlinearversion der Psalmen im cod. Trevir. nach Graff S. 199 ein rôr des scribenes snelliche scrîbenis = calamus scribae velociter scribentis (?). —

---

[18] Vgl. louffende knechte im Ordensbuche der Br. v. D. Hause ed. Schönhuth S. 51 und loufende boten in Closeners Chron. S. 65.

[19] Daneben 191, 2 den rasenden wolf; vgl. Schiller-Lübben III, 423a rasene, dull und das hier oben stehende Beispiel.

[20] Vgl. Schiller-Lübben III, 478—79 und die Nachträge 245 ridener = ridender; Leitzmann zu Gerhard v. M. 45, 19; doch vgl. Grimm. Gr. IV 2, 75.

[21] Wander D. Sprichwörter-Lexikon IV, 395, 27 ungleiche schüssel macht schele augen (oder: schielende Brüder).

[22] Daneben 87, 20 in deme sidenden olei; vgl. Schiller-Lübben IV, 164 b to den sêdenen bornen. Vgl. unten Anm. 146.

[23] Die Redensart ist mißverstanden im Glossar Birlingers s. v. slaifen; vgl. darüber Homeyer Gloss. zum Richtsteig Landr. 529 unter diet und Schiller-Lübben I, 512; Das älteste Stadtr. von Mühlhausen ed. Herquet 617 geschit ein duibi bi slâphindir dieth; Förstemann N. Mitth. I, 3, 15 und 70; Gaupp, Das alte Magdeb. u. Hall. Recht S. 253 bi nachtsläfender dieth und 283—84.

[24] Vgl. miner ougen spilndez licht Ernst 5191; ûz spilnden ougen Walther 109, 19.

Rechtsbuch nach Distinctionen (Ortloff I, IV, 29, 7 der stamerne man.[25] — Chronik der D. St. XIII, 167, 9 stains voisses; ebenda 771, 7 staens voess; Schmoller, Die Straßb. Tucher- und Weberzunft S. 62 also das eime ein ston ampt wurde (a. 1437—53); Weist. I, 565 (aus Eichelberg) man soll — — kein stennbeum schelen, und wo der begriffen wirt, der ein stehen baum schelett, dem were gnade nutzer dan recht.[26] — Der Ackermann aus Boehmen 13, 13 die starkriechen lilien in dem garten; vgl. unter wolrîchen. — J. Rothes Ritterspiegel 22 51 di were — dî man tût mit strîteme[27] here. — Eilhart von Oberge (nach der Dresdener Hs.) 392 ich vorlore eir mînen lîp oder ich mache sûftene wîp (vgl. Lichtensteins Einl. S. CLIV). — Legende von der H. Margaretha (14. Jhrh.) in Diemers Kl. Beitr. I, 122 da du daz swendun veuer sust pist. — Zeits. f. DA. 31, 198, 46 mit swindelme hirne; Parz. 690, 6 er begunde al swindelen gên (nach den Varr. neben swindelnde und swindelde).[28] — Zeits. f. DA. 30, 404 treckene = treckende 401. — Eisenachisches Rechtsb. ed. Ortloff III, 116 (S. 754) wer dobene (Hs. dohene) bene (tobende Bienen) macht, darmede her sîme nagkebûr sîne bene vorterbit. — Straßburger Letanie 276 du bist der uflouginne[29] morgenrôt. — Monumenta Wormatiensia ed. Boos 356, 31 (15. Jhrh.) den umbghênen wechtern, ebenda die umbghên wechter. — Ungelouben? Marienlegenden ed. Pfeiffer XXV, 10 dem ungelouben man (nach Hs.); Pass. H. 383, 67 von ungeloubeme slîme; Baechtold, Deut. Handschriften aus dem Britischen Museum 6, 22 wider die ungelauben haydenschaft und ebenso 16, 3.[30] — Leipziger Urkundenb. I, no. 225 (a. 1444) das ich in unleidenr rede — — meine ungunst u. zorn kegen ewern armen lewtten gekart habe. — Konrad Stolle Chron. fol. 263b dy pfaffen haben ditcz gancze ûssgêne jâr so sere geprediget. — Koebitz v. Salfeld 91, 14 di vallin suche nach der Koburg. Hs. für vallende suche; die vallen sucht in der Germania VIII, 303 (11—12. Jhrh.); das fallen obil in Eberhard Hicfelts aucupatorium herodiorum 36; Blasphemiae accusatae aus Luzerner Ratsprotokollen in der Zeits. f. DA. 30, 412; Diefenb. Gl. 204b s. v. epilepsia; im habsburg-österreichischen Urbarbuch ed. Pfeiffer 315, 20 zu dem Vallenbrunnen, dagegen 108, 20 zuo dem Vallenden brunnen[31]. — Salfedische Statuten bei Walch, Vermischte Beitr. I, 29 daz ist varne habe; 35 hat her der varnne habe nicht (13. Jhrh.); Hallische Schöffenbücher ed. Hertel I, 794 an varner haue vnde an hergewête; 799 an eigene vnde an varne habe; Die Blume von Magdeb. I, 92 nach Homeyer (Richtst. Landr.) S. 347 mîn mûter hot erb und gût unde eigin und varen zcu seinem vater gebrocht, in Boehlaus Ausg. varent für varen; Obermann, Das Leben St. Hedwigis (Progr. von Schleusingen 1880) S. 15 die varn jungen frewgen;[32] Urkunde des Pfalzgrafen Ruprecht (a. 1393) in der Germ. VI, 324 das wir

---

[25] Vgl. Magdeb. Fragen ed. Behrend I, 16, 2 eyn stammerder man und Schiller-Lübben IV, 44; Haupts Zeitschr. 15, 521 balbutit, stamarod.

[26] Vgl. Schiller-Lübben IVb, 359, 4; Kehrein, Volksspr. u. Wörterb. von Nassau 300.

[27] = striteneme, stritendeme; vgl. stridin man in den Bruchstücken der altsächsischen Bibelübersetzung ed. Zangemeister u. Braune S. 64 u. 86.

[28] Wackernagel Altd. Predd. 98, 18 mit swindlendem hirnin = mit sw. hirni German. 22, 366 (18); mit swindeltem hirn in den Varr. zu Berthold v. R. I, 370, 34 = II, 399; Heinr. v. Neustadt 14110 daz er swindelunde reit; Parz. v. Wisse u. Colin 686, 44 daz er swindelende ûf sînem bûche gelag.

[29] Hs. ufflangine = mhd. uflouginde; vgl. Mhd. Wrtrb. I, 1031a, 40.

[30] Vgl. Schiller-Lübben V, 48a, 10 van erer unloven behardinghe; Krone 5123 gehört nicht hierher. Vgl. weiter unten gelouben werden. Bei Lexer ist ein Adjekt. ungeloube angesetzt II, 1841. Vgl. auch unchilaubendi bei Graff II, 70 und hier weiter unten Anm. 74.

[31] Nach Frommann Mund. IV, 12 ostfriesisch fallen sêk = vallende sûche.

[32] Sonst immer varnde frowelin oder freulin z. B. in dem Stadtbuch v. Augsburg ed. Meyer S. 71 u. 74 u. Lexer Handwörterb. III, 24.

Wernhir Pfifer von Altzei — — übir alle varnde lûte zu künge gemacht haben, alle furgabe und recht zu haben vor allen farnlûden, als farnlûde-kunige billich — — vor andern farlûden haben sollen. — Freidank nach der Heidelb. Hs. 138, 7 man sol strîchen vâren (statt vârnden) hunt. — Zu den Varianten zu Kaiserchr. 8467 vehtens (neben vehtendes) volkes driuhundert tûsunt; ebenso zu 8497. — Konr. Stolle Chron. fol. 271 b (a. 1497) do wanderte eyne krangkeit im Lande zu Doringen, dy man hiez dy Franczosen, und was eyne flechtene sûche.[33] — Diefenb. Gloss. 631 b s. v. uter, eyn ledersack zu flieszen dingen: ledernsag czu flissin yme dinge; J. Brucker, Straßburger Zunft- u. Polizeiver. 188 in fliessenen wassern (a. 1449) = 189 in fliessenden wassern; 225 in fliessen wassern; Arn. v. Harff Pilgerfahrt 39, 22 eyn vleyssen wasser. — Weist. II, 42 (a. 1508) walt und wâge, fliegen und fliessen; 31 (a. 1421) fliegens und fliessens, wasser und waid. — Stadtrecht von Rudolstadt bei Michelsen Rechtsd. S. 212 (a. 1404) sal eyn man vorgeldene schult brengen eyme joden. — Hugo v. Montfort 2463 Her Dietrich von Bern — — an kreften was er der wern.[34] — Joh. Rothe Chron. 329 des name was Hug, ein geradir — man, gescheffig, wise unde wolredene (nach der Dresd. Hs.). — Konr. Stolle Chron. 272 b mit mancherleye blumen und wolrîchen gekruten;[35] vgl. oben starkriechen. — Maßmann Denkm. 132 (Gedicht von Heinr. dem Löwen) da quam er under daz wöden her.[36] — Eilhart von O. 6499 czwei schône zceldene pfert, die wârin wol drysig marke wert (nach der Dresdener und nach der Meusebach'schen Hs.); Ulrich v. d. Türlin Willeh. 217, 28 ein zeldenpfärdes treten vil lihte waer verirret; Br. Hermanns Leben der Gräfin Jolande 264 dâ was ein zeldenpert bereit; Frauenturnier im Kolocz. Cod. S. 79 (171) uf iren zelden pferden, nach dem Leipz. Bruchstück in den Altd. Blättern II, 399 uf iren czeldenen pferden; DR. Akten I, 87, 3 von des zelden pferdes wegen; 88, 19 umb daz zelden pferd; J. Rothe Chron. 439 uf eyme zelden pferde.[37] — Brucker, Straßb. Zunft- u. Polizeiver. 344 (14. Jhrh.) doch sol die gebot nüt angân pfore und milchgunde rinder und zöcken ochsen, vgl. zocochse, zugochse, bei Lexer. — Meister Rûmzlant in MS.H. III, 60b in tzwîbelen (so nach der H.) mûte sie vil gar vertobeten (?). —

2) Participien in prädicativer Stellung,

a) im Nominativ und zwar

α) bei wesen (sîn)

Chronik der D. St. XV, 347, 21 (bairisch) es waren auch vil menschen unbesündt und abreden (delirantes). — Weingartner Predd. in Pfeiffers Altd. Übungsbuche 183, 1 si sint hunde genant, daz si anebellin unde

---

[33] Sonst vlehtende, z. B. in Zeitschr. f. DPh. XII, 160 iz vortribet daz vlechtende sêr (ulcera quae serpunt); Altd. Blätter II, 196 erisipila, flechtindiz fiur; Alemannia 10, 222 .dise salbe ist guot zuo der flehtenden rûde; Germ. 12, 464 cui in manibus nocet daz flechten.

[34] = wernde, vgl. Wackernells Einl. 176 u. 161.

[35] Vgl. Korner in Germ. 9, 278, 17 en lustlik gron veld vul schoner wolrukener rosen.

[36] Im Sächsischen Osterlande das widene hir (hêr); bei Hertel Thür. Sprachschatz 261 wütenheer; mhd. wuotende, wüetende, vgl. Mhd. Wrt. III, 506, Lexer HW. III, 981; Martina 16, 38 si ist — — ein wer für der sunden wüetens her; Reinfrid 479 si rûschent sam daz Wuotes her.

[37] Vgl. den Artikel zeltenpfert bei Lexer III, 1056 und mnd. teldene perde bei Schiller-Lübben IV, 521a, 47; sonst zeldende pfert Herbort Troj. 5642, Schönhuth Ordensb. S. 61.

aneruofin sint allez unreht (14. Jhrh.) — Ennen, Quellen z. Gesch. d. St. Köln III, S. 187 dat sule wir anhalten sîn (a. 1302); — M. Spittendorff 93, Z. 16 v. u. nachdem sollichs eyn gemeyne bestes anlangen wêre;[38] Handelbuch der Zeitzer Capitelsbibl. (15. Jhrh.) fol. 437a anlangene = anlangende. — Chron. der D. St. XVII, 290, 20 von wegen der jhenen, die das berorent und antrefen ist; 291, 1 von wegen der personen, die daz beruren und antreffen ist[39]. — Zeitzer Ps. 142, 3 der vyent ist ane vechten myne sêle = persecutus est inimicus animam meam. — Albrecht von Halb. nach Wickram u. Lorich 288b aufblosen war. vgl. Grimm Gr.[2] IV, 101. — Martina 38,10 die wân (i. e. wârn) mit jâmer überladen, ir herze in grôzem kumber baden. — Alexander Hug, Rhetorica u. Formularium 144a (nach Kehrein Gr. 3, 8) das wort testament ist bedeuten (a. 1528). — Chron. d. D. St. XVII, 249, 32 (Mainz) do man des notdorftig und bedorfen was;[40] Albrecht von Eyb, Ob einem manne sey zu nemen u.s.w. 16a (nach Kehrein l. l.) der da wedürffen ist; 44 Predigten der Königsb. Hs. 896 ed. Strauch im Anz. f. DA. 9, 158, 83 des wir bedorfene sint czu êwiger sêlikeit. — Chron. d. D. St. XVIII, 177, 20 wie die 20 von der gemeinde begeren wêren, daz usw.; Mainzer Weist. ed. A. Wyß im Archiv des hist. Ver. für Großh. Hessen 15 149 u. 164, 50 dicke und viel so er des begeren ist; Reimer, Urkundenb. der Herren von Hanau III, 146, 2 wenn er dez begern wêre (15. Jhrh.).[41] — Frauenlob Spr. 144, 17 wie du behalten bist den prîs (so nach MSH. III, 357, 9, 17); Glosse z. Sächs. Weichbildr. ed. Daniels u. Gruben 346,77 umb notzage houwet man darmme gebende nedir, das sy behaldene und beslissene weren die gewalt u. not. — Ottokars Reimchron. 41036 nû sî daz got behüete (= behüeten, wie 41200 dâ sold er gewinne: küniginne). — Hess. Urkundenb. ed. A. Wyß II, no. 794 (a. 1346) umme solchin kryg — — als sich beloufin was tzüschin Wernher Düringe — — und Crafte. — Priester Johan ed. Zarncke S. 953, 85 (= Altd. Bl. I, 320, 463) in ieclichem stên zwêne sterne, die sint karvunkelberne.[42] — Mitteld. Schachbuch ed. Sievers 200,4 und dô he was beschouwin (:vrouwin) Lucrecien geberde. — Alemannia 8, 108 (Augsburg) nu ist Cristus die sêl des menschen mit lieb besiczen (15. Jhrh.) — Legende vom H. Gebhard von Konstanz in der Aleman. 17, 196 als er beten was (15. Jhrh.) — M. Spittendorff 106, Z. 13 die gebrechen weren sie hôch betreffene (nach der Hs.) — Mone Schausp. des Mittel. I, 160, 469 biss uns bewarn vor missetât (aus St. Gallen, 14. Jhrh.) — Alexander Hug l. l. 183b ob sie nit bezalen waren. — Baechtold, Deutsche Hss. aus dem Britischen Museum 166 wir syend demutiklichen bitten = deprecamur bei Konr. v. Megenberg 473, 9; Legende vom H. Gebhard l. l. 199 ich bin dich also bitten; Alexander Hug l. l. 41a wir seind bitten. — Erloesung 1254 er ist uns breiden alle lant.[43] — Hermann v. Fritzlar (= Giseler von Schlatheim) 278, 10 er wêre noch gerne 100 jâr in dem vegefiure brinnen. — Chron.

---

[38] Dagegen 94, Z. 8 v. u. die eynen gemeynen nutz anlangende wêren.

[39] Dagegen 291, 8 die die sache andreffende und berorende sint.

[40] Dagegen 277, 2 do man des notdorftig und bedorfende was.

[41] Vgl. Aristotilis Heimlichkeit ed. Toischer 795 sûche unde bis begernde richtûm immer wernde, dazu die Var. begern : wern.

[42] Vgl. Germ. 17, 436, 10 in sunnenberndir clârheit (14. Jahrh.); Pass. H. 112, 31 der minnenburnde gotesgeist; 118, 49 in minnenburnender glüte; 338, 87 die minnenburnende geiste; Heinr. v. Nördlingen 4, 29 minnebrinnende und so 17, 44; 33, 86; 53, 24; ein bernender (i. e. brinnender) jâchant K. Rother 4613; ein bernde ger MSH. IV, 422a (22, 1); burnende liebe Myst. I, 196, 17; mit börnenden kyrzen Aleman. 9, 289; Arn. von Harff 47, 34 beyrnende kertz; 100, 2 bernende lampen; andere Beispiele in der German. 27, 394—95.

[43] Nach der Prager Hs. lautet jedoch die Stelle: das da beident alle lant, vgl. German. 3, 472.

der D. St. XVII, 339, 23 das uns nit dan zu virdarplicheit dienen ist:[44] Zeit. f. D. A. 38, 147 (26) das wel wir umb uch dienen sein; Nibel. 549, 4 ed. Bartsch das wil ich immer dienen umbe Chrimhilden sin (nach der Hundeshagenschen Hs.); Brucker. Straßb. Zunft- u. Poliz. 301 als lang sü in diser stat dienen u. wonen sint (a. 1465), aber ebenda wile sü i. u. st. dienende gewesen wêrent; Kehrein l. l. bringt aus der vierten Bibelübersetzung (15. Jhrh.) bistu mir anderst dienen siben iär = 1. Mos. 29, 27 serviturus es. — Würzburger Städtekrieg in den Histor. Volksl. ed. v. Liliencron I, 175, 818 die alle zit nâch êre ist dürsten (: kurfüsten); Kehrein l. l. aus Diebold Schillings Burgundischem Krieg 349 wiewol sy nit was dürsten. ebenda aus Michael Beheim Zur Gesch. Oesterreichs u. Ungarns 1, 30 das herz nâch êrn waz tursten. — Aleman. 8, 141 das da aischen was; 108 so vil als dan die gerechtigkeit gots aischen was. — Walth. v. Rheinau 218, 24 (Peter u. Johan) getorsten sich dar in (= in daz grap) niht erbaldenne (= erbaldende) sîn = sie getrauten sich nicht hinein zu wagen. — Satzungen der Görlitzer Bötcherinnung ed. Jecht (15. Jahrh.) S. 11 ein iezlicher byreige adir in welchin hoff sust ein Bottener erbinttene ist. der sal usw.[45] — Kehrein, Kirchl. u. relig. Lieder aus dem 12—15. Jahrh. S. 198 Maria was yn erboren. — Geiler v. K., Granatapfel 12b (nach Kehrein) wann als das wasser erleschen ist das feur; vgl. Boner, 48, 37. — Reimer, Urkundenb. von Hanau III, 598 schade, der sich irlauffen ist (a. 1366). — Diebold Schilling l. l. (nach Kehrein) 123 da man sie erwarten was. — Clara Hätzlerin I, 107, 2 was leipnarung du uns geben bist; Keller Erz. 657, 26 und ist auch nicht mit êren geben (: leben); Geiler v. K. l. l. 1a (nach Kehrein) was der herr von genaden geben und verleihen ist. — Zeitzer Psalmen 102, 18 und sind gedenken = et memores sunt; Püterichs Ehrenbrief (= Haupts Ztf. 6, 3, 35 das ich imer bin gedenken (: senken).[46] — Arnsteiner Marienleich in den Denkm. von Müllenhoff u. Scherer XXXVIII, 236 wise uns ûz gehelfen von dere grôzer dûfenen.[47] — Homilie hinter Mones Altteutschen Schausp. S. 182 sie ladit nieman wan die, die ir gerne sint; ebenda alle die min gerne sint = omnes qui concupiscitis me (14. Jahrh., oberdeutsch).[48] — Annolied ed. Roediger 741 disin vlekkin wisi (Var. wise) hine getuon.[49] — Keller Erz. 410, 10 die muter fragt sie der mêr, wie er ir gevallen wêr. — Hennebergisches Urkundenb. IV, 122, 8 (a. 1407) daz sye wol habene ist. — Augsburger Tractate in d. Alemannia, 8, 113 da er ist heften seine augen. — „Vierte Bibelübersetzung" nach Kehrein l. l. wann ir sind hören die krieg = Matth. 24, 6 audituri enim estis praelia. — Alte Gesetze von Nordhausen in Förstemanns N. Mitth. III, 3, 49 die burger recht haben unde nicht hûs siczcene hir sint; Diplomatarium Jechaburgense bei Würdtwein Diplom. Maguntina I, 228 Jutte — — izunt borghere unde huszizen zu

---

[44] Dagegen 343, 25 daz allez nit dan zu grunde verderben dienende ist.

[45] Erbinttene = erbidende, arbeitende?

[46] Dagegen 33, 7 das ich — — euch wünschent bin.

[47] Die früheren Herausgeber setzten hier wise an als Imperativ von wisen = besuchen, aufsuchen; dem vermag ich aber hier neben dem Infinitiv oder Participium keinen passenden Sinn abzugewinnen. Beispiele von anderen Imperativen starker Verba mit angefügtem e bringen Haupt z. übl. Weibe 355, Weinhold Mhd. Gr. § 371, § 393, Jänicke zum R. v. Staufenberg 254, Minor zu Ulrich v. Winterstetten I, 13. In der 3. Auflage der Denkmäler II, 240 stimmt Steinmeyer der hier stehenden Auffassung bei. Vgl. übrigens Das Melker Marienlied 14, 5 du wis uns allen wegente und J. Tit. 612, 2 kinsch tugend bis an dich nemende.

[48] Einige Zeilen weiter allen den die min gerende sint. Hierher gehören wohl auch miete-, niu-, wipgerne im Mhd. Wtb. I, 534b, daneben ein mietgerndiu minne Aleman. III, 112, 39; 116, 27; Konrad Troj. 30825 der stritegerende man, nach der Berliner Hs. strite gerne.

[49] Für wisi (wise) vom Hrsg. wise gesetzt; doch vgl. Anm. 47.

grossen Tenstete. — Lanzelet 6748 die mit dem künige wâren jagen (: sî erslagen). — Aleman. 8, 111, 19 ach wie lieblich si do kôsen ist mit irem gesponsen. — Heidelberger Bruchstück von Wernhers Maria bei Bartsch, Beitr. zur Quellenk. der Altd. Literatur S. 10, 546 als ich dir kundigen bin (= Fundgr. II, 154, 38 als ich dir chundent bin). — Mone Schausp. d. Mittel. I, 147, 11 alle die nun leben sint; Zeitzer Laurin in Haupts Ztf. XI, 525, 932 sint sy lebin addir tôt; Kunz Kistener Jacobsbrüder 444 du sîgest leben oder dôt (bei K. Euling lebende oder tôt ohne Variante); H. v. Montfort V, 229 ir sîgint tôd oder leben (: begeben); Seb. Brant Narr. 85, 2 all die uff erden leben syndt; Brun v. Schonebeck 5276 daz lûte lebene (nach der Hs.) von wazzer sîn; vgl. E. Schröder zum Redentiner Osterſp. 84. — Geiler v. Kaisersberg Granatapfel 1a (nach Kehrein) die das büchlin lesen seind. — Evangel. des Nicodemus 2139 dâ Jesus mit bewunden was in dem grab ligen (: bêsigen); Koelhoffsche Chron. 283, 4 dat voulk dat am Rin up beiden siten liggen is. — Ebenda 286, 1 dat lûden (= lûdende) is.[50] — Albrecht von Eyb, Ob einem Manne usw. 52a (nach Kehrein) dem nichts mangelen ist. — Kehrein l. l. aus Steinhövel: als der hochzeitlich tag nâchenen was; vgl. Pass. K. 231, 89 mîn zît is nâhen (?) — Brucker, Straßb. Zunft- u. Poliz. 372 der solicher geschicht nochvolgen ist. — Alex. Hug Rhetor. 169a (nach Kehrein) sie sein schaden nemen. — Die vierte Bibelübersetz. nach Kehrein: er was predigen = Marc. 1, 39 erat praedicans. — Adelh. Langmann 75, 15 do mit du reden pist (Var. redent); Albr. von Eyb l. l. 41a du bist reden (nach Kehrein). — Leipz. Urkundenb. II, 340 (a. 1495) von den er jerlich 5 florenn reinisch reichenn und zcinsenn ist. — Kehrein l. l. aus Hans Sachs I, 21b auf einem Maul (er) reiten war. — Orendel 561 (du bist dich ruomen, wizze Crist. — Westd. Zeitſ. III, 1, 35 (nach Arthur Wyß) disz bûch ist sagen von alten dingen = Chron. der D. St. XVII, Einl. 14—15, wo das ist in der Hs. übergangen und die Stelle falsch verstanden ist; Schmoller, Straßb. Tucher- und Weberzunft 78 disen brief, der zwên glich sagen sint; Kehrein l. l. aus Hans Sachs I, 30b was der prediger sagen was. — Denkm. v. Müllenh. u. Scherer [3], II, 304 alles thes, the ime scathene si[51] (12. Jhrh.) — Th. G. v. Karajan, Frühlingsg. (mnrh. Legende) 5, 67 dar in du dich bist schouwen van angesicht zo angesicht; Lanzelet 3014 er was schouwen die ritterschaft. — Erfurter Urkunde im Urkundenb. v. Arnstadt ed. Burkhardt (a. 1350) S. 98 die schult — — die man in schuldigen ist. — Vierte Bibelübers. (nach Kehrein) du bist senden = 2 Mos. 33, 12 missurus es. — Heinr. v. Nördlingen Briefe ed. Strauch VII, 33 das die geschrift — — singen ist;[52] vgl. weiter unten s. v. sterben. — Die Kindheit Jesu 1865 nû die geste slâfen sint.[53] — Mitteld. Schachbuch 319, 14 und sind die erczte betal sorgen vor der lûte val. — Aleman. 8, 103 der prophet — — sprechen was. — Hans Sachs (nach Kehrein) I, 13a köndt wir doch gar kein kundschafft hon, wie es drinn in der Statt sey ston; I, 32a sie ist gleich in der Küchen stehn. — Aleman. 8, 111 das herz in senendem qual den tag ist sterben in toubender mynn und die nacht süssigclich singen in der rûw[54]. —

---

[50] Dagegen 291, 18 als der wârheit gelich lûdende.

[51] Die ersten Herausgeber glaubten zi vor scathene ergänzen zu müssen.

[52] Vgl. dazu die Beispiele in Strauchs Ausgabe Einl. S. CV und Brief 32, 5; 33, 34; 46, 42 (Var.); 65, 15; 12, 8; 19, 18. Dagegen erscheint die volle Form wieder in Br. 13, 14; 14, 10; 17, 49 u. 75; 21, 4; 25, 5 u. s. w. In der von H. von Nördlingen redigierten Mechtild v. Magdeburg findet sich kein Beispiel einer verkürzten Form, vgl. Zarncke Litt. Centralbl. v. 1882, S. 184.

[53] Nach Grimm Gr. 4, 136 und Hahn z. Lanzel. 3014 pflegte man hier die Ellipse gegangen beim verbum auxiliare anzunehmen.

[54] Hiernach würde das von J. Grimm Gr. IV, 92 gebrachte Beispiel aus der Livländischen „Reimchron. fol. 49b" eingereiht worden sein: man was triben, das auch

Teuerdank 107, 35 (nach Kehrein) dieweil ir die Cron tragen seyt. — Weist. II. 519 (a. 1298 aus Prüm) wer herwieder strieffde off ungehurren (= ungehören, ungehörende) wêre. — Thomas Murner (nach Aleman. 19,15) Heinr. fol. 26b ist er so unkünnen.[55] — Albr. von Eib l. l. (nach Kehrein) 53a was lobs sey wir verdienen. — Keller Erz. 471, 15 das sein den knecht verdriessen was. — Vierte Bibelübers. (Kehrein) Saulus aber was verhengen sinen tôd = Apost. 7, 60 Saulus autem erat consentiens neci eius. — H. Sachs l. l. I, 2b (nach Kehrein) wie das Buch Job uns ist verjehen. — Chron. d. D. St. XIV, 641, 24 so die lantschaften ghein entsatze van den koningen verwarten waren. — Herbort Troj. 14548 der Crîchen lac da vil erslagen, si wâren vil nâ verzagen.[56] — Reimer, Urkundenb. von Hanau II, 760, 21 (a. 1349) want man alles festen is mit gûden briben. — Hartmann, Gregor 947, daz si benamen waeren vor tage vischen ûf den sê[57]. — Aleman. 8, 110 yedlicher nach seinem adel — — höcher und höcher fliegen ist. — Keller Erz. 650, 4 allen den, dy dar flyechen (= fliehen) sein. — Hessische Urkunden ed. Baur I, S. 689 dy allir nêhist nôch eyn andir folgin wêrin (a. 1370). — Vierte Bibelübers. (nach Kehrein) der knecht was fürchten = 4. Kön. 4, 1 servus tuus fuit timens deum. — Nürnberger Originalurk. von 1386 bei Ennen Quellen z. d. G. der St. Köln V, no. 377 mit ganzem gewalt, den er noch recht üebe ist.[58] — Aleman. 8, 110 das sye on underlaz wallen und überfliessen ist. — Kehrein, Kirchl. u. relig. Lieder 4, 57 dy des criegs waren walten. — Altd. Predd. ed. Schönbach I, 65, 14 also was sente Paulus io wanderne von lande zu lande (nach der Hs.) — Seb. Brants Narrensch. 46, 15 wer aber wisslich wandlen ist.[59] — Johannis Aventini Chronica (nach Kehrein) 113b also war der Sieg zu beyden seyten wanckeln. — Konrads v. Würzb. Partonopier 752 er was warten ûf den tôt; Urkundenbuch zur Gesch. der Herren von Hanau III, 27, 10 (a. 1351) so sollen die gebrûder — — uf alle mine gût wartene sin; dagegen wartende sîn 439, 19 (a. 1336), 487, 14 (a. 1338), 569, 30 (a. 1341); Das Keyserrecht ed. Endemann IV, 19 er sal ez dem wider geben, der sîn wartin ist (a. 1372) nâch des tôde der ez nutzinde ist; Das Merkerbuch von Wiesbaden ed. Fr. Otto S. 13 syn ansterben, daz er von sinem vader was warten (vor 1373)[60]; Clara Hätzlerin I, 67, 3 seid ich bin warten deiner zeit; Wigand v. Marburg in der Germ. 12, 198, 15 die reyslûte wedir karten, want sy des woren warten, daz ꝛc. (a. 1394); Wülcker, Neujahrsbl. vom J. 1877, S. 78 der stede freunde, der man noch warten ist; Chron. d. D. St. XVII, 327, 1 also sint nu min herren der antwort warten gewest; Margar. Ebnerin 97, 5 der ich warten bin; Chemnitzer Urkundenb. 185, 2 (a. 1470) warten sin; Brucker, Straßb. Zunft- u. Pol. 286 davon er warten wêre (1500); Alsfelder Passionsspiel 7040 hilf den armen ûsz der pîn, die in der helle warten sîn; andere Beispiele davon aus dem 15.—17. Jahrh. bei Kehrein Gr. III, § 8. — Leyser, D. Predd. 84, 32 bittet in, das er ûch wegene sî zu dem alm. gote. — Halberst. Kräuterbuch in Zachers Ztf. 12, 156, daz selbe genutzet vortrîbet swaz dem bûche

---

im Mhd. Wb. I, 128a wiederholt worden ist; allein in der genannten Chronik fol. 49b = 4259 ed. Leo Meyer steht: waz man triben unde tragen nicht enmochte, daz wart erslagen.

[55] Vgl. unkünnenheit, impotentia, Suso's Briefe ed. Preger S. 74 und Niclas von Wyles Translat. 311, 2; Zeitschr. f. DA. 19, 363.

[56] Vom Herausgeber ist verzagen als starke Form des partic. praeteriti gefaßt; ihm folgen die Lexikographen.

[57] Vgl. meine Anm. dazu und Anz. f. DA. XI, 103; Grimm Gr. IV, 92.

[58] Uebe = üeben = üebend; vgl. weiter oben behüete = behüeten.

[59] Dagegen 38, 45 wartend waer, 39 32 wonent synd, vgl. Zarncke S. 284.

[60] Dagegen S. 14 daz warten, daz Wikern von sîme vader wartende was und S. 17 alsolich gût alsô Herman — — wartende was von siner anen (vor 1373).

werren ist (14. Jhrh.) — Steinm. Zeits. 17, 34, 725 (u. S. 43) as her wesen (= wesende) wêre. — M. Beheim, Buch von den Wienern 288 Sy waren dem kaiser wider spern und heten in vertriben gern.[61] — Horner Rodel und Öffnung in der Aleman. 15, 9 das uns baiden kund und wissen ist; Sebastian Münster, Cosmographia 358 das ist mir wissen (nach Kehrein); Pauli, Schimpf u. Ernst S. 260 Öst. kunt und wissen sei aller welt;[62] Luther 8, 364b wie lang wollen unwissen sein. die solche mühe auffladen nach M. Heyne im DW. X, 324. — Lutwins Adam u. Eva 1255 das ich in wünschen bin (nach der Hs). — Zeits. f. D. Phil. IX, 147, 34 wütin sîn (15. Jhrh.). — Vierte Bibelübers. (nach Kehrein) die stim des herren ist zerbrechen die cedern = Ps. 28, 5 vox domini confringentis cedros. — Luther Ebr. 12, 21 (cfr. Johannes Luther in Zeits. f. D. Ph. 24, 81) nach der Septemberbibel: ich byn furchtig und zittern = expauefactus sum ac tremebundus. — Konr. v. Dankrotzheim 373 der zwölfbote, der an dem glouben zwîflen was.

β) bei werden.

Urkundenb. von Augsburg I, no, 265 (a. 1322): swer die strâzz wider ab varn wirt, der geit uns daz gelait. — Teuerdank 54, 38 als der morgen ward an gân. — Trebnitzer Ps. 129, 2 werden mûzen di ôrin dîn angedenken die stimme des gebetis mîn = fiant aures intendentes usw. — Wakernagel Predd. 69, 29 du wirst ouch ansechen die aller minsten schulde (aus Engelberg 14. Jhrh.); Albrecht von Eyb, Ob einem mane sey zu nemen usw. 30a (nach Kehrein) denselben jüngling wird Sigismunda offt lieplich ansehen. — Keller Erz. 454, 38 die nunnen wurden in an zannen (: einen fannen). — Diebold Schilling 205 (nach Kehrein) da wurdent sy bedencken den grossen kosten. — Urkundenb. von Arnstadt ed. Burkhardt no. 680 (a. 1471) up her der bedorffene wurde (= bedurfende bei Weinhold Gr. § 416). — Pass. H. 86, 70 nû wart mîn herze des begern (: muste enpern). — Codex Teplensis, Lucas 12, 8 der mein wirt begechen = quicunque confessus fuerit me. — Marienlegenden 14, 76 dem herren wart ez wol behagen; Pass. K., 50, 28 u. 47 nu wart in allen wol behagen. — Konr. v. Würzb. Partonopier 12328 sô wirt belîben an dem mer der soldan;[63] Ordensb. der Brüder vom d. Hause ed. Schönhuth 27 (S. 24) daz er icht übernechtec worde blîben. — Bruchstücke aus dem Väterbuch bei Zingerle Findl. II, 87 ouch wart er bechennen. — Pass. H. 84, 3 nû wurden die Romêre hie uf dô sich berâten (: Pilâten). — Mitteld. Schachb. 231, 15 des kunigis dînêre besagin wurdin desen gast. — Diebold Schilling 54 (nach Kehrein) da wurden biderb Lühte besinnen und betrachten. — Pass. K. 69, 80 des wart die mûde in bestân (: entgân = entgangen).[64] — Mitteld.

---

[61] Dazu die Trebnitzer Psalmen ed. Pietsch 73, 10 irezurnit der widersprnie (so!) den namin din ewiclich = irritat adversarius nomen tuum in finem; vgl. darüber Zarnckes Litt. Centralbl. a. 1881, S. 318.

[62] = mnd. wetene, weten = wetende Schiller-Lübben V, 701a, 9.

[63] Auch Konrads Halbe Bir 232 würde hier zu erwähnen sein, falls meine Vermutung dô wart si den belâzen (= benetzen, commingere), wie ich sie bei Besprechung der genannten Schrift in der Aleman. 22, 90 aufgestellt habe, sich bestätigen sollte. In Bezug auf ez lâzen = mingere vgl. die Breslauer Dissertation von P. Paschke, Ueber das Gedicht der sieben weisen Meister (a. 1891) S. 27 und Schweizer Idiot. III, 1396; Ennen, Quellen zur Gesch. d. Stadt Köln I, 241 dat hey des wazzers lâzen mag (14. Jhrh.).

[64] Nicht mit aufgeführt ist oben unter den Beispielen von dem bei wesen stehenden abgeschliffenen partic. praes. Annolied 86 nû is her dâr in Galiciâ bistên; nach Weinhold Gr. § 352 und Rödiger Einl. z. Annol. 89 ist hier mit mehr Wahrscheinlichkeit bistên = bistanden zu nehmen; darauf führt auch der Ausdruck bestanden sîn = verblieben sein, Halt gemacht haben, so in der Milstäter Genes. 103, 36; Wiener Genes. 73, 45; Diemer D. Gedd. 178, 1; Schönbach Predd. I, 27, 31; Parz. 603, 15; Klage 1412; Kudrun 1076, 4.

Schachb. 332, 34 der kunig Dyonisius wart bewisin sich alsus. — Pass. H. 62, 84 sîn herze im wart an vorchten biben (:an triben). — Ebenda 173, 21 sîn ôre wart dô biegen (:triegen) der keiser hin zu Petrô. — Pass. K. 507, 50 des wurden dâ genûge bisen (:an disen). — Marg. Ebner 38, 11 hernâch wart ich für sie bitten. — Väterbuch 2127 die hunde wurden bizen und die vogel rîzen beide vleisch un ouch in. — Adelh. Langmann 23,36 nû wirt unser herre sein trewe auch an mir brechen (Var. prechent); Väterbuch bei K. Roth, Dichtungen des d. M. 47, 49 sie wurden brechen durch die want. — Chron. der D. St. II, 196, 19 dô die unsern brennen wurden. — Pass. H. 196, 3 der tûvel wart im brengen (:erhengen) alsô starch ein gemûte; Walther v. Rheinau 14, 40 wirt sie bringen wider (besser nach der Karlsr. Hs. bringende). — Pass. K. si wurden maniges denken daruf sus und ouch sô; Väterbuch 4221 er hûb sich zû im und wart denken; Nic. v. Jeroschin 11691 di Prûzin wurden denken. manchin rât ûz lenkin. — Predigtmärlein in der German. 3, 439, 15 der rôte wart in dingen.[65] — Kehrein, Kirchl. u. relig. Lieder 182b da ward in dürsten und hungern (15. Jhrh.); Pass. K. 564, 82 in wart sêre dursten dar uf. — Ottokar 4712 dâ si wurd enphangen von Arrogûn diu kunigin; Walther v. Rheinau 12,47 du wirst enphâhen ein kindelîn;[66] H. v. Bühel, Dyocletian 2324 umb das der sun nit entphâhen (:hiez abslahen) wurde laster.[67] — Marg. Ebner, 163, 28 daz wir der verborgen kraft — — an uns enpfinden werdent; Adelh. Langmann 43, 1 dô si ir glider enpfinden (Var. enpfindent) wart.[68] — Flore 3609 der wirt iuch wol enthalten (:manicvalten). — Ebernand v. Erfurt 4326 des wart die werlt vil wol entsaben (:erhaben);[69] Nic. v. Jeroschin 20467) si wurden dâ entsebin (:nebin) allerwein der Memlen bach. — Frauenlob Spr. 273, 9 der alte wart entslâfen. — Kaiserchron. 13120 der jungelinch wart sô harte enzunden (:stunden).[70] — Hester (= Bartsch, Germanist. Studien I, 247 flg.) 1137 daz sich ir herze erbitteren (:ritteren) wart gegen dem kunige. — Hans Sachs (nach Kehrein III, 10) IV, 25b da ward sie einen list erdencken. — Berthold v. R. I, 403, 37 dâ bî wart man sie erkennen; Virginal 859, 10 und wurden sie erkennen (:gebrennen); Pass. K. 17, 46 dô wart ieglich erkennen; Väterbuch 4393 sô er sie wart erkennen (:genennen); Adelh. Langmann 5, 11 du wirst sie auch erkennen (Var. erkennent). — Boner 48, 37 dô das liecht erlöschen wart. — Albr. v. Eib, Ob einem manne sey zu nemen usw. 13a (nach Kehrein) do ward der man erseufftzen. — Berthold v. R. II, 3, 13 daz er got dâ mit erzürnen (nach der Hs.) würde. — Melker Marienlied in den DMSch. 39, 5, 5 der angel was diu gotes chraft dâ der tôt wart ane irworgen = Diemer D. Gedd. 262, 8 ime wart dâ gare gelônôt. dâ erworgete der êwige tôt; Bartsch Md. Gedd. 2, 39 dâ der angel — — inne lît verborgen. dâ mac ein man dirworgen.

---

[65] = mit ihnen unterhandeln?

[66] Nach Ad. Voegtlin, W. v. Rheinau u. seine Marienl., S. 9 steht in der Karlsr. Hs. enphande für enphahen; die Stuttg. Hs., welche Keller abgedruckt hat, ist im J. 1388 abgefaßt. Auch 46, 55 hat sie wirst leistenne (in Hs. C. leistende), 48, 69 werdent rüeffen (in C. ruefende).

[67] Neben der Infinitivform hier ebenso oft die Form des Participiums, z. B. 1234 beissende wart, 1508 flihende w., 5183 sterbent w. u. s. w.

[68] Die volle Form 33, 14 sich lengende werden; 45, 20 sich mêrende w.: ebenso 52, 5; 54, 4 schrient w.: 111, 10 lesent w., ebenso 145, 17; 152, 5 wainent w.: 155, 13 gedenkent w.

[69] Die seltene Form entsaben = entseben noch im Md. Schachb. 285, 24 daz he daz em mochte entsabin, daz he em hulfe di liche begrabin; vgl. auch das praet. enzabt bei Meister Altsw. 246, 24.

[70] So nach der Vorauer Hs.; auch V. 2800 ist enzunte (erzunte) in intransitiver Bedeutung überliefert und 13549 wie im Rolandsl. 227, 2 u. noch bei Oswald v. Wolkenst. 105, 6, 12. Ein starkes partic. erzunden im J. Tit. 3595, 2.

Eine andere Auffassung im Mhd. Wtb. III, 741b und bei Willmanns DGr. II, S. 36 und 43. Vgl. übrigens Schönbach Altd. Predd. III, 217, 20 folg. und 399. — Von den siben Slafaeren 829 daz er zu in wart gâhen (: gesâhen). — Wackernagel, Predd. 69, 82 du wirdest under die stegen der sêle gân.[71] — Walther v. Rheinau 150, 40 mich wirt hin einr iewer geben an den tôt;[72] Väterbuch 895 nû daz sich mê lûte wurden gegeben in der einôte leben; Wackernagel, Lesebuch (4. Ausg.) 1108, 18 die wirt er üch auch schier geben (14. Jhrh.). — Urkunde Karls IV. bei Riedel Cod. dipl. Brandenb. X, 1, S. 130 (a. 1374) er wirdet heissen und gebieten. — M. Beheims Evangelienb. Matth. 5, 23 du wirdes gedenken = recordatus fueris.[73] — Ottokar 18265 Mine mir nâch jehund wart und aller dinge geheln (: steln). — Interlinearversion des 88. Psalms in den Breviarien von St. Lambrecht, hrsg. von Schönbach in der Zeits. f. DA. 20, 146 want wer wirt in den luften gelîchen dem herren, wer wirt gelich wesen dem herren in den chinderen gottes? (12. Jhrh.) = Ps. 88, 7 quoniam quis in nubibus equabitur domino, similis erit domino in filiis dei? — Konr. v. W. Partonopier 12191 sô wirstû mir gelouben, wan si dich danne rouben wirt herzen unde muotes; M. Beheims Evangelienb. Johannes 17, 20 dî durch ire wort werden gloubin in mich[74] = qui credituri sunt. — Ebenda Matth. 10, 17 si werden geiselin = flagellabunt. — Teuerdank 709 (nach Kehr.) ehe er widder kam, ward si yhres kyndes genesen. — Ottokar 98236 die ez hernâch wart geriwen (: den getriwen). — Beispiele von gesehen (= gesehende) werden sieh weiter unten unter sehen. — Pass. K. 88, 87 er mac wol werden vliegen und vederen gewinnen[75]. — Pass. H. 374, 79 dar nâch wart man giezen (: die — nicht liezen). — Konr. Stolle Chron. fol. 303 do dy zcangen glûne[76] worden. — Pass. K. 17, 54 der keiser wart dô vurbaz graben (: haben). — Ebenda 264, 96 die beiden wurden grâzen (= besâzen). — Laßberg L. S. II, 293, 18 mîn laithunt dar nâch grîfen wart. — Michael Beheim, Zehn Gedd. zur Gesch. Oesterreichs, 9, 300 da wart er freisslich grymmen, in zorn wüten und limmen. — Pass. K. 284, 67 dô wart im grûwen sêre. — Codex dipl. Silesiae VIII, 76 (Schweidnitzer Urk. v. 1378) unse stat zwêne freie markte sal und wirdt haben; Urkundenb. von Seitenstetten (= Fontes rer. Austr. II, Abth. XXXI, B.) S. 346 die daselb purkrecht werdent inn haben und besiczen; Landr. des Schwabensp. ed. Wackern. 4, 15 (nach Hss. in Zürich u. Basel, 14—15. Jhrh.) die liute mangerhande criec mit einander wurden haben (neben habende); Sigmund Meisterlin in Chron. d. D. St. III, 103, 3 (aus Nürnberg, 15. Jhrh.) in dem warden die Kurfürsten ein grosz verdrieszen haben. — Konrad, Trojan. 15825 si wart mit reines herzens gir wol harpfen als er wolte.[77] — M. Beheims Evangelienb. Matth. 5, 11 wan ûch di lûte werden hazzen = persecuti vos fuerint. — Clara Hätzlerin S. 13, 265 grosz clag ward sich da heben. — Joh. v. Neumark, Leben des H. Hieronymus 95, 23 ein ander junger tauber

---

[71] Dagegen 69, 84 du wirst sprechent und S. 584, 22 du wirst besitzent. Eigentümlich Myst. I, 10, 15 dô saz si gegen ime zu ezzene und wart sich zu verwene ie schöner und schöner und wart mit scharpfen worten vaste imme zûgêne uber deme tische; vgl. 120, 15.

[72] Statt dessen 151, 12 der mich wirt gebinde an den tôt.

[73] Vgl. dazu die Einl. von Bechstein S. LI—LIII. Ebenso im Codex Teplensis.

[74] Vgl. oben die Anm. 30. Im Evangel. des Nikodemus 4354 heißt es: und gebot den Romaeren, daz sis gelouben waeren an unsern herren, wo sis gelouben = si des glouben (= des Glaubens) zu verstehen ist; im Wörterverzeichnis ist „geloube Adj. gläubig" angesetzt.

[75] Vgl. Zeitschr. f. D. Phil. 8, 68.

[76] Dazu Schiller-Lübben II, 123a, 2 mit gloien tangen und v. d. Hagen German. X, 132 he nam einen gloienen brant.

[77] So nach der ehemaligen Straßburger Hs. und der von St. Gallen statt harpfend.

— — wart reden und hören: Mittelfränkische Prosalegenden ed. Strohschneider III. 1300 die blinden werden siende. die cruppen gaende. die douven hoeren. stummen sprechen; Chron. der D. St. XVII, 23 ist des alden rodes meinunge. daz sie — — dar in horen solle werden. das unser meinunge nein si und nit jâ. — Marienleg. ed. Pfeiffer, 8, 66 den bischof wart ein angest jagen; Pass. K. 24, 81 der kunic wart nâch der sache jagen. — Flore 3144 ich waene ir werdent mir es jehen (:ich hân gesehen); Konr. v. Haslau, Der Jüngling 1049 daz ein ieglich werde jehen (:geschehen). — Konr. v. W. Partonopier 13613 sô wirt zehant ir einer mit in justieren ûf dem plân. — Christi Tageszeiten ed. Heinzel in der Zeitſ. f. DA. 17, 54 de juden wurden kallen. sie drenkten in mit gallin. — Mitteld. Schachb. 185, 15 di gevangin in dem varrin mit schrien wurdin karrin. — Pass. K. 24, 47 nu wart sich von im kêren (:êren) sîn hôhe wollust; 284. 44 der wille wart in kêren (:sêren) nâch îr. — Mai u. Beaflor 160, 21 von allen sînen sinnen wirt er sie clagen[78] sêre; Virginal 921, 9 dô wart ouch her Wolfhart klagen; Kolocz. Cod. 233, 1660 der kunic wart sie vaste klagen. — Limburger Chron. ed. Wyß 42, 3 wie ez umb dise brücke kommen[79] wirt. — Väterbuch 4672 sîn leben wart sich krenken; Weihnachtsspiel ed. Piderit 741 das ich ene werde krenken (:so wil ich es erdenken). — M. Beheims Evangelienb. Marc. 14, 44 wen ich cüssen werde. her ist iz = quemcunque osculatus fuero. ipse est;[80] Albr. v. Eyb, Ob einem manne sei zu nemen usw. 32b sie ward küssen das tôt hertze. — M. Beheims Evangelienb. Luc. 6, 21 ir werdet lachen = ridebitis. ebenso nach dem Codex Teplensis; H. v. Bühel, Dyocl. 1814 obene an dem venster si lachen wart. — Heinr. v. Krolewitz 4234 er werde ie wider lebene (:ebene);[81] Mone, Schausp. d. Mittel. I, 146, 97 er sol uff von der erden erstân und leben werden; Koditz v. S. 69, 33 dî tôtin sind ouch worden leben. daz solt ir alle merkin ebin. — Pass. K. 28, 40 der (slege) man sô vil wirt an dich legen (:slegen). — Marienleg. ed. Pfeiffer 14, 110 der kamerer wart dô lengen den wec; Väterbuch 2261 dar nâch wart sich die rede lengen. ebenso Pass. K. 172, 4. — Pass. H. 386, 56 sin herze — in alsus wart lenken (:denken). — Väterbuch 3299 und wart sin herze vor in lesen (:gewesen); Pass. K. 69, 16 Silvester wart im dô vor lesen. — Väterb. 2615 ie mere wart Paulo lieben daz leben. — Meister Eckhart 402, 30 er enwirt nicht lônen nâch der lengi — Chron. der D. St. II, 488, 25 in dem ward sich mengen der edel u. vest Konrat v. Kauffungen — — unter die feint (um 1450). — Konr. Dangkrotsheim, H. Namenbuch 10 das sich ir sêlde werde mêren. — Adelh. Langmann I, 12 daz wurden di leut merken. — M. Beheims Evangelienb. Matth. 7, 2 ir werdit mezzin = mensi fueritis. ebenso Luc. 6,38.[82] — Alexius ed. Maßmann S. 78b, 82 dô man in wart missen. — Pass. K. 274, 7 als der mêre wart entsaben. ez wart in missevallen (:allen). — Ebenda 211, 42 den wart vil sên missezemen (:nemen). — Väterbuch 4417 daz wart die tûvel sêre mûen (:glûen). — Erforder Benedictinerregel ed. Sievers 15, 8 obe keine sustere werde ober ungehôrsam. ober stoltz oder murmellene oder in keinen dingen wederwurdich wesende;[83] Geiler v. Kaisersberg, Das Buch Granatapfel (nach Kehrein) C8a sy wurden murmelen wider Moysen. — Joh. Rothe, R. Spiegel 2589 das werdit en sêre nutzin (:schutzin).[84] — Boner 61, 38 den wirt

[78] So nach der Fuldaer Hs.; nach der Münchener chlagunde.
[79] So nach 3 Hss. statt komende.
[80] Dagegen Matth. 26, 48 wen ich kussinde werde, her ist iz.
[81] Dagegen 4351 múzen sie lebende werden.
[82] Dagegen mezzinde werdet = mensi fueritis Marc. 4, 24.
[83] Nach Sievers in der Einl. hierzu S. 9 trägt der Text das Gepräge des südlichen und mittleren Nassau; weitere Beispiele der Abschleifung ebenda S. 19.
[84] Hs. nutze statt nutzin; Bartsch vermutete zu nutzin.

offnen daz rephuon.[85] — Pass. K. 230, 44 des wart die luft sô vil pflegen; Ottokar 57003 ob ir — — ouch immer wurdet pflegen (:bewegen). — Mitteld. Schachb. 261, 26 wen he en wurde pînen ubir maz. — Pass. H. 374, 63 dô wart man predigen unde sagen. — Zingerle, Findlinge II (aus dem Väterbuch) 131 ir erge — — wart sîn vaste râmen; der gûte man wart râmen (:quâmen). — Cölner Jahrbb. in Chron. der D. St. XIII, 125, 10 dat si râsen woirden; Limburger Chron. 82, 3 der konig wart râsen als ein hont.[86] — Diebold Schilling (nach Kehrein) 110 man wart rattschlagen. — Konr. v. Haslau, Der Jüngling 1015 swenne ez reden wirt (13. Jhrh.); Adelh. Langmann, 17, 1 die leut werdent reden (Var. redent);[87] Joh. v. Neumarkt 44, 3 si werden von euch alles arges reden und werden euch beligen durch meinen namen; Ottokar 92332 dô man aber reden wart; Hans v. Bühel, Dyoclet. 249 sy wurdent reden uf der straszen. — Wackernagel, Leseb. 1109, 17 si werden üch richten. — Pass. K. 103, 60 ir herze wart sich rouben ein teil ûz rechtem wege hin. — Renner, 23713 nach der Halberst. Hs. in der Zeits. f. D. Ph. 12, 146 sich rünfen (rimfen) wart das felle.[88] — Pass. K. 460, 30 diz wart mit leide rûren Lupum (:vûren). — Pass. H. 374, 63 dô wart man predigen unde sagen; Virginal 921, 6 si wurden an der stunde von aventiure al dâ sagen (:klagen). — Nic. v. Jeroschin 15342 der rede si sich schamin (= vornâmin) wurden sêr und imprant in zorne. — Pass. K. 419, 22 got wart ez alsô schicken (:stricken). Michael Beheim. Zehn Gedd. 9, 393 im wart grauslichen schiehen. — Meister Eckhart 412, 2 in dem wirt die sêle schînen; Joh. v. Neumarkt 16, 11 die gerechtikeit wart von himel scheinen. — Pass. K. 159, 77 sô wart er ouch schowen die schônesten juncvrowen; 681, 58 (si) wurden dô lieblich schowen (:juncvrowen); Heinr. v. Nördlingen Br. 11, 46 das du schawen werdest. — Ebenda Br. 14, 15 bis ich dir schrîben wart;[89] Albrecht v. Eyb l. l. 30a sie ward einen brieff schreiben. — Md. Schachb. 305, 17 jenir der wart schrîen (:virczîen); M. Beheims Evangelienb. Luc. 19, 40 die steine worden schrîen = lapides clamabunt.[90] — Koeditz v. S. 75, 27 gote zu êren werdin di blindin sehene (so nach der Gothaer Hs.); Mone, Altt. Schausp. 69, 87 rât desen jüdeschen lûten, dy da sint vorblindet hûte, daz sy weder sehen (sehend) werdent von Christus (14. Jhrh.); Kehrein, Zur Gesch. der Bibelübersetzung S. 76 si werdent got sehen = Math. 5, 8 deum videbunt (14.—15. Jhrh.); Alsfelder Passionsspiel 1567 dasz ein blinde mocht sehen werden; 6392 want ich von blinde wart sehen; Nic. v. Wyle, Translat. 16a (nach Kehrein) als oft sy Euriolum sechen wart = S. 27 ed. Ad. v. Keller; Virginal 1090, 11 morne vruo so werdent den die verren alle sehen kommen her; Mone, Schausp. des Mittel. I, 86, 333 (14. Jhrh.) grôz wunder ist mir geschehen, wan ich bin worden gesehen (= gesehend); 88, 379 daz du im selber salt verjehen, wi dîn sun sî wordin gesehen; 121, 1183 wie ist mir nû geschehen, ich bin hie worden gesehen; Pass. H. er wart vrôlîche gesehen (:geschehen); Altd. Predd. ed. Strauch in Zeitschr. f. D. Ph. 27, 183 (85) funfzehen plind wurden da gesehen (= sehend); ebenda Priester Johannes ed. Roth 230, 454 und wirt da gesehen, der ee was plint; Konr. v. W. Pantaleon 923 daz er gesehen (nach der Hs. = gesehende) worden sî; Hans v. Bühel,

---

[85] So nach mehreren Hss. statt offnende.
[86] Nach den Varr. rasent.
[87] Vgl. die Beispiele S. 3, 21 und 4, 20.
[88] Nach der Bamberger Ausg. sich rimpfent wart.
[89] Die volle Form Br. 33, 88 flament werden, 35, 57 lebende w., 35, 78 blüend w.; in der von Heinrich in das Schwäbische übertragenen Mechtild v. Magdeburg findet sich keine Infinitivform bei werden.
[90] Im Codex teplensis die stein werdent rufent.

Dyoclet. 2973 daz ich ûzwendig ouch werd gesehen: Sächs. Weltchronik (vierte Bairische Forts.) ed. Weiland 382, 5 ez wurden etlich plint gesechen, und etlich stummen die wurden redent: Reisen des J. Schiltberger 148 die plinden werden gesehen: Augsburger Tractate in Aleman. 8, 109 dadurch wir alle plinden seien gesechen (sehend) worden. — Pass. K. 151, 62 sîn herze wart in sêren (:kêren). — Urkundenb. von Seitenstetten (= Fontes r. Aust. II. Abth. 33 B.) S. 360 (a. 1397) die sew (sie) dar auf werdent seczzen: Konr. v. Haslau 1055 ir lop in hôhe würde (Hs. wirde) setzen (:ergetzen). — Pass. K. 273, 93 daz wirt ein michel schande uns sin; 366, 62 des wart dô mit im vrô sîn (:kunigîn) Dominicus. — H. v. Nördlingen Br. 40, 65 wir haben ainen trôst, daz wir mit des babst urloub singen werdint. — Reimer, Urkundenb. von Hanau II, 729, 36 (a. 1348) abe der off den gûten icht sêssen ade sitzen wurden, sonst sich teilent werden 648, 22 (a. 1344), zweiende werden 413, 8; 461, 8; 535, 35; uzzogend werden 649, 18 (a. 1344); den zol legend werden; H. v. Bühel Dyoclet. 639 darnâch wurdent sy uff sitzen (:mit witzen). — Das Annolied. ed. Roediger 615 sô diz liuht nahtis ward slâfin al;[91] Frauenlob im Frauenleich 10, 27 mich brûnen von senfte der alrûnen wart slâfen.[92] — Der Maget Krone ed. Zingerle 330 von den rôsen der sal wart wol smecken überal;[93] Vintler 6610 die sunne scheinet auf das as und wirt doch davon smecken (stinkend) nicht; Geiler v. Kaisersberg, Granatapfel 1a er wart übel smecken. — Pass. H. 33, 39 des kindes forme wart er spehen (:ez plach sehen). — Bericht der deut. Gesellsch. in Leipzig vom J. 1837, S. 29 (15. Jhrh.) so wirt man hinten und vorn zû sperren (:zerren). — Mone, Schausp. des Mittel. I, 146, 90 die Juden al gemain werdent spilen umb sîn klaid. — G. Abenteuer, I, 394, 201 si würden lihte spotten mîn. — Flore, 4656 sô wirt er sprechen zehant: Koeditz v. S. S. 71 ein stum kint von geburt — — daz wart redelich sprechene: 79, 10 ein kind — wart bî deme grabe vor vel lûten sprechene: 80, 6 do wart si sprechene (der Sprache mächtig);[94] Marg. Ebner, 32, 22 darnâch — wart ich mîn paternoster sprechen: H. v. Bühel, Dyoclet. 893 der keiser der wart sprechen (:rechen). — Konr. v. W., Troj. 4191 und wart ûf springen niht ze laz. — Ebenda (Fortsetzung) 49591 daz beide liute unde lant würd allez stân in sîner hant.[95] — Adelh. Langmann 57, 7 do wart er sich stellen (Var. stellent). — Pass. K. 516, 16 do wart im got ouch sterken (:merken) den lip. — Ebenda 144, 62 sîn herze wart in strâfen (:entslâfen); Väterbuch bei Zingerle, Findlinge II, 113 ich gên slâfen. Nu wart in aber strâfen sîn herze. — Pass. H. 329, 85 Sin crankez herze wart dô streben (:geleben); Pass. K. 130, 34 mit allem vlîze wart er streben; 394, 2 der wart durch wêtage streben beide her und ouch hin. — Väterbuch I, 162 ouch wart dô von im strîchen des tievels here. — Pass. H. 399, 10 so wirdestu sûchen (Var. suchende) den rât; Laßberg LS. II, 294, 41 daz er ze der selben stunt stille sûchen[96] wart. — Vorauer Novelle ed. Schönbach 557 switzen unde riechen wart der verzagete hellebrant. — Renner 21569 so singet der ander alsô wol, daz engel tanzen suln werden von sîner sûzen stimme uf erden; Limburger Chron. 64, 24 endeiles worden danzen, di von heiszer natûren wâren.[97] — Daniels u. Gruben, Sächs. Weichbildr. 246, 37 so mag er irkennen, ab man em recht teilen wurde. — Pass. H.

---

[91] Vgl. dazu die Bemerkung des Herausgebers S. 89.

[92] Vgl. dazu die Varr. in Ettmüllers Ausgabe.

[93] Dazu die Beispiele, welche der Hrsg. in der Einl. S. 18 angeführt hat.

[94] An allen drei Stellen bei Ködit ist dies die Lesart der Koburger Hs.

[95] Mai u. Beaflor 121, 18 der strit wart ob dem künege sten (: gên) würde hierher zu ziehen sein, wenn nicht beide Hss. stent (: gênt) hätten, vgl. Erec 2624 u. Lanzelet 3288.

[96] Suochende würde hier den Vers bessern.

[97] In mehreren Hss. dantzent für danzen.

163, 81 daz er wart grobelîchen toben (:in cloben); Konr. v. W. Engelhard 1928 sus het in Minne dô gezogen mit süezen wortnn in ir kloben. Des wart sîn muot vil sterker toben.[98] — Konr. v. W. Alexius 1313 ouch wart der bâbest an der stete mit in die bâre dannen tragen (:sagen); Konr. v. W. Schwanritter 1289 daz (schiffelîn) wart in tragen[99] aber sît; Limburger Chron. 64, 22 dî worden in der danzerîe alle kinde tragen.[100] — Väterbuch bei K. Roth, Dichtungen des d. M. 48, 83 die diebe ouch wurden trachten (:achten). — Pass. K. 570, 48 sîn herze wart ouch trîben (:blîben) einen. — Marg. Ebner 138, 20 dô ich an dem suntag trinken wart. — Albrecht v. Eyb l. l. 33a sie warden sie troesten. — Pass. K. 395, 72 dô wart daz houbt im wê tuon; Adelh. Langmann 79, 5 si wart so tôrlîchen tuon. — Vorauer Novelle ed. Schönbach 40 er wart den degenkinden daz götlich joch ûf binden. (13. Jhrh.). — Weist. III, 331 (a. 1478 aus Hessen) des sint si usse blibin und des ungehorin wordin; Diefenb. Gloss. 563c s. v. surdaster, ungehorn, ungehorend, ungehorender.[101] — Schoenbach, Predd. I, 367, 12 du wirdes hinnen vort die lûte vâhn; Hans Folz in Haupts Ztf. 8, 515, 172 peim hemd wart ich sie wider fâhen (:jâhen). — M. v. Beheims Evangelienb. Marc. 13, 25 und die sternen des himelis werden abe vallen; ebenso nach dem Codex Teplensis werdent vallen. — Urkundenb. v. Augsburg ed. Meyer no. 294 (a. 1330) ob ir etlîcher von dem lande wurden varen. — DR.Akten III, 101, 24 verantwurten wirdet (a. 1399). Ottokar 52 955 daz iuch des iht verdriezen werde;[102] Geiler von Kaisersberg, Granat. 65a do ward das volck verdriessen. — M. v. Beheims Evangel. Luc. 12, 8 wer mîn vorjehen wirt vor den lûtin = confessus fuerit me.[103] — Pass. K. 69, 16 Silvester wart im dô vorlesen — der cristenheite lêre. — Urkundenb. von Jena ed. Martin no. 370 (a. 1373) ab sy noch icht dorane vorschrybin unde vorwysinde worden. — Meister Eckehart 587, 16 natûre wirt verstên. — Joh. v. Neumarkt 45, 10 den wirt got ân alle barmhertzikeit vorteilen. — H. v. Bühel Dyoclet. 1079 die werdent êrst verflûchen die. — Albr. v. Eyb, Ob einem manne sey zu nemen usw. 48a (nach Kehrein) do wart den gesellen verwundern und sprach. — Pass. K, 88, 87 er mac wol werden vliegen (:betriegen). — Chron. d. D. St. II, 178, 10 di rittir warden vlihen in daz sloz. — Maßm. Alex. S. 83a des wurden ougen fliezen; Marg. Ebner 18, 3 von der selben craft wurden vliezen driu wazzer; Meister Ingold ed. Edw. Schröder 84, 8 das wasser wirt über fliessen.[104] — Kehrein, Zur Gesch. der Bibelübersetzung S. 75 sie werdent der barmhertzikeit nâch folgen (14.—15. Jhrh.) = Matth. 5, 7 misericordiam consequentur. — Livländ. Reimchron. 319 er wart mit vlîze vrâgen sie; Mitteld. Schachb. 307, 7 di wart zuhant vregin (:inkegin); Albr. v. Eyb, Spiegel der Sitten 13a der abt ward in frâgen.[105] — Berthold Predd. II, 96, 24 dô wurden in die andern stete fürhten; Marg. Ebner, 25, 25 ich wart ir fürhten; M. v. Beheims Evangel. Matth. 21, 37 si werden vorchten = verebuntur, im Cod. Teplensis si werdent furchten. — Zwei Gespräche zwischen Leib u. Seele ed. Rieger in d. German. III, 405, 244 ich erschrecte und wart wachen. — Pass. H. 16, 23 Maria

---

[98] So nach der ansprechenden Vermutung Sprengers in der Zeitschr. f. DA. 36, 161.

[99] Nach Roth tragend. Vgl. Jänicke zu Ritter v. Staufenberg 1092.

[100] In mehreren Hss. dafür tragend.

[101] Vgl. oben ungehurren wesen. Die volle Form bei Lexer II, 1838; dazu Berthold Predd. I, 433, 14 daz er ungehoernde (nach der Brüsseler Hs. ungehoren) wirt; II, 205, 2 dû wirst ungehoerende; Martina 29, 36; 283, 36; German. Supplem. II, 172 unhoerende; Nic. v. Wyle Translat. 207, 14 den ungehörrenden.

[102] Dagegen 22238 sô wirt verdriezende die.

[103] Dagegen Marc. 8, 38 wer mîn vorjehinde wirt und mîner wort.

[104] In der hierauf folgenden Zeile der götlich prunn der wirt über fliessend.

[105] Vgl. dagegen z. B. Iwein 5901 si wart vrâgende.

nâch der art wachsen an deme kinde wart; Chron. d. D. St. III, 147, 8 ausz dem ward gemêlich angst und nôt wachsen; Adelh. Langmann 58, 13 ir gotlich gnâde wart an im wachsen u. zûnemen.[106] — Väterbuch 494 er wart ein teil wanken (:gedanken).[107] — Marienlegenden ed. Pfeiffer 178, 137 die wirt im garwe der regen waschen abe. — Väterbuch bei K. Roth Denkm. der d. Sprache 50, 10 ir herze wart dô manigez wegen (:pflegen). — Heidelberger Bruchstücke von Wernhers Maria in den Beitr. z. Quellenkunde der altd. Literatur ed. Bartsch S. 11, 820 daz Anna — — nâch dir weinen wirt = Fundgr. II, 158 nâch dir weinende wirt; Ritter v. Staufenberg 1093 dô wart manic ritter gemeit weinen; Meister Eckehart 361, 10 so wirt er weinen; Adelh. Langmann 48, 18 do wart si vor andâht inneclîchen weinen. — Pass. K. 172, 14 si wurden an in wenden ir kunst. — Freiberger Stadtr. bei Schott III, 199 wende ab si sich wurden werren an einer sache = ed. Ermisch XIII, 6. — Pass. K. 211, 47 si wurden in ein widersatz mit ir worten dô wesen (:lesen). — Konr. v. Megenberg 430, 5 dâ von man weissagen wirt. — Pass. H. 3, 45 dô wart mîn wille widerstreben (:leben). — M. v. Beheims Evangel. Matth. 10, 26 daz man nicht wizzen werde.[108] — Laßberg, L. S. III, 480, 120 daz im die schinbain plüeten, dâ von wirt er wüeten. — Reisen des Joh. Schiltberger 54 da ward er vor grössem laid zehren (= Thränen vergießen). — Meister Eckhart 584, 11 ich wirde ziehen; Pass. 149, 46 dô wart in ouch hin ziehen der tôt (= vliehen). — Berthold Predd. I, 433, 19 sô werdent dir die hende zitern (vgl. Luther, Apostelg. 7, 32 = tremefactus und 16, 29). — D. Mystiker I, 51, 29 si wurden wider zogene von Hêrôdes. — Pass. K. 362, 76 sîn gemûte wart in zocken (:locken). — G. Abenteuer II, 91, 140 ich weiz wol, daz diu guote wirt zürnen und mir tragen haz.

γ) bei andern Zeitwörtern:

Herman der Damen in MSH. III, 164b, 10 der (welcher) wizzene unzuht nie begie. —

Novellen in den Altd. Bl. I, 306 uff dem werder bleyb dy frowe besytzene. — Ebenda I, 306 an eynen werder, do bleyb sy haftene; Ebenda 139 he wert in das vass styen und wert dor ynne blyben klebene. — Erzählungen ed. Keller 388, 29 so pleipt euch leben ewer man; Konr. Stolle Chron. 166b her geredte by on tôd und leben zu bliben. — Ebenda 243b er bleib also lygene IX tage; 302a der man bleib legene slôfe; Marc. Spittendorff 235, 9 so bleib der brieff also legene;[109] Johannes Veghe ed. Jostes 166, 14 oick isset eenrleye steen, de alweghe in der hutten liggene blift; Reimer, Urkundenb. v. Hanau II, 604, 10 (a. 1343) ez sal auch êweclîche blîben ligene, dagegen liginde blîben 452, 8 (a. 1337), 639, 34 (a. 1344) er sol blîben sitzen; 724, 21 (a. 1348). — Novellen in d. Altd. Bl. I. 139 also bleyb he dor ynne stegkene. — Koediz v. S. 84, 20 so bleib ir hûs steene (Gothaer Hs. steende); Konr. Stolle 169b anders sie worden alle bliben stehen; 273b dy lange stegen, dy bleben stêne, ebenso 293b; M. Spittendorf 107 das die bey ymande umbezcalt stehene blebe; 113, 13 die sole solde bie nyemande umbezcalt stehene blieben; ebenso 119, Z. 10 v. u.[110] —

---

[106] So eine Hs. statt wahsent u. zûnement; Dominicus 353, 74.

[107] Weitere Beispiele daraus führt Franke an in seiner Ausgabe S. 84.

[108] Mitwissner = mitwissender statt des sonst üblichen mitwisser bringt Gombert aus dem J. 1536 im Jahresbericht des Gymnas. von Gr. Strehlitz 1879.

[109] Vgl. dagegen 491, 4: da sindt die geschefte liegende blieben.

[110] Vgl. Pass. K. 66, 22 als der wagen stênde bleib. Andere Beispiele, in denen die Infinitivform steht statt des Partic., bei Kehrein Gramm. III, § 33; Grimm Gr. 2 IV, 101.

Histor. Volkslieder ed. v. Liliencron I, 5, 224 (a. 1298) dat hei der hant vor strecken boit. —

Konr. Stolle 144b sy brochten dy buchsen an deme andern orte sbilleswigene en an. —

Zeitzer Ps. 68, 4 ruffene habe ich geerbeit = laboravi clamans. —

Ebenda fol. 156a irquickene irquickestu = Habacuc 3, 9 suscitans suscitabis = Trebnitzer Ps. fol. 239a irwegen saltu irwecken. —

M. Beheim, Ev. Luc. 6, 1 dô phlockiten sîne jungern ehere und âzin si zurîbene mit den henden = et manducabant confricantes manibus. —

Eilhart v. Oberge 5458 si musten hinkene gân; 7797 al swîgene he dô ging; 9422 al swîgene sie dare ging;[111] Chron. d. D. St. XVII, 37, 11 unser wagen gênt kerchen (krachend) unde wol geladen;[112] Seb. Brant 63, 73 der gât hyncken, der gât bucken; G. v. Keisersberg, Granatapfel 194a (nach Kehrein Gr. III, S. 20) es ist dír nützer du gangest dauchelen[113] weder das du dich vn̄ andre mit dir verderbest. —

Evang. des Nikodemus 3051) die (Maria) sîn magt wesn[114] genas; 3965 magt wesn si in sougte. —

Die Gedichte des Wilden Mannes ed. Köhn II, 70 dû îleden si zu Jerusalêm beide rîden unde gên[115] = Werner v. Niederrh. 23,8 ed. W. Grimm. —

Zeitz. Ps. 117, 18 got kastîen kastîe (?) mich = castigans castigavit me deus. —

Altd. Predd. ed. Schönbach I. 19, 8 dô er quam rîtene[116] ûf dem esele zu Jerusalem; J. Rothe, Passion 225 (fol. 10) also quam her yn synes fatir guth unwissin unde had guden muth; Marc. Spittendorff 337, Z. 12 v. u. si komen reytene von der burg; Luther im Lucas 8, 47 nach der Septemberbibel: da das weyb sahe, das nitt verporgen war, kam si zittern und fiel fur yhn = videns mulier quod non latuisset, tremens venit ac procidit ante pedes; Joh. 12, 15 deyn konig kompt reytten auff eynem esells fullen = rex tuus venit sedens super pullum asinae. —

Oxforder Benedictinerregel 24, 22 so sal sie ligen nider gestrecket — —, stilswîgene und nít sprechene; Konr. Troj. 13872 sus lac diu frouwe minnecliche gedenken[117] allez wider sich; Ulr. v. Eschenb. Alexander 12505 alsô ungeslâfen er lac; Marg. Ebner 91, 25 daz ich gewonlichen ungeschlaffen lag; 123, 14 da von ich dik ungeschlaffen lig; Joh. Rothe, Passion 22 das sy vort ungeschlaffin lag.[118] —

Pass. H. 262, 87 er lief als ein wolf toben (: Jacoben); Pilgerf. von Arn. v. Harf 120, 12 sy lieffen zo wedde — — kieren ind wendende her ind dar;[119] Eichhorn, Mitteldeutsche Fabeln 2478 manich hunt wil nicht sêre schrîen unde löft uf di lüte swîen, dagegen 2481 so beiss her swîende (= swîgende) abzehant, vgl. Anm. 111. Ebenda 2425 he lîf do ümme schrîen (: nîen = nîgen). —

---

[111] An den beiden letzten Stellen die Varr. schweigende, schwigend, schwiegent.
[112] Vgl. Hildebrand im DW. s. v. krachelchen und German. 24, 425—26.
[113] Vgl. DWrtb. II, 831.
[114] Dafür den si magt wesnt enphienc h 3961; magt wesnt si sîn gelach 3964.
[115] Vgl. hierzu die Anm. v. Köhn S. 82.
[116] So nach der Hs. Vgl. über diese Stelle Zeitschr. f. DPh. 19, 488, wo aus denselben Predigten noch die Formen wanderne und wegene verglichen werden. Aeltere Beispiele bei Grimm Gr. 4, 125. Weitere Beispiele bei Leitzmann zu den Fabeln Gerhards v. Minden 46, 19. Anders faßt die Form Behaghel im Litteraturbl. XX, 301.
[117] So nach den Hss. acde statt gedenkend.
[118] In der Verbindung mit ligen kann ungeslâfen nicht die Bedeutung eines partic. perf. haben, sondern ist = ungeslâfent zu fassen; vgl. Ulr. v. Türlin Trist. 562, 23 unslâfende lac; Krone 26637 der (trache) unslâfende liget, nach der Heidelb. Hs. ungeslaffend; Der Mönch u. das Gänslein, in Zeitschr. f. DA. 8, 100, 129 (= G. Abent. II, 44, 135) diu juncfrowe ouch unslâfent lac (nach der Würzb. Hs. ungeslâfen).
[119] Dazu die Beispiele aus Friderich Spee bei Kehrein Gramm. III, S. 20.

Leipz. Sachsensp. III, 27 wer wîb zu echte nimet unwizzene. —

Ratsversammlung der Tiere bei Bruns S. 137 wen di arme lûde clagen, den scaltu richten unvorsagen.[120] —

Gespräche zwischen Seele und Leib German. III, 403, 163 al weinen der corper al dâ rief.[121] —

Konr. Trojan. 27304 er sach die liute blintzen (so die Würzb. Hs. statt blinzende) an.[122] —

Vierte Bibelübers. (15. Jhrh.) nach Kehrein das volk sasz essen und trincken = 2 Mos. 32, 6; Seb. Brant, Narrensch. 95, 27 das man — kartten sytzt eyn gantzen tag. —

Laßberg LS. I, 378, 128 als ich sender nun so knöcken (: stöcken) verirret sêr wes ich begun (: brun).[123] —

Urkundenb. d. St. Worms II, S. 360, 38 die drîe — — sollent verlîben sitzen in dem râte; 361 12 daz die sechzehen verlîben sitzen by dem râte; 361, 24 daz der an uns verlêbe stên (a. 1360); 473, 30 di ubrigen dru phunt — — sallent verlîben stên uff dem hûse (a. 1378); Chron. d. D. St. XVII, 123, 8 so verlîbet dâ ligen 7175 gr. gelez. ebenso 124, 17; Reimer, Urkundenb. von Hanau III, 745, 36 sollen die andern darinne virlîben siczen; dagegen bei Fr. v. Weech, Sechzig Urkunden K. Ludwigs S. 65 auch sol ieglicher verlîben siczende (a. 1342) und so bei Reimer Urkundenb. von Hanau II, 516, 24 (a. 1339). —

Leipz. Sachsensp. III, 69, 2 urteile suln sie vinden vastene; ebenda siczene suln sie urteil vinden (dagegen II, 12, 13 siczende sal man urteil vinden); Magdeburg-Breslauer Schöffenrecht ed. Laband II, 1, 15 so sullin ym di scheppfin siczin orteil vinden. —

Erforder Ben. Regel 31, 17 ob sie volle harte (perseveraverit) clopene funf dage. —

Leipz. Sachsensp. II, 46, 1 swer sô wirket eines anderen mannes lant unwizzene.[124] —

Erforder Ben. Regel 13, 5 daz si die otmûdkeide den andren zeuge — — sitzenne, gânde, stânde. —

Reinbot v. D., Georg 1515 nu sult ir zogen lîse — — nîht ze sanfte noch ze streben. ie zwêne ein ander neben.[125] —

b) Participien im Accusativ:

α) bei behalten:

Leipz. Novellen in den Altd. Bl. I, 151 (fol. 280a) daz he synen vater hatte noch lebene behalden; Apollonius von Tyrus aus derselben Hs. ed. C. Schröder 59 (fol. 207b) das wir dir dîne tochter gerne lebene welden behalden haben.

---

[120] Lübben dachte an unvortagen = unvortogen; doch vgl. J. Tit. 3285, 4 alle ir her si drizic, dir dienstes unversagende vil mêre danne mir selber dienstes flizic.

[121] Pfeiffer vergleicht Seelentrost in Frommanns DM. 2, 3 der vader voulgde eine alweinende; 6 de frauwe geink eme intgain alweinende.

[122] Ebenda 42117 in mehreren Hss. handslachen für hantslahende.

[123] knöcken = knöckend, kauernd, auf den Knien sitzend, vgl. Hildebrand im DW. 5, 1462.

[124] Daneben die Genitive wissens odir unwissens im Cod. diplomat. Saxon. 8, 152 mit adverbialer Bedeutung = unwiszendes bei Lambert Rathsgesetzgebung v. Mühlhausen i. Th. S. 150.

[125] Vgl. oben die Beispiele von streben werden und J. Tit. nach der Leipz. Hs. in der German. 24, 191 do wart gesezzen vaste, zu valle widerstrebene, der wirt kegen dissem gaste alle sin gote er fuorte vil hohe swebene (= ed. Hahn 3057 widerstrebende : swebende).

β) bei bringen:

Koedit v. S. 93, 7 si brachte in lebene (so nach der ältesten Hs. vom J. 1404 statt lebende) zu dem grabe; Pass. H. 23, 66 daz in dar inne brenget (= macht) an valschem gesichte snaben (:haben); 145, 33 die bîgedanken, die mich brengent wanken; ebenso Pass. K. 190, 4; 400, 16 swez nu brenget wanken begebene lûte in dirre zît; 219, 22 wie er brechte die vestenunge wenken (:krenken); Rûmzland in MSH. III, 66a, 4 (4, 1) daz ein rat wol brêchte kerren (:gewerren); derselbe ebenda 57 b, 12 ich brêchte ûh dicke galsen (vgl. Lexer s. v. gelse); [126] Appollonius Tyrus ed. C. Schröder (in den Mittheil. der D. Gesellschaft in Leipzig B. V. a 1872) 30, 8 der den selbigen mir brenget lebene und ebenso 31, 10 wer dich dem koninge lebene brenget. —

γ) bei haben:

Md. Fabeln ed. Eichhorn 3755 her hat hunde bî im draben; Brucker, Straßb. Zunft- u. Poliz. 268 das er bresthaftige schofe eins oder me do hat gon; 412 keinen karrich an den horp haben gon; Schmoller, Straßb. Tucher- und Weberzunft 41 (a. 1430) het ouch eine (weberin) einen gehûsen bî ir; Limburg. Chron. ed. Wyß 39, 13 si hatten sîden qwesten hinden nider hangen (Var. hangende); Das Maere vom Feldbauer in German. I, 346, 30 in sînem gêren hete er hangen (:gegangen) ein michel teil steine (14. Jhrh.). — Chron. d. D. St. XVII, 221, 21 renten, die die stat Mentze infallen gehabt und der alte rât entphangen — hait. — Keller Erz. 388, 14 wellt ir den man hân leben (:geben); H. v. Bühel, Königstochter 1585 es hatte der kunig — — sein muoter noch dann leben (:gegeben). — Urkundenb. des Klosters Arnsburg no. 674 (a. 1336) unser gût, daz wir hatten ligen in dem dorf zu Ossenheim; Nassau. Urkundenb. I, 3, S. 264 ed. Sauer (a. 1351) daz gelt, daz er by den herren von Erbach hette ligen; ebenda S. 272 (a. 1353) solich gelt als wir hân ligin (dagegen S. 324 ligende hân); Reimer, Urkundenb. von Hanau III, 213, 8 daz guot, daz wir zu Bergin ligen hân (a. 1356); ebenso 385, 26 (a. 1360); dagegen 650, 29 eine hûbe die ich hân ligend in der termineie (a. 1368); 760, 7 die gût, dy dy bürger bisher gehabet hân ligende und 760, 29 waz gûdis der hette under uns ligende (a. 1372); II, 29, 20 die gût hânt ligen in des kuniges grashefte (a. 1303), ebenso 640, 7 heit liegen (a. 1344); sonst ligende hân 642, 14 (a. 1344), 560, 23 (a. 1340) und 368, 13 (a. 1332). — Zeits. f. DPh. 19, 20 Armenyen hait — by der under syden dat mer lygen; Weist. 4, 548 item hat der apt von S. ligen eyn holtz yn unsz margk. — Chron. d. D. St. XVII, 280, 25 das meister Ebirhart etzliche knechte in der grûben stâne habe; Glosse z. Sächs. Weichbildr. ed. Daniels u. Gruben 230, 40 so haben

---

[126] Die vollere Form beim Minnes. Rubin ed. Zupitza 16, 24 der vogele süeziz schallen hât mich hügende brâht (= MSH. 316b (17, 1); Heinr. v. Krolewiz 2126 er mach einen stummen man wil wol sprechende brenge. In gleicher Weise ist bringen im Sinne des lat. reddere mit Adjektiven verbunden, vgl. außer den Beispielen in Grimms Gr. 4, 624 noch Ulr. v. Eschenbach Alex. 1639 der tou die erde bringet berhaft; 8374 der lenze die erde bringet berhaft; Altd. Bl. II, 368, 86 di du hâst brâht erbarmeclich (= St. Ulrichs Leben von Albertus ed. Schmeller Vorr. S. IX, 39 die du hâst brâht erbarmelich); Kaiserchron. 14878 daz liut brâht er gote gehôrsam; Pass. H. 362, 2 die er — wolde im gehôrsam bringen; Bruchst. des Edolanz in Zeitschr. f. DA. 5, 279, 233 di prächten hôh gemuot ir vrouwen; Wolfr. Willeh. 308, 18 mîn munt daz maere bringet; Jacob v. Warte in Schweiz. Minnes. ed. Bartsch 252 (4, 2) die der winter bringet offenbar; H. v. Hesler Apokal. 4857 daz mîn herze rûwic brenge; Pass. H. 257, 87 er hiez ein îsen erglûen unde daz brengen vûwerrôt; German. 6, 63 Beispiele von wâr brengen aus F. Rothe.

sy sien lipzeichen stêne uff dem marchte: Chemnitz. Urkundenb. 182, 29 (a. 1470) do sie die stehen gehat haben: Pass. H. 195, 20 einen garten — dâ man hette kol stân.[127] — Weist. I, 519 (15. Jahrh., aus der Gegend zwischen Neckar, Main und Rhein) die gulte und rechte die eyn fayt (Vogt) hie fallen hat; Cod. Thuringiae dipl. ed. Michelsen no. 41 Joh. Winzerle und sine frowe hân — an der selben hûve zwêne marcscheffele êweclichen valle den vrowen in er clôster: Mainzer Weist. ed. Wuß im Archiv. des histor. Vereins für das Großh. Hessen 15, H. 1, 172 item hat ein camerer alle jâre fallen von stuckehûs ast und gruntzinse IV schilling heller; ebenda hat ein cammerer fallen alle jâr VI heller gelts uff dem backhûse. — Weist. V, 170 u. 175 er had zwên wind mit im traben (15. Jhrh. aus der Gegend von St. Gallen). — Pass. H. 104, 89 dô hette er — zwei michel her bi im varn (:scharn). — Väterbuch 877 dâ het er einen vrunt wesen (:genesen).[128] —

δ) bei halten:

Weist. II, 755 (aus der Gegend zwischen Eifel, Ahr, Rhein, Ruhr) ein lampe vür dem hilgen sacrament birnen zu halten.

ε) bei lâzen:

Leipz. Novellen in den Altd. Bl. I, 131 sy frâgten en, ab he sy hette lebene gelassen: do bekante he, das he sy lyss lebende; vgl. weiter unten burnge lâzen.

ζ) bei machen:

Eilhart von Oberge 392 ich mache dar sûftene di wip (nach der Dresden. Hs. vgl. die Einl. S. LXXIX); Erloesung 4985 blinde lût macht er gesên (Hs. gesehende); Mone Schausp. des Mittel. I, 88, 369 (14. Jhrh.) der dich gemachet sehen (:waz wilt du — jehen): 87, 357 Jesus habe in gemachet gesehen (:hat verjehen); Frankf. Passionsspiel von 1493 bei Froning, Drama des M. A. 408, 885 Jhesus machte eynen blinden sehen:[129] Frauenlob Spr. 144, 8 wol kan dîn munt gar züchtecliche erlachen trûrec herze machen gên einem vröudenrîchen wân.

---

[127] Vgl. J. Grimm Gr.2, IV, S. 740 und M. Heyne im DW. IV, 2, 65 f. v. haben: die volle Form findet sich z. B. im A. Heinrich 463 ez hete diu vil sueze ir lieben herren füeze stânde in ir schôze.

[128] Eine Menge solcher Infinitive nach haben, die aus „älteren partic. praes. entstellt scheinen", hat Meusebach aus dem 15. und 16. Jahrh. nachgewiesen in Grimms Gramm. IV, 628. Anders aufzufassen ist Kindh. Jesu 2224 ed. Kochendörffer: si sprach: du hâst genâde sagen gote, der dich erloeset hât; hier drückt haben wohl das Vorhandensein einer Notwendigkeit, einer Berechtigung, einer Schuldigkeit für das Subjekt aus, vgl. die Stellen aus dem älteren Neuhochdeutsch bei M. Heyne im DW. IV, 2, 66; Seifr. Helbling 1, 1315 ich han des guot entreden und Seemüllers Anm. Auch die Stelle in „Der Junker u. der treue Heinrich" ed. Kinzel 1242 gehört wohl dahin: der kneht sprach: ir habt hût bejagen; anders denkt darüber Sprenger in der German. 30, 167.

[129] Als Beispiele mit der volleren Form des Partic. führe ich an: Deutsche Predigtentwürfe aus dem 13. Jahrh. in der German. III, 363 er hat ungehörnde gehörnde gemachet unde die stummen sprechende; Erlösung 5548 si machten blinde sehende, an Jesum Cristum jehende; Schmidt, Die Gottesfreunde 130 so wurdent su üch machen uzgonde, aber gleich darauf: sagent mir, wer wil üch machen üzgön? Andere Beispiele von machen mit dem Infinitiv oder partic. praes. haben gesammelt Jänicke in der Anm. zum Ritter von Staufenberg V. 242 und in noch reicherer Auswahl und z. T. aus sehr früher Zeit Apelt in dem Jahresbericht des Gymnasiums zu Weimar a. 1875, S. 22—23.

η) bei sehen:

Leipz. Novellen in Altd. Bl. 125 dry dybe, dy ich vor gesehen hatte hangene; Bruchstücke einer Evangelienübers. in der German. 14, 451 herre, wenne sahen wir dih hungeren oder dursten oder gast wesindin = Matth. 25, quando te vidimus esurientem aut sitientem aut hospitem; Leipz. Novellen I, 126 dô sach ich von den bergen loufene gar ungestalte creatûren; ebenda 140 der junge ritter — sach synen vater alzo sleyfene;[130] Mystiker I, 6, 18 dô stunt Johannes mit zwên sînen junkgern und sach Jêsum wanderne; 200, 18 vir redere dî her sach wanderne in demsturme des geistes.[131] —

θ bei slahen:

K. Euling, Hundert Priameln des 15. Jhrh. 88, 31 schlûgstu altag deinen leib plûten (:mit rûten).

ι) bei tragen:

Konr. Stolle fol. 275b dy meyde trûgen ore czopphe hinden nidder hangen; Altd. Bl. I, 162 sy trügen vil lyber den grösten berg börnen uf en. —

κ) bei vinden:

Apollonius v. Tyrus ed. C. Schröder 60, 13 das ich mîne tochter lebene fünde; Leipz. Novellen l. l. I, 125 do vant ich eyne frowe alleyne siczene;[132] Mitteld. Fabeln ed. Eichhorn 2566 do he den gesellen legene vant; Myst. I, 217, 31 dô vant her S. Dyonisium sitzende under dem volke und prediene; Eilh. v. Oberge 4671 daz her uns slâfene vant; Pariser Tagez. ed. Waetzold 26 dâ er sie slafene alle fant.[133]

λ) bei wizzen:

Rolandslied 54, 18 di wîle du mich lebene (so nach der Schweriner Hs. statt lebende) weist.

3) Participien in mehr freier Stellung, den Nebensatz vertretend:

Pegauer Handelbuch Mscr. fol. 77b (a. 1449—60) Hans bader hat lasen kummern — bie Barteln 25 gr. Hempel muller anlangenne; fol. 91b Vit clagt, daz sie ome haben zusagunge gemacht ehre vnd luemund ahnlangenne. — Michelsen Erf. Ratsverf. 42 in allen sachen die stat anrüren gehorsam zu sein.[134] — Janssen, Frankf. R.Correspond. I, 399 als der von

---

[130] Ebenda 133 sy sach gar eynen schönen — jungeling stênde vor den thoer.

[131] Beispiele von sehen mit dem partic. praes. aus alter Zeit bei Grimm Gr. 4, 126; mit Infinitiv bei Kehrein Gr. III, S. 21 und Apelt l. l. S. 11.

[132] Ebenda 129 do vant he ynne stênde eyne juncfrowe.

[133] Andere Beispiele von vinden mit partic. oder infinit. siehe in Grimms Gr. IV, 126, 628, 947 und im Mhd. Wrtb. III, 318—19 sowie in der Anm. von Bartsch zu Bertholds Crane 3440 und in der Zeitschr. f. DPh. 24, 82—83. An mehreren Stellen schwanken die Handschriften zwischen beiden Formen, so z. B. nach den Varianten zu Iwein 629 u. 2530; Parz. 136, 30; Konr. Troj. 8909. Vgl. auch Brucker, Straßb. Z. u. Pol. 8 wo ein solcher in diser stat bettelen befunden wurd.

[134] Dagegen S. 43 so sal man in lesen die artickel ausz der stadt buch sie anrürende (15. Jahrh.). Vgl. DW. I, 1711 f. v. betreffend.

Swarczburg von dem keiser gern einen willignüszbriff hette. antreffin dy pantschaff usw. (a. 1434); Zeitzer Handelb. fol. 6a das sy eine vorgengliche clage. wort antreffene. dar yne nicht benanth ist iar und monden (15. Jhrh.); fol. 181a ich habe gekoufft von Andrian czu Frankfort yn der messe schone gewant vor eyn summe geldis. antreffene 34 gulden an golde; Brucker, Straßb. Zunft u. Polizeiordnungen 76 wenn sü in sachen den hof u. die guten lute antreffen hinusz gont (a. 1461); 443 von messen wegen. die bruoderschaft oder gesellen antreffen; Chron. d. D. St. XVII, 299, 31 nachdem der rad antreffen soloch koln uszsproch getan hat; 308, 18 of den g. artikel antreffen die rechnunge ist ein guthch meinunge; ebenso 309, 1; 311, 10 item ist die letzte meinunge. antreffen die vireinunge; 312, 27 item munzen u. gaden antreffen. das es da bi bestehe; Pegauer Handelb. fol. 76a vorder hat her su ome geclaget. wie her sie hat geschulden mit vbeln worten ere vnd luemûth antreffen; fol. 95b sie hat ohn missehandelt sîne ehre vnd eyde antreffene; sie hat ome zugesaget wort gelimpf vnd ander redelikeit antreffin. — Ebenda fol. 80a register in das clôster gehorenne (als Überschrift). — Trebnitzer Pf. 100, 6 gên an unbewollin wege der dînte mir = ambulans in via immaculata hic mihi ministrabat. — Das Evangelium des Nikodemus ed. P. Piper 313 vnde erzunde mich begininne[135] mit dem fiwer dîner minne. — Ennen, Quellen der Gesch. d. St. Köln IV, no. 522 (a. 1371) uren brief — — hain wir wail verstanden. ynhaldene. wie dat wir uch uyr gut upgehalden — haven suelen; Leipz. Urkundenb. II, 316 (a. 1484) er hat uns voreigent eynen brieff innehalden 500 Reinisch gulden. — Brucker, Straßb. Zunft- u. Poliz. 366 alle artikel. fleischhowen berüren. sie syent nuwe oder alt. tuon vorlesen (15. Jhrh.). — Pegauer Handelb. fol. 68a Gerstenbergk claget — wie er ome hat zugesagt honliche wort alzo lûtene. — Evangel. des Nikodemus 2139 dâ Jêsus mit bewunden was in der grab ligen. — Pegauer Handelb. fol. 105b Jacof hat geclait zcu der fleisshauweryn, wie das sie om an syne lumunt vnd ere habe gereth sagen zcu ym — — her hette eyn locherte czunge vnd dorzu her sey en kutzen schalk. — Md. Schachb. 177, 14 he wart tragene[136] irkant ein sceptir in der rechtin hant. — Urkundenb. der St. Worms ed. Boos II, 644, 34 (a. 1482) dasz Peter und sin huszfrauwe verkauft hetten einen bermenten brieff besagenn ein pfunt heller gelts off eim huse vor S. Martins pforte jerliche fallen. — Trebnitz. Pf. 75, 5 der czorn íst den nôch dem glîchnisse einer slangen und also einer thoben nateren unde vorstophene di ore ir = furor illis secundum similitudinem serpentis. sicut aspidis surdae et opturantis aures suas. — Urk. vom J. 1450 in der Zeitf. des Vereins für thür. Gesch. I, 127 die pflegin Wizinfels. Fryborgk. Eckirsberge unde Wymar. mynem heren hertzogin Wilhelme zsûstêhene (zustehend).

4) Participien, die, mit dem Suffix -ic (-ig) oder -inc (-ing) versehen, zu Adjectiven (oder Adverbien) geworden sind.

Die vollen und unversehrten Formen dieser hier in Betracht kommenden Wörter, über die jetzt im allgemeinen Weinhold Mhd. Gr.[2] 275

[135] Bigininne = beginninde? Obwohl der Dichter mit den obigen Worten sich an den heiligen Geist wendet, hat der Verf. des angehängten Wörterverzeichnisses geglaubt, das betreffende Wort für ein subst. gen. fem. halten und mit „Beghine" übersetzen zu dürfen.

[136] So die Hs. statt des in den Text gesetzten tragende.

und Wilmanns DGr. 2. Abt. 2. Hälfte S. 458—59 handeln, sind bereits in der Germania 26, 271 folg. und 29, 3 folg. nach älteren Quellen verzeichnet worden. Hier werden nur diejenigen Formen berücksichtigt, welche das participiale d verloren oder teilweise noch andere Einbuße erlitten haben.

Barnich, bernich, brennend, in mehreren Beispielen bei Schiller-Lübben I, 250b und VI, 52b = bernendich ebenda und in Konemanns Kaland bei Sello 1328 (dafür bernichlik bei Euling 1356), brinnendic in den Varianten zu Wolfr. Parziv. 104, 6 und 231, 21; Bruno v. Schonebeck 6757 nach der Hs. nû bedutet nâch mîme sinne Seraphīn die brenge minne; Zeitzer Psalmen fol. 80b (15. Jhrh.) du machtest dyne dyner bōrnȳges für = Vulgata: facis — — ministros tuos ignem urentem; Leben der St. Hedwig ed. Obermann (= Schleusinger Progr. 1880) als ein borningen wisch = veluti ardentem faculam; Meister Eckard in Zeits. für DA. 15, 375, 64 und 72 bornīg und bornig nach der Casseler Hs. für bornending; burning ebenda 31, 198, 48; Urkundenbuch von Arnstadt ed. H. Burkhardt S. 151 (a. 1386) der alterman sol stegke vier liecht und ûsz lassze burnge dy vigilie und messe. Das letzte Beispiel ist zweifelhaft; vielleicht ist es hier richtiger, mit Pietsch Einl. zu dem Trebnitzer Ps. LXXI anzunehmen, daß ng für nd eingetreten ist, vgl. Weinhold Mhd. Gr.², S. 398. Sonst siehe hier unten die Anmerkung 5. — Zeitzer Ps. fol. 156b (15. Jhrh.) zu gên in dem schyne dynes blickenȳge schaftis = Habacuc III, 11 ibunt in splendore fulgurantis hastae tuae. — Ortloff Rechtsb. nach Distinct. 2, 9, 4 eynen glumenyngen hunt, nach einer Erfurter Hs. von 1407.[137] — Vilmar Jd. 131 glüewening, glühend; Hertel, Salzunger Mundart 113 glêweneng; Schambach Göttingisch-Grubenhagensch. Idiot. gloining, gloinig; Kehrein, Volksspr. u. Wörterb. von Nassau 16, 8; Fromman MA. III, 421, 17 und VI, 429 gläunich, glainig.[138] — Reimer, Urkundenb. von Hanau III, 352, 26 (a. 1359) daz he veste und hebing daran sie; ebenda 352, 32 sie dunkit, daz is dem herren gelegenlich sie und veste und hebyng daran sie; 446, 19 (a. 1362) daz wir und unser erben veste und hebenig daran syn; 701, 36 (a. 1370) dâ — wir — der gulde sicher unde hebenyg wêren; 772, 36 (a. 1373) daz sie allirsicherst unde hebenyg[139] gesîn mogin; Hennebergisch. Urkundenb. V, 191, 22 unser sun sal die gulden an legen an unsern slassen und gûten, daz sy der wolhebig und sicher sye; Wallraf 35 daran sie hebig ind veste woren (Urk. 1421). — Urkundenb. der Stadt Worms ed. Boos II, 443, 38 (a. 1374) der hinkenge[140] Wegener. — Zeitzer Ps. fol. 82a daz (l. da) sint dy krychenīge tyr ane czil (l. czal) = Vulg. Ps. 103, 25 illic reptilia quorum non est numerus. — Beyer, Urkundenb. v. Erfurt I, S. 74 (a. 1243) Ditericus Cristindinge, so einer von den Zeugen genannt; dagegen heißt es S. 366 (a. 1306) Utha cum Giselhero dicto Cristeninge; 398 (a. 1311) und 425 (a. 1317) Gyselerus Cristeninge; ebenso bei Herquet Urkundenb. v. Mühlhausen i. Th. S. 302 (a. 1314) Giselhero dicto Criste-

---

[137] Vgl. glûmende, tückisch, im Sachsensp. L. II, 62.

[138] Md. Predigtbruchstücke ed. Diefenbach in der German. 19, 306 sô wart er in einen gluentingen oven geworfen; Schönbach Altd. Predigten I, 108, 4 dâ sach si inne stên einen glundingen oven; St. Brandan 433 vor einem berge glûndinc (: dinc); 724 mit glûndigen alben; Martyrol. Jenense Fol. 79a ein gluendig oven.

[139] = hebendig bei Reimer l. l. 383, 7 das ich darane hebendig (= habendig, festhaltend) sī; 520, 23 daz sie veste u. hebendig dar ane sīn (a. 1364); 662, 27 daz mīn husfrauwe der summe geldis sicher, veste unde hebindig sy; II, 412, 23; 413, 23; dieselbe Redensart in dem Merkerbuch der Stadt Wiesbaden ed. Otto S. 54 und im Kaiserrechte ed. Endemann III, 23 nach den Varianten; vgl. Lexer I, 1200 unter hebendic.

[140] = hinkendinge; dazu vgl. Eilh. v. Oberge 5458 si musten hinkene gên und oben die Anm. 14.

ning.[141] — Zeitschr. f. DA. 41, 259, 30 daz ist daz lebeninge brôt; Thüringische Weltchron. in den Monum. Germ. histor. tom. II. fasc. I, S. 86, 36 lebening blîben; 305, 23 hie sîme lebeningen lîbe; 202, 35 man sal sy lebening begrabe; Zeitz. Ps. fol. 18b also vorslingen sy ûch in czorne also lebening = Vulg. Ps. 57, 10 sicut viventes in ira absorbet eos, fol. 54b in dem lebenigen gote; auch in der Chronik Konrad Stolles steht fol. 157b und 177 lebenig, fol. 220a lebenigk nach einer Mitteilung des Prof. Weißenborn in Erfurt, der die Hs. zu diesem Behuf noch einmal verglichen hat, nicht lebennig, lebennigk, wie ihr Herausgeber hat drucken lassen; Secundus 482 der lebenigen tôt = viventium mors.[142] — Alte Gesetze von Nordhausen bei Förstemann N. Mittheil. III, 1, 67 waz ir iklich legeninges (= ligendinges) gûtis habe in dem wîchbilde unde in dem vlûre ober das waz he legeningis gûtis habe in andirn steten; Rechtsbuch von Mühlhausen i. Th. ed. Stephan 157 hove oder andir legenink gût.[143] — Sievers, Oxforder Benedictinerregel 5, 4 sye insal auch nit intlichesen die sunden der missedûngen = neque dissimulet peccata delinquentium.[144] — Vilmar Idiot., 273 aus Eschweges Hexenprocessen von 1657 grüne wicken, dasz (sie) nicht michzenick würden, aus einander stellen.[145] — Altes Rechtsbuch von Mühlhausen ed. Förstemann S. 12 (Sonderabdruck von 1843 aus den N. Mittheilungen) oder nach der Ausgabe von K. Herquet S. 619 bî scînime tagi unde bî scîniningir sunnin; S. 13 bei Förstemann (und 620 bei Herquet) bî schiniger sunnen (13. Jhrh.); zu vergleichen ist damit eine Stelle im Weistum von Neukirchen in Hessen, bei Grimm 3, 380 mit namen sollen se bî beschîniger sonne dar und bî beschîniger sonne herabe (15. Jhrh.) = Weist. von Eiterfeld ebenda S. 879 (a. 1484) mit namen sollen sie bey bescheiniger sonne dar usw. — Joh. Rothe Chron. c. 137 do wart sente Johannes in das sidenige öl gesatzt.[146] — Meister Bartholomäus ed. Jos. Haupt S. 20 (468) so wirt er rechte sprechenine und so S. 51 (499) Anm. — Ortloff Distinct. I, S. 238 der stammeninger man (der stamerne nach der Erfurter Hs.) vgl. unten die Anmerkung 25). — Spiel von den zehen Jungfrauen ed. Rieger (Germania X) 335, 601 owê stinkeninge sunde![147] =

---

[141] Vgl. dazu kristen st. v., ächzen, stöhnen, Hildebrand im DWörterb. V, 161 und Lexer I, 1737; Lamprecht v. Regensburg 3262 und Götting. Gel. Anz. a. 1881, S. 494.

[142] Damit sind die bis ins 12. Jahrh. reichenden Beispiele der vollen Form lebending zu vergleichen, die ich seiner Zeit in der German. 29, 3 zusammengestellt habe; ich füge hinzu Heidelberger Bruchstücke von Wernhers Maria, bei Bartsch Beitr. zur Quellenkunde der Altd. Lit. 7, 429 (F.) bî lebendingem man; 39, 2619 (F.) daz si ein lebendingez kint trûg; 52, 3112 der sun schol uns anscriben an daz lebendinge bûch.

[143] Bei Lambert Rathsgesetzgebung von Mühlhausen S. 81 an legendigemgûte.

[144] Intlichesen = dissimulare wie in den Benedictinerregeln bei Schönbach Mitth. aus altd. Hss. IV, 68, dafür vergelihsen S. 19; Troxler, Engelberger Benedictinerregel 18, 10 und sol auch nut intlichson der ubirtvendon sunde. Zu missedûngen = missetuondigen vgl. Troxler l. l. 36, 15 die missetuonde brûdra und Lamprecht von Regensburg St. Franciscus 3773 die missetuonden alhie müezen ir missetat harte büezen. Dazu die Bemerkung von Sievers in der Vorrede zur Benedictinerregel.

[145] Ebenda müchzeninc, moderig, aus dem östlichen Hessen; vgl. Schröer Vokab. 1752 muscidus muchzernde.

[146] Vgl. St. Dorothea (in den Fundgruben II) 290, 16 mit sydendyngen oele nach der Hs., dagegen 291, 13 und Birlinger Alemannisches Büchlein von guter Speise S. 204 siedendig wasser (15. Jahrh.). Auch bei Frauenlob Spr. 405, 10 und 406, 9 würde siedendinge statt des von der Heidelberger Hs. überlieferten siedende den lückenhaften Versen aufhelfen; die Ergänzungen Ettmüllers sind durch nichts motiviert, während siedendinge eine bei Frauenlob nicht ungewöhnliche Wortbildung wäre, vgl. German. 26, 271, wo hinzuzufügen ist diezendingen bei Frauenlob 314, 13. Siehe übrigens oben die Anm. 22.

[147] Stinkendig im Leben des H. Hieronymus ed. Benedict 190, 14 gingen aus im

Ortloff Distinct. I, S. 286, 17 uff flisseningen wasser.[148] — Hennebergisches Urkundenbuch VII, S. 10 si wêre der 100 gülden vorhabenig und wol bezalt (a. 1434).[149] — Zeitzer Pf. fol. 96a ore sone werdin vorfurt wandelinge unde betelde werden su vorworfen = Vulg. Ps. 108, 9 nutantes transferantur filii eius et mendicent et eiiciantur. — Ebenda fol. 66a von der wanderninge botschaft = Vulg. a negotio praeambulante. — Altd. Rechtsbuch von Mühlhausen ed. Förstem. S. 8 (ed. Herquet S. 616) mit wêniningen[150] oigen unde mit bistrubeten hâre.

Weitere Belege dieser in der Volkssprache, namentlich der Thüringischen noch fortlebenden Wortbildungen bringen die Idiotiken. Ich verweise hier besonders auf Reinwald, Henneb. Idiot. von 1793, Vorr. S. IX; Liesenberg, Die Stieger Mundart von 1890, S. 84 flg.; L. Hertel, Die Salzunger Mundart von 1888, S. 112 flg., dazu dessen Salzunger Wörterbuch von 1893 und sein Thüringer Sprachschatz von 1895; J. Frank, Die Frankenhäuser Mundart von 1898, S. 36.

Zeitz, Dezember 1899.

---

gleicher weis als aus einem backoven stinkendig (Hs. A. stynbendig) flammen; M. Beheim, Buch von den Wienern 377, 25 do mit man — — vil der stinkendigen ôss — — in den taber (Wagenburg) sleudert.

[148] H. Hieronymus 214, 20 mit flissendigen zehern.

[149] = vorhabendig, vgl. Reimer, Urk. von Hanau II, 324, 2 alle die stêdekeit dûn zu irme haben (? halben?) deile, dâ sie feste und habendig ane sî (a. 1329); Weizsäcker, DRAkten VII, 10 daran sicher und wol habendig sîn; sorghabendig bei Nicl. von Wyle Translat. 285, 30; bei Wallraf, Altd. historisch-diplom. Wörterb. 32; so jerlichge gulde, daran sie habending ind feste blieuen (Urk. 1354).

[150] Vgl. Hoch- und niederd. Wörterbuch von Diefenbach und Wülcker 898 weinendig, weinidik, wênendich, gemebundus.

Altdeutsche Glossen II.

Von

Alfred Holder.

Oehningen 1, aus der Augustiner Chorherren-Probstei Oehningen (j. bad. Bezirksamt Constanz, Amtsgericht Radolfzell) im Jahr 1810 an die Großh. Hofbibliothek in Carlsruhe abgeliferte lateinische Bibel, Pergament, saec. XIII ex. — XIV in., 498 Blätter, 0,262 m hoch, 0,185 m breit. Auf f. 498 r steht Istum librum. uel istam bibliam recepi ego Otto (III. 1411—1434) episcopus Constanciensis marchio de Hochberg in monasterio (Öningenn auf Rasur). cui etiam monasterio restitui datum anno Miiijc . xxxij scriptum manu propria et concessi eam affini meo dicto Josth de Wangen. O. Const.

hanc bibliam habeo ego Henricus Nithart a dominis prepositis et conventu monasterij (Öningen auf Rasur) Constantiensis dioceseos quam ego et heredes mei tenemur eis ad omnem eorum requisicionem gratanter restituere prout de hoc habent recognicionem de manu mea Renovatum nomen

Monasterij huius MKXV
Anno domini LXIII (1463).

(f. 1r) rot Exposicio Bibilie. super rara uocabula. — (col. 1). § Deliramenta id est toub. zunga (Hieronym. prol. super Gen.) — § Fasciculum ein gebūt (Exod. 12,22). — (f. 2r col. 2) § Fibulas . i . nestel (am rechten Rande núschel). uel nuschala quibus pectus feminarum ornatur uel pallium tenetur a uiris in humero uel cingulum in lumbis quas Greci fiblin dicunt. eo quod ligant facies et operimentum aliud tecto de pellibus arietum rubricatis . i . ad similitudinem illarum factas quas Latini perticas uocant (26,11). — (f. 2v col. 1). § Vncinos chraphe. anulos (28,13). — (col. 2). § Carpentario. holz werk. opere a carpentis dictum (35,33). — § Extenuabat. zoch. (39,3). — Cerimonias. opher. id est. ritus sacrificandi (12,25). — § Coturnix Grece dicitur ortigometra. similis auibus que quasquilie uocantur sed maior (16,13). — § Eregione engegen (19,2). — (f. 3v 1) § Emunctorie cum qua candele incend (eb (2. Hand) antur vel licinia uel papirus uel lictitis) dacht (25,38). — (f. 4r, 1) § Reticullum iecoris .smer. (Levit. 3,4). — § Migale quidam dicunt harino (lis harmo) quasi mus gulosus dicitur ignota bestia quam tantum simile cameleonti ferunt. — § Lacerta reptile genus. dictum est (est getilgt) quod brachia habeat. cuius genus bocca (11,30) — (f. 4r, 2) § Gippus htiui (21,20). — § Effloruerit.

erplu^e^t (13,12). — § Stam̄ . i . warf. Substam̄ wefel (48). — § Valliculas grâblín. quasi saguinem suderit (lis fuderit) quasi hominem occiderit (14,37). — § Pelicatum. gehèfib*et* (lis gekèbiset?) (18,18). — § Racemos trubē (19,10). — § Stigmata anmal (28). — (f. 4^v^, 1) § Tridentes crôwel (Num. 4,14). — § In uecte. ftange falanga (13,24). — § Angulos hort (15,38). — (f. 4^v^, 2) § Trieribus. chiel (lis chiel) trieris est magna nauis dicta a tribus uoraminibus remigancium quam Greci drireonē dicunt (24,24). — (f. 5^r^, 1) § Scabrones (lis Crabrones) hurnũz . i . nimium pauorem (Deut. 7,20). — § Bubalem wifant uri sunt quos wefontes appellamus. — § Tragelaphum. elaho. qui et platocerus quod lata cornua habeat . i . hirco cerwus quia similis cerwo uillosos habet harmos et barbam ut hircus (14,5). — § Caradrium ignota auis. quidam dicunt lerchā (18). — § Viaticum armū pûch (15,14). — § Ventriculum § wāme (18,3). — (f. 5^r^, 2) § Manubrio. hålmô. (19,5). — § Baltheo. gurtel. cingulum militare apud Romanos. dictumque ex eo quod signa dependent ad demonstrandam legionis militaris summam . i . VI. milium et . VI. centorum ex quo numero et ipsi consistunt (23,13). — § Interpellauit. erclaget. (25,7). — (f. 5^v^, 1) Pitac⁹ (lis Pitaciis). rieme modicus coriolus uel palastris (Iosue 9,5). — § Benediccionem. volleift (15,19). — § Funiculo op*er*te (19,9). — § Postica. turlii latens óstium (Iudic. 3,24). — § Ius. p*ro*d. (6,19). — (f. 5^v^, 2). § Propugnacula . pruftw*er* (9,51). — § Disceptacio ftrit (11,2). — § Propleuma retfch^fs^ uel propositio (14,12). — § Suras wade. tibie masculorum (15,8). — § Refocillauit labt (19). — § Percrebuisset. marwrti (16,2). — § Licio. wiȝȝ — § Plexueris. flihtift (16,13). — § Supputatio ȝal. — § Cronicon ȝitpûch. quia tempora disiungit. crono enim Grece Latine tempus dicitur. — (f. 6^r^, 1) § Pilos penite^s^. — § Distrahant mifp̄hent. (Prol. in libros Regum.). — § Emula gell (I Reg. 1,6). — § Fuscịnula chraphe (2,13). — § Lebetem keffel. lebes Grece Latine ů(o aus u)lla enea. (14). — § Ephot superhumerale benedixit gûtes bedaht (18). — (f. 6^r^, 2) § Heri et nudius tercius als uor vn̄ egeft*er* (19,7). — § Demo(o aus i)litus. deuastauit ȝerftort. (5,6). — § Capsellam t*ur*chen (Kluge vermutet taschen). (6,8). — § Triclinium. fedel. a tribus lectis dictum. (9,22). — § Sarculum fossorium horce baraus howe von 2. Hand (13,20). — § Tridencium gabalan a tribus dentibus (21). — (f. 6^v^, 1) § Lorica prũne. (17,5). — § Funda uel fundibula. flinge (17,40). — (c. 2) § Hec uia. ro (21,5). — In presidio. in d*er* nehftí (22,4). — § Ibicibus fteinkeȝin. Ibices uocantur quasi auices eo quod ad instar auium ardua et excelsa teneant et in sublíme habitant. ita ut de sublimitate uix humanis obtutibus pateant. Hec animalia in altissimis petris conmorantur. et si quando ferarum hominum aduersitatem penserint de altissimis saxorum cacuminibus se precipitantes in suis se cornibus inlesas suscipiunt (24,3). — § Ligaturas gebūdelī. — § Massas caricarum . i . figin

. i . fetus uici uel ligaturas eiusdem. (25.18). — § Minauit mte (30.2). — (f. 7r, 2) § Fusum ſpínnel. hoc per ignominiam uirorum dicit. quia confusio uiri est opere femineo laborare (II Reg. 3.29). — § Cepit. legan (5.7). — § Fistulas nûſch. aque ductus de plumbo (8). — § Calcitrabant. widerſtündē super temeritate presumptuose quasi ipse non potuisset defendere arcam suam ín domo Ebedemon quia de Leuitis fuit (6.6). — § Frixam. gebachen (19). — § Discooperiens. endachte (20). — § In ualle salinarum ſulȝona quia puteos salis habuit. Salina est domus in qua sal coquitur. (8.13). — (f. 7v, 1) Serrauit ſeget. A serra ferrata carpentarii (12.31). — § Sorbiciunculas ſútmúſli. (13.6). — § Fallarum (lis Palatarum). uigon palate dicuntur. greiſce masse que de fructibus fici confici solent quasi inter palas siccant ut seruentur in annum. (16.1). — § Baiulus tragari (18.22). — § Compendium. kuirzi (23). — § Satisfac. danch (19.7). — § Aurica (lis cu) larium . i . ratgebēs (23.23). — § Crassatur wint (24.21) — § Gratuica (lis Gratuita) vergeben (24). — § Typsanas . i . geſtamphtíu gerſt . i . ordeum. Grecum nomen est et dicunt esse quod in pila fieri solent de ordeo decorticato (17.19). — (c. 2) § Latomorum. ſtaín meȝ latomí Grece. Latine cesores lapidum, qui et cementarii á cedendis lapidibus dicuntur (III Reg. 5. 15). — § Dolauerunt operati sunt. beſnitē. ergrûben (18). — § Cementarii murer (18). — § Pauimento. eſtrich (6.15). — § Tornaturas. gedrèt. — § Iuncturas valzung. — § Zelaturas ergraben (18). — § Deambulatra (lis Deambulacra) gēg ubi inter columpnas ambulatur. a deambulatur. a deambulando dicta. (7.2). — § Mare ȝabel (23). — § Sculptura. ergrabūge — § Hystriatarum uel typsane. gestanphtin gerſt (24). — § Lora iechalín. (29). — (f. 8r, 1) § Erugo roſt uitium ferri uel segetum (8.37). — § Precacio fluht (38). — § Classem kiel (9.27). — § Symeas affin (10.22). — § Araciunculas ſchululi (32). — § Iuniperum wechalter pown (19.4). — § Pedissequos. dienſtmā Optimates principes dicti quod electi sint. optare enim. est eligere. (20.14) — (f. 8r, 2) rot De nominibus edificiorum — § Laquearia sunt que cameram contegunt et ornant . i . geteuel. que et latunaria (lis lacunaria) dicuntur. Principaliter autem lacus dicitur cuius diminutiuum latunar (lis lacunar) dicitur (III Reg. 6.15). — § Burdonū. ſovmer (f. 8v, 1) Burdo est animal quod ex equo et asina nascitur sicut mulus ex equa et asino (IIII Reg. 5.17). — § Tignarus (lis -iis) holȝmaiſter a tingnis. — § Lapicidinis ſtaínmeȝȝe (22.6). — § Trullas chelle. Ferrum latum vnde parietes liniuntur. (25.14). — (f. 8v, 2) § Siluā dik (Prol. Paral.). — (f. 9r, 1) § Tribulas. phlegel. machina qua fruges teruntur. a tribulando dicta — § Trahas. ſelit (I Par. 20.3). — § Peculio ſunder ſchatȝ (29.3). — (f. 9r, 2) § Obrisi. vbergúltes. eo quod obradiat splendore dictum (II Par. 3.5). — § Chonchas. cheni. (4.6). — § Erucagas wrn (6.28). — § In nerwm. iſenhalt. Nerw̄

appellamus ferreum vinculum quo pedes uel etiam ceruices inpedi(i aus ibz)untur (16,10). — (f. 9v, 2) § Inimici defecerunt. Framee nominatiuus pluralis est et est Hebreum Latine gladius bis accutus dicitur. quam wlgo spatam uocant ipsa est et romphea (Psalm. 9,7). — § Pupillam. punctus oculi sehe (16,8). — § Peruerteris. gewirsert (17,27). — § Sole. offē (18,6). — § Vnicornium. aíñhorn. vnicornus est ferocissimum animal. singulari et acutissimo cornu insigne. et uocatur Grece monoceros (21,22). — § Et conminuet eos. zerbríchet. s. cedros . i . potentes et superbos. (28,6). — Refloruit. bechom (27,7). — § vittuperacionem scheltunge (30,14). — § Inputabit wizet. (31,2). — § Euge . i . wole verbum preconiale est et sermo laudantis . i . bene bene. sed quando cum recto animo non profertur ad derisionem trahitur inferrendam (34,21). — § Emulari hazzē. zelaueris hassest (36,1) — plagas. harenscar (38,11). — § Tabescere. slafē (12) Refrigerer erkůl (14). — (f. 10r, 1) § Commutacionibus. kŏfen (43,13). — § Calamus. rorach (44,2) — § Calcanei versín. (48,6). — § Depascet. fríſſet » (15). — § Emigrabit ustribet. (51,7). — (f. 10r, 2) § Dimidiabunt » zertailent. (54,24). — Obturantis versteket (57,5). — § Stateris wâge (61,10). — § Ascia. dehs. ab astulis dicta est quas eximit de ligno (73,6). — § Erugo miltov. uel uicium ferri. ab erodendo dictum (77,46). — § De post fetantes. vō dē after zuhtigen. De post fetosis. in hoc uerbo et in similibus casus sequitur posteriorem preposicionem. sicut est de ultra montes venio (70) — Singularis. eber. et dictus est quod singulatim incedere solet (79,14). — (f. 10v, 2) § Longanimis. laucmůtig' (102,8). — § Herinacius igel idem est hericius. al. spinosū (103,18). — § Coturnix est auis parua. similis hiis que quasquil[ie] uocantur (104,40) — § Fenerator wocherer (108,11). – § Vter. uterpalch (118,83). – (f. 11r, 1). § Nouelle. phlanzen (127,3). — § Offendiculum § Anstozunge (Liber parabol. 4,12) — Damula. damil quod de manu fugiat uocatur. timidum al. et rebelle. (6,5). — § Concinnat. stiftet (12,19). — § Versutus verliftiger. (23). — § Versipellis. hinderscrenchiger (14,25). § Vadem buirge. promissor (-r aus rē). qui legaliter causas agit. (22,26). — § Clauo. turnagel (13,34). — (f. 11v, 1) Conflatorio. ess. (27,21). — § Pila stamph inferior pars pila. superior uero pilum dicitur (22). — § Mendicitate petalun (30,8). — Sanguísuga egel fermis aquatilis. dicta quod sanguinem sugat. (15). — § Stellio molt. genus serpentis similis lacerte. de colore. indutum nomen habet. est enim in tergo pictus fulgentibus guttis. in modum stellarum (28). — (f. 11v, 2). § Amigdalarum. amigdalum Grece mandeln9. Latine nux longa que dicitur nuticla vocatur quasi minor nux (Eccles. 12,5). — § Murenulas: schnůrlin murenula dicitur diminutiue. a similitudine piscis maritimi qui murena dicitur. est enim ornamentum colli virginalis et puellaris. virgulis videlicet auro intermixis non nūquam pulchra uarietate subtilissimis argenti filis. et hoc est quod sub-

ditur (Cantic. 1.10). — (f. 12r, 2) § Contubernium. gnoſchaft. (Sapient. 8.3). — § vacuitatem. holi (13.13). — § Rubrica. pyrrot. rubea tinctione (14). — § Malagma phlaſter. medicamentum et est dictum. quod sine igne maceretur et conprehendatur (16.12). — § Echo. galm Grece nomen est. est autem ymago uocis que in concauis locis resonat. (17.18). — § Reddicio. lon. (Ecclis. 1.29). — § Accide. bitter. tediose uel anxie. acitula enim Grece cura uel anxietas dicitur. (4.9). — (f. 12v, 1) § Bilinguem. biſprécher (5.17). — § Inproperium. ítwíӡ (6.1). — § Altercceris. ӡerӡúrneſt (9.13). — § Eramentum. erín geӡíuch (12.10). — § Cribri. ritrē (27.5). — (f. 12v, 2). § Admissarius. ſchel. qui inter equas ad tempus dimittitur (33.6). — Placor hulde (39.23). — In efficacia ínſtīs (9.4). — Labaris tades (9.13). — (f. 13r, 1) § Sterquilinio miſteshuſe (Iob 2.8). — (f. 13r, 2) Inedia asclosa et aӡlosa non equo iudicio afflixerit me quod deus in superioribus dixit quia frustra beatum Iob afflixerit. hoc rursum beatus Iob asserit quia non equo iudicio afflictus sit a deo (18.12). — § Iyniperio(io getilgt)rum ſpurichenō (30,4). — § Capicio hûbetloch (18). — (f. 13v, 1). § Sternutacio níeſūg (41.9). — (f. 14r, 1) § Exosos letiſama (Tob. 1.18). — Exentera ſcurfa euiscera (6.5) — Conscripcioni ueſti (7.16). — § Secundo cras uiber morgē (8.4). — § Menbranū uel (11.14). — (f. 14.r 2) § Exactione non minus ydonea niethgimachíu. — § Exactione notigūna (Prol. super Iudith). — Opinatissimam probissimam nam haſtis ſtima (Iudith 2.13). — § Opupulentiam ſberam (16). — § Obdulcati gisu(u aus n)egata (5.15). — § Imprecipicio hohi . i . ín abrupto (7.8) — Ascopam flaſconē uasiñe (für uas simile) uitro uel utri. (10.5). — Cubiculariis petthicamerē (12.6). — § Latoni(lis Latomi)us ſteīmeӡil. — § Cementariis murer ē accendendis lapidibus (Esdr. 3.7) — (f. 14v, 1) Aurifex goltſmít (Neem. 3.8). — § Concione ſamnūge (5.7) — Archiuis pûchamerare armarius ybi carte publice sint (Prol. lib. Hester). — § percrebruisset irmarti (Hester 2.8). — (f. 14v, 2) Arcar⁹ (lis Arcariis) tres cameri ab arca (3.9). — § Pareres írſínes (4.14). — § Sanctificacionem wichus templum (I Mach. 1.23). — (f. 15r, 1). § Scutulis ſcibyn (aus ſtibin) a scuto (4.57). — § Sequester. ſunderbar. aduerbium (11.34). — § Piramidis írmínſul uel piramida est columpna ab (aus ad) amplo in acutum surgens. a pir . i . igne dicta est. enim. genus sepulchrorum. quadratum et fastiatum. ultra omnem excelsitatem que manu fieri potest (13.28). — § Erarium tres ikamera (II Mach. 3.6). — § Inc(aus t)entor anӡinúar (4.1). — (f. 15r, 2) liuor ge(aus i)ſuulſt. — § Fota trutata. (Ysai. 1.6). — § Ymbraculum ioha uel hutta. — § Tugurium hutta parue ca(aus o)sule — § In cu(aus tu)merario kartā (8). — § Scoria. ſinter sordes metallorum. (22) — § Stānum ſein (25). — § Voragines ertpruſt (2.19). — § Talpes ſcerim (20). — (f. 15v 1) § Torques halſpūg a collo usque ad pectus dependes — § Armillas arbūg — § Mitras

hûtli capitis ornamenta (3,19). — § Inaures orīga (20). — § Specula ſpiegel a speculando dicta (23). — § Forcipe ȝange (6,6). — § Ticionum brant — § Ticio est preustum lignum (7,4). — (f. 15ᵛ, 2) § St(lis Sc)opabo chero mundabo (14,23). — § Gallinacius cappo (22,17). § Pilam pal. quod pilis plena sit uocatur (22,18). — § Institu(lis Insti)tores ſchefmā (23,8). — (f. 16ʳ, 1) § proscindent prachont (28,24). — § Git et cuminum uelt cumich infirmiora sunt stēma. — § Milium hirſi (25). — § Malus ſegel ponín arbor nauis qua (aus quam) uela sustinentur (30,17). — § Percussuram tophet lata et spaciosa iehenna (26). — Rucinā (lis Runcina) nubᵉgil. — § Circinus riȝil dictus quod uergendo efficitur — § Tornauit drati. (44,13). — § Vellentibus der eȝuuāgētē (50,6). — § Sali(16ʳ, 2)unca reitha-chel herba uilissima et amara et odoris pessi(i aus e)mi. (55,13). — § Dromedarii olpentare (60,6). — § Ius profanum prot vnraīȝ comedunt quorum uasa et corpora et doctrina inmunda sunt (65,4). — § Carrucis carrun (66,20) § Disceptabo ſtrⁱta uel d'īgna (lis dinga) (Ierem. 2,9). — (f. 16ᵛ, 1) § Decipula clob (5,27). — § Sufflatorium effa (6,29). — § Placentas pratinge (7,18). — § Lumbare brûch (13,1). — § Auruginem gelſuht (30,6). — (f. 16ᵛ, 2) atramento atramīza (36,18) Quere in exodo. — § Scas(lis Scal)pello ſchⁱbmeȝȝer est ferrum quo cartas inciderunt et pennas acuunt scriptores (23). — § Stratones (lis Stratores) fûgarí uel ſatallara conpositore qui regias sellas uel sedes conponunt (48,12). — § Pedalis mensura in tela quando uolunt incidere mare lapel (51,13). — § Creagras crôwil (52,18). — (f. 17ʳ, 1) § Electri ȝis melȝes (Ezech. 1,4). — § Arietes federari (26,9). — § paries mur litura tunich (13,12). — Puuⁱllus (lis Puluillos) cuſſa plumellas. — § Cerintalia (lis Ceruicalia) orcʰussa quod sub ciute (lis ceruice) ponuntur dicta sunt (18). — § Lācīno (lis Iantino) kamenat (16,10). — (f. 17ʳ, 2) § Chodchot in mercato merchat (27,16). — § Magog de tecto interpretatur filius (fili⁹₍₂₎ aus filus) Iaphet a quo Gothe et Scite originem duxisse putantur. (38,2) — (f. 17ᵛ, 2). § Cauillabatur der rede uel conuiciose iocabatur — § Offa biȝȝa est proprie frustum dencium vnde offarios cocos dicimus. (Prol. super Daniel). — § Digi (lis Digitorum) zeheno (Dan. 2,41). — § Efferatus est irgrinu uter mente ferina affectus extra humanum morem excedens (8,7) Posticiū (lis Posticum) turrili (18ʳ, 1) cuniculum uel humile hostium . i . postica (13,18). — § Cinus (55) et prinus Latine ilex . i . quercus et lentiscus melbonū (58). — § Inpensas gitârgdi (14,7). — § Sepiam zunī (Ose. 2,6). — § Temporaneus ȝitiger. — § Serotinus ſpâter (6,3). — § De fumario roᵛch⁹ de domo fumi (13,3) — Rubigo miltov (Iohel 1,4). — § Torris ticio prāt (Amos 4,11). — § Bubalus wiſantā (6,12). § Compluta pluuia ȝorīgata (4,7). — Litū linis (7,7). — (f. 18ʳ, 2) Vncinus pomorum wida alius codex vas aucupis (8,1). — Crⁱ (i rot) brum ſibe (9,9). — § Naulum uergiſchatȝ mercedem nauis (Ionas 1,3). — § Remigabat

uer | ʳtē und am linken Rande goʳt (13). — § Turbine wind'fprút (Naum 1.3). — § Geniculorum enuilín geniculum dicitur diminutiuum a genu (2.10). — § Lateres ziegel. (3.14). — (f. 18ᵛ, 1) § Perpendiculum murwâge (Zachar. 1.16) — (f. 18ᵛ, 2). § ventilabrvm wintschun(n für u)ela (ev. Math. 3.12) — (f. 19ʳ, 1) § Paralithicos frihta paralisis uirgihtigota disolucio menbrorum ab officio suo (4.24). — Iota titila unum aut unus apex uel punctus (). 5.18— (f. 19ʳ, 2) zizania trefs (13.25). — lolium ratem ·Sinapis fenef (31). — § Fantasma . i . getrok (14.26). — § Seccessū ge(e über i)ſuas (15.17). — (f. 19ᵛ, 1) § Nummulariorum numularius wehseler et trapezita mensularius et colobista unum sunt qui nummis fenerantur (21.12). — § Peregre in ellend | aduerbium ad locum et in loco et de loco et per locum (33) Mentam menȝā — aneti tilli — Cuminum cumī (23.23). — (f. 19ᵛ, 2) § Culicem muccan (24). — § Parabsidem parapsis est gebata uel catinus. uel acetabulum maius quadrangulum uel quadrilaterum vas dictum a paribus absidis (25). — § Clamidem mantel (27.25). — § Caluarie gepal; Caluarie est locus decollatorius a caluis ossibus dictus (33). — (f. 20ʳ, 1) § Assumencium additamentum aftrat (Marc. 2.21). — § Luscum ainovg (9.46). — (f. 20ᵛ, 2) § Cribraret ritret (Luc. 22.31). — Confertis cofat (24.17). — Scribebat reiȝ (Ioh. 8.6). — § Scima (lis Scisma) geſtrit (9.16). — § Enceniа kirwath noua templi dedicacio Grece cenō nouum dicitur que sollempnitas apud Hebreos october mense celebratur iam et usus habet hoc uerbum ut siquis noua tunica induatur enceniare dicatur (10.22). — (f. 21ʳ, 1) § Crepuit ȝipraſt fractus sonuit. (aus gemuit) (Act. 1.18). — § Episcopatum ambaht (20). — § Spem uēti (2.26). — § Conferebant cofoton (4.15). — (f. 21ʳ, 2) § Dementasset diminucionem mentis faceret . i . pitūpiti (8.11). — Conariū (lis Coriarium) ledrare (9.43). — § Caligas hofen. uel a callo pedum uel alligantur dicuntur (12.8). — (f. 22ʳ, 1) § Cognicione . i . urtail (25.21). — § Auditorium . i . dinchus proprie (23). — § Scapha . i . flofchef . i . catascopos nauis leuis est ex u(nach radiertem f)imine facta corio contecta dicta Grece a contemplando. quod tali nauigio nal. picatō terras et littora perspicere solent (27.16). — Summisso uase po- | lidē est. enim uas eneum siue plumbeum cum quod adimpletur arpe et mittitur in mare ad probandum utrum petrosa loca sint ut nauis stare pt̄ an harenosa que produnt nauim (17). — § Armamenta geȝvga (19). — § Artemone . i . ſegel (40).

———

Duzen und Ihrzen im Mittelalter.

Von

Gustav Ehrismann.

Die lateinischen Anredeformen.

I. Von der spätrömischen Zeit bis zu Karl dem Großen.

Den Weg, den eine Untersuchung der pluralischen Anredeform einschlagen muß, hat Jacob Grimm gewiesen im vierten Bande seiner deutschen Grammatik (S. 298). Er auch hat zuerst erkannt, daß der Gebrauch des Plurals mit der I. Person angefangen hat, und zwar im Lateinischen der römischen Kaiserzeit. Eine umfassende Behandlung dieser lateinischen Pluralformen gibt es indessen, so viel ich sehe, noch nicht.[1] In spezieller Hinsicht auf germanische Verhältnisse habe ich versucht, im Folgenden einige feste Punkte für diese Erscheinungen zu gewinnen. Es ist aber dabei immer im Auge zu behalten, daß jene lateinischen bezw. griechischen Autoren, welchen die Beispiele entnommen sind, entweder selbst Römer, Romanen oder Griechen waren oder doch ganz unter dem Einfluß römischer Bildung standen. Kein einziges Werk also gibt die volkstümliche germanische Art der Rede und Gegenrede in jenen früheren Jahrhunderten getreu wieder.

Die I. pers. plur., auf eine einzelne Person bezogen, ist schon im klassischen Latein als plur. modestiae bekannt. Dazu kommt das 'wir' der Autoren, eigentlich ein einfacher plur. societatis, indem der Redner oder Schriftsteller das Publikum mit einbegreift. Unter den römischen Kaisern hat zuerst Gordianus III (a. 238—244) in offiziellen Erlassen die I. plur. von seiner Person gebraucht (Sasse S. 7, Begründung dafür ebda. S. 53 und im Archiv f. lat. Lex. 6, 284). In der Folgezeit findet sich dann bei den Kaisern dieser Plural sehr gewöhnlich, aber auch sachgemäß, da meist zwei oder drei zusammen regierten, die amtlichen Schreiben also nicht mehr von einer einzigen Person, sondern

---

[1] Gute Vorarbeiten sind der Aufsatz von E. Châtelain 'Du Pluriel de Respect en Latin' in der Revue de Philologie 4, 129 ff. und die Dissertation von J. Sasse 'De numero plurali qui vocatur majestatis', Leipzig 1889; den Nachweis dieser und anderer Werke der klassischen Philologie verdanke ich der Güte S. Brandts. Für den größten Teil der Arbeit habe ich eigene Sammlungen anlegen müssen.

im Namen mehrerer ausgegeben wurden. Und darin liegt nach Mommsen (Hermes 17, 540) der Ursprung des eigentlichen plur. majestatis. Grammatisch ist er also zunächst auch einfacher plur. societatis, zum eigentlichen plur. majestatis ist er erst geworden, als im Laufe der Zeit der ursprüngliche Begriff als societatis vergessen wurde. Aber noch viel früher als in den Erlassen der römischen Kaiser findet sich die I. pers. plur. von e i n e r Person gebraucht in den Briefen der römischen Bischöfe, nämlich schon am Ende des 1. Jahrh. bei Bischof Clemens (Sasse S. 55). Hier liegt unzweifelhaft ein plur. societatis vor, indem das geistliche Oberhaupt im Namen der ganzen Brüderschaft, der Gemeinde schrieb. Da aber der Abfasser des Briefes öfter durch den Inhalt des Mitzuteilenden genötigt war, auch für sich allein das Wort zu ergreifen, so tritt hier zuerst jener eigentümliche Wechsel zwischen I. pers. sing. und I. pers. plur. auf, der, später auch ohne zwingenden Grund aufgenommen, viele Jahrhunderte sich fort erhielt.

Der auf nur ein Individuum angewendete Plural der II. Person, der pluralis r e v e r e n t i a e oder a p p e l l a t i o n i s, findet sich zuerst bei Symmachus (s. S. 119). Der Ursprung desselben kann ebenfalls in dem mehrfachen Regententum liegen, auch konnte der plur. maj. an sich schon leicht Veranlassung geben, die Mehrzahl auf eine einzelne angeredete Person zu übertragen (Diez, Gramm.[3] 3, 56). Aber auch im klassischen Latein kommen Stellen vor, wo der plur. *vos vester* auf eine Person bezogen ist, indem dabei deren Begleiter in Gedanken miteingefaßt werden (s. Châtelain S. 129 u. 131), also ein Gegenstück zu dem Autorenplural der I. pers. Dieses letztere trifft dann auch wieder zu bei den Briefen christlicher Religionsgemeinschaften in Parallele zu der I. pers. plur.

Es ist in der nachklassischen Literatur oft kaum möglich, zu entscheiden, ob ein plur. majestatis oder ein logischer Plural (plur. societatis, wozu also auch der Autorenplural gehört) vorliegt, desgleichen ein plur. reverentiae oder ein plur. societatis der II. Person. Die Übergänge sind fließend, und häufig genug sind die Fälle, in denen z. B. kaum erkennbar ist, ob der Redende für sich allein oder zugleich im Namen seiner Umgebung, seiner Freunde, Standesgenossen u. s. w. das Wort führt. Auch wäre bei einer abschließenden Untersuchung jeder einzelne Schriftsteller auf seinen individuellen Stil zu untersuchen, es wäre nachzusehen, in welchem Prozentsatz die Plurale zu den Singularen stehen und wie sie verteilt sind; es wäre das Alter, der Stand, die Würde des Abfassenden und des Appellierten sowie das persönliche Verhältnis, in dem beide stehen, die Stimmung, ob freundlich oder ärgerlich gegen den Angeredeten, u. a. in Anschlag zu bringen; und es müßte diese einzelne sprachliche Erscheinung in Zusammenhang gebracht werden mit den Formen des gesellschaftlichen Lebens, zuletzt mit der gesamten Kulturgeschichte der Zeit. D i e s e Aufgabe ist für vorliegende Zwecke zu hoch gesteckt, und es genügt für dieselben auch, einige allgemeine Züge hervorzuheben.

Das ziemlich umfangreiche Material läßt sich zunächst in 2 Gruppen gliedern, je nachdem die Aeußerungen im privaten oder öffentlichen Verkehre gemeint sind. Zur ersten Gruppe, den in privatem Sinne gemachten Mitteilungen, gehören die Briefe, Widmungsschreiben, Gedichte an Freunde, Standesgenossen u. s. w.; zur zweiten die offiziellen Kundgebungen, die Formelbücher, Gesetze, Urkunden. Diesen zwei Gruppen schließt sich dann als dritte die der Geschichtsschreiber an.

I. Schriftwerke privater Art. Châtelain hat bei Symmachus keine sicheren Beispiele des plur. reverentiae gefunden, da ihm nur die Relationen zu Gebote standen. In den Briefen aber sind sie gar nicht selten.

Einige Beispiele seien hier angeführt, in denen sich gleich jener eigentümliche Wechsel zwischen Sing. und Plur., und zwar für beide Personen, zeigt, der schon oben berührt wurde und der eine stilistische Eigenheit in den Reden Briefen rc. jener Zeit ist: Brief des Vaters des Symmachus an diesen (Mon. germ. auct. ant. VI, 1) S. 3 Nr. II, anno 375, A nobis quoque accipe bonorum aetatis meae exarata nuper elogia. nam quia nihil est, quod agam, et si nil agam, subit me malorum meorum misera recordatio, inveni, quod illis libellis, quos nuper dictaveram, possimus adicere ... Illud nos ... conamur imitari. sed quae prima compegi ... Symmachus an seinen Vater, ebd. S. 4 f. Nr. III, anna 375: Summa adficior gratia, quod animadverto litteras meas tibi insubidas non videri, et in gravi dono habeo hanc apud vos esse de nostris epistolis censionem ... Unde nobis summa cura fuit abire ocius quam volebam ... Hinc vos munere salutationis inpertio doque nuntium, propere nos deo volente esse redituros ... Vestra tamen indulgentia adfatum saepe tribuat ... S. 6 Nr. VI, anno 376, Symmachus an den Vater: ... a vobis videmus ... ad vos .. me donastis .. vester .. estis imitati, sumpseratis .. tradidistis ... cumulastis. S. 105 Nr. XXI, anno 396: commodum adfuit Martianus intimus vester et mihi per vos amicus adportans litteras tuas.

Die ersten Briefe werden vom Herausgeber O. Seeck in das Jahr 375 gesetzt, es muß deshalb als Termin für das Aufkommen des plur. reverentiae bezw. dieser Vermischung der Numeri mindestens die zweite Hälfte des 4. Jahrh. angesetzt werden, nicht erst das 5. Jahrh., wie Châtelain und ihm folgend Sasse (S. 54) annehmen. Dieser Mischstil war auch schon von früher her vorbereitet. Schon in der klassischen Zeit begegnet eine Vertauschung des Singulars und Plurals bei der I. Person (ego meus, nos noster), vgl. Draeger, Hist. Syntax der lat. Sprache I, 20: Cic. Catil. 1, 9 video — mea voce — nobis; Lael. 25 dissuasimus nos; sed nihil de me, u. a., und J. Grimm, Gramm. Nachtr. zu 4, 298 (N. Abdr. S. 357). Die verschiedenen Stilarten, außer dem natürlichen Singular und Plural der Autorenplural, der plur. majestatis und reverentiae, der Mischstil, stammen also zum Teil schon aus der klassischen Zeit, zum Teil gehen sie aus späteren Verhältnissen naturgemäß hervor (Mitregenten, christliche Gemeinden). Fest geworden sind sie durch das Hofceremoniell und durch die jede auffallende Redewendung begierig aufgreifende Sprachkünstelei

der Rhetoren. Die Manier wurde Mode und dann unbewußt als selbstverständlich weiter geführt.

Für den Numeruswechsel in der Anredeform bei Sidonius Apollinaris und Ruricius hat Châtelain viele Beispiele gegeben (vgl. auch Mon. Germ. auct. ant. VIII Register S. 483 unter vos, vester), er findet sich eben so geläufig für die I. Person; für Ruricius hat außerdem Engelbrecht in der Ausgabe des Corp. script. eccles. XXI im Register S. 496 einige außergewöhnliche Fälle des plur. rev. ausgezogen: peritissimi utpote medici, qui aegritudines sanatis; auxiliatores accedite; cujus vos esse filios comprobatis; vobis, domnis meis; also nicht nur Verb und Pronomen stehen im plur. reverentiae, sondern manchmal auch appositionelle und prädicative Substantive (dies bei der I. pers. plur. auch schon in der klassischen Zeit: adulescentuli diximus Cic. orat. § 107, u. a., s. Draeger a. a. O.). Am weitesten aber geht Ennodius, er braucht Sing. und Plur. in einem Atemzuge, s. die Beispiele in Hartels Ausgabe (Corp. script. eccles. VI), Register S. 693: ut nos cum domno Triggua quod necessarium uideris agere non omittas; si et in patria mea debitores pronuntiabimus, u. a. — Die Angeredeten in den Briefen der genannten Symmachus, Sidonius, Ruricius, Ennodius sind meist angesehene Personen geistlichen oder weltlichen Standes — und hier also gehen Singular und Plural durcheinander — aber keine Regenten. Für den Verkehr mit Fürsten sind die Relationen des Symmachus lehrreich (Mon. Germ. script. ant. VI, 1, 279 ff.). Von seiner Seite gebraucht er meist 'ich', im Plural 'wir' schreibend hat er, der praefectus urbis, wohl den Senat oder die Bürgerschaft Roms mit im Sinne; in der Anrede hat er Ihr, nur ganz selten Du. Gerichtet sind die Relationen an Theodosius bezw. Valentinian allein, dann lautet die Überschrift D. N. Theodosio (Valentiniano) semper Aug. u. s. w., oder an Theodosius und Arcadius zusammen, dann DD. NN. Theodosio et Arcadio semper Augg., oder an die drei Kaiser zusammen DDD. NNN. Valentiniano Theodosio et Arcadio semper Auggg. Nun richtet er Rel. I bloß an D.N. Valentiniano, Rel. II und III bloß an D.N. Theodosio, aber im Text schaltet er ein domini imperatores bezw. ddd. nnn. imperatores, desgleichen in Rel. III, außerdem hier optimi principum, patres patriae (s. dazu die Varianten zu Rel. I Zeile 7 in der Ausgabe der Mon. Germ. S. 279). Daraus ergibt sich, daß er, auch wenn er sich nur an einen Kaiser wendet, doch die zwei andern zugleich meint. Diese Beispiele sprechen dafür, daß bei der Entstehung des plur. rev. jene Regierungsverhältnisse tatsächlich mitgewirkt haben, und dasselbe wird also auch beim plur. maj. der Fall gewesen sein.

Avitus (Mon. Germ. auct. ant. VI, 2) ihrzt stets die Könige (die Burgunden Gundobad und Sigismund und den Franken Chlodowech), allerdings auch die Bischöfe und hohen Beamten fast durchweg, 'Du' gebraucht er nur in wenigen Briefen an Apollinaris (untermischt mit 'Ihr') und an den Diakon Helpidius (ohne 'Ihr'). Von sich redet er in I. pers. sing., seltener in I. plur. — Zum Schluß noch der Sprachgebrauch eines Dichters, des Venantius Fortunatus (Mon. Germ. auct. ant. IV, 1): I. pers. meist sing., selten plur.; für die Anredeform besteht ein Unterschied in den Dichtungsgattungen: in denjenigen, welche private Beziehungen behandeln, wie poetische Briefe und Gratulationen, Gelegenheitsgedichte u. dgl., überwiegt 'Du' vor 'Ihr', doch findet sich auch nicht gerade selten Wechsel zwischen beiden; dagegen in

Lobgedichten, gerichtet an Mitglieder des königlichen Hauses, ist 'Du' Regel. Und so herrscht in Panegyriken überhaupt 'Du' weitaus vor, z. B. in des Ennodius prosaischem Panegyricus auf Theodorich; in des Corippus poetischem auf Justinus meistens 'Du', selten z. B. vester für tuus, s. Halms Ausgabe Mon. Germ. auct. ant. III, 1 Register S. 195 unter 'vester' (vgl. auch Sasse S. 24).

II. Die offiziellen Kundgebungen. Das klassische Werk für die Abfassungsart offizieller Schriftstücke sind Cassiodors Variae (Mon. Germ. auct. ant. XII). Im großen und ganzen lassen sich folgende Gesichtspunkte für die hier niedergelegten Redeformen aufstellen: a) Briefe der Gotenfürsten (Theodorich [Amalasuintha], Athalarich, Theodahad, Witigis), Buch I—V, VIII—X. Für die I. Person gilt in Schreiben an Fürsten der plur. maj., oft auch gemischte Form, sing. und plur.; an nicht fürstliche Personen (meist Beamte) fast durchweg plur. maj., sehr selten gemischte Form. Für die II. Person: an Fürsten ist plur. rev. Regel, selten sing. und plur. oder nur sing. (als auffallende Formel sei bemerkt: Justinian wird, als einzelne Person, von Theodahad angeredet vobis, gloriosi principes, cum sitis ... mirabiles ... cum vos, X, 19 S. 360); an andere Personen meist 'Du', doch oft auch gemischt 'Du und Ihr', selten 'Ihr' allein. Da nun in diesen Schriftstücken meistens der Fürst von sich aus verfügt und zugleich anredet, so ergeben sich verschiedene Kombinationen: in Briefen an Fürsten meist 'Wir—Ihr', auch 'Wir—Du Ihr', seltener 'Ich Wir—Du Ihr' oder, ganz selten, 'Wir—Du'; an nicht fürstliche Personen 'Wir—Du', seltener 'Wir—Du Ihr'. Bei Theodorichs Nachfolgern scheint die Handhabung etwas laxer zu sein. — b) Die Formeln, Buch VI und VII, sind Briefmuster an Beamte. Hier gilt derselbe Gebrauch wie oben an nicht fürstliche Personen. — c) Die Erlasse, die Cassiodor gegeben, nur an Beamte, Buch XI und XII, weichen von denen der Könige insofern ab, als hier neben dem plur. maj. auch die Mischform sing. und plur. häufiger ist und dementsprechend für die II. Person gegenüber einfachem 'Du' häufiger 'Du Ihr' oder 'Ihr' allein. Wie in den von Cassiodor in seinen Variae veröffentlichten Kanzleischriften Theodorichs an seine Beamte gilt auch in dem Edictum Theoderici (Mon. Germ. leges V, 145 ff.) der plur. maj.

Urkunden der Frankenkönige (Mon. Germ. dipl. I): Plur. maj. mit verschwindenden Ausnahmen (Nr. 6 Chlothacharius I, ca. anno 550, fecimus, inplemus, credimus, dann volo, me). Hier tritt als neue Formel auf ego vor dem Königsnamen (vgl. Sasse S. 26), z. B. Nr. 1, ca. anno 510, Ita fiat, ut ego Chlodoveus volui (Unterschrift), Nr. 5, anno 556, im Eingang, Ego Childebertus rex ... coepi ..., dann wird im plur. maj. fortgefahren, cedimus nos u. s. w.; auch I. pers. sing. ohne ego bei Unterschriften: Nr. 10, anno 625, und Nr. 11, ca. anno 627, Chlothacharius ... rex subscripsi, Nr. 47 und 48, anno 677, Theudericus rex sub-

scripsi. — Bei den Majordomen steht meist die gemischte Form, selten, besonders aber in den letzten Urkunden Pippins, plur. maj. allein.

Briefe der Frankenkönige (Mon. Germ. Epist. III, S. 110—153, vgl. auch die Capitularia der Merowinger Mon. Germ. leg. sect. II, I, pars I): sie schreiben im plur. maj. und reden an mit dem plur. rev. und zwar sowohl die byzantinischen Kaiser, Justinian und Mauricius, als die Beamten und Bischöfe; Ausnahmen sind sehr selten und erklären sich aus den besonderen Umständen, z. B. Brunhilde gebraucht an ihren Neffen König Athanagild 'Ich Wir — Du Ihr' (Nr. 27), in einem Bittbrief an die Kaiserin Anastasia 'Ich Wir — Ihr' (Nr. 29). Aber der Kaiser Mauricius läßt in einem Mahnbriefe unter Anwendung des plur. maj. für seine Person den Childebert II mit der Mischform 'Ihr und Du' an. Die Bischöfe haben die Mischform für die I. und II. Person oder auch 'Wir' bezw. 'Ihr' allein, also jedenfalls nicht den strengen Kanzleistil wie die Könige.

Was für die ostgotische Kanzlei die Variae Cassiodors sind, das bedeuten für die des Frankenreiches die Formeln (ed. Zeumer, Mon. Germ. leg. V). Die fränkischen Formeln geben aber noch mehr Aufschluß, da sie auch Beziehungen der Volksgenossen unter einander betreffen und nicht nur, wie die ostgotischen, bloß Erlasse der Regierungskanzlei. Obenan stehen die Marculfischen Formeln, aus dem 7. Jahrh. Den ersten Teil der Sammlung bilden Urkunden, welche beim Hofe gegeben wurden, praeceptiones regales (vgl. Sickel, Acta regum Karoling. 1, 113), hier herrscht die solenne Form 'Wir — Ihr', so z. B. in Nr. 9, 10 König an König, Nr. 5, 6, 26, 27 König an Bischof, Nr. 29 König an Laien, Nr. 39, 40 König an Comes. Der zweite Teil enthält die chartae pagenses, diese sind entweder im Mischstil gehalten, z. B. Nr. 9 ein Vater an seine Söhne, Nr. 10, 11 ein Großvater an seine Enkel gebrauchen meist 'Ich', selten 'Wir'; 'Ich — Du Ihr' kommen in Nr. 19, 21, 22 vor, wo einer einem andern eine Villa, ein Feld, einen Knecht verkauft; oder volksmäßiges 'Ich — Du' in Nr. 13 bei der Adoption, Nr. 33 Herr zum Freigelassenen (hier aber im Eingang Ego . . . te . . . absolvimus); oder unterthäniges 'Ich — Ihr' in Nr. 26, 27, wo einer von einem andern Geld leiht, oder Nr. 28, wo einer sich in des andern Dienst begibt; oder gebieterisches 'Wir — Du' in Nr. 36, Einer an seinen Knecht (außer im Eingang Ego . . . fideli nostro). Natürlich sind diese Variationen nicht für jeden einzelnen Fall auch gleich streng eingehalten, es kann nur als allgemeiner Grundsatz gelten: zwischen Privatpersonen bedeutet der Plural eine vornehmere Stellung als der Singular; wenn im Mischstil z. B. 'Ich' und 'Du — Ihr' gegenübergestellt sind, so bezeichnet das 'Ihr' eine größere Höflichkeit als einfaches 'Du', bezw. das 'Du' schwächt die sonst als zu unterthänig klingende Form 'Ich — Ihr' ab.

In den burgundischen Gesetzen (Mon. Germ. leg. III, 497 ff.) ist der plur maj. seitens der Könige durchgeführt.

In den langobardischen Gesetzen (Mon. Germ. leg. IV) herrscht die fränkische Formel mit dem plur. maj., z. B. Ego . . . Rothari vir excellentissimus . . . anno regni mei octabo . . . cognovimus . . . previdimus . . . prospeximus u. s. w. (S. 1 f.); Ego Liutprand excellentissimus rex . . . reminiscor . . . curavimus . . . previdimus (S. 116); Ego . . . Ratchis . . . anno regni mei secundo . . . gentis nostrae . . . a decessoribus nostris . . . considerassem . . . invenimus . . . (S. 186).

III. Die Geschichtschreiber, soweit germanische Verhältnisse in Betracht kommen. Jordanes. In der Vorrede zu der Gotengeschichte duzt er seinen Freund Castalius (frater Castali, frater carissime); den Vigilius (nobilissime frater Vigili, nobilissime et magnifice frater) redet er in der Vorrede zur Römergeschichte im Mischstil, Ihr und Du, an. In beiden Fällen gebraucht er für sich 'Ich' und 'Wir'. Im übrigen kommt nur die Rede des jungen Theodorich an den Kaiser Zeno in Betracht (Got. 57), dessen filius in arma adoptatus er war: er wendet für sich und in der Anrede beide Numeri, also den Mischstil, an. Des Jordanes Sprachgebrauch widerspricht also nicht den bisherigen Darlegungen.

Procopius hat in seinen beiden hierher fallenden Werken, dem Vandalen- und dem Gotenkrieg, in Nachahmung älterer Geschichtschreiber eine große Anzahl von Reden und Briefen eingeflochten, meist rhetorische Kunstwerke, Reden, die in Wirklichkeit nie gehalten, Briefe, die mindestens nicht in dieser Form abgefaßt waren. Folgendes ist die Regel für die Numeri der Rede- und Anredeform: Von sich gebrauchen die germanischen Fürsten und die Römer, den Kaiser ausgenommen, den Singular ἐγώ mit ἐμός, der Kaiser aber, Justinian, den plur. maj. in 4 Briefen (alle an germanische Fürsten), den plur. und sing. gemischt in zweien (davon einer an Amalasuintha), durchgehenden sing. in einem Brief (an Theodahad, vgl. Sasse S. 21). Für die Appellation gilt nur der sing., σύ und σός, einerlei wer der Redende oder Angeredete ist. Der Typus für die Reden und Briefe der Germanen ist der, daß neben der I. pers. sing., als bloß bezüglich auf die einzelne Person des Fürsten, auch die I. pers. plur. eintritt; diese aber deutlich in Einbeziehung des gesamten Volkes, denn gewöhnlich wird im Verlauf der Verhandlung der Volksname (οἱ) Γότθοι, (οἱ) Βανδίλοι selbst genannt, z. B. Gelimers Brief an Justinian, Vand. I, 9 (Dindorf S. 352): οὔτε βίᾳ τὴν ἀρχὴν ἔλαβον οὔτε τι ἀνόσιον ἐς ξυγγενεῖς τοὺς ἐμοὺς εἴργασται. Ἰλδέριχον γὰρ νεώτερα πράσσοντα ἐς οἶκον τὸν Γιζερίχου καθεῖλε τὸ τῶν Βανδίλων ἔθνος· ἐμὲ δὲ . . . λύοντι δέ σοι τὰς σπονδὰς καὶ ἐφ' ἡμᾶς ἰόντι ἀπαντήσομεν u. s. w. — Die Redeformen Procops entsprechen nun keineswegs dem Ceremoniell, wie es von Cassiodor festgelegt ist, denn vor allem hatten die Gotenfürsten für ihre Person ebenfalls den plur. maj. angenommen, auch flechten sie bei Cassiodor nicht den Volksnamen mit ein, und in der Anrede geben sie dem Kaiser das ehrerbietige Ihr. Procop kann also keine gültige

Quelle für die auf germanischer Seite übliche Bezeichnung sein. Er ist wohl auch hier stark von dem Stil der klassischen Schriftsteller beeinflußt.

Demnächst sind herbeizuziehen die zehn Bücher fränkischer Geschichte Gregors von Tours.[1] Doch sind jene Partien, wo Gregor von sich als Verfasser spricht, die also aus der eigentlichen Erzählung herausfallen, zunächst gesondert zu betrachten, das sind die Einleitungen zu dem ganzen Werk sowie zu den einzelnen Büchern. Hier führt er neben dem sing. ego, meus auch gern den Autorenplural ein, sing. und plur. wechseln oft ganz rasch, z. B. Prolog zu B. III Velim . . . conferre, der folgende Satz beginnt: Omittamus, der dritte: Magnum est ego hic cerno mysterium, der vierte: Sed his, ut diximus, omissis, ad nostra tempora revertamur. In den historischen Teilen herrscht weitaus das einfache Ich vor, ebenso Du als Anrede, und zwar im Verkehr aller Personen, sowohl der Könige, als der Geistlichen, der Großen und des Volkes. Also auch die Könige und Mitglieder des Regentenhauses reden meist mit Ich und Du und werden mit Du angesprochen. Andere Kombinationen als Ich—Du begegnen ebenfalls, aber sie bilden dieser gegenüber keine größeren Gruppen. Z. B.: II, 32 Bischof Remigius' Brief an Chlodowech Angit me et satis me angit vestrae causae tristitiae, quod bonae memoriae germana vestra transiit Albofledis; sed de hac re consolari possumus; V, 18 Bischof Praetextatus zu König Chilperich Recolere vos credo . . . quod venerim ad vos dixique vobis . . . et nolui sine consilio vestro . . . Tu autem dixisti mihi, o rex . . . iterum consului magnitudinem vestram. Tu autem praecepisti . . .; IX, 20 Bischof Felix zu König Gunthram pervenisse ad gloriam vestram credo . . . neptem vestram . . . filiam patris vestri . . . absque vestro consilio; VIII, 2 König Gunthram zu Bischof Berhtram Gratias agimus quod sic custodisti fidem generationi tuae. Scire enim te oportuerat, dilectissime pater, quod parens eras nobis u. s. w., dann zu Bischof Palladius Nec tibi . . . Tertio enim mihi pejerasti. Also hauptsächlich im Verkehr mit Bischöfen, zu denen auch Gregor zählt, finden sich diese andern Formen. Des Langobardenkönigs Gesandte richten ihre Botschaft im Kurialstil aus, d. h. im plur. maj. für ihren Herrn und im plur. rev. an den Frankenkönig.

Eine besonders ehrerbietige Art der Appellation ist die, statt des Pronomens einen Titel des Angeredeten zu wählen, worauf dann in III. pers. sing. oder in II. sing. bezw. in II. plur. fortgefahren wird; besonders im ersten Falle erlaubt sich der Sprechende also überhaupt nicht, unmittelbar an jene hohe Person sich zu wenden. Z. B. IV, 3 Königin Ingunde zu ihrem Gemahl König Chlothar:

---

[1] Eine leider nur kurze Beachtung widmet der Frage M. Bonnet in seinem ausgezeichneten Buche Le latin de Grégoire de Tours S. 497 f.

Fecit dominus meus de ancilla sua quod libuit et suo me strato ascivit: nunc ad complendam mercedem quid famula tua suggerat, servae vestrae utilem atque habentem virum ordinare dignemini ... quod bonum videtur in oculis domini mei faciat: tantum ancilla tua .. vivat; der König antwortet mit Ich und Du. V, 21 Vertraute des Königs Gunthram zu diesem: Si propitius audire dignaretur rex verba servorum suorum, loquerentur in auribus tuis; ne forte ... peccatum regis augeatur in aliquo et ideo filius domini nostri pereat. VII, 17 Haushofmeister Leunardus zur Königin Fredegunde: veni nuntiare dominae meae quae gesta sunt. Die noch weit unterthänigere Art, Umschreibung der Person durch ein Abstractum, ist schon im früheren Kurialstil üblich, so, um nur weniges anzuführen, in den Briefen der Amalasuintha an Justinian, Cassiodor X, 8: gratia vestrae pietatis oblectat ... mansuetudinem vestram reverenter salutans harum portitorem illum ad excellentiae vestrae beneficia destinavi ... ut cognovimus nos a pietate vestra diligi ... amor vestrae serenitatis; oft bei Avitus, z. B. 33,15 pietas vestra proposuit; 47,26 pietas vestra dependat; 101,6 serenitas vestra ... pendat .. censeat; Ennodius 261,14 majestas tua dignetur; und außerordentlich oft auch bei andern Schriftstellern (vgl. auch J. Grimm, Gramm. 4, 297, Kl. Schr. 3, 248 ff. DWb. 3, 688). Die Anfänge reichen bis in die republikanische Zeit hinauf, als Anrede schon bei Horaz Ep. 2, 1, 258 majestas tua (vgl. Ch. Schoener, über die Titulaturen der römischen Kaiser, Acta Seminarii Philol. Erlangensis II, 490 ff. Engelbrecht, Patristische Analecten S. 48—83, und 'Das Titelwesen bei den spätlateinischen Epistolographen' in der Festgabe der K. K. Theresian. Akademie zur 42. Versammlung deutscher Philologen).[1]

Es fragt sich nun, wie weit entspricht Gregors Ausdrucksweise den thatsächlichen Verhältnissen? Er schreibt im Gegensatz zu dem schwülstigen Stil der Rhetoren seine Erzählung in einfacher, ungeschminkter Sprache, wenngleich die allzu durchsichtigen Versicherungen seiner geringen Bildung nur auf affektierter Bescheidenheit beruhen und wenig Glauben verdienen (vgl. Sittl, Archiv f. lat. Lex. 6, 561). Derartige Äußerungen falscher Demut gehörten in jener Zeit zum guten Ton (zu Ruricius vgl. Mon. Germ. auct. ant. VIII S. LXVIII). Vor allem aber wissen wir nicht, in welcher Sprache diese Reden zum größten Teile hätten gehalten werden sollen, in lateinischer bezw. vulgärlateinischer oder in fränkischer. Gregor selbst sowie die übrigen Bischöfe gallisch-römischer Abstammung sprachen wohl nur lateinisch, die Mitglieder des Königshauses aber fränkisch und lateinisch. Die Stellen bei Gregor können also nicht für germanische Sitte zeugen. Am Hofe war gewiß das römische Ceremoniell angenommen, aber der alltägliche private Verkehr ging in fränkischer Sprache vor sich. Wie weit nun im einzelnen Falle das Lateinische, wie weit das Germanische als Verkehrssprache benutzt wurde, wissen wir nicht. In dieser waren ohne Zweifel jene lateinischen Höflichkeitsformen des plur. maj. oder rev. noch nicht aufgenommen, hier galt nur einfaches 'Ich' und 'Du'. Dagegen entsprechen die Numeri in den oben angeführten, doch wohl lateinisch gehaltenen, Reden der Bischöfe jedenfalls dem üblichen

[1] Die lateinischen Betitelungen der germanischen Könige, der Geistlichen und Beamten verdienten ebenfalls eine Untersuchung. Auch wäre festzustellen, wie weit diese Höflichkeitsformeln ins Privatleben gedrungen sind.

Gebrauch. Freilich stimmt derselbe nicht ganz zu den S. 122 zitierten Briefen der gallischen Bischöfe, aber es kann leicht ein Unterschied im schriftlichen und mündlichen Verkehr bestanden haben. Ein besonderes Eingehen auf die Einzelheiten in den Verkehrsformen der Geistlichkeit ist hier nicht möglich (vgl. dazu Sasse S. 55 ff.). Im privaten Verkehr kamen die oben unter I (Schriftwerke privater Art) gegebenen Formen zur Anwendung, denn viele gerade der hervorragendsten Schriftsteller der Zeit waren ja Geistliche. Im offiziellen Verkehr des römischen Stuhls war der Kurialstil angenommen, wenn auch damals der Pontifex öfter zu dem bescheideneren Ich greifen mußte als der regierende Fürst (vgl. Châtelain S. 139, bes. aber die Sammlung des Corp. script. eccles. lat. Bd. 35, 1 u. 2 'Epistulae Imperatorum Pontificum Aliorum' u. s. w. ed. Günther, und die der Mon. Germ., Epistolae I—III u. a.).

Es würde zu weit führen, noch andere Schriftsteller im einzelnen auszuheben. Das Bild würde auch nicht verändert werden. In der vita S. Severini von Eugippius, im Leben des heil. Columban von Jonas, bei Fredegar und in den Thaten der Frankenkönige z. B. herrscht wie bei Gregor einfaches 'Ich' und 'Du' weitaus vor.

Trotz der Fülle, besonders für das 5. und 6. Jahrh., ist das Material doch unvollständig, weil es den alltäglichen, ungezwungenen Verkehr, besonders den beim Volke, nicht enthält. Denn fast nur die Etiquette der Höfe und die eitle, geschraubte Stilmanier der Gelehrten ist überliefert. Diejenigen Historiker aber, die wie Gregor, Eugippius und überhaupt meist die Verfasser von Legenden, die Ereignisse in natürlicher und unübertriebener Sprache erzählen, mögen wohl auch in den Redeformen, mit dem einfachen 'Ich' und 'Du', häufig den wirklichen Umgangston treffen, aber wir können es nicht sicher feststellen, da sie damit auch dem gewöhnlichen klassischen Stil der lateinischen Historiker gefolgt sein können.

Wir lernen aus der uns überlieferten Literatur zunächst nur den Anredestil der geschriebenen Sprache kennen, nicht auch den der gesprochenen, der alltäglichen Unterhaltung. Daß diese beiden Arten sich nicht vollständig deckten, ist gewiß. Vor allem ist der plur. maj. überhaupt nie volkstümlich geworden, denn die romanischen Sprachen haben ihn ja nicht aufgenommen. Im gewöhnlichen Leben bei den spätrömischen und romanischen Nationen ist die einfache Wechselrede zwischen Ich und Du gewiß weithin üblich geblieben. Für den geschriebenen Verkehr aber, bei öffentlichen Erlassen oder im privaten brieflichen Gedankenaustausch, ebenso im mündlichen bei amtlichen Anlässen, also in der Geschäftssprache, im Kurialstil, traten, wie sich aus dem Vorhergehenden ergibt, folgende Typen auf:

1. Ich—Du, die vertrauliche Form, aber auch vom einfachen, in der höfischen Etiquette nicht erfahrenen Manne dem Fürsten gegenüber gebraucht; 2. Wir—Ihr, solenne Form; 3. Ich—Ihr, unterthänige Form; 4. Wir—Du, gebieterische Form; 5. der Mischstil, hier sind möglich Ich—Du Ihr, Wir—Du Ihr, Ich Wir—Du Ihr, Ich Wir—Du, Ich

Wir—Ihr: diese Typen sind zum Teil allgemeine Höflichkeitsformen, andere sind Nuancierungen der Formen 1—4.

II. Von Karl dem Großen bis zum Ende der ahd. Periode.

Das Formelwesen der Kanzleien der Merowinger ging auf die Karolinger über, es finden sich also auch bei diesen jene S. 122 angeführten Typen. In den Capitularien und Urkunden Karls d. Großen und seiner Nachfolger herrscht der plur. maj., nur ganz selten begegnet für die I. Person der Singular, vgl. Sasse S. 33 ff. In den Karolingischen Formelsammlungen sind die verschiedenen Abstufungen vorgeschrieben wie in denen aus der Merowingerzeit (Mon. Germ. leg. formulae I, Rockinger Quellen und Erörterungen Bd. 7, Sickel, Acta regum et imperatorum Karoling., Dümmler, Das Formelbuch des Bischofs Salomo III. von Konstanz). Den Verkehr des päpstlichen Stuhles mit Karl dem Großen zeigt der Codex Carolinus (ed. Jaffé Bibl. Rerum. Germ. IV, 1—306 und Mon. Germ. Epist. III, 469—657, dazu die Briefe Leos III ed. Jaffé IV, 307—334):

die Päpste schreiben im solennen Stil, doch manchmal dringt die persönliche Teilnahme unmittelbar mit dem vertraulichen Du durch, z. B. Nr. 61 (Mon. Germ. ep. III, 589, 12 ff., Jaffé Bibl. IV Nr. 62 S. 203) sed petimus te, amantissime fili, ut .. jubeatis. Interea petimus te, magne rex et dulcissime fili ... ut ... jubeatis; oder mit 'Ich' (Brief Leos III an Karl d. Gr., Jaffé S. 333) Quia mihi in hoc mundo nihil pretiosior est quam animae vestrae salus.

Ueber die offiziellen Gepflogenheiten hinaus ins Privatleben gehen dann die Briefsammlungen. Schon die Epistolae Carolinae (Jaffé IV, 335—436), größtenteils Briefe von und an Karl, tragen einen mehr familiären Charakter. Zwar Karl selbst behält meist das majestätische 'Wir' bei, aber auch in einem Brief an Angilbert, den er duzt, mischt sich 'Ich' neben 'Wir' ein (Nr. 9); gegenüber der Königin Fastrada gebraucht er 'Wir—Du' (Nr. 6), gegenüber höheren Geistlichen 'Wir—Du' oder 'Wir—Ihr Du'. Aber in Alcuins Briefen (Jaffé VI, 132—897) redet dieser Vertraute Karls mit seinem Kaiser, dem 'David' des gelehrten Kreises, in der Form von 'Ich—Ihr Du' oder 'Ich Wir—Ihr Du', der unterthänige Ton ist also gemildert durch Beifügung von 'Du' zu 'Ihr'. Für die I. Person überwiegt alles in allem natürlich bei weitem 'Ich' über 'Wir'. Wenn aber doch auch manchmal vereinzelt von einem Niederern 'Wir' allein gegenüber einem Höheren gebraucht wird, so liegt darin natürlich nicht ein Anspruch auf höhere Geltung, sondern es beruht auf der solennen Art des Verkehrs. Im allgemeinen ist über den Mischstil für die II. Person in jener Periode zu sagen, daß das Du den streng höfischen oder offiziellen Ton in vertraulicher Weise abschwächt. Es tritt deshalb gern ein, wenn die Stimmung herzlicher wird, bei Segenswünschen, freundschaftlichen Mahnungen, Bitten u. dgl. Aber immer kommt es dabei von vornherein auf das gegenseitige Ver-

hältnis der Personen an. Die Beobachtung der Anredeformen in den einzelnen Briefen oder Gedichten würde einen vertieften Einblick in die Gedanken und Gefühlsbewegungen der Schreiber gewähren. — Sehr mannigfaltig sind die Briefe Einhards (Jaffé IV, 437—506), die an den Kaiser (Ludwig d. Frommen), an Bischöfe und höhere Geistliche, höhere und niedere Reichsbeamte und auch an einfache Leute gerichtet sind. Während Alcuin mit Karl in vertraulichem Tone sich unterhalten durfte, kann der alte Einhard zu dem Nachfolger des großen Kaisers nur in der unterthänigen Form von 'Ich und Ihr' reden; so auch gewöhnlich zu dem Comes. Gegenüber Bischöfen und Äbten sind die Mischformen üblich, wobei freilich der Plural, ohne daß es ausdrücklich bemerkt ist, oft die geistliche Korporation insgesamt betreffen kann; oder die gleichsetzenden 'Wir—Ihr', 'Ich—Du', doch wirken bei letzteren verwandtschaftliche oder freundschaftliche Beziehungen mit. Gegen niederer Stehende gilt 'Wir—Du'. — Für eingehendere Untersuchungen sind dann von Wichtigkeit die Briefe des Servatus Lupus als eines der vorzüglichsten Stilisten seiner Zeit. Er scheint den Mischstil möglichst eingeschränkt zu haben. Die sehr häufigen 'Wir' neben 'Ich' in ein und demselben Briefe sind meist kollektiv, indem er die betreffende religiöse Gemeinschaft, in der er lebt, zusammenfaßt (vgl. oben S. 118).

Wie in den offiziellen Schriftstücken dauern also auch in den Briefen die Redeformen der späteren römischen Kaiserzeit fort, und wie sich in der damaligen Dichtung die klassische Anrede mit einfachem Du neben geringen Ausnahmen erhalten hat, so herrscht diese auch in den Gedichten, die aus Karls Freundeskreise hervorgingen. Die Reiche der Germanen und dann wiederum Karls des Großen knüpften unmittelbar an das römische Kaisertum an, die in diesem geltenden Formen wurden ununterbrochen weitergeführt. So auch die der lateinischen Literatur. In den Gedichten also von Alcuin, Paulus Diaconus, Theodulf u. s. w. (Mon. Germ. poet. lat. med. aevi I) an Karl überwiegt in der Gesamtsumme weitaus das Du den plur. reverentiae, nicht selten tritt daneben allerdings 'Ihr Euer' auf, aber dann immer mehr vereinzelt und in der Minderheit gegenüber dem Singular (vgl. die lat. Panegyriken oben S. 121). Für die I. Person erscheint etwa in demselben Verhältnis der sing. 'Ich' gegen den plur. 'Wir'. Bei letzterem kann hier oft vielleicht der plur. modestiae gemeint sein, nicht der plur. majestatis, z. B. wenn Alcuin ein Gedicht an Karl beginnt (S. 237) Ad nos quippe tuus famulus veniebat Homerus, nuntia laeta ferens, David, ab ore tuo. In der Poesie also gilt noch deutlich der klassische Stil mit einfachem Singular als Muster, nur konnte man sich nicht ganz gegen die im höfischen Verkehr üblichen Höflichkeitsformen verschließen. In dem historischen Gedichte des Ermoldus Nigellus, de Gestis Ludovici Caesaris, sind jedoch die höfischen Redeformen mehr eingehalten als in den letztgenannten poetischen Privatbriefen. Sie treten, den Thatsachen entsprechend, besonders auf in den Reden der Kaiser, Karls d. Großen und

Ludwigs d. Frommen: hier wird im Prozentsatz viel mehr Gebrauch gemacht von dem majestätischen 'Wir'. Aber die strenge Kurialform ist ebenfalls nicht eingehalten, denn die Großen des Reichs, wie Lupus Sancio und Wilhelm v. Tolosa, der spätere Nationalheld des karolingischen Volksepos Guillaume d'Orange, verkehren mit Ludwig fast nur mit 'Ich' und 'Du' (1, 121 ff.). Am häufigsten aber tritt der Mischtypus auf, manchmal in starkem Durcheinander, so 2, 493 ff., wo Ludwig d. Fromme zu seinen Getreuen redet O famuli nostro nutrimine freti nostris insistite jussis . . . et mea verba suscipite. Res equidem . . . credo. Ducimus aptum ut demus. Requiram . . .

Aber alle diese Zeugnisse stellen nur dar, wie die Formen im lateinischen schriftlichen Verkehr gehandhabt wurden, der aber deckte sich nicht mit dem mündlichen, so wenig als in dem vorhergehenden Zeitabschnitt. Diesen wird man am ersten in den Geschichtswerken suchen. Aber der lateinische Umgangsstil bei den Historikern ist wiederum nicht ein getreues Abbild des deutschen, und so kommen für die deutsche Sitte die Geschichtschreiber der mittellateinischen Literatur zwar in erster Linie in Betracht, aber keineswegs als vollgültige Zeugen (s. unten). Für die Karolingerzeit sind, außer dem schon bei den Dichtern genannten Ermoldus Nigellus, besonders Paulus Diaconus mit seiner Langobardengeschichte und der Mönch von St. Gallen mit den Gesta Caroli magni beizuziehen; Einhard im Leben Karls bietet keine Beispiele.

Paulus Diaconus läßt den Authari bei seiner Brautwerbung um Theudelinde, als Gesandten verkleidet, den König Garibald ihrzen, von sich sagt er 'Ich' (der darauf folgende Plural 'Wir' ist jedenfalls societatis, indem er mit sich seine Genossen zugleich einschließt, Hist. Lang. 3, 30); auch Prinz Romuald ihrzt seinen Vater, den König Grimuald (5, 10). Dagegen duzt die Amme die Prinzessin Theudelinde (3,30), mit 'Ich—Du' sprechen ein wahrsagender Sklave zu Herzog Agilulf (3, 30), ein Hofmeister zu Romuald (5, 8), ein tuskischer Krieger zum Tyrannen Alahis (5, 40), der Diakon Seno zu König Kunincbert (5, 40), ein Stallmeister zu König Kunincbert (6, 6), desgleichen der verbannte Prinz Berhtarit zu König Grimuald und umgekehrt (5, 2). Im lateinischen Geschäftsstil dagegen sind abgefaßt die Briefe des Papstes Gregor an die Königin Theudelinde (4, 9 'Wir—Ihr' und seltenes 'Du'), an König Agilulf (4, 9) und an Herzog Arogis (4, 19) mit 'Wir—Ihr'.

Der Mönch von St. Gallen hat seine Geschichte Karls d. Großen Karl d. Dicken gewidmet. Wo er diesen anredet, wie 1, 18; 2, 9, 10, 16, nimmt er die unterthänige Form 'Ich [selten Autoren-Wir]—Ihr'. In der Erzählung selbst tritt der plur. reverentiae zurück. Er erscheint, manchmal untermischt mit der II. sing., in folgendem:

ein junger Priester zu Karl d. Gr.: domine, hoc . . in potestate vestra situm est. später aber: tene fortitudinem tuam ne potestatem tibi . . .; Königin Hildegard zu Karl: obsecro, domine dulcissime, ut detis illum fideli famulo vestro, clerico meo (1. 4); Ludwig der Fromme zu seinem Vater Karl (2, 10): meus et vester, si dignamini

(= oba ir giwerdôt). darauf Karl zu Ludwig: Da mihi .. und dann Ludwigs Söhnchen zu Karl, seinem Großvater: Quando vester eram vasallus, post vos .. nunc autem vester socius ... me vobis coaequo: ein Bischof zu Karl: quocumque vos veneritis (1, 14); ebenso Gefährten Karls zu diesem (1, 19): Domine, in vestro nomine .. vobis dignamini, sublimitati vestrae; ein Gesandter zu Karl (2, 18): dexterae vestrae. Dagegen kommt auch oft die volkstümliche Art zur Geltung: Karl d. Gr. spricht zu dem jungen Priester (1, 4), zu einem Bischof (1, 11), selbst der Papst Leo zu Karl (1, 10) 'Ich' und 'Du', ebenso der Mönch und Glockengießer Tanto (1, 29) und ein alter Nordmann (2, 19) zu Karl, ein Bischof (1, 15) geht vom Sing. facis, domne imperator ... proicis auf apud vos über. — Fast ganz aufgegeben ist der plur. maj. (pellicium nostrum .. in conspectum nostrum sagt Karl d. Gr. 2, 17).

Die Betitelungen sind in den historischen Werken des Paulus Diaconus und des St. Galler Mönchs meist im germanischen Stile gehalten. Bei Paulus Diaconus: domine Romuald 5, 8 (= hèrro Romuald), domine rex 5, 40 (= hèrro kuninc), domine mi rex 6, 6. Beim Mönch: domine mi rex, domine dulcissime 1, 4 (Königin Hildegard zu Karl d. Gr.); die Anrede mit dulcissime ist dem lateinischen Sprachgebrauch entnommen und nicht ursprünglich deutsch, vielmehr ist Notkers suòzze herro Ps. 99, 5; 104, 11; 144, 9 und suòze truhten Ps. 33, 9; 85, 5; 134, 3 Uebersetzung des lat. suavis (est) dominus); laete vir domine (ist laete hier falsche Uebersetzung des deutschen frô 'Herr'?) 1, 5, laetifice rex (ebda.), laete vir episcope 1, 11; Kyrieleison Hludowico beato. O te beate Hludowice 2, 21. In den lateinischen Formeln und Briefen sind demgegenüber traditionelle Titel und ehrende Abstracta üblich wie celsitudo, clementia, serenitas, excellentia, seit Ludwig d. Frommen auch majestas u. a. (Sickel a. a. O. 1, 180 f.), oder potestas, potentia, sapientia, pietas, auctoritas, dignitas u. a., ein Titelwesen, das je nach Stand und Würden abgemessen sich von den regierenden Häuptern auf die geistlichen und weltlichen Beamten und Privatpersonen ausdehnte.

Es galt hier zunächst, den Boden zu gewinnen für die deutschen Anredeformen des Mittelalters, indem sie auf ihren Ursprung zurückzuführen waren. Er liegt, wie schon J. Grimm erwiesen, in dem spätrömischen Kaisertum. Die Weiterentwicklung führt durch das merowingische Reich auf das der Karolinger. Das lateinische Formensystem wurde im großen und ganzen auch in den folgenden Jahrhunderten beibehalten. Mit dem 9. Jahrh. ist zwar die Zeit erreicht, wo die ahd. Literatur einsetzt, aber sie liefert zunächst nur spärliche Beiträge für unsere Untersuchung. Die lateinischen Denkmäler sind darum noch so lange zu befragen, als die einheimischen deutschen nicht genügende Auskunft geben. Erst etwa seit der Mitte des 12. Jahrh. gewähren diese ausreichendes Material.

Vom 10.—12. Jahrh. ist in den Urkunden je nach dem Stande des Ausstellers der plur. maj. oder die I. pers. sing. Regel, vgl. Sasse S. 37 ff., wie in den vorhergehenden Jahrhunderten; in den epischen Gedichten ebenso wie früher meist nach klassischem Muster 'Ich—Du'.

Bei den Geschichtschreibern treten die Pluralformen in der Darstellung deutscher Verhältnisse sehr zurück, also wie bei Paulus Diaconus und dem St. Galler Mönche. Streng ins Einzelne durchgeführte Regel ist natürlich nicht zu erwarten, auch spielt hier die Eigenheit der Verfasser mit herein. Immerhin hat der Kurialstil auch in geschichtliche Werke Eingang gefunden. Ein Typus für diese Gattung ist die Vita Mahthildis reginae (Mon. Germ. script. IV, 282 ff.). Und so trifft es sich, daß von zwei Schriftstellern, die ein und dieselbe Zeit, ja dieselben Personen behandeln, die Redeformen verschieden wiedergegeben werden, nämlich von Widukind in seinen Res gestae Saxonicae (Mon. Germ. script. III, 408 ff.) und vom Verfasser der genannten Vita Mahthildis. Widukind in den Widmungen an Ottos I. Tochter Mahthild (vor Buch I., II., III.) spricht von sich im Plural, offenbar modestiae (z. B. nostra humilitas, nostra devotio) und redet die Prinzessin mit 'Du' an; im Laufe der Erzählung läßt er den Herzog Heinrich im Gespräch mit einem Gesandten den plur. maj. gebrauchen (1, 22); als Heinrich I. zum König ausgerufen wird, spricht er im Mischstil (Satis michi est ut . . . rex dicar et designer . . . penes meliores vero nobis unctio et diadema sit . . . tanto honore nos indignos arbitramur 1, 26); derselbe Heinrich I. und Otto I. sprechen zum Heere in I. pers. sing. (1, 38 bezw. 3, 32 u. 46); ein Gesandter duzt den König Heinrich (1, 33) und der Vasall Agina Otto I. (2, 17). Dagegen in der Vita Mahthildis reginae steht in der Widmung das solenne 'Wir—Ihr', im Texte durchaus der plur. maj. und rev.: so in wechselseitigen Reden zwischen der Königin Mahthild und ihrem Sohn Otto I., zwischen den beiden Königinnen Mahthild und Adelheid; Mahthild und Otto I. reden überhaupt nur im plur. maj. und werden nur mit dem plur. rev. angesprochen, und der Verfasser ist in dieser zeremoniellen Form so geübt, daß er die Königinmutter den plur. maj. selbst im Gebet zu Gott gebrauchen läßt (Kap. 20). Doch gegenüber ihrem zweiten Sohn, dem Herzog Heinrich, der sie ebenfalls ihrzt, bricht das vertrauliche Du auch die starren Fesseln dieser Etikette (Kap. 14 u. 16, s. die Stelle in der Gramm. 4, S. 358). Die höfische Art ist also der individuelle Stil dieses Autors. Aber er steht damit bei Seite. In seiner Vorlage, der Vita Mahthildis antiquior (Mon. Germ. script. X, 573 ff.) überwiegt in den Reden der Königin Mahthild — andere kommen nicht in Betracht — die volkstümliche Weise des Singulars weitaus den plur. maj. Und selbst Otto III., der doch die höchsten, römisch-byzantinischen Vorstellungen von seiner geheiligten Majestät hatte, läßt Thankmar in der Vita Bernwardi (Mon. Germ. script. IV, 770 ff.) ebenso wie Heinrich II. mit der I. pers. sing. auftreten. — Auch Ekkehard wendet in seiner Chronik von St. Gallen (Mon. Germ. script. II) meist nur den Singular beider Personen an im Verkehr aller Stände, der Geistlichen und Mönche, Bischöfe und weltlichen Fürsten, der Königinnen (Ottegebe und Adelheid), der Könige

und Kaiser (Konrad, Otto I., Otto II.). Jedoch da Ottos I. Sohn, der spätere Otto II., zum Könige der Ostfranken gekrönt wurde (a. 961) und beide zusammen gemeinsam Staatsgeschäfte vollzogen, so erscheint, auf sie beide bezogen, auch wiederum jener auf zwei Majestäten angewendete plur. rev. der römischen Kaiserzeit, ein äußeres Zeichen des wiederaufgerichteten Imperatorentums; dazu auch die Anrede domini mei, majestas vestra.

Der plur. rev. auf eine Person bezogen ist sehr selten: Boten ihrzen den König Konrad (S. 87); Ekkehard II, der Lehrer der Herzogin Hadwig, redet sie an Domina mi, ut ab ore vestro aliquid raperet, alias scolum vobis illum attuli, später duzt er sie wieder (S. 125); ein Sachwalter ihrzt die Herzogin (gratia vestri immerito, dux optima, caret S. 126). Auch die Betitelungen sind bei Ekkehard sehr einfach: domine mi (Ekkehard II zu Otto II S. 138, 140, Otto II zu seinem Vater Otto I S. 139), domina mi, serena mi (Ekkehard II zu Hadwig S. 125), o rex (Boten zu König Konrad S. 87) mi rex, domine mi rex (Bisch. Arnulf von Toul zu Otto II S. 126), pie rex (Bischof Hiltebald von Chur zu Otto II S. 127), o rex, gloriose mi (Ekkehard II zu Otto S. 133); Ecce pater (Otto II zu Otto I S. 139), fili mi (Königin Adelheid zu ihrem Sohn Otto II S. 146); mi dilecta (Otto I zu Königin Adelheid S. 146); domine semper amande (Adelheid zu Otto I S. 139); dominus meus, omnium hominum carissimus. Salve, domine, salve semper dulcissime (Wendelgart zu ihrem Manne Graf Uodalrich S. 120); anime mi (Mönch Sandrart zu einem Wächter S. 145), Eia mi sodes care (Erzbischof Uodalrich zu einem Diacon S. 108), bone vir (Tuotilo zu seinem Gegner, dem hinterlistigen Mönche Sindolt S. 97, nicht der übliche Gruß der Mönche 'frater'!), vir bone (der schwachsinnige Mönch Heribald zu einem ins Kloster eindringenden ungarischen Krieger S. 106); endlich und am wichtigsten, der deutsche Gruß, womit Bergleute den Bischof Salomo empfangen (S. 87) heil herro, heil liebo! Die meisten dieser Formeln begegnen auch in der lingua theotisca, s. unten 28 ff.

Die Briefsammlungen werden mit dem Anfang des 12. Jhs. wieder häufiger. Der Stil ist hier insofern regelmäßiger geworden, als die Mischform, wie schon bei Servatus Lupus, sehr zurückgedrängt wird. Man kann z. B. unter den Briefen des Reinhardsbrunner Codex (ed. Höfler, Archiv f. Kunde österr. Geschichtsquellen 5, 1 ff.), von ca. 1130—40, viele durchlesen, bis man auf gemischtes 'Ich—Wir' oder 'Du—Ihr' stößt. Ganz unterlassen wird es nicht (vgl. die Nummern 14, 15, 24, bes. 43, 44, 45, 51). Dasselbe ist der Fall in den Briefen Wibalds von Stablo, ca. 1140—60 (ed. Jaffé, Bibl. 1, 76 ff.), in den von Wattenbach herausgegebenen Briefen im Archiv f. Kunde österr. Geschichtsquellen 14, 68 ff. (Zeit Lothars) und besonders bei Petrus von Blois. Seit Ende des 11. Jhs. kamen dann, zuerst in Italien, Lehrbücher zur Abfassung von Briefen, die eigentlichen Briefsteller, auf (vgl. Wattenbach, Ueber Briefsteller des Mittelalters, a. a. O. S. 29 ff., Rockinger, Briefsteller und Formelbücher des 11.—14. Jhs., Quellen und Erörterungen Bd. 9, I u. II). Sie geben genaue, oft recht pedantische Vorschriften über alle Einzelheiten der fünf (oder drei) Teile, in die ein wohl abgefaßter Brief gegliedert sein muß. Für den Gebrauch der Numeri sind nur allgemeine Regeln aufgestellt:

Et scias, quod in plurali numero de se loquentur majores, et eisdem scribetur similiter in plurali (Guido Faba, um 1230, Rockinger a. a. O. 9, I, 189). In der Summa de arte prosandi des Konrad von Mure (a. 1275, ebda. S. 435) wird vorgeschrieben: Item que persona debeat loqui pluraliter, que singulariter. Omnes enim personatum vel dignitatem habentes, dum scribunt suis equalibus vel inferioribus, se ipsos in plurali numero ponere consueverunt. Set scribendo longe superioribus huiusmodi sollempnice vitant. Minores quoque quibuscunque personis alicuius nominis et honestatis scribendo precipue in dignitate constitutis secundum consuetudinem terre nostre numerum pluralem asscribunt. Das heißt wohl soviel als, die Personen höheren Standes haben von sich im plur. maj. zu schreiben (außer an ganz Hochgestellte), die von niederem in der Anrede den plur. rev. zu gebrauchen.

Die gemischte Form ist offenbar nicht mehr schulgerecht, denn sie wird in den Vorschriften nicht erwähnt, auch in den Musterbeispielen selten angewendet. Aber ganz ist sie nicht verbannt, sie findet sich z. B. noch bei Hugo von Bologna (ca. 1130, S. 82—84 u. S. 90, Schüler an Lehrer und umgekehrt, Freund an Freund); auch bei Ludolf von Hildesheim (um 1250, S. 372, Sohn an seinen Vater). Es ist also festzustellen, daß der Gebrauch des Mischstils nach der Zeit Karls d. Gr. überall eingeschränkt wird. Dieser Typus wird demnach gegenüber den vier andern (oben S. 126) bedeutungslos.

Nach dem Vorhergehenden kann man unter den Redeformen des Lateinischen im Mittelalter drei Stilarten unterscheiden: a) der klassische Stil, Singular der I. und II. Person, besonders in der Poesie; b) der Geschäftsstil, mit bestimmter Regelung der Numeri und Titulaturen, besonders in den Gesetzen, Urkunden und Briefen; c) der Stil des mündlichen Verkehrs, besonders bei den Geistlichen, aber auch bei Hofe in Übung. Dieser fällt keineswegs zusammen mit dem Geschäftsstil, sondern unterscheidet sich von ihm durch geringere Anwendung der Höflichkeitsformen, d. h. durch weitgehenderen Gebrauch des Singulars und weniger solenne Betitelungen. Er findet sich besonders in den historischen Werken.

Welche Schlüsse lassen sich nun mit dem lateinischen Material auf die deutschen Verhältnisse ziehen? Vorab sind die Urkunden und Briefe, also die im Geschäftsstil (Stilart b) abgefaßten Schriftstücke ganz auszuscheiden, denn sie bewegen sich in festen, für das ganze Abendland, also ebensogut für die romanischen Nationen gültigen Normen. Das Gleiche gilt für die Gedichte, weil hier vielfach die klassischen Muster fortwirkten (Stilart a). Auch die historischen Werke, in denen sich am ehesten der Stil des mündlichen lateinischen Verkehrs aufweisen läßt (Stilart c), sind keine ungetrübten Quellen bezüglich des Deutschen. Die Geschichtschreiber schildern zwar das Leben in seiner Wirklichkeit, aber sie thun es eben auch in lateinischer Sprache, und die hatte ihr eigenes mit dem deutschen nicht in steter Korrespondenz stehendes Formsystem der Reden. Sie wurde in der Schule erlernt, die Lehrbücher waren lateinische Klassiker wie Virgil, Ovid, die Grammatiken des Donatus und Priscian und die Vulgata, in diesen aber gab es überhaupt so gut wie gar keinen plur.

maj. oder rev. Neben diesem einfacheren, mehr durch das klassische Latein beeinflußten historischen Stil, der auch dem des mündlichen Verkehrs am nächsten kommt, ging ganz getrennt jener Geschäftsstil mit seinen Höflichkeitsphrasen, und der konnte auch in historischen Darstellungen die Oberhand gewinnen oder wenigstens gelegentlich zum Durchbruch kommen. Man ist also oft nicht einmal sicher, ob die lateinischen Historiker den Stil der lateinischen Verkehrssprache (c) getreu wiedergeben.

Daß in den lateinischen Geschichtswerken auch die wirkliche deutsche Redeform nicht zum Ausdruck gelangt, läßt sich aus dem Sprachgebrauch der Schriftsteller selbst heraus wahrscheinlich machen, z. B. aus Ekkehards St. Galler Chronik: Ekkehard II ihrzt die Herzogin Hadwig, fast alle andern Personen aber verkehren im Singular, selbst Mönche duzen den Kaiser — ein solcher Widerspruch kann nicht auf den wirklichen Verhältnissen beruhen, sondern ist eine stilistische Freiheit des Verfassers. Thatsächlich wird Ekkehard II den plur. rev. gebraucht haben wie auch der Sachwalter (s. S. 132) und mit dem Geduztwerden der Kaiser hält der Verfasser das am Hofe geübte Ceremoniell nicht ein. Zu dem nämlichen Resultate führen jene auf S. 131 behandelten zwei verschiedenen Stilarten: sie können nicht beide zugleich die Verkehrsform am sächsischen Hofe wiedergeben, da es doch keine zwei verschiedenen Hofgebräuche gab. Der lateinische Stil der Historiker kann demnach nicht als getreues Abbild des Sprachgebrauchs in der lingua theotisca gelten. Bei aller Fertigkeit, mit der es gesprochen und geschrieben wurde, war das Lateinische doch eine für sich bestehende Kunst- und Gelehrtensprache, deren in festen Regeln überkommenen Ausdrucksmittel nicht durchweg den neueren Verhältnissen angepaßt wurden. Es läßt sich also aus den Geschichtswerken nur das allgemeine Urteil gewinnen, daß seit dem 9. Jh. der plur. rev. auch in der mündlichen deutschen Rede gebraucht wurde; im Einzelnen sind die Fälle oft nicht den Thatsachen des deutschen Verkehrs entsprechend geregelt. Gewiß war auch von der Etiquette in der Anwendung der Numeri ein großer Spielraum gelassen. Endlich ist zu beachten, daß bei den Titulaturen die Umschreibung durch Abstracta im Deutschen noch nicht Eingang gefunden hat und besonders daß sich die höfliche Ausdrucksweise nur auf die Anwendung des Plurals II. Person, des plur. reverentiae, erstreckte; der plur. majestatis hat ja hier keinen Eingang gefunden. Wenn er also bei den Historikern auch in den Schilderungen deutscher Verhältnisse vorkommt, so liegt hier sicher eine Übertragung des lateinischen Kurialstils vor.

Die deutschen Anredeformen.[1]

I. Althochdeutsche Zeit.

Die ahd. Literatur ist lediglich ein Anhängsel der lateinischen und

[1] Die Literatur ist verzeichnet bei Erdmann-Mensing, Grundzüge der deutschen Syntax 2, 31.

nur ganz wenige Denkmäler gewähren einen von lateinischen Vorlagen unbeeinflußten Einblick in die damals geltende Sitte. In dem folgenden zweiten Teile dieses Abschnittes soll zusammengestellt werden, was wir aus der deutschen Literatur über die Redeformen erfahren. Doch zunächst sind die beiden Epen von Waltharius und Ruodlieb zu betrachten, die von der Wissenschaft mit Recht der deutschen Literaturgeschichte zugeteilt werden. Sie bilden die Vermittlung mit den lateinisch geschriebenen Biographien und Zeitgeschichten.

Waltharius. — Zweierlei Gelegenheiten sind für die Reden im Walthariusliede gegeben: anders ist die Verkehrsform im ersten Teile am Hofe Attilas als im zweiten im Lande der Franken. Dort ist die höfische Etiquette streng eingehalten. Ospirin ihrzt ihren Gatten, den König Etzel, denn ausgewählt formell, ja unterthänig bewegen sich die Königinnen gegenüber ihren Eheherren:

V. 125 ff. Provideat caveatque precor sollertia regis (den Eingang also bildet ein ehrerbietiges Abstractum mit III. pers.) Ne vestri imperii labatur forte columna, Hoc est, Waltharius vester discedat amicus... Idcircoque meam perpendite nunc rationem; Cum primum veniat, haec illi dicite verba ... V. 140 completis ... potestis. In der zweiten Rede V. 372 ff. ebenfalls zuerst Umschreibung des einfachen Personalpronomens Quod domino regi jam dudum praescia dixi .. dann imperii vestri. Etzel in der Rede, die er auf Ospirins Rat an Walther zu richten hat, V. 132 ff., hat nicht die Form der offiziellen Staatsacte mit dem plur. maj., sondern die des vertraulichen Verkehrs 'Ich—Du' zu wählen; seine Hoheit aber bricht durch bei Servitio in nostro und in quod gratia nostra Prae cunctis temet nimium dilexit amicis. Endlich Walther gebraucht in der Antwort gegen Etzel den Mischstil, V. 146 ff., zuerst 'Ich—Ihr': Vestra quidem pietas est, quod modici famulatus Causam conspicitis; sed quod mea segnia mentis Intuitu fertis, numquam meruisse valerem. Sed precor, ut servi capiatis verba fidelis u. s. w., dann von V. 159 an, als er die Bitte vorbringt, quare, precor, absque jugali Me vinclo permitte meam jam ducere vitam u. s. w., drängt die Empfindung vor und er fährt mit vertraulichem Du fort; und während er vorher als treuer Knecht (servi verba fidelis) den Befehlen des Herrn und Gebieters gehorsam zu sein sich beeifert (oculis senioris V. 154, domini praecepta V. 150, obsequio domini V. 159), fleht er dann wie ein Sohn mit Schmeichelworten seinen Wohlthäter an, den besten der Väter: V. 165 Testor per propriam temet, pater optime, vitam... Die zweite Rede Walthers an Etzel bilden die kurzen in höfischem Tone gehaltenen Worte bei der Eröffnung des Trinkgelages V. 306 f. In hoc rogito clarescat gratia vestra, Ut vos inprimis reliquos tunc laetificetis.

Ekkehard hat also die höfischen Verkehrsformen seiner Zeit durchgeführt und sich hier nicht von klassischen Mustern beeinflussen lassen, obgleich Virgils Aeneis manches Beispiel für diese Fälle gegeben hätte. Und diese Beobachtung ist nicht unwichtig für die Beurteilung seiner Darstellung im Ganzen. Wie manche Einzelheiten auch aus Virgil aufgenommen sein mögen, die Auffassung, in der die Dinge gedacht sind, ist nicht die klassische, sondern die der romanischen Periode des 10. Jhs., zu deren wesentlichen Merkmalen eben die Nachwirkung des klassischen Altertums gehört. Der Stoff ist in der Denkart des romanischen Mittel-

alters erfaßt und in die Formen jener Zeit gekleidet, vgl. W. Meyer, Der Dichter des Waltharius, Ztschr. f. d. Alt. 43, 113 ff. Sprachlich gehören die Plurale der Anrede und die Umschreibungen mit sollertia, gratia, pietas in die Reihe der nichtklassischen Bestandteile des Liedes, unter denen sie bis jetzt in den betreffenden Abhandlungen nicht genannt worden sind.

Das Gegenstück zu dem großmütigen Charakter des Attila bildet der prahlerische und niedrig gesinnte Gunther. Wenig Ehre zollt ihm der Dichter. An dem Hofe des mächtigen Hunnenkönigs herrscht der feine Umgangston und zeigt sich auch in den Aeußerlichkeiten der Redeformen: seiner königlichen Würde ziemen die Anreden im Pluralis und die solennen Betitelungen. Ein ganz anderer Ton herrscht in Gunthers Umgebung. Zwar auch ihm huldigen die Vasallen mit der dem Herrscher gebietenden Ehrfurcht, aber es geschieht nicht in dem auserlesenen höfischen Ceremoniell, wie es an einem vornehmen Königshofe geboten war, sondern in der volksmäßigen Weise des Duzens. Überall wird Gunther nur mit Du angeredet und die Titel sind die einfachen rex (V. 528. 1071. 1114. 1123) rex inclite (V. 452), inclite princeps (V. 1098), o senior (V. 574), domne (V. 1098. 1112). Die einzige pluralische Anrede im ganzen zweiten Teile ist vestro honori (V. 580). In dieser volkstümlichen Art liegt nun an sich gewiß keine Mißachtung — sie ist ja die des germanischen Heldenliedes —, aber in diesem Falle ist sie doch vom Dichter absichtlich gewählt, weil er dem mit Geringschätzung behandelten Frankenkönig das würdevolle Ihr nicht gewähren und zugleich diese Figur individualisierend von Attila abheben wollte. Auch die andern Helden des zweiten Teiles duzen sich untereinander und reden von sich in I. pers. sing. Das ist Regel. Aber ganz ist diese germanische Weise doch nicht eingehalten, etwa zehn Mal begegnet der plur. maj., von Hagen: indignum nostri juvamen V. 1072, von Gunther: de nostra culpa V. 1076, von Trogus: mucronem nostrum V. 1043, und besonders von Walther: dubitamus V. 596, dextera nostra V. 767, telum penetrabile nostrum V. 775, pro vulneribus nostris V. 809, consilium nostrum V. 881, nostris complexibus, nos V. 1242 f. Man darf nun zwar beim Mischstil nicht hinter jeder einzelnen Form eine bestimmte Absicht wittern, aber ganz ohne Grund wird es nicht sein, daß gerade Walther, dem Lieblingshelden des Gedichtes, das erhabene 'Wir' zugedacht ist. — Die Liebenden verkehren in vertraulichem 'Ich—Du', aber doch bricht gelegentlich die unterthänige Haltung des Weibes durch. So sagt Hiltegund zu Walther domne V. 1213, mi domne V. 249, mi senior V. 545, vestrum velle meum solis his aestuo rebus. Praecipiat dominus, seu dextera sive sinistra V. 257 f. Kein ehrender Titel, kein plur. rev. von Seiten des Mannes gegen die Braut.

Da die drei Stilarten der lateinischen Redeformen (s. S. 133) so leicht ineinander übergehen, so ist es oft kaum zu unterscheiden, ob der

Singular der Anrede als klassisches oder als volkstümliches Du zu nehmen ist. So könnte an sich das Duzen im zweiten Teile auch als klassisch-poetischer Stil aufgefaßt werden, aber das läßt das Verhältnis zu dem Verkehrston des ersten Teils nicht zu. Es muß eben der Charakter des ganzen Werkes, die Eigenart des Verfassers die Entscheidung geben. Auch in diesen Redeformen arbeitet der Dichter des Waltharius individualisierend und realistisch.

Ganz andere stilistische Grundsätze bestehen in den Redeformen des Ruodlieb, hier herrscht im Gegensatz zu dem modern-realistischen des Waltharius das klassisch-idealistische Prinzip vor. In den langen Verhandlungen zwischen den beiden Regierungen, Fragm. 1—5, 584 (Seiler), selbst in der feierlichen Botschaft des besiegten Königs an den Sieger (4, 53 ff.), wird nicht der Geschäftsstil eingehalten, sondern die Gesandten und die beiden Könige duzen sich alle untereinander; nur ganz selten schlüpft ein plur. rev. durch (Gesandter zum König Hoc est vestri juris, rex, induciari 4, 32; kleiner König zum großen sub vestre fidei scuto 4, 156). Wenn der plur. I. pers. im Munde der Könige vorkommt, so kann er als kollektiv aufgefaßt werden und öfter tritt deutlich die I. pers. sing. in Beziehung auf die einzelne Person des Redenden dann daneben, so sagt 4, 130 der kleinere König

O nostri domini missi summique patroni, Si respondere bene sciremus uel honeste Demandaminibus clementibus atque paternis, Est ut promeritus nimium, prompte faceremus. Dicite nunc illi de me de plebe uel omni ... So auch 5, 45 ff., 5, 203 ff., auch 5, 35.

Die Grenze, ob die I. Person als plur. maj. oder als plur. societatis zu fassen ist, ist freilich auch hier manchmal verwischt und dem Dichter hat wohl selbst in vereinzelten Fällen eine strenge Scheidung nicht vorgeschwebt, so z. B. 4, 20 ff., aber da der kleinere König den größeren nur duzt, so kann die I. pers. plur. in Bezug auf den kleineren im Prinzip unmöglich als plur. maj., höchstens als plur. mod. gedacht sein. — So bewegt sich auch die Unterhaltung zwischen dem Jäger und Ruodlieb, zwischen diesem und dem König nur in der Form 'Ich—Du' (auch 5, 295 ff. denkt der König bei den Pluralen pertractemus, demus, nobis, an sich und sein Volk, vgl. 5, 300); ebenso wird in dem offiziellen Rückberufungsschreiben Ruodlieb von den Herren nur geduzt und alle Höflichkeitstitel sind unterlassen (5, 230 ff.). Der Dichter also hat hier das klassische Stilprinzip mit dem Singular der Redeformen aufgenommen, das ja überhaupt in der Poesie immer bevorzugt wurde. Einigemale kann man freilich auch hier zweifelhaft sein, ob das Du nicht eher als ein vertrauliches aufzufassen ist, so in dem Verhältnis des gütigen Königs zum Jäger, von welchem 1, 131 gesagt ist Qui non ut domino sed ceu respondit amico. Als Ruodlieb, dem der König ebenfalls sehr freundlich gesinnt ist, ihn um seinen Abschied bittet (5, 278 ff.), erlaubt er gnädig eloquere, clemente potiris ad id me, darauf fehlt es aber doch nicht an stärkeren Ehrenbezeugungen wie Umarmen und Küssen

der Buße, Anrede in III. pers. sing. Ganz unmöglich vollends kann sich jene vertrauliche Form auf das Benehmen der Gesandten und Boten und überhaupt auf geschäftliche Akte ausdehnen: hier kann nur das klassisch poetische Du vorliegen.

Wie die Erzählung zu andern sozialen Schichten übergeht, ändert sich auch die Tonart des Verkehrs: der Rothe und der Bauer, in dessen Hause er Nachtquartier sucht, ihrzen sich, ebenso der Bauer und seine Frau (7, 49 ff.); wenn der Rothe dagegen die Frau duzt, so thut er es, weil er sich für ihren Verwandten ausgibt. Das Gegenstück zu dieser Szene bildet die Einkehr Ruodliebs bei dem braven Ehepaar und hier duzt der Hauswirt den Ritter (7, 6). Die Redeformen sind vom Dichter hier mit bewußter künstlerischer Absicht verschieden gewählt als Mittel, um den Kontrast zu verstärken. Wo er also in gemeine Verhältnisse heruntersteigt, da wendet er den realen Stil an, wie er im alltäglichen Leben in deutscher Sprache üblich war. So lauten auch die wegwerfenden Worte Ruodliebs zum Rothen, dessen Gruß ihm widerwärtig ist, im Plural: quo uultis pergere quitis (5, 590); weiterhin, da er ihn als Reisegenossen zuläßt, gewährt er ihm auch das gleichstellende Du. Sonst ist auch im zweiten Teile das Duzen Regel, so zwischen der Mutter und Ruodlieb, zwischen Ruodlieb und seinen Freunden, zwischen Braut und Bräutigam (15, 66 ff. bei der Trauung, entgegen der schwäbischen Trauformel, s. unten); selbst der Hirt und Ruodlieb duzen sich (6, 29). Der plur. maj. begegnet natürlich nie und der plur. rev. außer den genannten Fällen nur noch selten: von der Schloßherrin gegen Ruodlieb uos uelut estis 13, 35; si uultis, rithmos modulare ualetis 9, 34; als Ruodlieb erfährt, daß sie Gevatterin zu seiner Mutter ist, bewegt sich die Unterhaltung im Du und erst bei der offiziellen Einladung zur Hochzeit ihrzt er sie wieder (15, 4 f.). Ein Diener zu Ruodlieb: a sella denodaui vestra (13, 85).

Trefflich hat Kögel den Dichter des Ruodlieb als den frühesten Naturalisten in der Geschichte der deutschen Poesie geschildert (Gesch. d. deutschen Lit. 2, 409). Aber zu den realistischen Schilderungen der Menschen und ihrer Sitte paßt nicht das Stilprinzip der Reden, und trotz seines barbarischen Lateins bevorzugt der Dichter weitaus das antike Du. Realistisch verwertet ist der Redestil, abgesehen von den Episoden bei der Schloßherrin, eigentlich nur in der Dorfgeschichte. Und so tritt das Merkwürdige ein, daß die Unterhaltung in der feinen Gesellschaft am Hofe mit Du geführt wird, die in der Bauernhütte mit höflichem Ihr; gerade umgekehrt wie im Walthariusliede, wo beim Großkönig der moderne Konversationston im Geschäftsstil und in der Umgebung des minderwertigen Gunther der volkstümliche Umgangston angeschlagen ist. Es ist deshalb nicht richtig, daß Reden wie bei den Friedensverhandlungen 4, 1 ff. so wirklich hätten gehalten werden können (Kögel, Lit. Gesch. 2, 355) oder daß das Gedicht geradezu eine Quelle für den Konversationston der höheren Gesellschaft sein kann

(ebda. S. 406). Die auffallende Verschiedenheit der Anredeformen bei Hofe und beim Bauern zeigt, daß der Dichter bei der Schilderung höfischer Szenen im sprachlichen Ausdruck unmöglich der Wirklichkeit gefolgt sein kann, denn eine Behandlung des Stils, welche am Hofe duzen, im Bauerndorfe aber ihrzen läßt, entspricht weder der deutschen noch der lateinischen Verkehrssprache jener Zeit.

Da der lateinische Geschäftsstil im Ruodlieb vermieden wird, so fehlen auch abstrakte Betitelungen wie die vestra pietas, gratia vestra im Walthariusbilde, dafür aber andere nicht offizielle Formeln, sondern mehr dichterisch frei gewählte Metaphern eintreten wie eternum columen regale tuorum lete uiue (3, 44). Sonst entsprechen die Titulaturen fast immer den einfachen deutschen:

rex 3, 50. 55. 4, 32. 5, 64. 5, 280; rex optime 5, 174; pie rex 5, 304. — domine (domne) vom Niederen zum Höhern 1, 114 (der fremd ankommende Ruodlieb zum Jäger des Königs), 4, 201 (Gesandter zum König), 5, 149 (kleiner König zum großen), 6, 31 (Hirt zu Ruodlieb), 6, 75 (Bettler zum reichen Bauern. — care, vom Höheren zum Niederern 3, 58. 4, 204. 5, 246; mi care 5, 418; carissime 5, 549; carissime cunctigenorum 5, 422; dilectissime 5, 420. — bone 5, 604 (der Bote zu Ruodlieb). — here, Voc. zu lat. herus, 10, 75 (Knabe zu Ruodlieb), hera 7, 127 (der Bauer zu seiner Frau; 'domina' heißt die Bäuerin 6, 108. 8, 74. 76), 10, 1 (Ruodlieb zur Schloßherrin), 17, 10 (Ruodliebs Vertreter zu dessen Verlobten). Lat. herus, hera (Deminutiv herilis 'junger Herr' und 'Fräulein', vgl. Du Cange — Favre 44. 197, Seiler S. 315) treffen zufällig mit ahd. hêrro [hêrra] überein (s. unten S. 147); herus floß auch mit heros zusammen (Voigt, Ecbasis Capt. V. 563 Anm. und Seiler 9, 31 Anm., Diefenbach Gloss. S. 276, Nov. Gloss. S. 202). — (mi) fili care (die Mutter zu Ruodlieb) 5, 251. 261. — sodes (Ruodlieb zum Hirten) 6, 29, mi bone sodes (König zu Ruodlieb) 5, 548, care sodalis (Gefährte zum Rothen) 7, 72. — miles summe (Richter zu Ruodlieb) 8, 129. — summi patroni 'hohe Herren' (Seiler S. 83) 4, 130. — 'Vater' heißen Knechte und Mägde den Bauern, ihren Herrn, er sie 'Kinder' 6, 109 f; vgl. Waltharius V. 165 und 618.

Die deutschen Redeformen sind viel einfacher als die lateinischen vor allem dadurch, daß der plur. majestatis wegfällt. Es handelt sich also hier nur um die Anredeformen mit Du und Ihr.

Otfrid. — Ad Liutbertum. Den Stil der lateinischen Zuschrift an Liutbert hat Schönbach Zs. f. d. Altert. 39, 375 ff. erklärt und gezeigt, daß sich Otfrid unter fast absichtlicher Vermeidung jeder Selbständigkeit durchweg an feststehende Tradition und vorgeschriebene Formen hält. Die Anrede des Mönchs an den Erzbischof ist in ehrerbietigstem Tone gehalten mit dem Typus 'Ich—Ihr' unter Einflechtung der üblichen unterthänigen und solennen Titulierungen. Dieses Musterbeispiel eines Bittschreibens ist auf die sorgfältigste Weise ausgearbeitet.[1]

---

[1] Besonderen Ausdruck verlieh Otfrid der Diktion durch den rhythmischen Bau seiner Satzschlüsse (die natürlich nicht immer mit den Abteilungen unserer Ausgaben zusammenfallen), welche er nach dem sog. cursus, der rhetorischen Klausel, bildete, z. B. Z. 4 deputáre procúrent, 42 aliquántulum nárrat, 43 pertúlerit dícit, 49 elevatiónem caeléstium, also, natürlich unter Messung des Accents und nicht der Silbenquantität, nach dem Metrum ⏓́ × × | ⏓́ × (cursus planus); oder Z. 20 dicébant pigréscere, 45 judícii

Es drängt sich der Vergleich auf mit dem Briefe Notkers an den Bischof Hugo von Sitten. Auch hier wendet sich ein Mönch an einen hohen Kirchenfürsten, Mitteilung machend von seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Die Schwierigkeit, die deutsche Sprache gerecht zu machen, um den ungewohnten Stoff aufnehmen zu können, bestand für beide in fast gleichem Maße, und so berühren sich die Briefe mehrfach auch in den Gedanken. Aber welche Verschiedenheit im Tone beider Schreiben! Zwar auch Notker verkehrt in der Form 'Ich—Ihr', aber das ist auch das einzige äußere Zeichen des Standesunterschiedes; nichts von den demütigen Umschreibungen wie parvitas mea, mea parva humilitas, oder den verherrlichenden wie vestrae excellentissimae prudentiae, sanctitatis vestrae etc. Die verschiedene Stellung der Männer, des unbekannten Mönchs und des weitberühmten Lehrers und Gelehrten, findet ihren Ausdruck im Stile. Auch diese Beispiele zeigen, welcher Wert in jener Zeit auf die stilistische Abfassung der Briefe gelegt wurde, wo die Episteln überhaupt, wie schon im römischen Altertume, eine wichtige Stelle unter den verschiedenen Zweigen der Literatur einnahmen.

Die Widmung an König Ludwig ist nicht in Anredeform abgefaßt, sondern von dem König wird in III. pers. geredet. Auch diese Art, wo der Dichter sich gar nicht erlaubt sich direkt an den Dedikanden zu wenden, begegnet oft in Ansprachen, Widmungen, Gedichten an hochgestellte Personen (s. S. 124 u. ö.).

Aus dem Schreiben an Hartmuat und Werinbert ist für unseren Gegenstand nichts zu gewinnen, da in der Anrede an die beiden schon an sich der Plural stehen muß. Dagegen bietet der Brief an den Bischof Salomo von Konstanz die ältesten Beispiele für den plur rev. im Deutschen, was schon J. Grimm festgestellt hat (Gramm. a. a. O.). Es entspricht schon dem lateinischen Ceremoniell, daß der Mönch sich an den Bischof mit dem ehrerbietigen Ihr wendet. Oft ist allerdings in gebundener Rede in lateinischen Zuschriften das klassische Du beibehalten (s. S. 120 u. ö.). Um dafür nur naheliegende Beispiele noch anzuführen, verweise ich auf Geralds Widmung zum Waltharius an Bischof Erchanbald von Straßburg, welcher geduzt wird; und auf Hrotswitha: in der prosaischen praefatio an Gerberg (Barack S. 302) gebraucht sie 'Ich—Ihr', in den poetischen an Gerberg (S. 5 und 95) und in den zweien an Otto I und Otto II (S. 305 und 307) aber 'Ich—Du'. Otfrid hat also auch hier eine besonders ehrfurchtsvolle Art gewählt. Doch ist vielleicht nicht die Nachahmung des lateinischen Kurialstils der einzige

memorat = ´ × × | ´ × × (cursus tardus); die lateinische Quantität scheint noch mitzusprechen beim Ablativ der a-Dekl.: Z. 28 propriā pertimescat. 115 lingua non habere = × × | ´ × × | ´ × bezw. × | ´ × × | ´ ×. — Die Frage verdiente wohl eingehendere Behandlung, hier sei bezüglich dieser rhythmischen Prosa nur verwiesen auf Norden, Die antike Kunstprosa, bes. Bd. 2, 630, 759, 923 ff. (bes. auch 950) und die S. 924 ff. angegebene Literatur; und auf Kraus, Deutsche Gedichte des XII. Jhs. S. 201 ff.

Grund, weshalb er das Du vermeidet: im Deutschen klang Du nicht klassisch, sondern volkstümlich, Otfrid aber wollte in ehrerbietigem Tone reden und war also zu 'Ihr' und dem plur. rev. gezwungen.

Anrede an den Hörer oder Leser. — Meistens stellt sich Otfrid eine Person vor, an die er seine Ermahnungen oder Belehrungen richtet, nicht gerade selten aber auch ein größeres Publikum; dementsprechend braucht er den Singular oder den Plural der zweiten Person; oder er schließt sich selbst mit ein und wendet die I. pers. plur. an. Dabei findet oft ein rascher Wechsel der Personen statt: II sing. und II plur.: I, 23, 41 ff. Biginnet gote thankôn, thaz megit ir biwankôn .. Thu scalt thih io mit driwôn fora gote riwôn .. 57 Hugget therero worto .. 60 Thaz thu thes waldês alles, zi altere ni fallês. I, 27, 61 f. Er doufit thih sô thu iz ni weist thuruh then heilegan geist joh reinôt iuich sâre in scînentemo fiure. — I pers. plur. und II sing. I, 12, 26 ff. In herzen hugi thu inne .. Ni lâz thir .. Wir sculun uaben. I, 18, 33 ff. Faramês sô thie ginôza ouh andera strâza, then weg ther unsih wente zi eiginemo lante ... 37 Thu scalt habên guatî .. — Ähnlich auch Übergang von der I pers. sing. zum plur. soc. unter Einbeziehung des Publikums: Hartm. 95 ff. Ni mag ih thoh ih wolle thie selbun livoli alle Thoh wir thaz irwellên .. thaz wir gigruazên. II, 24, 2 ff. Ih sagên thir zi wâre, maht selbo iz lesan thâre .. thaz sagên ih thir in wâra. — Ni mag man thaz irzellen thoh wir es beginnên. Im letzten Beispiel tritt auch das unbestimmte man, also die III. Person, für die I. ein, so auch z. B. IV 5, 1 Hiar scal man zellen nôti thie geistlîchûn dâti. vgl. J. Grimm, Über den Personenwechsel in der Rede, Kl. Schriften 3, bes. 255 ff. (die mhd. Beispiele S. 258 f. Anm. sind lauter kollektive Plurale).

Eintritt eines abstrakten Substantivs für die angeredete Person, ganz in lateinisch-ceremonieller Weise, liegt vor in IV, 36, 5 Ni helên wir thaz thînaz hêrôti (die Juden zu Pilatus, zi themo herizohen), wo thînaz hêrôti etwa so viel ist wie tuam majestatem, vgl. Erdmann-Mensing, Syntax 2, 34, und unten S. 148. Ein Seitenstück dazu ist die Umschreibung der ersten Person durch ein Abstraktum: theru mînera nidirî V, 25, 77, thie selbûn smâhî mîn V, 25, 89, thiu mînes selbes nidirî Hartm. 155, und mit dem Pronomen der Mehrzahl unsu smâhu nidirî Ludw. 26. Dieses sind dem Lateinischen (vgl. mea parva humilitas in Otfrids Sendschreiben an Liudbert) nachgeahmte usuelle Formeln, während die sonst bei Otfrid sehr häufig vorkommenden Umschreibungen durch ein abstraktes Substantiv wie z. B. die V, 25, 30 ff., auf welche Schönbach Zs. f. d. Alt. 39, 376 aufmerksam macht, aus dem momentanen Bedürfnis hervorgehen und in seinem individuellen Sprachgebrauch begründet sind.

Im Ludwigslied wird der König von den Kriegsgenossen begrüßt: frô mîn, sô lango beidôn wir thîn V. 30, also in germanischer Weise geduzt.

Im Heinrichslied redet der Bote den Kaiser mit Du an: cur sedes Otdo ther unsar keisar guodo dignum tibi fore thir selvemo ze sîne V. 6—8, also im Stil der lat. Poesie mit dem klassischen Singular; dieser ist auch in die deutsche Providence Vershälfte eingedrungen. Die Stelle beweist also nichts für die deutsche Sitte.

Die Straßburger Eide geben überhaupt kein Beispiel für die Anrede, der König Karl und das Volk bezw. der einzelne Krieger haben sich nur für ihre eigene Person auszusprechen. Dieses thun sie im Singular, nicht etwa im plur. maj. Auch die Eidformeln sind in ihrem

Wortlaut fest geregelt, dazu gehört, daß der Schwörende, weß Standes er sei, den Eid in der Einzahl ablegt. Die Formel, nach der die Straßburger Eide gebildet sind, ist das sacramentum fidei, der Treu- oder Lebenseid, eingeführt in dieser Form von Karl d. Großen, vgl. die Formeln bei Waitz, Verfassungsgeschichte 3, 255 ff., Binterim, Denkwürdigkeiten der christ-katholischen Kirche I, 2, 297 ff., Mon. germ leg. sect. II (ed. Boretius-Krause) I, S. 63. 92. 101. II, S. 76 ff., 152 ff., 341 f., Zeumer, Mon. germ. leg. form. I, S. 8 Nr. 10 u. 11, S. 9 Nr. 15, S. 22 Nr. 50, S. 154 Nr. 31, S. 157 Nr. 40, S. 194 Nr. 21, Schmid, Gesetze der Angelsachsen[2] S. 405 ff., Kögel, Lit.-Gesch. 2, 561. Es entsprechen sich z. B. in dem Schwur Ludwigs bezw. Karls gegenüber der Formel bei Boretius-Krause II, 341:

d'ist di in avant (fon thesemo dage frammordes) = de isto die in antea; in quant deus savir et podir me dunat (sô fram sô mir got geuuizei indi mahd furgibit) = quantum sciero et potuero (dies überhaupt formelhaft, vgl. pro posse et nosse Ekkeh. Cas. Sti. Galli Cap. 80, u. ö.) adjuvante Domino; si salvarai . . in aiudha = adjutor ero (derselbe Gedanke im Priestereid, MSD. zu Nr. LXVIII). — Beispiele für den Singular im späteren Mittelalter s. bei Erler, der liber cancellariae apostolicae vom Jahr 1380, S. 1 und 155 f.

Der Priestereid enthält gar keine Anrede. Im Erfurter Judeneid wird natürlich geduzt.

In den Casseler Gesprächen, Ahd. Gl. 3, 12, 24 ff., folgt die Übersetzung der Numeri im Deutschen mit einer Ausnahme dem lateinischen Original und so steht der Singular hier auch Höherstehenden gegenüber:

durft ist uns dîna huldî [tua gratia] za hapênne. caputi? [mandasti]. dû capiut anti ih tôm [tu manda et ego facio]; nur in sindôs = pergite — fona uuelîheru lantskeffi sindôs? [de quale patria pergite] — ist auch gegen den lateinischen Plural der Singular gebraucht.

Aus diesem dürftigen Material lassen sich keine Schlüsse ziehen, doch ist es auch aus allgemein geschichtlichen Gründen wahrscheinlich, daß zur Abfassungszeit der Casseler Glossen, also am Ende des 8. oder Anfang des 9. Jhs., der plur. rev. im Deutschen noch nicht allgemein durchgedrungen war. Denn erst in Folge der Bestrebungen Karls des Großen traten die Stämme des östlichen Frankenreiches aus ihrer germanischen Eigenheit heraus in das lateinisch-romanische Kulturleben.

Die altdeutschen Gespräche, die sich in Frage und Antwort bewegen und die Verkehrsformen des täglichen Lebens darstellen, sind unter den ahd. Denkmälern das wichtigste Zeugnis für die Anredeformen. Sowohl der Singular als der Plural werden gebraucht. Die Fälle des Singular sind fast ausnahmslos klar (die folgenden Beispiele gehen auf Martins Text, Zs. f. d. Alt. 39, 9—11 und 14).[1]

---

[1] Martin hat einzelne Gespräche gesondert und bestimmte redende Personen, vier bezw. fünf, ausgeschieden. Aber einheitliche Unterhaltungen lassen sich nur wenige mit Sicherheit abgrenzen, der größte Teil des Textes, bes. der zweiten Hälfte, besteht

Gleichstehende duzen sich: Ware uenge selida geselle vel genoz? i. par [ubi habuisti mansionem conpagn] 9, 15. Der Niederstehende wird geduzt: Waz wil du? [quid vis tu] war ist din herro? [ubi est senior tuus]. Sclah en sin hals! [da illi in collo] Ganc hutz! [i fors] Hundes ars in dine nason [canis culum in tuo naso 10, 30—41; in diesen Sätzen wird ein Knecht angeredet, desgleichen 10, 45—57: Gesatelæ min ros [mitte sellam]Gib mer min ros [da mihi equum] Gib mer min schelt u.s.w.; gegen einen Niederen, vielleicht ebenfalls einen Knecht, gehen auch 10, 66—68 Gehorestu narra? [ausculta fol] Waldestu aba dem dinen rosse der hut ze dinem rucke? [velles corium de tuo equo habere in collo tuo]. 11, 77 Buozze minen sco. und 11, 91 Ga thines sindes bezw. weges [vade viam]; desgleichen zu einfachen Leuten, unter anderm zum Wirt oder zu der Wirtin, sind gesagt 10, 59 War est daz wip [ubi est tua femina]. 11, 91 War ist din quenna [ubi est tua femina]. War ist din man [ubi est tuus homo], vielleicht auch 10, 43 Min herre will din[1] sprachen [senior meus vult loqui tecum], endlich 11, 101 Gevatere latz mer serten meti di. und, nicht in zusammenhängendem Satze, Got man [bonus homo] 10, 69, s. unten S. 146. In diesen Beispielen ergibt sich das Standesverhältnis aus dem befehlenden oder scheltenden Tone oder aus der beigefügten Betitelung wie geselle vel genoz, kneht, wip, quenna, man, gevatere. Auswahl in der Ansprache, ob Singular oder Plural, ist offen gelassen in der Doppelformel[2] Eh ne gesah dih dar [ego non te ibi vidi] Eh ne gasah uh thar [vos non vidi ibi] 10, 25, ähnlich Wanne gestu neben Ware gan jer? 11, 86 und getrennt in verschiedenen Teilen des Textes Gesahsti min herren zu metina [vidisti seniorum meum ad matutinas] 10, 27 und Gesahen jer hiuta min herran [vidisti hodie seniorem] 11, 80. Auffallend aber ist, daß 11, 75 auch der Herr geduzt wird: herro willis trenchen wali got win? [si vis bibere bonum vinum]: im Deutschen ist die Anrede 'Herr' zugesetzt und doch, in Anlehnung an das Lateinische, der Singular fälschlich beibehalten worden.

Beim Plural. appellationis ist der Stand des Angeredeten eigentlich nur zu erkennen in 10, 49 Herro gan sclaphen[3], 10, 65 Was queden jer herra? [quid dicitis vos] und 11, 85 Habee uh got fro min! [Deus vos salt dom.], dagegen nicht in Welichen lande cumen jer? [de qua patria] 9, 20. Wandinæ warin jer za metina? [quare non fuisti ad m̄] Enwalde [Ego nolui] 10, 60. En waliche steta gelernen jer? [in quo loco hoc didicisti] 11, 82[4]. Wanne sarten jer? [quot vices fotisti] 11, 83. Atzt jer heuto? [disnasti te hodie] 11, 95. Waz tatan jer dar? [quid fecisti ibi] 11, 105. Trenchet jer wole in gotes

---

aus unzusammenhängenden Umgangsphrasen. Auch W. Grimm (Kl. Schriften 3, 472 ff.) und Weinhold (Wiener S. B. 71, 793 ff.) haben eine größere Zahl einzelner Situationen angenommen als Martin.

[1] Hs. tin es prachen = din esprachen mit romanisch vorgesetztem e vor s + Cons. wie in esconæ = scone 10, 32.

[2] Ähnlich im ndl. Gesprächsbüchlein, Hor. belg. IX, 69, 241, wel mœtstu sijn comen ocht wel moeti comen sijn.

[3] Hs. Erro ian sclaphen, i ist für g eingetreten wie mehrfach umgekehrt g für j.

[4] Damit braucht nicht ein Geistlicher gemeint zu sein (Martin S. 13); ähnlich heißt es in dem Gespräch zwischen Laien in dem von Brenner, Bayerns Mundarten 2, 384 ff. herausgegebenen italien.-deutschen Sprachbuch von ca. 1420 wo hastu deucz gelernt (S 444a). Entsprechend der Ähnlichkeit der Verhältnisse begegnen in diesem Reisebuch auch sonst Anklänge an die ad. Gespräche, so die Frage, woher der Reisende kommt (433b und 444a); die große Rolle, welche das Trinken spielt (435b u. ö.; vgl. Schröer, Weinschwelg S. V); "so gee wir denn zu meim Haus ein trunck tun" (433a) vgl. in den ad. Gesprächen "Trench tu broder — Ne wille ingangan in dinen husa"; zu den Buhlen gehn (443a), die häufige Beteuerung "trewn" (ad. Gespr. triwe, (en) mine triwe).

minne [bibite in der amor] 11, 102 bezw. 107. In 11, 81 wird sogar ein Dienender geihrzt: Gistra ne gasah ih or herran [das Lateinische versagt hier] als Antwort auf die Frage Gesahen jer hinta min herran? (s. oben), hier liegt wohl eine unrichtig angebrachte Höflichkeit vor wie auch in folgendem bedenklichen Vorwurf, der einem Knechte gemacht wird: Jer ensclephen bit dem wip in oren bette [tu jacuisti ad feminam in tuo lecto] Wez or herre az jer ensclephen pe dez wip so est er at rebulgan [si sciverit hoc senior tuos iratus erit tibi] 10, 62.

Gesonderte Betrachtung erfordern die zwei in die Tatianfragmente eingeschalteten Stellen Trench tu broder. nolo. intrare in domum tuam. Ne wille ingangan in dinen husa und Nolo rogare. meum. fratrem. suum. gladium. Ne wil bittan minan broder sin suert. 'Bruder' im ersten Sätzchen, wo zum Trinken aufgefordert wird, ist Bundesbruder, Kamerad (s. unter S. 146). Was das dritte Sätzchen zu bedeuten hat, Ne wil bittan u. s. w., ist so außerhalb jedes Zusammenhangs nicht zu erkennen. Nun aber erscheint die Anrede 'Bruder' auch schon gleich im Anfang, 9, 18 in Wane cumet jer brothro? [unde venis frater]. Hier kann, wie schon W. Grimm annahm, ein Geistlicher gemeint sein, dem dann der plur. rev. gebührt. Aber das Lateinische hat auch hier den Singular und so könnte hier 'Bruder' doch auch eine freundliche Anrede an einen — gleichgestellten — Laien sein (vgl. Martin S. 15) und im Deutschen wiederum mit dem Plural der Anrede eine das Lateinische übertreffende Höflichkeitsform Platz gefunden haben.

Die Anredeformen in den ad. Gesprächen können nicht überall richtig sein, denn sie sind nicht einheitlich eingehalten, wenn dazwischen hinein der Herr geduzt, der Knecht aber geihrzt wird. Der Verfasser war als Franzose mit den deutschen Verkehrsformen nicht genau vertraut, besonders hat er die Höflichkeitsformen im Deutschen in übertriebener Weise angewendet. Aber auch im lateinischen Text sind die Numeri social nicht richtig durchgeführt: nur vier Mal begegnet der Plural, obgleich gewiß viel öfter eine Person höhern Standes als Angeredeter anzunehmen ist; das Lateinische ist eben hier, wie oft, in den Formen der Anrede ungenau. Jenen vier lateinischen Pluralen steht eine viel größere Zahl im deutschen Text gegenüber. Der Verfasser des Gesprächbüchleins wußte, daß im Deutschen der Plural auch an anderen Stellen als in seinem lateinischen Text anzuwenden sei, er ging aber dabei über das Maß hinaus. Möglicherweise war er unbewußt gelegentlich auch von dem Stil seiner französischen Muttersprache beeinflußt. Immerhin kann kein Zweifel sein, daß zur Entstehungszeit der ad. Gespräche, also im 10. Jh., der Plural der Anrede im Deutschen schon ganz geläufig war, sonst wäre er nicht in dieser ausgedehnten Weise hier vertreten.

Einen Einblick in die Verhältnisse, für welche dieses Reiselexikon verfaßt ist, geben verschiedene Episoden im Ruodlieb, besonders im zweiten Teile, wo die Heimreise des Helden erzählt wird. Für eine Reihe jener gestaltlosen Phrasen der ad. Gespräche bilden die Schilderungen, wie

Ruodlieb im Dorfe und dann im Schloß einkehrt, einen lebendigen Hintergrund, und selbst die für unsere Begriffe so unbegründet eingestreuten obscönen Redensarten werden illustriert durch die Scene zwischen dem Roten und der jungen Bäuerin. Für das folgende Jahrhundert besitzen wir dann die zwar kurze, aber lebensvolle Darstellung Heinrichs von Melk, wie ein 'wegemüeder gast' Aufnahme in einem Pfarrhofe sucht (Priesterleben V. 69 ff.), s. unten S. 146.

Anhang. — Oft sind mit den Anreden Betitelungen und Anrufe verbunden. Bei mehreren dieser Formeln zeigt sich die Veränderung der Kulturverhältnisse: manche neue Begriffe, die mit dem Christentum unter das deutsche Volk drangen, verlangten sprachlichen Ausdruck, und so läßt sich hier auch auf beschränktem Gebiete beobachten, welchen Einfluß die neue Ideenwelt auf den deutschen Wortschatz ausgeübt hat.

Betitelungen. Gegenüber den hochtönenden, maßlos überhebenden Titeln in den lateinischen Reden klingen die sparsam gebrauchten deutschen in ihrer Einfachheit würdig und bedeutungsvoll. Bei den folgenden Beispielen ist über die ahd. Periode hinausgegriffen worden.

Frô mîn redet Maria den Erzengel Gabriel an bei Otfrid 1, 5, 35, die Samariterin Christus 2, 14, 27, Maria Jesus am Ostermorgen, den sie für den Gärtner hält, 5, 7, 49. Die beiden andern Stellen 2, 14, 89 und wohl auch 5, 7, 35 sind mehr als Ausruf denn als Anrede zu fassen. Sonst begegnet frô mîn noch im Ludwigslied V. 30 (Krieger zum König) auf den Plural quâdhun al bezogen, als isolierte Formel, vgl. MSD Anm. zu 11, 30, Vilmar, Altertümer im Heliand S. 5; endlich in den ad. Gesprächen, s. oben S. 143 und W. Grimm, Kl. Schriften 3, 487.

Truhtîn ist die gewöhnliche Anrede an Gott und Christus. So bei Otfrid, Psalm 138 (V. 3), in den Mons. Fragm., bei Notker, in Otlohs, im St. Emmeramer und Klosterneuburger Gebet, in den Beichten u. s. w.; oft bei Tatian, hier aber auch von weltlichen Herren. Später ist mîn trehtîn, wie frô mîn, auch im Munde vieler zu belegen, vgl. MSD Anm. zu 31, 29, 4 und Kraus, Deutsche Gedichte des XII. Jhs. Anm. zu 7, 102 (trehtîn herre oder herre trehtîn ebda. zu 13, 17).

Hêrro, bei Otfrid (hêrero) nur 3, 2, 31 (Knecht zum regulus); oft bei Tatian, aber nie 'als bewußte Bezeichnung für Gott oder Christus gebraucht' (Sievers, Tatian² S. 351), desgleichen zweimal im Lied von der Samariterin (s. unten S. 146), bald aber unbedenklich auch für diese Begriffe, z. B. schon im Ludwigslied V. 25, oft bei Notker und ganz allgemein in der Folgezeit. — Gott der Herr ist truhtîn, dieses wird geradezu fast zum 'Nomen proprium Gottes' und schließlich, schon im Ahd., allein von Gott und Christus gesagt, wogegen hêrro wenigstens in der Anrede erst später für Gott und Christus angewendet wird und für weltliche Herren truhtîn ganz verdrängt, vgl. Raumer, Einwirkung des Christentums S. 340 Anmerkg., DWB 4, 2, 1125.

Kuninc im germanischen, epischen Stil begegnet im Ludwigslied V. 23, Hluduîg kuning mîn und V. 57 kuning uuigsâlîg, dann im Spielmannslied von der Judith 9, 8. Sonst ist es Übersetzung von lat. rex in religiösem Sinne wie bei Tatian 200, 2 heil cuning judeôno (have rex judeorum), in den Hymnen 1, 13 chuninc wîho (rex agie), mehrfach bei Notker cuninch mîn, Memento mori 19, 1 trohtin chunic hêre und außerordentlich häufig in der späteren geistlichen Literatur (vgl. Kraus, Anm. zu 2, 59. 5, 1).

Keisar kommt als Anruf nur vor De Heinrico V. 6 in Apposition: Cur sedes Otdo, ther unsar keisar guodo? vgl. Erdmann-Mensing, Syntax 2 § 49b, Joseph, Zs. f. d. Altert. 42, 215. Später ist es als Anrede Gottes häufig.

Meistar bei Otfrid, Tatian, Notker u. a. oft = Rabbi (magister).

Bruoder bezeichnet wie das christlich lateinische frater einen Mönch; aber auch alle Christen untereinander sind Brüder: ô geloubigin liute. irder pruodere unte swestere in gote genennet pird. MSD 89, 1; lieben pruodere ebda Z. 16, Zs. f. d. Alt. 15, 440, II, 1, gehört zum Predigtstil (patres carissimi). Dem gegenüber beruht auf germanischer Sitte der Begriff von 'Bundesbruder', Genossen, die Bruderschaft geschlossen haben wie Walther und Hagen, Ruodlieb und der Jäger, Lantfrid und Cobbo (Cobbo dixit fratri socio MSD 23, 6, 1; tum infit Cobbo sodali 'hortor, frater, redeas' 7, 10 u. ö.); auch bloß als freundliche Anrede, soviel wie geselle, genôz, s. oben S. 144.

Aus dem kirchlichen Latein der Predigt stammen auch die Anreden an die Mitglieder der Gemeinde: chindo liupôstun (filii carissimi) Exhortatio ad plebem christianam MSD 54, 1 und chindili minin (filioli mei) Z. 15, mine liebeston (carissimi) Willram 75, 2. 3; dann sehr häufig von dem darauf folgenden Zeitraum an: vil lieben, mine vil lieben, mine lieben, ir lieben (guoten) liute. Dagegen geht wohl Otfrids manno liobôsta 1, 22, 43 (Maria zum zwölfjährigen Jesus, vgl. then lioban man ebda 41) aus deutscher Sprachempfindung hervor, vgl. heil liebo in Ekkehards Chronik, oben S. 132, liobo man, lieb man s. unten. — Der Bauer nennt sein Gesinde 'Kinder' im Ruodlieb 6, 110, dieses ihn umgekehrt 'Vater', vgl. Waltharius V. 165 u. 618.

Selten ist im Ahd. die Anrede mit trût: liabun drûta mîne Otfrid 5, 20, 68, und in Notkers Boet. trût! = alumne.

Friunt mîn scheint ebenfalls nicht ursprünglich germanisch, sondern als Wiedergabe des lateinischen amice aufgekommen zu sein. Es begegnet bei Otfrid 2, 8, 45 (der Tischpräses bei der Hochzeit zu Kana zum Hauswirt) und 2, 12, 37 (Christus zu Nicodemus); bei Tatian fünfmal als Übersetzung von amice; bei Williram 75, 1 u. 2 mine frûinta, von Christus zu den Aposteln gesagt.

Gesello mîn, Notkers Boet. 208, 4 (Piper), ad. Gespräche s. oben S. 143; Plural gesellion Ludwigslied V. 32 (der König zu seinen Kriegern), vgl. sotii De Heinrico V. 14 (aequivoci in V. 13 = 'genannon').

Gevatere s. ad. Gespräche oben S. 143, vgl. compater Ruodlieb 2, 57 und commater 10, 3 ff.

man ist Anrede an einfache Leute, vgl. oben ad. Gespräche; bei Otfrid thû man 4, 18, 13 (Kriegsknechte zu Petrus), liobo man 2, 7, 27 (Andreas zu seinem Bruder Petrus); Tatian 105, 1 man (= homo, Christus zu einem Juden); Notkers Boet. 53, 29 Jâ lieb man (o homo).

Guot man, im mhd. die bekannte freundliche Anrede an einfache Leute, Pilger, Bettler und arme Tröpfe, begegnet bei Otfrid nur im Plural guote man, und zwar 1, 12, 17 (zu den Hirten), 2, 7, 16 und 5, 18, 3 (zu Jüngern). Im Lied von der Samariterin spricht das Weib Christus zunächst mit 'guot man' an, da sie ihn für einen wegemüden Wandersmann hält (V. 7 u. 14), dann aber, da er ihr das wunderthätige Wasser anbietet, erscheint er ihr plötzlich als respektvolle Persönlichkeit und sie ehrt ihn mit dem vornehmen hêrro (V. 21 u. 28). Der Bibeltext hat nur domine, also nichts von dieser dramatischen Steigerung, Otfrid aber bei dieser Erzählung überhaupt nichts von dem lebendigen, naiven Ton des Liedes, vgl. MSD Anm. zu Nr. 10. Ebenfalls Anrede an einen Reisenden ist es in den ad. Gesprächen, s. oben S. 143 und später in Heinrichs v. Melk Priesterleben V. 82 'guot man von wanne gânder'? bei der Schilderung, wo der 'wegemüede gast', der im Pfarrhof Herberge begehrt, vom Gesinde abgewiesen wird. — Auch im klassischen Latein ist bonus in der Anrede ein Ausdruck der Freundlichkeit, bone vir &c., und so sagt in Ekkehards St. Galler Chronik der blödsinnige Heribald zu einem eindringenden Ungarn: sine, vir bone (guter Freund!), quid vis ut nos

bibamus, Mon. Germ. II, 106. Andrerseits gilt bone vir auch für die Ironie. Auch dafür bietet Ekkehard ein Beispiel: Tuotilo redet den bösartigen Sindolt so an (S. 97).

Außerhalb der Anrede begegnet ther guato man bei Otfrid 2, 12, 21 u. 49: Nicodemus wird so genannt, der im Eingang des Kapitels eingeführt wird als 'ein man fruatêr joh edilthegan guatêr' und 'was ouh ther gitiurto furisto thero liuto (V. 1 u. 2), und V. 53 heißt er meistar therero liuto; 4, 35, 17 Nichodêmus ther guato wie Grêgorius ther guato 5, 14, 25 oder Dâvîdes sun thes guaten 3, 10, 10 (vgl. hierzu bes. Kraus, a. a. O. Anm. zu 3, 11. 4, 234. 6, 6. 9. 13, 97.). Hier kann von mitleidiger Freundlichkeit keine Rede sein, sondern die Bezeichnung 'der guote man' kommt in diesen Fällen dem in der Rechtssprache üblichen bonus homo gleich (Grimm R. A. ed. Heusler und Hübner 1, 408. 2, 382) und ist soviel wie 'ehrenwerter, angesehener' Mann. Ebenso Merigarto V. 56 Da vand ih einin vili guoten man, den vili guoten Reginpreht; der 'wisman'. 'êrhaft phaffo' war natürlich kein höherer Geistlicher, s. MSD. in den Anmerkungen zur Stelle.

Wieder eine andere Bedeutungsschattierung kommt vor im Ludwigslied V. 15 ther ther thanne thiob uuas Ind er thanana ginas, Nam sîna vaston; Sîdh uuarth her guot man. Also ein Verbrecher, der seine Schuld gebüßt hat, wie Gregorius der guote sündære, wird wieder in Ehren hergestellt, in seinen vollen Wert[1] eingesetzt, wird wieder rechtschaffen, ehrenhaft durch die Kraft der Buße. In der Formel guot man findet diese Heilswahrheit, eine der bedeutungsvollsten und trostreichsten des christlichen Glaubens, die von Karls d. Gr. Zeit an auch in der deutschen Literatur des MA. immer hervorgehoben wird, ihren Ausdruck. Sie kehrt dann wieder im Gedicht von St. Paulus (Kraus Nr. 9, 44 ff.) Daz sint die guten lute Die die werlt liezen Vn̄ gote manich dinest gehiezen .. Do gapin aber got die craft Daz sie an ir ende In ruwen wurden wunden Vn̄ sie sich nu bekanden (vgl. die Anmerkung 'conversi'); V. 72 werden sie wenige lute genannt. Im guoten sündære, bon pecheor, treffen also beide im Vorhergehenden berührten Bedeutungen zusammen, die Vorstellung von dem in seinen strengen Bußübungen bemitleidenswerten und dem wieder gerechtfertigten, ehrenhaften Menschen.

Liebkosungsformel ist mìn einega sêla, womit Maria ihr wiedergefundenes Kind, den zwölfjährigen Jesus, begrüßt, Otfr. 1, 22, 52; sêla, der innigste Ausdruck für ein geliebtes Wesen, ist Übertragung des lat. anima, das in der lat. Literatur des MA. häufig als Liebkosungswort gebraucht wird.

Die gewöhnliche Anrede an Frauen ist wib, oft bei Otfrid, Tatian, Notker und bes. später. Dagegen ist frouwa selten — es fehlt bei Otfrid und Tatian —: Notk. Boet. 28, 30 Uuaz nû frouua, dann ältere Judith 9, 14 und sonst sehr oft. Alt ist hêrra: haerra Pa, herra Gl. K., hera R (Ahd. Gl. 1, 172, 18. 19) = lat. hera, domina, u. ö. Es ist aber wahrscheinlich nur ein gelehrtes Übersetzungswort = lat. hera in Anlehnung an ahd. hêrro (s. oben S. 139). Magad ist gewöhnlich Anrede an die heilige Jungfrau, so bei Otfrid 1, 5, 15, 21, 27, ebenso später magedîn, Arnsteiner Marienleich V. 42, 97, 261, 279 u. in andern Denkmälern der frühmhd. Periode. Magetîn (puella) nennt Christus des Jairus Töchterlein im Tatian 60, 15; hôre hara mageti 'heus virgo' (Philologia) in Notkers Mcp. 805, 4. Kuningîn, Anrede an Maria, im Arnsteiner Marienleich V. 292 und später. Meistra (magistra) Notk. Boet. 29, 26.

Grußformeln, Anrufe. — Heil! bei Otfrid heil magad zieri! (ave Maria) 1, 5, 15, heil wîh dohter (benedicta) 1, 6, 5, heil meistar! (ave Rabbi) 4, 16, 51, heil thû krist! (ave rex judeorum)

[1] Vollwertig, vgl. ein guter Groschen.

4, 22, 27, vgl. Erdmann, Syntax Otfrids 2, 67; Tatian: heil uuis thû! (have gratia plena) 3, 2, heil meistar! (have Rabbi) 183, 3, heil cuning judeôno! (have rex judeorum) 200, 2, heile uueset! (havete) 223, 2 mit logischem Plural; Notker: heil chuninc iudon Ps. 16, 10, hèil hèrro du iudon chuninc! (ave rex judeorum) 92, 1; Gl. 1, 691, 70 fausta 'heil'; Ekkehards Chronik heil herro, heil liebo! s. oben S. 132; spätere Beispiele: Ava II, 1578, Hs. G., Piper, Zs. f. d. Phil., 19, 192, 1578 heil wistu chunich der iuden! Rolandslied 23, 19 heil sîstu keiser hêre! Tundalus ed. Wagner V. 449 wis hæil! Wiener Predigten Fundgr. 1, 90, 17 heil wistu Maria! (Ave Maria). Als volkstümlicher Gruß ist es später als diese Beispiele, also im 13. Jh. nicht mehr zu belegen, doch hat sich heil alle als Hülferuf bis ins 16. Jh. erhalten, Vilmar Id. S. 158, Lexer 1, 1211 u. Nachtrag 232; schweiz. noch heute heil dir! 'Weh dir', Schweiz. Idiotikon 2, 1144.

Willicumo! De Heinrico V. 12. Willicumo Heinrîch. Ambo vos aequivoci, bêthiu goda endi mî. Nec non et sotii, willicumo sîd gì mî, wo das zweite willicumo formelhaft festgebliebener Singular in Beziehung auf mehrere Personen.

Heil und willicumo sind die üblichen Grußformeln. Darüber belehren die Glossen in Heinrici Summarium (Ahd. Gl. 3, 65, 8): Osanna . . . quasi dicas Heilo ant Willicomo. quasi barbarus dicat. Wole herro. heile gnadigo. und der Herrad (Ahd. Gl. 3, 414, 72): heilo aut willecome . . wola herre heile gnâde. Heilo ist wohl Umbildung des Adjektivs heil zum Adverb; in heile kann auch der Imperativ des schw. Verbums verstanden worden sein, wozu biblische Stellen beitragen konnten wie truhtîn heili unsih (domine, salva nos) und heili thih selbon (salva temet ipsum) Tatian 52, 4. 205, 2, heîle mîne sêla (sana animam meam) Nott. Ps. 40, 5, vgl. auch Raumer a. a. O. S. 357.

Wola als Interjektion ist häufig in Anrufen (Graff 1, 834, Erdmann 2, 60, Konstruktion s. MSD zu 11, 57 und 35, 14, 3), = lat. age, euge oder meist einfachem o! so Otfrid 1, 2, 1 Wola druhtîn mîn = O domine! Tatian 227, 1 uuola tumbe = o stulti! Ludwigslied 57 Uuolar abur Hluduîg.

Gnâde in den Glossen der Herrad ist Imperativ, ginâdo 'sei gnädig'; oft bei Otfrid: ginâdo mîn 1, 2, 25. 3, 17, 59. 4, 31, 36, g. mir. thir 3, 10, 9. 13, 13, g. bi unsih 5, 24, 15, g. thînera thiuwî 3, 10, 30; und sonst, z. B. Nott. Ps. 40, 5 gnâde mir misereri mei, Benedict.-Regel pag. 59 (Piper, Nachträge zur älteren deutschen Lit. 69, 15) truhtin kinade uns kyrie eleison! — Der Bittruf ginâdo sowie das Subst. ginâda, misericordia gratia, drücken christliche Empfindungen aus, die germ. Wörter sind also mit christlich lateinischem Gedankenstoff ausgefüllt worden. Hier liegen auch die Anfänge zu 'Euer Gnaden', in Wendungen wie Otfrids ginâdaz thîn ni hangti 3, 24, 14, ginâda sîna gruazet 2, 21, 23, was dann mit den spätlateinischen Betitelungen clementia pietas mansuetudo indulgentia zusammentrifft. Auch die Titulierung 'Gnädiger Herr' hat ihren Ursprung im christlichen Gedankenleben. Zuerst zu belegen ist druhtîn mîn ginâdîg bei Otfrid 4, 13, 41; der gnædige hêrre begegnet dann in der Genesis, Fundgr. 2, 22, 5, Diemer, Genesis u. Exodus 19, 1, und Vokativ, gnêdiger hêrre, in der Vorauer Sündenklage V. 446. 710 (Waag), immer von Gott oder Christus; dazu die obige Glosse in Heinr. Summ. herro. heile gnadigo. Statt hêrre findet sich die Abstraktbildung hêrtuom in der Anrede genædigiz hertûm in der Exodus, Diemer 149, 12 u. Reg. S. 162, Roßmann Q. F. 57, S. 120, 2221. Ebenso ist hêrtuom im Annoliede V. 116 u. 596 (Roediger) zur konkreten Vorstellung 'ehrwürdige Person, Herrscher' geworden. Es gehört in jene Reihe abstrakter Begriffe, die, besonders im Anschluß an die Trinitätsformeln, zur Bezeichnung der Personen der Dreieinigkeit gebraucht

wurden, vgl. Wol du heiliger wîstuom, wîslîchez hêrtuom, obristiu magencraft, himeliskiu hêrscaft in den Gedichten der Ava, Fundgr. 1, 179, 40, Piper, Zs. f. d. Phil. 19, 278, 1783 ff. vgl. oben S. 141.

Im Altsächsischen findet sich die pluralische Anrede nicht, da der Heliand sich an die Überlieferung der Bibel anschließt. Betitelungen sind reichlich vorhanden (vgl. Vilmar, Altertümer im Heliand S. 5 u. 50 f.), so frô mîn (frô mîn the gôdo, drohtin frô mîn, waldand frô mîn), drohtin und hêrro, letzteres ebenfalls für Gott und Christus; der Hauptmann von Kapernaum redet Christus zuerst an frô mîn the gôdo V. 2099, dann hêrro the gôdo 2105. Neben kuning kommt auch thiodan vor und an derselben Stelle wie bei Otfrid, in den Worten der Maria an ihr wiedergefundenes Kind, manno liobosto V. 821 (Otfr. manno liobôsta s. oben S. 146). Die Genossen sind gisîđos. Das ahd. frouwa fehlt im As., dafür ist in diesem idis erhalten, idis enstio fol im englischen Gruß V. 261; eingeleitet wird dieser mit hêl, wie von Otfrid 1, 5, 15 mit heil, hêl uuis thu Maria V. 259; hêl weisen auch auf die Straßburger Isidorglossen (Diut. 2, 193[b]) hel uues ave vel chere (χαῖρε) und wola im Anruf die Düsseldorfer Prudentiusglossen (Ahd. Gl. 2, 587, 77) uuola thu filu langosaligo O ter quaterque et sepcies Beatus.

Geschichte der Namen der Wochentage.

I.

Die siebentägige Woche in Babylon und Niniveh.

Von

P. Jensen.

Läge uns außerhalb jedes geschichtlichen Zusammenhangs ganz isoliert als Thatbestand nur vor eine Woche von 7 nach den 7 Planeten der Alten benannten Tagen, so würden wir kaum bezweifeln können, daß die 7 Zahl dieser Tage direkt auf der der Planeten beruht, und wohl annehmen, daß man irgendwo und irgendeinmal die Tage ohne Rücksicht auf Monats- und Jahresgrenzen den 7 Planeten nach ihrer herkömmlichen Reihenfolge zugeteilt und so erst Zeitabschnitte von je 7 Tagen erhalten habe. Die uns bekannten Fragmente der Geschichte widerlegen eine derartige Ansicht nicht, bestätigen sie aber auch nicht. Den Ursprung unsrer Woche und der Wochentagsnamen deckt ein dichterer Schleier, als man gewöhnlich annimmt. Die assyrisch-babylonischen Urkunden, von denen man dessen Lüftung erwarten durfte, haben die auf sie gesetzten Hoffnungen bisher nicht erfüllt. Was diese zur Lösung der Frage darbieten, ist in Kürze Folgendes.

In alter Zeit, d. h. wohl bereits im 3. Jahrtausend vor Christus, rechnete man, wie die sog. kappadocischen Keilschrifttäfelchen lehren, wenigstens irgendwo im assyrischen Kultur- und Machtbereiche nach Tagfünften. Diese auch von mir erkannte Thatsache hat *Winckler* zuerst ausgesprochen (Altorient. Forschungen II, 91 ff.). Über den Ursprung dieses Zeitmaßes brauchen wir hier nicht zu reden. Doch sei für die, welche die 7tägige Woche mit den Mondphasen in Zusammenhang bringen, bemerkt, daß die assyrischen Texte, die ihnen einen Anhalt zu bieten scheinen, dasselbe mit der 5tägigen zu thun. Denn nach III R 55, 17 ff. sind die ersten 5 Tage des Monats die Tage der Sichel, die nächsten 5 die der Niere, die nächsten 5 die der herrlichen Mütze oder spez. Königsmütze, d. i. des vollen oder annähernd vollen Mondes. Vermutlich ist aber diese Abgrenzung der Mondphasen erst sekundär und älter als sie die damit parallele Zeitabgrenzung. Deutliche Spuren einer einstigen, oder gar Anzeichen einer noch vorhandenen 5tägigen Woche, als des 6. Teils des 30tägigen Monats, finden sich nämlich in Texten aus späterer Zeit. Nach assyrischen Hemerologien (IV R^2 32 ff.) sind der 5., der 10. und der 25. Tag des 30tägigen Monats in gewisser Beziehung gleichartig:

Der 5. Tag gehört dem Bēl von Ekur und der Bēlit von Ekur, d. i. den Hauptgöttern des uralten Kultzentrums Nippur, und in der Nacht dieses Tages hat der König vor seinen Hauptgöttern Aschur und Bēlit zu opfern; der 10. Tag gehört der Bēlit von Ekur und dem Daya(ā)nu und in der Nacht ist vor dem Lastwagengestirn, dem Sohn der Bēlit, dem Gestirn von Nippur — nicht einem unsrer Wagengestirne — zu opfern; der 25. endlich gehört dem Bēl und der Bēlit oder Ischtar von Babylon und zu opfern hat der König in der Nacht für Ersteren vor dem „Bewässerungsgestirn", für Letztere vor dem Lastwagengestirn. Ferner aber gehören nach Texten, an die mich *Zimmern* wieder erinnert, der 10., 15., 20., 25. und 30. des Monats zu den bemerkenswerten Tagen des Monats (s. III R 56 Nr. 4; *King* Magic Nr. 61; Schurpu ed. *Zimmern* Tafel VIII, 25 f). Es erscheint daher vor der Hand als durchaus nicht ausgeschlossen, daß man in Assyrien und Babylonien auch noch in späterer Zeit nach einer durch das ganze Jahr ununterbrochen hinrollenden Zeiteinheit von 5 Tagen rechnete. Die 3 ersten Tagfünfte des Monats gehören nach der obengenannten Stelle III R 55, 17 ff. der ersten Trias der assyrisch-babylonischen großen Götter, Anu, Ea(?) und Bēl, den Göttern von Himmel, Meer und Erde, wie die ersten 2 Monate des Jahres resp. Anu und Bēl, und Ea, und wie nach den Hemerologien den ersten beiden der erste und der letzte Tag des mit dem Neulichttage beginnenden Idealmonats. Möglich, daß die letzten 3 Tagfünfte des Monats der zweiten Trias — Mond, Sonne und Wettergott, den 3 großen Lichtgöttern — zugeeignet waren, wie der 3., 7. und 11. Monat mit immer je 3 Monaten des gewöhnlichen Jahres dazwischen. Der 5. Tag des Tagfünfts ist also in 3 Fällen der Tag des Bēl, mit dem der Stadtgott Marduk von Babylon identifiziert worden ist, und bez. oder der Bēlit. Es fällt darum auf, daß in unserer 7tägigen Woche der 5. Tag der Tag des Jupiter, des Marduk-Sternes, ist. Doch muß ich, was nach dem Folgenden zu verstehen ist, mich mit der Zusammenstellung dieser 2 Thatsachen begnügen, ohne irgend einen Zusammenhang behaupten zu können.

Aus älterer und jüngerer Zeit ist als eine sehr beliebte Zeitgröße eine Einheit von 7 Tagen bekannt: Im 3., wenn nicht im 4. Jahrtausend wird zur Zeit des Königs Gudea nach Vollendung eines Tempels ein 7tägiges Fest gefeiert (Keilinschr. Bibl. III, I, p. 40 f. Z. 26 ff.); 6 Tage und 7 Nächte pflegt Eabani der Liebe mit der Hure (s. jetzt ibid. VI, I p. 126 f. Z. 21); 6 Tage und wohl 6 oder 7 Nächte lang weint Gilgamesch über seinen Freund Eabani (ibid. p. 200 f. Z. 29 und Parallelstellen); am 7. Tage nach Beginn der Sintflut werden Sturm und Meer ruhig und am 7. Tage nach dem Auflaufen der Arche sind die Wasser soweit zurückgeflossen, daß der babylonische Noah das Schiff verlassen kann (ibid. p. 238 ff. Z. 128 ff. und Z. 142 ff.); 6 Tage und 7 Nächte soll Gilgamesch nicht schlafen, um seine Genesung oder das Leben zu erlangen (ibid. p. 244 f. Z. 208); 7 Tage lang weht

der Südwind, dem Adapa den Flügel zerbrochen hat, nicht über das Land hin (ibid. p. 94 f. Z. 6 f.); am 7. Tage einer Kur darf ein Kranker keinen Knoblauch essen (K. 191 Col. II, 30 nach einer Kopie *Fr. Küchlers*, unveröff.). Die Gesamtheit dieser Stellen macht es selbstverständlich, daß wir es überall mit einem Tagsiebent, nicht etwa auch einem Tagsechst als Einheit zu thun haben. Also fraglos ein Analogon zu unsrer Woche. Aber daß den Babyloniern und Assyrern 7 Tage als die nächsthöhere oder als eine höhere Einheit nach dem einzelnen Tage galten, erlaubt uns noch nicht, von einer assyr.-babylonischen Woche von 7 Tagen zu sprechen. Denn bei der sonstigen außerordentlichen Beliebtheit gerade der 7-Zahl als einer höheren Einheit erweist das nicht, daß sie fortlaufend von 7 zu 7 Tagen zählten.

Aus späterer Zeit ist uns nun aber wenigstens Ähnliches bekannt und zwar als ursprünglich babylonisch: Der je 7., 14., 21. und 28. jedes Monats, von 30 Tagen, dazu der je 19. stehen nach ursprünglich babylonischen Hemerologien abseits von den übrigen Monatstagen. Also wird hier augenscheinlich wie auch anderswo (s. z. B. III R 64, 18) von 7 zu 7 Tagen des Monats gezählt. Und der 19. Tag steht nicht etwa für sich. Denn offenbar geht er — wie man schon bemerkt hat — mit den übrigen genannten, weil 30 — die Zahl der Monatstage — $+ 19 = 49$ und dies $= 7 \times 7$. In dem 19. Tage und nur in ihm greift die Zählung über den Monat hinaus in den folgenden hinein und kettet so auch die Monate durch die 7-Zahl an einander: In jedem Monat wird am 19. der 7×7. Tag nach dem Anfang des vorhergehenden gefeiert, gewissermaßen als der große 7. Tag. Sonst aber macht die Zählung vor dem Schluß des Monats Halt und setzt erst mit dem Beginn des neuen wieder ein. Das ist aber nicht unsre und der Juden Wochenrechnung. Man hat gemeint, diese Zeitabgrenzung spiegle die Mondphasen über Halbmond zum Vollmond und wieder zum Halbmond wieder oder knüpfe wenigstens im letzten Grunde an sie an. Möglich. Denn einerseits ist 7 ja ungefähr der 4. Teil von 30 bezw. $29\frac{1}{2}$ und wäre 4×8 schon mehr als 30 oder $29\frac{1}{2}$. Andererseits ist die Sichtbarkeitsdauer des Mondes annähernd 4×7 Tage. Aber freilich steht dieser Annahme auch entgegen, daß ja keine der ersten Hauptphasen auf einen Sieben-Tag fällt. Denn der Monat beginnt in der Theorie mit dem Neulichttage. Man kann aber auch vermuten, daß die Tage 1—28 einen siderischen Monat von etwa $27\frac{1}{3}$ Tagen darstellen, also der Monat mit den 4 ausgezeichneten 7-Tagen eine Kombination des synodischen Monats mit einem siderischen. Die letzten 2 Tage des Monats wären dann gewissermaßen Monatsepagomenen. Jedenfalls verdient Berücksichtigung, daß sowohl nach dem Dichter des Schöpfungsepos (Keilinschr. Bibl. VI, I p. 32 f. Z. 17 f.) als auch nach Stellen wie der oben genannten Stelle III R 64, 18 das Tagsiebent das Zeitmaß des Mondes und seiner Metamorphosen zu sein scheint. Wie dem auch sei, daß diese Woche auf dem Mondlauf beruht,

scheint dadurch nahegelegt zu werden, daß sie sich in der Hauptsache in den Schranken des Monats bewegt.

Der 7., 14., 21., 28. und 19. Tag sind nun „böse Tage“, vermutlich allgemein, jedenfalls für den König. Jedenfalls dieser — aber vermutlich auch sein Volk — hat sich an diesen Tagen bestimmter Dinge zu enthalten, wenn anders das „Erheben seiner Hände“ wohlgefällig sein soll. Z. B. darf er kein im Feuer gekochtes Fleisch und kein gesalzenes (gesäuertes?) Brot oder (so am 19.) überhaupt nichts, was das Feuer berührt hat, essen, darf sonst Niemandem, soll dagegen bestimmten Göttern Opfer darbringen. Nachweislich vermied man es, wenigstens in Assyrien fast ganz, wenn nicht — was nach fr. Mitteilung von Rev. *C. H. W. Johns* möglich erscheint — ganz, am 19., nicht aber an den übrigen 4 Sieben-Tagen, Kontrakte niederzuschreiben (s. *Lotz*, Historia sabbati p. 66); für Babylonien liegt eine Statistik hierüber, soweit mir bekannt, noch nicht vor. Das Verbot, die Kleider zu wechseln und reine anzuziehen, kennzeichnet diese Tage wohl als Buß- und Trauertrage, zeigt wenigstens, daß sie keine Festtage waren, und der 19. heißt ausdrücklich ein Zornestag. S. hierzu IV R² 32 f. und bei *Lotz* l. c. p. 39 ff. eine Übersetzung davon, die sich übrigens jetzt in manchen Einzelheiten verbessern läßt.

Es giebt nun einen wiederholt erwähnten Tag Namens schabattu, vielleicht einmal schapattu geschrieben. Dieser Tag wird einmal genannt „der Tag der Beruhigung des Herzens“ (II R 32, 16); im Sumerischen entspricht dem Namen einerseits ein Ideogramm für „beten“ und „beruhigen“ (83, 1—18, 1330 Obv. Col. I, 25), ferner ein anderes Ideogramm, dessen lautliches Äquivalent ten auch „zur Ruhe kommen“, „sich beruhigen, besänftigen“ bedeutet (s. Z. f. Assyr. IV, 275 ff.), endlich das Ideogramm für „Tag“ schlechthin, mit einer Lesung, die sonst ebendies bedeutet (82, 9—18, 4159 Obv. Col. I, 24 bei *Meissner,* Supplement p. 30). Damit steht die Etymologie in Übereinstimmung. Denn ein Verbum schabātu ist uns als Synonym von gamāru bezeugt (V R 28, 14e f.), ein Substantiv gamāru aber als Synonym von sulummū „Versöhnung“ (Synchron. Gesch. III, 18; vgl. II, 27 und III, 24 in Keilinschr. Bibl. I, 198 ff.), und ein Verbum gamāru wohl als Synonym von puschuchu = „besänftigen“ (IV R² 30, 31). Der schabattu ist also ein besonders wichtiger Tag, der in erster Linie dem Beten und der Beruhigung des Herzens (der Götter) gewidmet ist. Wenn dieser nun nicht etwa nur ein- oder ein paarmal im Jahre gefeiert wurde, sondern öfters, dann kann man erwarten, daß er in den zahlreichen uns erhaltenen Bruchstücken von assyrischen und ursprünglich babylonischen Hemerologien irgendwie genannt oder doch gekennzeichnet ist. Wenn das aber, könnten damit nur der „böse“ 7. rc. des Monats gemeint sein, wie das auf Grund anderer Voraussetzungen schon vermutet worden ist. S. *Lotz* l. c. p. 58. Und so hätten wir denn mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit für den je 7. des Monats bei den Assyrern und Babyloniern denselben Namen oder doch einen von

derselben Wurzel wie für den 7. Tag der jüdischen Woche, ein Zusammentreffen, das kaum zufällig sein könnte. Aber ebensowenig wie die hebräische Woche selbst, die ja in Assyrien und Babylonien nicht nachweisbar ist, brauchte der hebräische Name des 7. Wochentages aus dem Assyrisch-babylonischen entlehnt zu sein. Dagegen spricht vor allem, daß neben dem Substantiv schabbāt ein Verbum schābat = „feiern" u. s. w. steht. Denn damit scheint jenes als echthebräische Bildung erweisbar. Will man es trotzdem für assyrisch halten, müßte man entweder einen direkten Zusammenhang zwischen beiden, Verbum und Substantiv, leugnen oder das Verbum schābat für eine Sekundärbildung nach dem Substantiv erklären. So lange die Begriffe von assyr. schabattu und hebr. schabbāt nicht mit Sicherheit zur Deckung gebracht werden können, spricht nichts gegen eine Annahme, daß die Wörter — wie ihre Begriffe — uralte gemeinsame Besitztümer der Assyro-Babylonier und der Juden, vielleicht auch der Kanaanäer und ihrer nächsten Verwandten überhaupt, sind. Es ist Manches echthebräisch, was man heute gern für eine Entlehnung von den Babyloniern oder Assyrern hält.

Es verdient mit *Zimmern* Erwähnung und Hervorhebung, daß nach den o. p. 151 gen. Stellen die 7-Tage und die 5-Tage gleichzeitig als Sondertage galten; also offenbar eine Verquickung zweier Systeme.

Soweit von der assyrischen Woche selbst und ihrem 7. Tage. Mehr liegt nicht vor. Wie schon angedeutet, ist bis jetzt von einer ununterbrochenen Kette von 7tägigen Wochen, welche die Monats- und Jahresgrenzen nicht respektiert hätte, mit einem Feier- und Ruhetage am Ende jeder Woche, bei den Assyrern und Babyloniern nichts bekannt, und — soviel darf man zum mindesten sagen — spricht die Existenz einer ähnlichen Monatswoche innerhalb der Grenzen des Monats nicht gerade für ihr Vorhandensein. Man wird es kaum für wahrscheinlich halten, daß die Assyro-Babylonier außer 5 Tagen in jedem Monat noch 52 Tage in jedem Jahre hatten, an denen das gewerbliche Leben und Treiben gewissen Einschränkungen unterworfen war. Und eine Annahme, daß die besprochene Monatsordnung nur für den König bestand, wird durch den oben S. 153 erwähnten Befund widerlegt, daß man sich davor scheute, am 19. Kontrakte niederzuschreiben. Eine Vermutung gar, daß die Ordnung nur assyrisch, bei den Babyloniern dagegen die hebräische Wochenordnung im Gebrauch war, wäre ganz und gar unerweislich. Ausgeschlossen wäre aber die Annahme einer der hebräischen analogen Wochenordnung, falls die Assyrer und Babylonier mit S. 150 f. o. auch noch in späterer Zeit eine ununterbrochene Kette von 5tägigen Wochen gehabt haben sollten.

Von einer Benennung der 7 assyrischen „Wochentage" nach den 7 Planeten wissen wir ebensowenig etwas. Sie sind auch nicht in den verschiedenen Monatswochen jeweilig denselben Göttern oder gar immer gerade denselben Planetengöttern und nur Planetengöttern zugeeignet. Aber allerdings hatte jeder Tag im Monat seine Gottheit oder sein Götterpaar. Etwas mit unsern Wochentagsnamen Vergleichbares liegt

also immerhin vor. Indes mehr auch nicht. Daß der 19. Tag, d. i. nach o. S. 152 der 7×7., gerade der Zornestag der Gula-Bau, der Gemahlin des Gottes Ninib-Ningirsu, mit dem finstern, Unglück bringenden Saturn, genannt wird und an ihm gerade dem Ninib und der Gula Brotopfer hingestellt und Opfer geopfert oder gespendet werden, während der 7. Tag unsrer Woche nach dem Saturn benannt ist, kann man daher vor der Hand für ein Spiel des Zufalls erklären. Und daß die 7-Tage, den 19. eingeschlossen, böse Tage sind, ebenso. Denn keiner von ihnen ist ein Tag des bösen Saturn bezw. seines Gottes. Wollte man hieraus gar den Schluß ziehen, daß den Assyrern unsre Wochentagseponyme als solche geläufig waren, müßte man, um nur dies zu sagen, eine doppelte Reihe von Tagesheiligen annehmen, was doch sehr bedenklich wäre.

Wäre es mit der herrschenden Meinung sicher, daß der Reihenfolge der Wochentagseponyme eine bestimmte, davon unabhängige, der Planeten zu Grunde liegt, dann hätten wir einen weiteren Grund, jene, d. h. die Wochentagseponyme, nicht auf die Assyro-Babylonier zurückzuführen. Denn die Reihenfolge der Planeten, von der aus man sie zu konstruieren pflegt, die Reihenfolge: Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn, ist gerade nicht assyrisch-babylonisch, wenigstens als solche nicht nachweisbar. Als altassyrische Reihenfolge steht fest: Mond, Sonne, Jupiter, Venus, Saturn, Merkur, Mars, und damit stimmt eine datierbare Götterliste überein, wie die bei Aschurbānaplu-Sardanapal (668—626): hinter Aschur und Bēlit Mond und Sonne (darauf als drittgrößter Licht-(und Feuer-)gott Adad, der Wettergott), darauf Bēl-Marduk = Jupiter, darauf Nabū = Merkur, darauf Ischtar = Venus, dann Ninib = Saturn, dann Nērigal = Mars, endlich hinter diesen Licht-(und Feuer-) göttern der Feuergott Nusku, nur daß in der Liste Nabū = Merkur, der Bote und Sohn Marduk-Jupiter's und sein Nachbar in Babylon-Borsippa, direkt hinter ihn gesetzt worden ist (VR 1, 14 ff.). Vgl. auch die ganz ähnliche Anordnung in einer Götterliste bei *Schrader* in Studien und Kritiken 1874 p. 337 und *Lotz* l. c. p. 27, wo aber Nabū = Merkur entweder ganz fehlt oder mit dem Feuergott Gibil-Nusku identificiert als letzter in der Reihe steht. Und für spät-babylonische Zeit — 96, 106, 142, 171, 186, 188 und andere Jahre der Seleuciden-Ära — lautet, wie mir Pater *Kugler* mitteilt, für die 7 Planeten mit Ausschluß der Sonne die Reihenfolge: Jupiter, Venus, Merkur, Saturn, Mars, Mond —, also mit Umstellung von Merkur und Saturn und begreiflicher Sonderstellung des Mondes —, für 191 einmal: Jupiter, Mars, Venus . . ., und in einem astrologischen Texte: Jupiter, Venus, Mars, Saturn, Mond . . ., wobei Merkur anscheinend übergangen ist. Möglich, daß mit diesen Reihen zusammenzustellen ist die Reihenfolge der 7-Tags-Götter: Regenten des 7ten Tages im Monat sind Marduk (dessen Stern der Jupiter) und seine Gemahlin Z(S)arpānitu: geopfert wird an diesem Tage dem Marduk und der Doppelgängerin der Z(S)arpānitu, der Ischtar (deren Stern die Venus); Regenten des

14. Tages sind Bêlit (vielfach mit der Ischtar identificiert) und Nêrigal (dessen Stern der Mars), welchen beiden auch geopfert wird; Regentin des 19. (!) Tages ist Gula, Gemahlin des Ninib (dessen Stern der Saturn), und diesen beiden wird geopfert; Regenten des 21. Tages sind Mond und Sonne und auch ihnen wird geopfert; Regenten des 28. Tages sind Ea und Nerigal, aber geopfert wird an diesem Tage dem Ea und der Bêlit, nicht aber dem Nêrigal. Man erkennt wohl, daß sich aus der Folge der Götter dieser Tage auch leicht die unsrer Wochentagseponyme herauslesen läßt. Seltsam, daß unter den 7-Tags-Regenten und den z. T. andern Göttern, denen man an den 7-Tagen opfert, alle Planeten außer Nabû-Merkur erscheinen, ganz ebenso wie er unter den Monatsregenten allein von allen Planeten fehlt. Dies in Verbindung damit, daß er in den obengenannten Götterlisten allein von den Planeten keine feste Stelle hat, läßt auf einen verhältnismäßig späten Kult, und vielleicht darum auf seine verhältnismäßig späte Entdeckung schließen. Hervorhebung verdient, daß in allen diesen Reihen, wenn wir von Mond und Sonne absehen, Marduk-Jupiter an der Spitze steht, gewiß als Herr der Ekliptik und bez. oder als Stern des babylonischen Götterherrn Marduk-Bêl bez. dieser selbst. Und die Ischtar-Venus direkt hinter ihm weist sicher darauf zurück, daß sie auch als seine Gemahlin gilt, dies natürlich auch deshalb, weil Venus und Jupiter die hellsten der alten 5 wirklichen Planeten sind.

Die Reihenfolge also, die schon *Pythagoras* gekannt haben soll (*Censorinus* De die natali 13; *Plinius* Hist nat. II, 22), und die *Ptolemäus* (Almagest IX, 1) befolgt, und die im Grunde mit der mandäischen und, wie mir *Nöldeke* mitteilt, einer syrischen, auch der jüdischen (Sonne, Venus, Merkur, Mond, Saturn, Jupiter, Mars: Sidra rabbā ed. *Petermann* I, 378 ff. usw.; Journal asiatique 1895 p. 337) übereinstimmt, ist gerade nicht assyrisch-babylonisch. Und somit scheint ein Grund mehr vorzuliegen, den Ursprung der Wochentagsnamen nicht bei den Assyrern oder Babyloniern zu suchen. Die o. besprochene Kombination geht nun auf *Dio Cassius* (XXX, 19) und *H. Rawlinson* (s. *G. Rawlinson* History of Herodotus I p. 243) zurück. Sie setzt aber, wie das Bestehen einer Woche, so eine Einteilung des Tages in 24 bezw. 60 Teile voraus. Indes da erstere bei den Assyro-Babyloniern gar nicht und letztere jedenfalls nicht für die Zeit der assyrisch-babylonischen Kulturvorherrschaft im vorderen Orient bezeugt ist — damals teilte man — so weit wir wissen — den Tag nur in 12 gleiche Teile —, so könnten wir, die Richtigkeit dieser Kombination vorausgesetzt, den Assyro-Babyloniern, sogar ohne ihre Planetenreihen zu berücksichtigen, die Wochentagseponyme und die Woche für diese frühe Zeit wenigstens mit einiger Sicherheit abstreiten.

Indes ist es doch durchaus nicht gewiß, vielmehr meines Erachtens nicht gerade wahrscheinlich, daß *Dio Cassius* und — bez. oder —

H. Rawlinson im Rechte sind. Beide setzen voraus, daß jede Stunde einem Planeten gehörte. Hatte z. B. die erste Stunde den Saturn zum Regenten, so gehörte die zweite dem nächstfolgenden Planeten, die achte wieder dem Saturn. In dieser Weise zählte man über die Tagesgrenzen hinüber und der Regent jeder ersten Tagesstunde wurde der des zugehörigen Tages. Bei Zugrundelegung eines 24stündigen Tages muß man, um die Reihenfolge unsrer Wochentagseponyme zu erhalten, mit *Dio Cassius* die Zählung mit dem Saturn beginnen und über den Jupiter hin weiterzählen, bei der eines 60stündigen mit dem Monde und in entgegengesetzter Richtung weiterzählen. Im einen Falle müßte man annehmen, daß der Tag des Saturn, im anderen, daß der des Mondes einmal der erste der Woche war. Nun ist jedoch die letztere Annahme ohne jede Basis; aber die erste kann sich allerdings scheinbar darauf stützen, daß in den ersten Jahrhunderten nach Christus bei den Römern in der That der Tag des Saturn die Woche eröffnet zu haben scheint (s. unten den Beitrag von *G. Gundermann*). Indes ist diese Ordnung doch wohl sicher nicht die ursprüngliche. Ja es ist gar nicht unmöglich, daß neben ihr gleichzeitig unsre, nach unsrer Ansicht ursprüngliche, Ordnung bestanden hat. Zählen doch wir nicht nur den Sonntag, sondern auch den Montag als ersten Tag der Woche. Somit ist die Ableitung unsrer Reihe der Wochentagseponyme aus der ptolemäischen Planetenreihe keineswegs erwiesen und demnach ihr babylonischer Ursprung doch möglich.

Meiner Meinung nach läßt sie sich nun recht wohl anders und zwar so erklären: Bekanntlich waren den 7 Planeten verschiedene Metalle und Farben zugeteilt, so der Sonne das Gold, dem Monde das Silber, ferner ohne Schwanken dem Mars Rot und dem Saturn Schwarz. Gold ist das wertvollste Metall, darnach kommt das Silber, die Farbe der Farben ist jedenfalls Rot und Schwarz die am wenigsten beliebte Farbe. Wenn wir nun vorne in der Reihe der Wochentagseponyme in dieser Reihenfolge Sonne, Mond und Mars und gerade am Schluß den Saturn finden, so dürfte es nahe liegen, jedenfalls aber als eine Möglichkeit in Betracht gezogen werden, daß die Reihenfolge der Wochentagseponyme auf eine Ordnung der ihnen entsprechenden Metalle und Farben nach ihrer Wertschätzung zurückgeht und somit im letzten Grunde wenigstens auch auf das Aussehen der Planeten Bezug nimmt. Sie könnte also vor der Woche dagewesen sein.

Nun will man (*H. Rawlinson* bei *G. Rawlinson* History of Herodotus I, 242 u. II, 583 f.) diese Ordnung im alten Orient nachweisen, in Medien an den Mauern von Egbatana und an den Trümmern des Nabū-Nebō-Tempels von Borsippa gegenüber von Babylon und damit das hohe Alter der Wochentagseponyme und so der Woche erweisen. Nach *Herodot* I, 98 waren die Schutzwehren der innersten der 7 Mauern von Egbatana mit goldenem, der nächsten mit silbernem Ueberzug geschmückt und die 5 übrigen hatten verschiedene Farben in dieser Reihenfolge: Gelbrot, Blau, Purpurrot, Schwarz, Weiß, die der äußersten Mauer also Weiß. Gewiß wird man die Vermutung *H. Rawlinson's*, daß dies die Farben und Metalle der 7 Planeten sind, beherzigen

müssen. Ist doch bereits für die Assyro-Babylonier eine Verbindung wenigstens von Gold und Sonne nicht unwahrscheinlich (nach III R 55, 60 bringt man der Sonne eine Scheibe aus Gold dar) und heißt der Saturn doch bereits bei ihnen der schwarze oder dunkle (II R 49, 42), wenn allerdings andererseits als Farbe des Silbers die der Sonne gilt. Aber will man in die Angaben *Herodot's* unsre Ordnung der Wochentagseponyme hineininterpretieren, muß man ihm vorher verschiedene Angaben als erhebliche Irrtümer berichtigen dürfen. Denn Purpurrot ist nirgends sonst als Farbe Jupiters bezeugt, und Schwarz, nicht Weiß ist die Farbe Saturns, und Schwarz sicherlich nie die der Venus gewesen. Also wäre für Purpurrot gewiß eine andere Farbe einzusetzen oder die der Schutzwehren an der 3. und 5. und dazu die derjenigen an den beiden äußersten Mauern zu vertauschen. Aber da die Anordnung der Wochentagseponyme nach dem o. S. 157 Gesagten sehr wohl unabhängig von und vor ihrer Verbindung mit den Wochentagen entstanden sein kann, so würden die Farben von Egbatana sowenig wie die o. S. 155 f. besprochene Reihenfolge in IV R² 32 ff., in der vielleicht unsre Ordnung der Wochentagseponyme zum Vorschein kommt, einen Schluß auf deren Existenz und damit die einer Woche zulassen. Will man aber *Herodot* unkorrigiert lassen — und man wird das müssen; denn die Farben der erhaltenen untersten Etagen des Etagenturms von Khorsabad sollen auch in ihrer Reihenfolge genau denen von Egbatana entsprechen (vgl. *Perrot* und *Chipiez* Histoire de l'art. II. 287 f.) — dann kann man nach wie vor annehmen, daß die Farben die der Planeten sind — Rotgelb wäre dann mit *H. Rawlinson* die Farbe des Jupiter und Purpurrot die des Mars —, hätte dann aber nicht die Reihenfolge unsrer Wochentagseponyme, sondern die Ordnung: Sonne, Mond, Jupiter, Merkur, Mars, Saturn, Venus. Und dabei kann man immerhin auch noch der Ansicht sein, daß die Farben garnichts mit den Planeten zu thun haben, sondern keine tiefere Symbolik enthalten als die vermutlich gelbe Farbe der Mauern. Man wende mir nicht ein, daß die 7-Zahl der Mauern doch schon den Zusammenhang mit Planetenkult erweise. Denn mag die Heiligkeit der 7-Zahl an sich von der 7-Zahl der Planeten ausgehen, so hat sie sich doch auch von ihr emancipiert und so wenig wie die 7-Zahl der Mauern von Erech in Babylonien oder die der Unterwelt (s. dazu m. Kosmologie S. 163 ff.) braucht darum die der von Egbatana noch einen direkten Zusammenhang mit der der Planeten zu bekunden. Also Egbatana beweist nichts. Und noch weniger Borsippa. Denn aus den Trümmern des Nabū-Tempels läßt sich nichts Sicheres herauslesen. Man vgl. *H. Rawlinson* im J. R. A. S. XVIII (1861) p. 18 ff. mit *J. Oppert* Expédition en Mésopotamie I. 206 ff., wonach die Etagen des Turmtempels den 7 Planeten vielleicht in der Reihenfolge: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond, möglicher Weise aber auch in der Folge: Saturn, Venus, Jupiter, Merkur, Mars, Mond, Sonne gewidmet waren. Und stände als die Farbenfolge der Etagen

auch die unsrer Wochentagseponyme fest, damit wären diese nach dem o. S. 157 Bemerkten für Babylonien nicht nachgewiesen.[1] Eine Erörterung über die 7 Thore Thebens und ihre Namen wird man somit an dieser Stelle nicht vermissen, zumal da als anerkannt vorausgesetzt werden darf, daß *J. Brandis* in seiner berühmten Abhandlung über die Bedeutung der sieben Thore Thebens (Hermes II, 259 ff.) der Beweis dafür, daß diese den 7 Planeten in der Reihenfolge der Wochentagseponyme geweiht waren, nicht gelungen ist.

Weiter hat *Puchstein* (Pseudohethitische Kunst S. 17) gemeint, daß diese Reihenfolge an den je 7 Göttergestalten von Malthai(a) im Norden von Mosul zu beobachten sei, die er für die 7 Planetengötter erklärt. Indes, wenn etwas sicher ist, so ist es dies, daß der 6. in der Reihe, der mit dem Blitz in der Hand, der Wettergott Adad (vormals Rāmān), also kein Planetengott ist. Außerdem ist die 2. Gottheit, die im Unterschiede von allen anderen 6 sitzt, statt zu stehen, und zwar über einem Löwen, mit höchster Wahrscheinlichkeit eine Göttin, vermutlich Bēlit, und nicht etwa mit *Puchstein* der Sonnengott. Also sind jedenfalls nicht alle 7 Planetengötter und dazu fehlt außer etwa für die zweite und die letzte Figur jegliches charakteristische uns bekannte Merkmal für eine Identificierung mit einer der Planetengottheiten. Also ist auch Malthaï(a) für unsre Frage ganz bedeutungslos.

Die höchst geistreichen, aber z. T. überspitzfindigen und tollkühnen Ausführungen *Winckler's* in s. Altoriental. Forschungen II p. 354 ff. endlich, in denen er u. a. die Ordnung unsrer Wochentagseponyme an supponierten Regenten der 6 ersten römischen Monate und den 7 römischen Königen nachgewiesen zu haben glaubt, kann ich hier nicht berücksichtigen, da hier zu einer eingehenden Kritik kein Raum ist. Übrigens wäre eine solche Kongruenz, so bedeutsam sie im übrigen erschiene, ja nach dem

---

[1] Neuerdings will *de Mély* in den Kyranides eine Beschreibung gerade dieses Turmes aus dem Jahre 355 nach Christus wiedergefunden haben (s. einen kurzen Bericht über die Sitzung der Acad. des Inscriptions et Belles-Lettres vom 19. Mai 1900 in der Revue critique vom 11. Juni). Da *de Mély* anscheinend von verschiedenen Farben seiner 7 Etagen nichts gesagt hat, wird auch in seiner Quelle nichts davon gestanden haben. Und wenn dieselbe Quelle es nicht unterläßt anzugeben, daß von den 365 Stufen, die zum Heiligtume hinaufführten, 305 mit Silber und 60 mit Gold belegt waren, so sieht es so aus, als ob der Turm jedenfalls keinen weiteren umfangreicheren Schmuck von Edelmetall gehabt hätte, wie man ihn für den von Borsippa vermutet. Also entweder scheint der Turm doch nicht der von Borsippa zu sein oder dieser des vermuteten Metall- und Farbenschmucks entbehrt zu haben. *de Mély* nimmt an, daß durch die 7 Etagen mit 365 Stufen die 52 Jahreswochen symbolisch dargestellt wurden. Stammten diese Stufen also aus babylonischer Zeit, so müßte man mit *de Mély* für diese auch die Existenz der 7tägigen Woche annehmen. Aber ich vermag diese Symbolik nicht zu erkennen. Der Turm wird doch in 7, nicht aber 52 Teile geteilt, und nur dasselbe könnte von den 365 Tagen gelten. Dazu aber kommt noch, daß allem Anscheine nach eine Einteilung der 365 in 7 gleiche Teile garnicht beabsichtigt war. Wenigstens war die unterste Etage 75 Fuß hoch, die übrigen 6 aber nur je 28. Wollen wir also nicht annehmen, daß die Stufen an der untersten Etage höher als die übrigen waren, so müssen wir schließen, daß diese und damit die übrigen nicht gerade je $\frac{365}{7}$ Stufen hatten.

o. S. 157 Bemerkten vielleicht belanglos. Sie könnte nicht als Beweis für eine alte irgendwo vorhandene 7tägige planetarische Woche gelten.

Soviel über die vermeintlichen Wochentagseponyme außerhalb der Woche in vorchristlicher Zeit. Was in nachchristlicher, zu einer Zeit, wo die Woche und ihre Eponyme bereits nachweisbar sind, an Dahingehörigem erscheint — im Mithraskult und in der Apokalypse Johannis; s. dazu schon *J. Brandis* in seiner oben zitierten Abhandlung S. 265 f. u. S. 267 f. —, haben wir natürlich gar keinen Grund hier zu erörtern.

Es ergiebt sich demnach, daß 1. eine Woche wie die unsrige nicht für Assyrien und Babylonien nachweisbar ist, 2. aber auch für die assyrisch-babylonische nicht die Art unsrer Benennung der Wochentage und überhaupt keine Wochentagsnamen, 3. nur vielleicht außerhalb der Woche die charakteristische Folge der Eponyme und 4., daß diese keine Woche mit unsern Tagesnamen erweist. Und man kann darum mit gutem Grunde bezweifeln, daß die Woche und ihre Tagesnamen wirklich auf Babylonien oder Assyrien oder wenigstens auf die alten Babylonier oder Assyrer zurückgehen. Wir deuteten oben an, daß nichts hindert, die jüdische Woche für eine altjüdische Einrichtung zu halten. Darf man nun die weitere Frage aufwerfen, ob nicht unsre Woche lediglich jüdischen oder doch westsemitischen Ursprungs ist? Wer sich an der 7-Zahl der Tage stößt und meint, daß die Heiligkeit und Bedeutsamkeit der 7-Zahl nur aus dem Kultus der 7 Planeten erklärt werden könne — doch wäre auch zu beachten, daß der Mond in fast 7 Tagen am Himmel den 4. Teil seiner wirklichen Bahn durchmißt —, würde damit keinen Trumpf ausspielen. Denn wer sagt uns, daß nicht auch die Juden einmal in vorgeschichtlicher Zeit Planetenanbeter waren? Wir könnten mancherlei, auch bisher nicht Verwertetes, anführen, das für einen sehr alten Kultus z. B. des Saturn bei ihnen sprechen dürfte; und wenn die Juden in späterer Zeit eifrig dem Gestirndienst ergeben waren, warum muß das alles Import sein? Ich meine also: Selbst zugegeben, daß die 7-Zahl Planetenkult voraussetzt, wird der echthebräische oder doch westsemitische Ursprung der Woche nicht unmöglich.

Deshalb aber sind die Wochentagsnamen nicht auch hebräisch. Daß die Hebräer vielleicht einmal den Saturn verehrten, vielleicht als Stern ihres Jahveh, als des Jahveh der Heerscharen[1], und daß sein Tag gerade auch der ihres Gottes war und ist, wird man nicht dafür anführen können. Denn zu der Zeit, wo die Wochentagsnamen im Occident auftreten, wußte man bei den Juden jedenfalls längst nichts mehr von Saturndienst. Es spricht andererseits nichts dagegen, daß die Wochentagsnamen erst um die Zeit eingeführt worden sind, in der sie zuerst erscheinen, möglicher Weise unter chaldäischer Flagge, als ein ganz spätes postumes Erzeugnis des Babyloniertums, und ferner nichts dagegen, daß dies statt in Assyrien oder Babylonien zuerst am Mittelmeer geschah.

[1] Die Sterne haben sich die Juden — wie die Assyrer — als Krieger gedacht, wie schon Vers 19 des Deborah-Liedes (Richter V, 20) zeigt.

II.

Die Namen der Wochentage bei den Semiten

von

Th. Nöldeke.

Die siebentägige Woche ist bei den Israeliten uralt. Wenn auch der Dekalog nicht mehr direkt von Mose hergeleitet werden kann, so spricht doch die darin vorgeschriebene Feier des Sabbats (d. i. des „Ruhetags") wie manche andere Stelle des A. T. dafür, daß man schon seit unvordenklicher Zeit diese Woche kannte. Sie hängt mit der Heiligkeit der Zahl Sieben zusammen, welche sich u. A. auch in dem in der Vätersage hervortretenden Heiligtume Beersaba d. i. „Siebenbrunn" zeigt.[1] Nun liegt es aber gar nicht nahe, gerade die Zahl Sieben besonders hervorzuheben (wie etwa die Drei oder deren Quadrat, die Neun). Ich kann mir die Heiligkeit jener nur daraus erklären, daß sie von einem Kreis von so viel göttlichem Wesen ausging. Meines Wissens haben aber nur die Babylonier die 7 Planeten als Götter verehrt. Schon die 7 Planeten als solche anzuerkennen, war nicht so einfach: man mußte dabei die beiden großen Himmelslichter mit den 5 kleinen zu einer Einheit zusammenfassen. Ob das auch bereits die Ägypter in alter Zeit gethan haben, weiß ich nicht; die Auffassung der 7 Planeten als göttlicher Wesen ist jedenfalls babylonisch. Nun kann man es freilich seltsam finden, daß etwa im 2. Jahrtausend v. Chr. (so hoch müssen wir sicher hinaufgehen) der babylonische Einfluß auf Palästina so groß gewesen sei, daß man dort auch ihre heilige Zahl angenommen habe; aber seit man aus den Tel-Amarna-Funden weiß, wie kolossal schon in jenem Jahrtausend die babylonische Kultur auf Palästina und Syrien gewirkt hat, macht dieser Annahme gar keine Schwierigkeit mehr.

Die Assyriologen haben aber, soviel ich weiß, aus einheimischen Dokumenten die 7tägige Woche und den Sabbat noch nicht konstatiert. Trotzdem ist die Annahme kaum zu umgehen, daß die Einrichtung von Alters her schon in Babylon gegolten hat. Daß die Woche nicht aus einer Vierteilung des Monats hervorgegangen, hat u. A. Rühl, Chronologie 50, kurz angedeutet. Das Wesen der Woche ist eben, daß sie ohne Rücksicht auf Monat und Sonnenjahr ununterbrochen weiterrollt. Eine solche geniale Erfindung hat sicher nicht das alte israelitische Bauernvolk gemacht. Dagegen paßt sie durchaus für die Babylonier, zumal die Heiligkeit der Siebenzahl, die sich auch in ihr zeigt, wieder in der Benennung der einzelnen Tage nach den babylonischen Planetengöttern ganz besonders zu Tage tritt. Freilich kennen wir diese Wochentagsnamen erst aus später Zeit. Eine ältere Stelle als die von

[1] Die Bildung dieses Ortsnamens ist völlig durchsichtig, aber sehr altertümlich und hat nur noch wenige Analogien im Hebräischen und Aramäischen. — Die Heilighaltung von „Sieben Brunnen" kann ich auch noch aus weit späterer Zeit bei Aramäern belegen.

Rühl 53 angegebene Tibull 1, 3, 18 *(dies Saturni)* giebt es schwerlich. Wahrscheinlich hat sich die Benennung der Wochentage nach den Göttern in hellenistischer Zeit durch die babylonischen Astrologen („Chaldäer") über Europa verbreitet. Aber echt babylonisch ist eben die Art dieser Benennung. Wie man dazu kam, die Planeten für jeden einzelnen Tag zu bestimmen, mag man bei Rühl nachsehen.

Bei den Juden verbot sich eine Benennung der Wochentage nach heidnischen Göttern ganz von selbst. Sie zählten also die Wochentage nur, und entsprechend dem die christlichen orientalischen Völker und die Muslime.

Im Alten Testament kommt, wenn ich mich nicht sehr irre, kein Wochentag vor als der Sabbat. Da der Sabbat das Merkzeichen der Woche ist, so wird er später vielfach auch geradezu für die Woche gebraucht. So schon im Neuen Testament μία σαββάτων Mth. 28, 1; η μία τῶν σαββάτων Marc. 16, 2; Luc. 24 1; Joh. 20, 1 „Sonntag". Der Tag vor dem Sabbat oder Festtag (die *Vigilia*) heißt im Neuen Testament ἡ παρασκευή. In den altrabbinischen Schriften finden sich (aramäische) Ausdrücke wie *hadh bschabbā* („einer in der Woche") „Sonntag"; *trēn bschabba* („2 in der Woche") „Montag"; *tlathā bathar schabbtha* („3 nach dem Sabbat") „Dienstag" und ähnlich. Eigentümlich ist, daß der Tag vor dem Sabbat oder dem Feste als „Abend" bezeichnet wird: *'erebh schabbath* (hebräisch) oder *ărubhta* (aramäisch) = Freitag. Im rabbinischen Sprachgebrauch kommen bei den Wochentagen einige kleine, belanglose Varianten vor.

Die christlichen Syrer nennen die Wochentage nach jüdischem Vorgang:

hadh bschabbā (1. in der W.) Sonntag.
trēn bschabbā (2. „ „ „) Montag.
tlāthā bhschabbā (3. „ „ „) Dienstag.
arbʿā bhschabbā (4. „ „ „) Mittwoch.
hamschā bhschabbā (5. „ „ „) Donnerstag.
'ărūbhtā (Abend) Freitag.
schabthā (Sabbat) Sonnabend.

Diese Namen gelten auch noch heute bei den aramäisch redenden Christen, natürlich in allerlei dialektischen Umgestaltungen.

Die Araber haben die aramäischen Namen im Ganzen beibehalten, nur sie zum Teil übersetzt. Dazu wird der Freitag als der „Versammlungstag" bezeichnet: *jaum aldschumʿa* oder *jaum aldschumuʿa*. Ob diese Bezeichnung schon vorislāmisch oder ob sie erst wegen des am Freitag gefeierten öffentlichen Gottesdienstes aufgekommen ist, kann ich nicht entscheiden. Doch ist mir Ersteres wahrscheinlicher. Uebrigens kannten die alten Araber auch die aramäische Bezeichnung des Freitags als *ʿarūba*. Also:

jaum al'ahad (Tag 1) Sonntag.
jaum alithnain („ 2) Montag.
jaum thalatha („ 3) Dienstag.
jaum arbaʿā („ 4) Mittwoch.

jaum alchamīs (Tag 5) Donnerstag.
jaum aldschum'a (Tag der Versammlung) Freitag.
jaum assabt (Tag des Sabbats) Sonnabend.

So auch die neupersischen Wochentagsnamen, die aber nicht auf die arabischen, sondern auf die aramäischen Formen zurückgehen, wie schon die Form (geschrieben *schanba*)[1] mit *sch* zeigt.

jakschamba (1 [in der] Woche) Sonntag.
dōschamba (2 „ „ „) Montag.
sischamba (3 „ „ „) Dienstag.
tschahārschamba (4 „ „ „) Mittwoch.
pandschschamba (5 „ „ „) Donnerstag.
ādhīna Freitag.
schamba (Sabbat) Sonnabend.

Den Namen des Freitags kann ich nicht erklären. Er stammt jedenfalls aus vorislāmischer Zeit; freilich gilt das von allen diesen neupers. Wochentagsnamen.

Die christlichen Abessinier zählen ebenfalls die Wochentage einfach. Nur nennen sie auch den Sonntag „Sabbat".

sambata krĕstijān (Sabbat der Christen); *sambata ĕḥūd* (Sabbat des 1. Tages).
sanūi (2. Tag) Montag.
salūs (3. „) Dienstag.
rabū' (4. „) Mittwoch.
chamūs (5. „) Donnerstag.
'arb (Abend) Freitag.
sambata aihūd (Sabbat der Juden); *qadāmīt sambat* („früherer Sabbat") Sonnabend.

Dies sind die Formen der alten („äthiopischen") Schriftsprache. Entsprechende Formen auch in den Sprachen des heutigen Abessiniens. Im Amharischen heißt der Montag *säño* und der Dienstag merkwürdigerweise *mäksäño* d. i. wohl „(der Tag) nach dem Montag". Für Sonnabend und Sonntag kommt in der Küstengegend auch „kleiner" und „großer" Sabbat vor.

III.

Die Namen der Wochentage im Griechischen[2]

von

Albert Thumb.

Die Siebenzahl, der bei den Semiten besondere Heiligkeit zugeschrieben wird, spielt auch in der griechischen Kultur seit ältester Zeit

[1] Über die Einschiebung des Nasals bei diesem Worte s. Kluge s. v. Samstag.

[2] Außer der von Rühl, Chronologie S. 50 ff. verzeichneten Literatur nenne ich Lersch, Jahrb. des Vereins von Altertumsfr. im Rheinlande IV (1844) 147 ff., de Witte, Gazette archéol. 1877, 50 ff. 77 ff. (1879, 1 ff.) und Reinach im Dictionnaire des antiquités grecques et romaines II 171 ff. (auf welch letzteren ich durch Prof. Bethe aufmerksam gemacht wurde).

eine nicht ganz unwesentliche Rolle. Bérard, der jüngst dafür eine Reihe interessanter Belege zusammengestellt hat (Rev. de l'hist. des religions XXXIX [1899] 426 ff.), glaubt schon bei Homer Spuren der darauf beruhenden semitischen Zeiteinteilung, d. h. der Woche, zu finden: nicht nur der Zeitraum von 7 Jahren (Hom. Od. XII 398, X 80, IV 82, XV 476—7), sondern auch derjenige von 7 Tagen kommt im Epos mehrere Male vor, sodaß hier kein Zufall zu wirken scheint: so wird der 7. Tag als derjenige des Aufbruches nach 6tägiger Rast (Od. XII 397 f., XIV 249 ff.) oder der Ankunft nach 6tägiger Fahrt (Od. X 80—81) hervorgehoben (s. auch oben Jensen). Bérard sieht darin Nachwirkungen des phönizischen Handelsverkehrs in ältester Zeit; doch hat er unterlassen, die Siebenzahl in der Zeiteinteilung der Griechen weiter zu verfolgen. Schon der jüdisch-griechische Schriftsteller Philon (1. Jahrh. n. Chr.) legte Wert darauf, zu zeigen, daß die jüdische Woche und besonders ihr siebenter Tag, der Sabbat, auch den Griechen bekannt gewesen sei: τιμᾶται δὲ καὶ (ἡ ἑβδομάς) παρὰ τοῖς δοκιμωτάτοις τῶν Ἑλλήνων καὶ βαρβάρων bemerkt Philon De opificio mundi § 43, nachdem er vorher (§ 35 f.) unter anderm Solons Einteilung des Menschenlebens in Hebdomaden von Jahren mitgeteilt hat.[1] Auf diesen dichterischen Brauch nimmt Aristoteles Polit. VII, 14, 11 Bezug (ποιηταὶ οἱ μετροῦντες ταῖς ἑβδομάσι τὴν ἡλικίαν); er verwendet ferner selbst ἑβδομάς d. i. 'Zeitraum von 7 Tagen' als ein Maß der Zeiteinteilung, vgl. Hist. Anim. 6, 17 (ἐν χρόνοις διαιρουμένοις εἰς τὸν ἑβδομάδων ἀριθμόν). Noch bemerkenswerter ist die Thatsache, daß der (1. und) 7. Tag des Monats dem Apollo heilig ist, vgl. ἑβδόμη ἱερὸν ἦμαρ Hesiod Ἔργα 770 f., ferner Herodot 6, 57, Plutarch, Quaest. conviv. VIII, 2 (717 D) und Joannes Lydus De mensibus 2, 12; einen indirekten Beleg dafür (aus einer delphischen Inschrift) s. bei A. Mommsen, Feste d. Stadt Athen S. 1. In den 'Sieben gegen Theben' V. 800 heißt Apollo ὁ σεμνὸς ἑβδομαγέτης ἄναξ: vgl. dazu das Scholion ἐν ἑβδόμῃ ἡμέρᾳ τοῦ μηνὸς γεννηθείς, wozu allerdings das Beiwort ἑβδομαγένης (bei Plutarch. a. a. O.) besser passen würde. Merkwürdigerweise ist nun auch der 20. des Monats, also der letzte Tag der 2. Dekade des Monats, im attischen Kalender wiederum dem Apollo heilig (s. Daremberg u. Saglio, Dictionnaire des antiquités grecques et rom. II 174), und man hat den Eindruck, als ob hier eine Hebdomaden- und Dekadeneinteilung (der 20. statt des 21. Tages) vermengt worden wäre; denn der 7. und der 20. Tag kommen auch sonst in Konkurrenz, vgl. Harpokrations Erklärung zu dem beim attischen Redner Lysias vorkommenden Wort ἑβδομεύω: ἑβδομευομένου· Λυσίας ἐν τῷ πρὸς Ἐτεοκλέα περὶ χρημάτων, εἰ γνήσιος. τοῖς ἀποτεχθεῖσι παιδίοις τὰς ἑβδομάδας καὶ τὰς δεκάτας ἦγον καὶ τάγε ὀνόματα ἐπέθεντο αὐτοῖς, οἱ μὲν τῇ ἑβδόμῃ ὡς καὶ ὁ ῥήτωρ λέγει, οἱ δὲ τῇ δεκάτῃ.

---

[1] Vgl. dazu auch J. G. Müller im Kommentar zu Flavius Josephus' Schrift gegen Apion (Basel 1877) S. 357.

Freilich hat sich in klassischer Zeit trotz dieser Spuren einer septenalen Zeitteilung keine Wocheneinteilung entwickelt: man teilte den Monat entweder in Dekaden[1] oder zählte (z. B. in den Papyri) die Monatstage durch, falls man nicht die römische Datierung übernahm. Ansätze zu einer Benennung der Tage liegen vor, wenn man mit νεομηνία oder νουμηνία den ersten Monatstag bezeichnete[2] und eine ganze Reihe von Tagen bestimmten Göttern weihte (s. Mommsen Chronol. 80 ff.; Daremberg u. Saglio, Dictionnaire a. a. O. 173 f.); auch die Ägypter wiesen jeden Tag des Monats einem Gotte zu (Herodot II, 82). Deutliche Anfänge einer festen Benennung einzelner Tage finden sich schon vor dem Aufkommen der Wochentagnamen in Papyri:

Wiederholt lesen wir bei Datierungen einen Tag Σεβαστή, z. B. Μεχεὶρ δ'Σεβαστῇ Grenfell u. Hunt, Oxyrhynchus Papyri I Nr. 46_{31} (c. 100 n. Chr.) 'am 4. Mecheir, am Tag Σ.', Φαῶφι δ'Σεβαστῇ und Φαμε(νώθ) κθ' [29.] Σεβαστῇ ib. II 289 (c. 65—83 n. Chr.), μηνὸς Σεβαστοῦ η' (8.) Σεβ(αστῇ) ib. II 276 (77 n. Chr.), Παῦνι κα' Σεβαστῇ II 288_{32} (c. 22—25 n. Chr.) u. dgl. mehr (s. Register II 330). Der Herausgeber hatte zum ersten Beispiel bemerkt, der Tag sei 'perhaps so called because Mecheir 4 was the day of the Emperors accession'; aber die große Zahl der Belege[3] änderte später (II p. 284) seine Meinung. Daß der Name zu Ehren des Kaiserhauses geschaffen wurde, ist klar: da er sich in verschiedenen Monaten, bisweilen sogar mehrere Male im gleichen Monat wiederholt findet, so scheint es mir, als ob ein in festem Turnus sich wiederholender Tag jene Bezeichnung erhielt; ein größerer Zuwachs an Material wird vielleicht dem Erforscher der ägyptisch-griechischen Chronologie gestatten, diesen Turnus auszurechnen. Ähnlich wird es sich mit dem Tag 'Ιουλία Σεβαστή (Berl. Urkunden I Nr. 252, v. J. 98 n. Chr. und Oxyrh. Pap. II Nr. 283, v. J. 45 n. Chr.) verhalten; auch diese Bezeichnung ist nicht ein einzelner Festtag im Jahre.

Vielleicht dürfen wir in diesen Beispielen wirkliche Vorläufer der jüdisch-christlichen Terminologie erblicken; für die rasche Verbreitung eines Namens ἡμέρα κυριακή 'Tag des Herrn' wäre ein schon bestehender Tag 'der kaiserlichen Majestät' von nicht geringer Bedeutung.

Doch wie dem auch sei, die 'Woche' als Maß der Zeiteinteilung tritt innerhalb des griechischen Sprachgebietes deutlich erst bei den griechisch redenden Juden auf.

So ist ἑβδομάς Uebersetzung des hebr. šābûaʿ, eigentl. 'Siebenzahl', dann 'Woche', in der Septuaginta z. B. im Deuteronomium 16, 9 oder Daniel 10, 2; die Bezeichnung ἡ μεγάλη ἑβδομάς oder ἡ ἑβδομάς τοῦ πάσχα für die 'Charwoche' begegnet zuerst in den Constitutiones Apostolorum 5, 13. 8, 33 (3.—4. Jahrh.), wodurch der Begriff der 'Woche' überhaupt als selbstverständlich bewiesen wird: Belege[4] aus späterer Zeit anzuführen, ist überflüssig (neugriech. ἡ [ἑ]βδομάδα). ἑβδομάς bezeichnet aber auch den 7. Tag der Woche, d. h. den durch Jehovas

---

[1] S. darüber A. Mommsen, Chronologie S. 43.

[2] Vgl. z. B. ἡμέρας ἥτις ἐστὶν Παχὼν νεομηνία in den Oxyrhynchus Papyri I 140_{10} noch aus dem Jahre 550 n. Chr.

[3] Nicht nur in Oxyrhynchus und dem 1. Jahrh. angehörig, wie die Herausgeber meinen, sondern auch in Kleinasien, vgl. τοῦ Καίσαρος μηνὸς τῇ πρώτῃ Σε[βαστ]ῇ Bull. de corresp. hell. XV 29 Nr. 42 (Lagina, Kaiserzeit) und μηνὸς Κουρεῶνος Σεβαστῇ ib. XII 328 (Magnesia).

[4] Vgl. solche in Sophocles' Greek Lexicon of the Roman and Byzant. Periods s. v.

Gebot geheiligten Sabbat, so in der Septuaginta Maccab. 2, 6, 11 und 2, 12, 38 und öfter bei Josephus Flavius (Antiqu. XII, 7, 2, Bell. Iud. II, 8, 9. IV, 9, 12, gegen Apion II, 39, 2). Der Gebrauch von ἑβδομάς für '7. Tag' ist nicht auffallend: das Wort εἰκάς wird seit Alters im Sinne von '20. Tag des Monats' gebraucht; über τετράς s. unten. Es ist daher nicht notwendig, in Philos Schrift Περὶ τῆς ἑβδόμης in den ersten Zeilen Περὶ τῆς ἱερᾶς ἑβδομάδος 'über den heiligen Sabbat' (Mangey II 277) ἑβδόμης zu ändern (wie Mangey vorschlägt), wenngleich Philo auch sonst (De opificio mundi § 43) ἄγειν ἱερὰν ἑβδόμην 'den Sabbat verbringen' sagt gegenüber Josephus' ἀργεῖν τὰς ἑβδομάδας ἡμέρας (Antiqu. XIV, 4, 2). Übrigens bemerkt Theophilus, Bischof von Antiochia (Ende des 2. Jahrh.), ausdrücklich (ad Autolycum II cap. 14) ὅτι παρ' Ἑβραίοις ὃ καλεῖται σάββατον ἑρμηνεύεται ἑβδομάς.[1] Doch hat sich dieser Gebrauch von ἑβδομάς nicht behauptet: es hat vielmehr das hebräische Wort τὸ σάββατον (auch τὰ σάββατα, hebr. šabbāt) in der griechischen Sprache Bürgerrecht erlangt; in der Septuaginta (τὰ σάββατα z. B. Exodus 16, 23. 20, 8) zuerst auftretend, wird das Wort von Josephus (Antiqu. I, 1, 1) dem griechischen Leser erläutert: „ἡμεῖς σχολὴν ἀπὸ τῶν πόνων κατὰ ταύτην ἄγομεν τὴν ἡμέραν, προσαγορεύοντες αὐτὴν σάββατα· δηλοῖ δὲ ἀνάπαυσιν κατὰ τὴν Ἑβραίων διάλεκτον τοὔνομα"[2]; vgl. ferner ἄγειν τὰ σάββατα ib. XIV, 10, 25, ἐν σάββασιν XVI, 6, 2. Der Name und seine Bedeutung wurde natürlich auch den Griechen bekannt: Plutarch (De superstit. 169 C) weiß, daß am Sabbat (σαββάτων ὄντων) die Juden sich jeglicher Thätigkeit enthalten; er glaubt sogar Beziehungen zum griechischen Kult zu entdecken (Quaest. conviv. IV 671 F): οἶμαι δὲ καὶ τὴν τῶν σαββάτων ἑορτὴν μὴ παντάπασιν ἀπροσδιόνυσον εἶναι. Σάβους γὰρ καὶ νῦν ἔτι πολλοὶ τοὺς Βάκχους καλοῦσι.

Daß aber der Sabbat schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung über den Kreis des jüdischen Volkes hinausgetreten ist, darauf weist Josephus gegen Apion II 39, 2: οὐδ' ἔστιν οὐ πόλις Ἑλλήνων οὐδ' ἡτισοῦν, οὐδὲ βάρβαρος, οὐδὲ ἓν ἔθνος, ἔνθα μὴ τὸ τῆς ἑβδομάδος, ἣν ἀργοῦμεν ἡμεῖς, ἔθος οὐ διαπεφοίτηκε. Die Verbreitung des Namens und dessen Gebrauch bei Datierung geschah jedoch vermutlich erst im Gefolge des Christentums: im Neuen Testament[3] bezeichnet τὸ σάββατον oder τὰ σάββατα natürlich den jüdischen Sabbat, wird aber von nun ab in der griechisch-christlichen Welt zur Benennung des letzten Wochentages:

Zu genauerer Zeitangabe finde ich σάββατον (abgesehen vom Neuen Testament) zuerst bei Athanasius (4. Jahrh.) I 581 B (Patrol. gr.), sowie in einer sizilischen Inschrift vielleicht des 3. Jahrh. (CJG. 9476 σαββάτοις) und in der inschriftlichen Ostertafel des Hippolytus Corp. Inscr. Graec. 8163 (εἰδοῖς Ἀπρειλίαις σαββάτῳ, 3. bezw. 4. Jahrh., s. u.); ferner ὄντος σαββάτου μεγάλου 'am Charsamstag' im Martyrium Polycarpi (2. Jahrh.) 1036 A (Patrol. gr.). — Neugriech. τὸ σάββατο.[4]

Wie der Sabbat, so hat auch der vorhergehende 6. Tag einen eigenen Namen, παρασκευή 'Tag der Vorbereitung': der älteste Beleg scheint bei Josephus zu sein (Antiqu. XVI, 6, 2 ἐν σαββάτῳ ἢ τῇ πρὸ αὐτῆς παρασκευῇ); im gleichen Sinn ist das Wort im Neuen Testament

---

[1] Mit Rücksicht auf das unten folgende sei hervorgehoben, daß der 7. Tag der Woche, an welchem Gott von seinem Werk ausruhte, gemeint ist.

[2] Kurze Erklärung auch bei Philo De Cherubim c. 26.

[3] Belege in Grimm-Wilke's Clavis Novi Testamenti.

[4] Über eine alte Nebenform *σάμβατον s. G. Meyer Indog. Forsch. IV 326 ff. und W. Schulze KZ. XXXIII 366 ff.

(Matth. 26, 62, Marcus 15, 42, Luk. 23, 54, Joann. 19, 31) gebraucht und wird bei Marcus einmal erklärt „παρασκευή ὅ ἐστιν προσάββατον"; προσάββατα begegnet sonst nur noch in der Septuaginta (Judith 8, 6). Irenäus von Lyon (2. Jahrh.), contra Haereses I 6 (Patrol. gr. VII 608 A), gebraucht παρασκευή bereits zur Datierung, doch mit erklärendem Zusatz (ἐν τῇ ἕκτῃ τῶν ἡμερῶν ἥτις ἐστὶ παρασκευή), während es im Martyrium Polycarpi (Patrol. gr. V 1033 B τῇ παρασκευῇ 'am Freitag'), in den Constitut. Apost. 5, 13 (ἀπὸ δευτέρας . . . εἰς παρασκευήν) und bei Eusebius II 1477 C De martyr. Palaestin. (Ξανδικοῦ μηνὸς δευτέρᾳ . . . ἡμέρᾳ παρασκευῆς) als Zeitangabe schlechthin wie unser 'Freitag' erscheint.

Der älteste mir bekannte inschriftliche Beleg stammt aus einer christlichen Grabinschrift des 3. Jahrh. (C. J. G. 9476 παρασκευῇ 'am Freitag', Sizilien), ein weiterer aus Vienne in Frankreich (C. J. G. 9886, 5. Jahrh.). Der Name ist bei den Griechen bis heute geblieben (ngr. παρασκευή, bezw. in mundartlichen Abarten).

Hatten wir es bisher mit Namen zu thun, die dem jüdisch-christlichen Ideenkreis entstammen, so liegt eine rein christliche Benennung im Namen des Sonntag, κυριακή, vor (neugr. ebenso, bezw. in mundartlicher Differenzierung). Schon Johannes gebraucht in der Apokalypse I, 10 κυριακὴ ἡμέρα; aber es ist füglich zu bezweifeln, ob es sich um den regelmäßig wiederkehrenden Wochentag handelt (s. Rühl Chronol. 55). Im sogen. Barnabasbrief (c. 15), der wohl dem letzten Decennium des 1. christl. Jahrhunderts angehört, wird zwar der '8. Tag' (ἡ) ἡμέρα (ἡ) ὀγδόη als Feiertag der Christen genannt, aber ohne die besondere Bezeichnung κυριακὴ ἡμέρα: den ersten Ansatz zur Einführung dieses Namens dürfen wir in den Worten des Bischofs Ignatius von Antiochien († 107[1]) an die Magnesier c. 9 sehen, wo es von den Christen heißt μηκέτι σαββατίζοντες, ἀλλὰ κατὰ κυριακὴν ζῶντες. Doch scheint das Wort noch keineswegs als Wochentagname geläufig gewesen zu sein, da Justinus Martyr († 166) sich über den christlichen Feiertag in folgenden Worten äußert (Dialog mit Tryphon c. 41): μία γὰρ τῶν σαββάτων (also wie in der jüdischen Terminologie) πρώτη μένουσα τῶν ἡμερῶν κατὰ τὸν ἀριθμὸν τῶν πασῶν ἡμερῶν τῆς κυκλοφορίας ὀγδόη καλεῖται; und dazu stimmt eine andere Stelle des Justinus, die wir später noch anführen werden. Der Name κυριακή hat sich als Tagesbezeichnung offenbar erst im 2. Jahrhundert eingebürgert, wie das Vorkommen der Belege in einem Fragment des Irenäus († 202), bei Clemens Alexandrinus († zwischen 211 und 218) und Origines zeigt (die Belege s. im Wörterbuch von Sophocles). Der Zusatz ἡμέρα scheint längere Zeit üblich gewesen zu sein, vgl. ἡμέρα κυριακή Corp. Inscr. Graec. 9452 (christl. Inschrift aus Syrakus) oder τὴν κυριακὴν ἡμέραν Eusebius (4. Jahrh.) IV 941 C (Patrol.) oder ἦμαρ κυριακόν in einem Epigramm des Gregor von Naziang IV 44 A (Patrol.), fehlt aber z. B. schon bei Origines (c. Celsum I 1549 D, Patr.), Gregor Naz. II 608, Athanasius (ἡ κυριακὴ τῆς

---

[1] Nach Bardenhewer Patrologie S. 61.

ἁγίας ἑορτῆς I 232 C Patrol.) und in der oben angeführten Ostertafel (κυριακαὶ τοῦ Πάσχα); in einem der interpolierten Briefe des Ignatius (Patrol. V 769), deren Zeit in den Anfang des 5. Jahrhunderts fällt,[1] heißt es: μετὰ τὸ σαββατίσαι ἑορταζέτω πᾶς φιλόχριστος τὴν κυριακήν, τὴν ἀναστάσιμον τὴν βασιλίδα, τὴν ὕπατον τῶν ἡμερῶν.

Weiter werden aber die Tage innerhalb dieses jüdischen bezw. christlichen Systems auch einfach durch Zahlen bezeichnet, wofür mir folgende Belege als die ältesten[2] bekannt sind:

πρώτη σαββάτου 'Sonntag' Markus 16, 9; öfter μία σαββάτων Matth. 28, 1, I. Kor. 16, 2; ἡ μία τῶν σαββάτων Mark. 16, 2, Luk. 24, 1, Joann. 20, 1, 19, Apostelgesch. 20, 7 (überall zur Zeitbestimmung).

δευτέρα σαββάτου 'Montag' Septuag. Psalm. 47, 1, δευτέρα σαββάτων Constitut. Apost. 2, 47, 5; 5, 14 (spätestens Beginn des 5. Jahrh.): μηνὶ Πανήμου ιβ ἡμέρα τῇ β' CJG. 9891 (christl. Grabinschrift aus Trier v. J. 409).

τρίτη σαββάτου Constitut. Apost. 5, 14; μη(νὶ) Αὐγούστῳ ιε' ἡμέρ(ᾳ) γ' CJG. 9357 (Athen, byzant. Zeit).

τετάρτη σαββάτου 'Mittwoch' Athanasius I 760 B (Patrol.); auch τετράς Clemens Alex. Stromat. VII 94 f. (als Fasttag erwähnt). Der Gebrauch von τετράς für '4. Tag' begegnet schon bei Hesiod Ἔργα 770, 809. Es ist bemerkenswert, daß z. B. auch im attischen Kalender bei der Durchzählung der Dekaden gewöhnlich die Ordinalzahl, für den 4. Tag aber immer die Form τετράς gebraucht wird (A. Mommsen Chronol. 86 f. 98 118 ff.).

πέμπτη τοῦ σαββάτου 'Donnerstag' Eusebius VI 704 B (Patrol.), ἡμέρα πέμπτη auf christl. Grabinschrift aus Rom CJG. 6403.

σαββάτου oder σαββάτων, das der Zahl beigesetzt wird, heißt hier 'Woche': diese Bedeutung ist auch sonst belegt, so Luk. 18, 12 (δὶς τοῦ σ.), und ausdrücklich bezeugt von Eusebius (Quaest. evangel.) IV 941 C (Patrol.) anläßlich der Matthäusstelle 28, 1: ἔθος δὲ ὅλην τὴν ἑβδομάδα Σάββατον καλεῖν, καὶ πάσας τὰς ἡμέρας οὕτως ὀνομάζειν. Λέγεται γοῦν παρὰ τοῖς εὐαγγελισταῖς τῇ μιᾷ τῶν Σαββάτων· ἐν δὲ τῇ συνηθείᾳ δευτέρα Σαββάτων καὶ τρίτη Σαββάτων καὶ τετάρτη Σαββάτων (vgl. auch Suidas s. v. σάββατον).

Das Prinzip der Zählung ist am konsequentesten durchgeführt in der inschriftlich erhaltenen Ostertafel des Bischofs Hippolytus von Rom (CJG. 8613), in welcher die Tage mit den Zahlzeichen α (Sonntag) β γ δ ε ς ζ bezeichnet werden: der Verfasser der Ostertafel ist 235 gestorben, die Inschrift gehört wohl dem 4. Jahrh. an:[3] der Text an sich dürfte mehr für die lateinische als für die griechische Welt von Bedeutung sein. Aber das darin vertretene Prinzip selbst hat mit Ausnahme der Tage Κυριακή, Παρασκευή und Σάββατον im Osten den Sieg davongetragen: δευτέρα, τρίτη, τετάρτη, πέμπτη (neugriech. πέφτη) wurden die allgemein gebrauchten Tagenamen; die Verwendung von Zahlwörtern für die Tage mit Weglassung von ἡμέρα war schon durch sehr alten Gebrauch vorgebildet (s. A. Mommsen Chronol. 46 f.) und wird für die hellenistische Zeit durch den Atticisten Moeris (εἰς τρίτην ἡμέραν Ἀττικοί, εἰς τρίτην καθ' ἑαυτὸ μόνον Ἕλληνες) ausdrücklich bezeugt. τετράς statt τετάρτη hat sich ebenfalls bis zum heutigen Tag behauptet, vgl. z. B. τράδ im pontischen Dialekt.

So hat im christlichen Hellenismus eine alte, mit der Septuaginta beginnende Übung sich festgesetzt und behauptet; dazwischen schiebt sich aber noch eine andere Benennungsweise ein, die, nicht so früh belegt, auf griechischem Boden episodenhaft geblieben ist: die Bezeichnung der Tage

---

[1] Nach Bardenhewer Patrologie S. 63.
[2] Weitere im Lexikon von Sophocles.
[3] s. Rühl Chronol. 121.

mit dem Namen der Sonne und der Planeten. Für das Aufkommen dieses Brauches wird als Hauptzeuge Cassius Dio XXXVII, 18 angeführt:

Besonders der Anfang dieser Stelle[1] ist wichtig: τὸ δὲ δὴ ἐς τοὺς ἀστέρας τοὺς ἑπτὰ τοὺς πλανήτας ὠνομασμένους τὰς ἡμέρας ἀνακεῖσθαι κατέστη μὲν ὑπ' Αἰγυπτίων, πάρεστι δὲ καὶ ἐπὶ πάντας ἀνθρώπους, οὐ πάλαι ποτὲ ὡς λόγῳ εἰπεῖν ἀρξάμενον· οἱ γοῦν ἀρχαῖοι Ἕλληνες οὐδαμῇ αὐτό, ὅσα γε ἐμὲ εἰδέναι, ἠπίσταντο. ἀλλ' ἐπειδὴ καὶ πάνυ νῦν τοῖς τε ἄλλοις ἅπασι καὶ αὐτοῖς τοῖς Ῥωμαίοις ἐπιχωριάζει κτλ.

Dion lebte c. 150—235, also darf man nach seinen Worten die Benennung der Tage nach Κρόνος Ἥλιος Σελήνη Ἄρης Ἑρμῆς Ζεύς Ἀφροδίτη (dies die aus Dio sich ergebende Reihenfolge der Tage) mindestens in die Mitte des 2. Jahrh. setzen; dazu stimmt auch das Zeugnis des Clemens von Alexandria Stromat. VII 94 f.: τῆς νηστείας τὰ αἰνίγματα τῶν ἡμερῶν τούτων, τῆς τετράδος καὶ τῆς παρασκευῆς[2] λέγω. ἐπιφημίζονται ἡ μὲν Ἑρμοῦ, ἡ δὲ Ἀφροδίτης; aber einen noch früheren Beleg bietet ein Zauberpapyrus (Βίβλος ἱερὰ ἐπικαλουμένη Μονάς ἢ ὀγδόη Μωϋσέως), der zuerst von Leemans (Papyri graeci Musei Lugduni-Batavi II [1885] 83 ff.) nach dem Leidener Text, dann mit Heranziehung anderer Papyri von A. Dieterich Abraxas (Leipzig 1891) 169 ff. kritisch herausgegeben worden ist. Hier heißt es (Leemans 98 f. 136, Dieterich 186 f., die wichtige Stelle ist bei Rühl nicht berücksichtigt):

ἡ δὲ τοῦ πολεύοντος πῆξις περιέχει οὕτως· γνῶθι, τέκνον, τίνος ἡ ἡμέρα εἰς τὸ Ἑλληνικὸν καὶ ἐλθὼν εἰς τὴν ἑπτάζωνον μέτρει ἀπὸ κάτωθεν καὶ εὑρήσεις. ἐὰν γὰρ ἡμέρα τοῦ ἡλίου εἰς τὸ Ἑλληνικόν, ἡ σελήνη πολεύει. οὕτως καὶ οἱ ὕστεροι οἷον

Ἑλληνικόν	Ἑπτάζωνος
Ἥλιος	Κρόνος
Σελήνη	Ζεύς
Ἄρης	Ἄρης
Ἑρμῆς	Ἥλιος
Ζεύς	Ἀφροδίτη
Ἀφροδίτη	Ἑρμῆς
Κρόνος	Σελήνη

Es ist eine Vorschrift, wie man den Tagesregenten im System des Verfassers[3] finden kann, wenn man die Folge der Wochentage im 'griechischen' Kalender kennt; man sucht im Verzeichnis der Planeten (ἑπτάζωνος) die entsprechende Nummer von unten. Der Schrift nach stammt der Leidener Papyrus nach Dieterich 154 aus dem 3./4. Jahrh.,[4] aber dem Inhalt nach reicht der Text bis in die Anfänge des Gnosticismus. „Etwa in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts werden solche Zauberbücher zusammengefügt sein im Anschluß an die mystischen Schriften der

[1] Die ganze Stelle ist bei Rühl S. 51 f. mitgeteilt und übersetzt.
[2] Diese beiden Fasttage werden im Mittelgriechischen gelegentlich auch zu einem Compositum zusammengefaßt: τετραδοπαρασκευή; Belege s. in Ducanges' Glossarium med. et inf. graec.
[3] s. dazu Kommentar bei Leemans S. 178 und A. Dieterich 41 f.
[4] 2./3. Jahrh. nach Leemans S. 78.

Orphiker, der Essener und ähnlicher Leute, zuweilen auch der Ägypter" (Dieterich 155). Man darf natürlich das Aufkommen der Namen getrost noch weiter hinaufrücken; daß Philon die Namen nicht erwähnt, scheint mir kein Beweis gegen deren gleichzeitiges Vorkommen (wie Kühl 52 zu meinen scheint); obwohl der jüdische Autor in den Erörterungen über die Heiligkeit der Siebenzahl (7 Planeten, 7 Töne, 7 Tage u. s. w., De opificio mundi § 35 f.) mit den Spielereien der magischen Papyri (Dieterich 24, 47) zusammentrifft, so brauchte er deshalb noch lange nicht in der Annahme der Planeten als Tagesbezeichnungen mit den jüdischen und griechischen Sekten und Geheimkulten übereinzustimmen. Vielleicht ist die Übung, die Tage der semitischen Woche nach den Planeten zu benennen, überhaupt erst in diesen Kreisen aufgekommen und wäre dann ein junges Produkt ägyptisch-hellenistischer Astrologie;[1] zu dieser Annahme wird man wenigstens durch die oben mitgeteilten Ergebnisse Jensens und Nöldekes gedrängt, und so hätte Cassius Dio mit seinem Hinweis auf die 'Ägypter' am Ende doch Recht. Ob nun aber diese Übung aus Ägypten, Babylon oder sonst woher kam, die Berührung des jüdischen Gnosticismus mit der griechischen Welt, die sich in Ägypten vollzog, hat ihr jedenfalls in den griechischen Kulturkreis Eingang verschafft und damit den Grund weiterer Verbreitung gelegt. Daß diese zunächst außerhalb des Christentums geschah, dafür darf ein bei Eusebius Praepar. evangel. V 14 überliefertes Apollorakel angeführt werden (vgl. auch A. Dieterich S. 23):

> κληΐζειν Ἑρμῆν ἠδ' ἠέλιον κατὰ ταῦτα
> ἡμέρῃ ἠελίου· μήνην δ' ὅτε τῆςδε παρείη
> ἡμέρη, ἠδὲ Κρόνον ἠδ' ἑξείης Ἀφροδίτην u. s. f.

Wenn wir nur die Zeit dieser Verse wüßten! Unsicher ist auch die Zeit von Θέωνος Μονόστιχον εἰς τὴν ἑβδομάδα, das in der Anthologia Palatina IX 491 überliefert ist. Es zählt die Tagesregenten dem Versmaß entsprechend auf:

> Ζεὺς Ἄρης Παφίη Μήνη Κρόνος Ἥλιος Ἑρμῆς.

Falls dieser Theon mit dem Mathematiker aus Alexandria identisch ist (dem einige Epigramme der Anthologie beigelegt werden), so wäre der Vers ein Zeugnis des 4. Jahrh. n. Chr. Auch das 2. Buch der Schrift Περὶ μηνῶν des Joannes Lydus (6. Jahrh.) handelt ausführlich von der Verteilung der Planeten auf die Wochentage und von all dem astrologischen Zauber, der dazu gehört — aber ohne gehörige Scheidung von Ort und Zeit.

Den Kreisen, aus dem das Christentum seine Anhänger erhielt, war die Benennung der Tage nach den Planeten von Anfang an vertraut; die 'orthodoxe' Terminologie hat sich einer volkstümlichen übergelagert. Darauf weist auch die Ausdrucksweise des Justinus Martyr (aus Palästina) Apologie I 67: τὴν δὲ τοῦ ἡλίου ἡμέραν κοινῇ πάντες τὴν συνέλευσιν ποιούμεθα, ἐπειδὴ πρώτη ἐστὶν ἡμέρα, ἐν ᾗ ὁ θεὸς . . . κόσμον ἐποίησε καὶ Ἰησοῦς Χριστὸς . . . ἀνέστη . . . καὶ τῇ μετὰ τὴν κρονικήν (sc. ἡμέραν).

---

[1] de Witte a. a. O. S. 54 hält die Sache ebenfalls für etwas sehr spätes, d. h. nur der alexandrinischen Astrologie angehöriges; er zieht jedoch den Kreis, innerhalb dessen der Gebrauch der planetarischen Wochentagnamen bestand, zu eng.

Da die Abfassung der Apologie zwischen 150 und 160 n. Chr. gesetzt werden kann (Bardenhewer Patrologie 89 f.), so liegt hier ein Zeugnis vor, das zeitlich dem der Zauberpapyri nahezu gleichwertig ist: die jüdisch-gnostischen und christlichen Kreise berührten sich also. Noch eine christliche Grabinschrift des 4. oder 5. Jahrh. (aus Sicilien) hält eine Doppelbezeichnung des Sonntags für nötig, vgl. die Datierung CJG. 9475 ἡμέρᾳ Ἡλίου κυρια(κῇ).

Für die einzelnen Tage sind mir noch folgende Belege bekannt:

Ἡμέρα Ἡλίου steht zur Datierung auf einer Holztafel aus Ägypten v. J. 294 n. Chr., s. Wessely Mitteil. a. d. Samml. des Erzherzogs Rainer II 30, ferner CJG. 5465 (Sicilien, 'infimae aetatis', Datierung in einer nichtchristlichen Grabinschrift), 9463 und Inscr. Ital. et Sic. 142 (Syracus, christl.), Ἡλίου ἡμέρα CJG. 6731 Rom, sehr spät). Wenn Sozomenos (Anfang des 5. Jahrh.) in seiner Kirchengeschichte I c. 8 (gelegentlich der Verordnung Constantins über die Heiligung des Sonntags) schreibt τὴν δὲ κυριακήν, ἣν Ἑβραῖοι πρώτην τῆς ἑβδομάδος ὀνομάζουσιν, Ἕλληνες δὲ Ἡλίῳ ἀνατιθέασι, so sehen wir daraus, daß die 'heidnische' Bezeichnung für den Kirchenhistoriker schon ein überwundener Standpunkt war. Ob ἡλιόπαις in einer metrischen Inschrift des ersten Jahrhunderts n. Chr. (CJG. 9727, Rom) wirklich mit dem Herausgeber 'Sonntagskind' (= 'am Sonntag geboren') bedeutet, ist mir höchst zweifelhaft.

Ἡμέρα Σελήνης Inscr. Ital. et Sic. 444 (Tauromenium, v. J. 411 n. Chr.), CJG. 9523 (christl. Grabinschr. aus Sicilien), 9810 (christl. Grabinschr., Rom); Σελήνης (sc. ἡμέρα) in der Datierung einer christl. Inschrift Ägyptens Bull. de corr. hellén. I 322 (v. J. 344).

Ἡμέρα Ἄρεως öfter in den Sethianischen Verfluchungstafeln (aus Rom), die etwa dem Jahre 400 angehören, s. Wünsch Die sethian. Verfluch. S. 79; die Verfluchungen werden gern am Tage des Ares („ἀπὸ τῆς σήμερον ἡμέρας Ἄρεως") geschrieben. „Daß man diesen Tag für besonders wirksam im Schadenzauber hielt, wird uns nicht wundern, wenn wir daran denken, daß der Mars von den Astrologen immer als schädliches Gestirn aufgefaßt wird." (Wünsch). Auch der Tag des Κρόνος ist ein 'Unglückstag'; eine Verfluchung (Nr. 16_{68}) wird daher datiert vom Dienstag an „innerhalb 5 Tagen" (εἴσω ἡμερῶν πέντε), d. h. auf den Tag des Kronos, so daß also die Bekanntschaft mit diesem Namen ohne weiteres bei den Verfassern jener Tafeln vorausgesetzt werden kann. Wenn man dem Ursprung des Verfluchungswesens nachgeht, so kommt man wiederum nach Ägypten, wo der gnostische Zauber des semitischen Orientes mit griechischen Vorstellungen zusammentraf (Wünsch S. 70 ff.). Wenn aber der Tag des Ares, der dritte Wochentag, für unheilvoll galt, so muß daran erinnert werden, daß auch von den alten Athenern die τρίτη ἱσταμένου und die τρίτη ἐπὶ δέκα des Monats mit besonderer Scheu gemieden wurden (s. A. Mommsen Chronologie 85. 98). So waren gewisse Analogien im griechischen und orientalischen Volksglauben bei der Verschmelzung beider Vorstellungskreise besonders wirksam für die Ausbildung neuer abergläubischen Vorstellungen.

Ἡμέρα Ἑρμοῦ CJG. 9521 (christl. Grabinschrift aus Sicilien, c. 400 n. Chr.).

Ἡμέρα Διός CJG. 9520 (christl. Grabinschrift aus Sicilien, c. 400 n. Chr.), 9621 (christl., Rom).

Ἡμέρα Ἀφροδίτης: καλ(ανδῶν) Μαίων ἡμέρα Ἀφ[ροδίτης] Inscr. Ital. et Sic. 696 (Salerno, spät). Die Inschrift CJG. 6769 mit ἡμέρα Ἀφροδίτης (aus Marseille) scheint gefälscht, s. Inscr. Ital. et Sic. Nr. 2436.

Ἡμέρα Κρόνου CJG. 9475 (christl. Grabinschrift Siciliens, 4./5. Jahrh.); Inscr. Ital. et Sic. 82 (Syrakus, spät). Bemerkenswert sind drei Stellen des Cassius Dio (XXXVII, 16, 2 u. 4. 17, 3, LXVI, 7, 2), wo die Zeitangabe ἡ τοῦ Κρόνου ἡμέρα bei der Erzählung von Ereignissen in Palästina gebraucht wird (Feldzug des Pompejus 62 v. Chr. und Eroberung Jerusalems 70 n. Chr.);

man erwartet σάββατον wie bei Philon und Josephus als die offizielle jüdische Bezeichnung, liest aber, daß die Juden an den 'Kronostagen' (τὰς τοῦ Κρόνου δὴ ὠνομασμένας) sich jeglicher Thätigkeit enthielten, und daß Jerusalem unterging ἐν αὐτῇ τῇ Κρόνου ἡμέρᾳ ἣν μάλιστα ἔτι καὶ νῦν Ἰουδαῖοι σέβουσιν. Wenn irgendwo, so mußte hier der Sabbat genannt werden — es sei denn, daß Ἡμέρα Κρόνου in gewissen jüdisch-griechischen Kreisen jenem gleichwertig gebraucht wurde. Mit dem Tag des Kronos dürfen natürlich nicht die Saturnalien verwechselt werden: sie heißen Κρονιάδες ἡμέραι bei Plutarch (Cicero c. 18), auch ἡ τῶν Κρονίων ἡμέρα in dem griechischen Schreiben eines Römers Oxyrhynchus Papyri I Nr. 122 (3.–4. Jahrh. n. Chr.).

Aus den bildlichen Darstellungen der 'Wochengötter' ergiebt sich so gut wie nichts für die griechische Sitte der Wochentage; von den Denkmälern, die hierher gehören, könnte eine in Alexandria geschlagene griechische Münze des Antoninus Pius (Jahrb. d. Ver. von Altertumsfr. im Rheinlande IV (1844) 167) hier angeführt werden; doch enthält sie die Planetengötter nicht in der Reihenfolge der Wochentage, weshalb ein Zusammenhang mit diesen schon vom Herausgeber Lersch ausgeschlossen worden ist. Dagegen zeigt ein Armband aus Syrien (Gazette archéol. 1877, 83, 3. 4. Jahrh.) die Planetengötter mit griechischen Aufschriften (Κρόνος, Ἥλιος, Σελήνη ꝛc.) in gleicher Aufeinanderfolge wie die Wochentage.

Überblicken wir die belegten Datierungen, so ist auffallend, daß Ägypten kaum daran beteiligt ist. In den Datumsangaben griechischer Papyri der Kaiserzeit (die Wessely Mitteil. aus d. Samml. d. Erzherzogs Rainer II, 1 ff. zusammengestellt hat) findet sich kein einziger Wochentagname; auch aus Syrien und Kleinasien ist mir kein Beispiel bekannt. Die Namen waren im griechischen Sprachgebiet offenbar auf ganz bestimmte Volkskreise der schon geschilderten Art beschränkt und sind durch diese nach dem Westen gekommen. Die Planetennamen zur Bezeichnung der Wochentage behielten daher im griechischen Orient ihren episodenhaften Charakter und scheinen überhaupt nie in die offizielle Datierung eingedrungen zu sein; es siegte die Kirche mit ihrem System, das sich an das 'orthodoxe' jüdische anschloß. Daß das andere System, das der Planetennamen, frühzeitig beseitigt wurde, dafür sprechen auch die slavischen Namen der Wochentage, die, soviel ich weiß, keine Spur der Planetennamen zeigen; die oben angeführte Stelle aus Sozomenos darf als ein Symptom für den Untergang dieser Namen im Osten betrachtet werden. Aber noch ein anderes läßt uns vermuten, daß etwa im 6. oder 7. Jahrhundert der 'heidnische' Brauch unterging; die neugriechischen Dialekte, welche in der Bezeichnung der Monate mannigfache und volkstümliche Gestaltung zeigen, haben keine Reste der alten Namen ἡμέρα ἡλίου u. s. w.[1]. Nur eine indirekte Nachwirkung des alten Aberglaubens kann noch festgestellt werden. Der Dienstag wird vom heutigen griechischen Volk als Unglückstag angesehen. So vermeidet man z. B. eine Hochzeitsfeier an diesem Tag, aber nicht etwa am Freitag, s. Βλαστός Ὁ γάμος ἐν Κρήτῃ (1893) S. 36. Man könnte diese Vorstellung für

[1] Daher sind Ἀφροδίτης und Ἄρεως ἡμέρα bei dem byzantin. Historiker Chalkokondyles (15. Jahrh.) S. 121 und 394 (im Bonner Corpus) nur gelehrte Reminiscenzen aus älterer Lektüre, wie bereits Rühl Chronol. S. 60 ausgesprochen hat.

ein Ergebnis der jüngeren Zeit halten, da Konstantinopel, die Stadt der 'großgriechischen' Idee, an einem Dienstag von den Türken erobert wurde. Doch hat der griechische Philolog Politis in einem Vortrag (wie ich aus einem kurzen Bericht in der Zeitung Ἑστία v. 6. Februar 1895 entnehme) darauf hingewiesen, daß der Glaube schon damals bestand und sich noch weiter zurück, bis ins 12. Jahrhundert, verfolgen läßt; damit wird eine Verbindung vom Ausgang des Altertums zu den heutigen Verhältnissen hergestellt.

Bemerkenswert ist, daß dem Dichter der Klage über die Ἅλωσις Κωνσταντινουπόλεως, welche unmittelbar nach dem Falle der Stadt (1453) verfaßt ist,[1] der 3. Wochentag wegen der Herrschaft des Ares als unheilvoll gilt; vgl. das Datum der Eroberung, V. 120 f.[2]:

εἰς τοῦ μαΐου τοῦ μηνὸς στὰς εἴκοσι ἐννέα,
τρίτην ἡμέραν δολεράν, ποῦ αὐθέντευεν ὁ Ἄρης

(weniger deutlich V. 195 und 420).

Auch der Samstag gilt heute wenigstens unter gewissen Umständen als ein 'dies fatalis': man liebt nicht (wie ich demselben Bericht über Politis' Vortrag entnehme), daß neue Kleider am Samstag fertig werden, weil σάββατον und σάβανον ('Leichentuch') einen ominösen Gleichklang haben. Vielleicht liegt auch hier die letzte Nachwirkung vom Tag des Kronos vor.

Das westliche Europa hält den Freitag, den Tag der Passion, für einen Unglückstag, obwohl der Name noch heidnische Reminiscenzen zeigt:[3] im Osten, wo die kirchliche Bezeichnungsweise den Sieg davon trug, ist gleichwohl am Dienstag (Τρίτη) die alte heidnische Vorstellung haften geblieben — ein 'Chiasmus' zwischen Osten und Westen, der völkerpsychologisch nicht des Interesses entbehrt.

IV.

Die Albanesischen Wochentage.

Von

Albert Thumb.

Die Wochentagnamen des Albanesischen zeigen keine einheitliche Bildung. Das Wort für Woche, javε, wird von G. Meyer (Etym. Wörterb. d. alb. Spr.) aus lat. hebdomas hergeleitet; eine solche Verkürzung anzunehmen, hatte G. Meyer früher (Alb. Stud. II 21) Bedenken getragen und das Wort mit lat. aevum verknüpft, was zwar lautlich tadellos ist, aber semasiologisch der sicheren Fundierung er-

[1] s. darüber Hatzidakis Byz. Zschr. III 582.
[2] Ausg. von Legrand Bibl. grecque vulg. I 169 ff.
[3] Daß heute in Griechenland am Freitag Nachmittag die Vorbereitungen der Hochzeit mit dem Herrichten des Brautbettes begonnen werden (Wachsmuth Das alte Griechenland im neuen [1864] 85), zeigt zum mindesten, wie wenig trotz des christlichen Namens eine spezifisch christliche Vorstellung im Volke Wurzel gefaßt hat.

mangelt. Falls aber die spätere Etymologie G. Meyers richtig ist, so ist zu bemerken, daß nur das lateinische Wort, nicht sein griechisches Substrat ἑβδομάς, Ausgangspunkt sein kann, und zwar in der Nominativform, nicht in einem obliquen Kasus, wie dies sonst gewöhnlich der Fall ist (s. G. Meyer in Gröbers Grundriß I 819). Am deutlichsten verraten romanischen Ursprung die Wörter für 'Dienstag' und 'Mittwoch': martε (s. auch G. Meyer Alb. Stud. V 73), gegisch marte (bestimmt martia, im Wörterbuch von Jungg, Scutari 1895) und merkür, bestimmt merkuria (Jungg). Das letzte Wort zeigt durch seine lautliche Form, daß es nicht zur alten Schicht des lateinischen Wortbestandes im Albanesischen gehört, weil wir sonst *merkür erwarten müßten (s. G. Meyer in Gröbers Grundriß I 811): es handelt sich offenbar um ziemlich junge Uebertragung der lat. (=romanischen) Wortformen dies Martis und dies Mercurii; das älteste Sprachdenkmal (Dictionarium latino-epiroticum des Franciscus Blanchus, 1635) sagt noch dita e Mart, dita e Merkur ('Tag des M.'), und erst von da aus sind die Genitive verselbständigt worden. Die Namen für 'Sonntag' und 'Montag' scheinen in ähnlicher Weise entstanden zu sein, nur ist die Übertragung vollkommener, da man die echt albanesischen Wörter für Sonne und Mond einsetzte: Blanchus sagt dita e diel 'Tag der Sonne' und dita e hane 'Tag des Mondes', vgl. dieł, geg. diľ m. 'Sonne' und hεnε geg. hanε f. 'Mond'; heute sagt man e hane f., bestimmt hania (Jungg) und e djeľε, (geg.) e diľε oder dile (dilja) f., letzteres eigentlich (ἡμέρα) ἡλιακή, da djeľε das Suffix -i̯ā- enthält.

Die drei übrigen Namen bieten ebensoviele Rätsel. šεtunε, štunε, geg. auch štundε und štunne (bestimmt štunnia, s. Jungg), bei Blanchus dita e šetund 'Samstag' wurde von Schuchardt KZ. XX 251 als (dies) Saturni gedeutet; da aber -rn- sowohl in den idg. wie in den lateinischen und griechischen Bestandteilen des Albanesischen durchweg eine andere Behandlung (r̄) zeigt, so ist jene Etymologie höchst zweifelhaft; aber auch G. Meyers Verknüpfung mit sabbatum (Alb. Wb.) ist nichts weniger als sicher, so lange das Suffix -un(n)ε völlig in der Luft schwebt. Es läßt sich daher nur sagen, daß die albanes. Wortformen auf ein *satunn-(ā) oder auch *sabatunn-(ā) zurückgeführt werden können.

Ziemlich ratlos stehen wir auch den Namen für 'Donnerstag' und 'Freitag' gegenüber: éńεtε, geg. ęite (Blanchus dita e heńete) und prεmte, geg. premte (pręnde Pisko Handbuch des nordalban. Dialekts, dita e prende Blanchus). Wenn Rossi ein eites in der Bedeutung 'Giove' anführt, Kristoforides in einer Übersetzung des Neuen Testamentes (Apostelgesch. XIV 12) Δία mit éńεte übersetzt, so sieht dies ganz wie eine nachträglich gemachte Abstraktion (aus dita e (h)eńεtε = ital. Giovedì) aus. Ein alter alb. Göttername, der etwa für Jovis oder Giove eingesetzt sein könnte, ist meines Wissens bis jetzt nicht gefunden. Man könnte höchstens an die alb. Wortsippe tosk. hieri

'Gottheit' (geg. hüinī) und Verwandte denken, über welche man G. Meyer Alb. Wörterbuch s. v. hē vergleiche: man käme für eńe-te (heńete) auf eine Stammform *skoin-io- (cf. got. skeinan, aksl. sěnĭ); über das Nebeneinander von éńete und heńete (Blanchus) vgl. auch ül und hül 'Stern' Pedersen KZ. 36, 277 f.

premte und premte wird von G. Meyer (Wb. s. v. mbreme) zu (m)breme geg. mrame 'Abend' (premte also 'Feierabend-, Vorabendtag' s. auch oben Nöldeke S. 162) gestellt; der Grundform dieses Wortes stehen preme 'heute (gestern) Abend' Pedersen Alban. Texte s. v. (Abh. d. sächs. Ges. d. Wiss. XV) und prama im Wortverzeichnis des Ritters Arnold van Harff (v. J. 1496—1499, s. G. Meyer Alb. Stud. II 3 ff.) am nächsten. Wegen des verschiedenen Vokalismus von geg. mrame und premte zweifelt allerdings G. Meyer an der Richtigkeit seiner Etymologie; doch sind die Schwierigkeiten vielleicht zu heben, wenn wir *prem, das Grundwort von premte, auf ein *prami mit Umlaut des a zurückführen (vgl. dem 'Rind' aus *damis u. ä. bei G. Meyer Alb. Stud. III 82), das neben preme wie z. B. griech. φῆμις neben φήμη oder alb. keθ aus *kōdi neben slav. koza 'Ziege' oder alb. dem neben irisch dam (*damos) und lat. dāma stehen würde.

V.

Die Namen der Wochentage bei den Römern.

Von

G. Gundermann.

Die altrömische Woche ist achttägig und führt, nach dem römischen Zählungsbrauch, den Namen nundinum. Ihr letzter Tag hieß nundinae, die übrigen Tage wurden weder mit Namen noch mit Zahl bezeichnet. Die nundinae waren Markt- und Gerichtstage (Marquardt-Wissowa, Röm. Staatsverwaltung III² 289 ff.) Bis tief in die Kaiserzeit hinein ist die achttägige Woche in Gebrauch. Wann sie völlig abgekommen ist, steht nicht fest; im Kalender des Philocalus (a. 354) aus Rom ist sie noch mit verzeichnet.

Die siebentägige Woche bei den Römern ist zuerst unter Augustus bezeugt. Sie muß bereits in republikanischer Zeit in Aufnahme gekommen sein durch die Astrologen, die sehr früh bei den Römern Boden gefunden haben. Denn schon Cato (234—149) verbot seinem uilicus, sich von einem Chaldäer beraten zu lassen (de agric. 5, 4). Im Jahre 139 v. Chr. machte sich sogar die Austreibung der Chaldäer notwendig (Val. Max. 1, 3, 3). Beim Kampfe gegen Marius und Cinna blieb der Konsul Octavius in der Stadt im Vertrauen auf astrologische Berechnungen (Plut. Mar. 42) und auch Sulla legte Wert auf die Prophezeiungen der Chaldäer. Cicero (de divin. I 132) und Varro (sat. Menipp. 280 B.) spotten umsonst über die Astrologie: auch Caesar huldigte ihr, noch mehr Augustus und seine Nachfolger (Mar-

quardt-Wissowa R. St. III² 92. Rieß bei Pauly-Wissowa, Real-Enc. II 1802 ff). Zur Verbreitung der Astrologie trug wesentlich bei die massenhafte Einwanderung aus den Ländern des Ostens und die seit dem Kriege mit Antiochus unaufhörliche Einführung von orientalischen Sklaven, von denen Jahr aus Jahr ein viele die Freiheit erhielten. Unterstützt wurde die Aufnahme der siebentägigen Woche durch die jüdische Bevölkerung. Die Juden saßen am zahlreichsten zwar im Osten des römischen Reiches, aber bereits zu Sullas Zeit gab es keine Stadt im ganzen römischen Reiche ohne Juden, und schon 139 v. Chr. waren sie wegen Proselytenmacherei aus Rom verbannt worden (Friedländer, Sittengeschichte Roms I⁶ 391 ff. III⁶ 611 ff.). Der jüdische Kult galt dem Römer stets als etwas Fremdes, aber trotz Spott und Haß fand er schon in der ersten Zeit des Augustus, bei Hoch und Niedrig immer zahlreichere Anhänger, die, wenn auch nicht aus Überzeugung, jüdische Bräuche mitmachten und den Sabbat feierten (Marquardt-Wissowa, R. St. III² 82. Schürer in Berl. Sitz-Ber. 1897, 200 ff.).

Zweifellos aber haben die Römer ihre siebentägige Woche von den Astrologen. Beweise sind: die Stundenangaben auf den Inschriften, die Darstellungen der Wöchengötter, der Anfang der Woche mit Saturn, die Namen der Wochentage. Jüdische und christliche Eigenheiten dringen auf Inschriften und in der Litteratur erst später ein: sabbatum, feria.

Die Woche selbst heißt hebdomas (hebdomada) und septimana. Der Ausdruck hebdomas findet sich oft, schon seit Varro und Cicero, namentlich in der Medizin, um eine Zahlreihe von 7 Tagen zu bezeichnen, und im selben Sinne septimana z. B. Commodian (um 250) instr. 2, 32, 4. An vielen Stellen ist es zweifelhaft, ob die „Siebenzahl" oder die „Woche" gemeint ist. Der kaiserliche Erlaß vom J. 425 (Cod. Theod. 15, 5, 5) hat reinlateinisch wie quinquagesima so auch septimana „Woche". Aber das griechische Wort für „Woche" lebt daneben fort: Cassianus in Massilia (um 360—435) de inst. 3, 8 singulis ebdomadibus und so oft; daneben, wenn auch seltener, septimana; vgl. Petschenig im index verborum seiner Ausgabe. Eugippius, der lange in Oberösterreich gelebt und 511 in Campanien geschrieben hat, sagt commem. 27: in eadem hebdomada. Benediktinerregel 18, 52. 38, 4 tota ebdomada. Cassiodor (Mitte 6. Jahrh.) Hist. eccl. 9, 38: die sabbatorum per singulas hebdomadas. Isidor († 636) von Sevilla nennt de nat. 3 nur hebdomada; dagegen sagt er etym. 5, 32: hebdomada dicta a numero septem dierum . . ., hanc nos septimanam vocamus. (vgl. Groeber in Arch. f. lat. Lex. 5, 466). Auch Baeda († 735) de temporum ratione 8 kennt nur hebdomada; ebenso de temporibus 4.

Bei Kirchenschriftstellern kommt (Eusebius: ἔθος γὰρ ἦν τὴν ὅλην ἑβδομάδα σάββατον καλεῖν) auch sabbatum vor in der Verbindung una oder prima sabbati dgl.: Augustin. ep. 86. in ps. 80. Hieronym. ep. 120, 4. Cassian. inst. 3, 9. 4, 19 (s. unten S. 185).

Kalender der siebentägigen Woche. Wir besitzen Bruchstücke von mehreren Kalendern in Stein oder Malerei, meist aus Rom oder seiner Umgebung, die unter der Regierung des Augustus oder kurz nachher entstanden sind, also den julianischen Kalender darstellen (CIL I² S. 203—339). Darunter ist das Bruchstück, das nach dem Fundort in der Sabina jetzt fasti Sabini (CIL I² S. 220) genannt wird und aus der Zeit 19 v. Chr. bis 4 n. Chr. stammt, das wichtigste Zeugnis für den frühen Gebrauch der siebentägigen Woche bei den Römern. Denn es hat neben den 8 Nundinalbuchstaben, mit denen wie in den übrigen Kalendern die Tage des nundinum fortlaufend bezeichnet werden (A—H = 1.—8., 9.—17. Januar u. s. f.), auch noch, und zwar vor diesen, die 7 Wochenbuchstaben (A—G = 1.—7., 8.—15. Januar u. s. f.). Gegenüber den zahlreichen, über 20, Kalendern aus derselben Zeit, die nur die 8 Nundinalbuchstaben haben, kann diesem Kalender keine allgemeine Geltung für jene Zeit zugeschrieben worden (CIL I² S. 285); auch die zur gleichen Zeit entstandenen Fasten Ovids (I 54 est quoque qui nono semper ab orbe redit) erwähnen nur die achttägige Woche. Aber die Voranstellung der Wochenbuchstaben und die monumentale Form dieses Kalenders bezeugen doch den festen Gebrauch der siebentägigen Woche in nicht kleinem Kreise um den Beginn unserer Zeitrechnung.

Bei Petron (unter Nero) 30 enthält eine Tafel lunae cursum stellarumque septem imagines pictas, et qui dies boni quique incommodi essent, distinguente bulla notabantur: also astrologische Wertung der Tage, doch auf einem Kalender der siebentägigen Woche. Ähnliches in der Brüsseler Hs. des Chronographen vom Jahre 354 bei Th. Mommsen, Abhdlg. d. S. Ges. der Wiss. I (1850) 566 und auf einer Inschrift aus S. Maria a Potenza in Picenum (CIL IX 5808): die astrologische Bedeutung jeder Stunde, ob noxia oder bona oder communis, und jedes Tages je nach dem Regenten, einem der 7 Planeten, ist genau verzeichnet. Die Gunst oder Ungunst der Planeten spielt auch in der Litteratur eine große Rolle, vgl. Servius zu Vergils Aen. 10, 272. Georg. 1, 335. Daher auch die häufige Stundenangabe auf Inschriften; eins der ältesten Beispiele CIL X 4881 aus Venafrum: ein Herennius geboren III Non. Sept. hora X des Jahres 6 n. Chr., gestorben III Non. Sept. hora X eines Jahres vor 41.

Ein Kalendarium aus den Titusthermen in Rom mit den Wochengöttern in Büstenform (Haug 32).

Ein rundes Bronzeblech, bei Dijon gefunden, der Schrift nach aus dem 4. Jahrh., hat die Namen der 7 Wochengötter Sat. Sol. Lun. Mar. Mer. Iov. Ven. im Kreise herum zweimal und außen 14 Zacken (Abbildung in Gazette archéologique V (1879) S. 5); die auffallende Doppelreihe dieses Wochenkalenders steht wohl in Zusammenhang mit keltischer Zeitrechnung.

Der in Handschriften überlieferte vollständige Kalender aus dem Jahre 354 (CIL I² S. 254 ff.), vom Schönschreiber Philocalus in

Rom hergestellt, hat ebenfalls vor den Nundinalbuchstaben A—H die Wochenbuchstaben A—G. Wenn diese außerdem noch wie die Zeichen des Tierkreises, die Wörter Kalendae, Idus u. s. w. durch rote Farbe hervorgehoben werden, so darf man darin sicher die Einrichtung des Originals und damit die Gepflogenheiten der Römer im J. 354 erkennen.

Auf der Ostertafel (4. Jahrh.?) des Hippolytos in Rom (CIG IV 8613) geben die 7 Buchstaben α β γ . . . ζ die Wochentage an, dergestalt, daß α den Sonntag, ζ den Sonnabend bedeutet.

Zu den Darstellungen der Wochengötter bei Petron und aus den Titusthermen tritt als das wahrscheinlich älteste erhaltene Denkmal dieser Art ein Wandgemälde in Pompeji, das in 7 Medaillons die Büsten der Wochengötter Saturn—Venus zeigt. Reiches Material von bildlichen Darstellungen der Wochengötter hat Haug (Westdeutsche Zeitschrift IX [1890] 17—53) zusammengestellt. Die große Mannigfaltigkeit in Ausführung, Form und Stoff der Gegenstände, auf denen sie dargestellt sind, läßt die große und allgemeine Bedeutung der Wochengötter im Volksleben der römischen Kaiserzeit und die frühe Verbreitung der siebentägigen Woche und der Wochentagnamen deutlich erkennen. Von Interesse sind auch die Fundorte. Die sieben Wochengötter sind dargestellt: auf Münzen des Antoninus Pius aus Alexandria (Haug 29); auf einem goldenen achteckigen Armband aus Syrien auf dem neben den ganzen Figuren auch die Namensaufschriften Κρόνος — Ἀφροδίτη stehen (Haug 27). Dies Armband erinnert an die 7 Fingerringe mit den Planetennamen bei Philostratos (Anfang 3. Jahrh.) de uita Apollonii 3, 41. Aus Italien: auf dem Wandgemälde in Pompeji (Haug 20), auf einem Bronzekästchen aus Apulien (24), auf Kalendarium in Rom (32), auf irdener Lampe unbekannter Herkunft (26). Auf Bronzezange aus der Themse (31). Zu verlorenen Bildwerken gehören offenbar als Basen die 6 Tafeln mit den Namen Lunae — Saturno (Sol fehlt) aus Nonsberg in Rätien (CIL V 5051—5056). Auf Mosaikböden aus dem Waadtlande (Haug 30), aus Vienne (34), im Louvre (33); auf Bronzekrug aus Gap (23), auf Silberfigur aus Macon (25), auf Bronzeschiffchen in Montpellier (21), auf silberner Schöpfkelle aus Baden in der Schweiz (22), auf thönernem Trinkbecher aus Mainz (35), auf zwei Reliefplatten aus Heddernheim (18. 19). Sehr oft auf Steinen (sogenannten Wochengötteraltären): aus Südostfrankreich (17), Lothringen (15. 16), Jagsthausen (1), Ludwigsburg (2), Canstatt (3), Metzingen (4), Rottenburg a. N. (5), Pforzheim (6), Neckarelz (7), Godramstein bei Landau (8. 9), Altripp (10), Mainz (11), Kastel (12), Heddernheim (13. 14).

Diese Übersicht ergibt einen auffallenden Reichtum solcher Denkmäler in Gallien und besonders im römischen Germanien.

Außer den zuerst genannten Darstellungen bei Petron und in Pompeji auf den Münzen des Antoninus Pius sind der Zeit nach sicher bestimmbar:

der Stein aus Südostfrankreich (17) Anfang des 3. Jahrh.; der eine Stein aus Heddernheim (14) aus dem J. 241; der Mainzer Becher Ende des 3. Jahrh. (Körber, Römische Inschriften des Mainzer Museums S. 114, mit Abbildung). Die Wochengöttersteine in Deutschland sind wohl zum größten Teile in der ersten Hälfte des 3. Jahrh. entstanden; sie sind übrigens nicht selbständige Denkmäler gewesen, sondern wahrscheinlich, in einzelnen Fällen sicher, Mitglieder von größeren dem Jupiter geweihten Denkmälern (Haug S. 52). Fest bestimmt sind endlich die Wochengötterbilder des Chronographen vom Jahre 354 aus Rom, abgebildet bei Jos. Strzygowski, Jahrbuch des arch. Inst., Ergänzungsheft I (1888) Tafel X—XIV.

Die Darstellung der einzelnen Wochengötter schließt sich überall, auch in Deutschland, an die sonst in der griechisch-römischen Kunst übliche Charakteristik an.

Der Anfang mit Saturn ist auf den meisten dieser bildlichen Darstellungen sicher durch entsprechenden Abschluß zwischen Venus und Saturnus. Auf mehreren Denkmälern ist der Anfang nicht verdeutlicht, so daß man nicht mit Saturn zu beginnen braucht. Mit Sol läßt man die Reihe bis jetzt nur beginnen auf der leider eingeschmolzenen Schöpfkelle aus Baden (Abbildung bei De Witte Gazette Archéologique V pl. I); die Zweifel dagegen bei Haug (S. 45) sind nicht erheblich. Sicher erscheint mir der Anfang mit Sol auch auf dem Lämpchen (Haug 26; Abbildung bei De Witte Gaz. Archéol. V 5), weil sich hier die ganze Darstellung auf Sol aufbaut.

Der Anfang der Woche.

Notizie degli scavi di antichità 1879 S. 44: ein Graffito in Pompeji, der vom Wetter gelitten hat, also wohl nicht erst kurz vor der Zerstörung a. 79 entstanden ist: θεῶν ἡμέρας Κρόνου Ἡλίου Σελήνης Ἄρεως Ερμοῦ Διός Ἀφροδίτης.

CIL I² S. 218: zwei Markttafeln aus dem 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, die eine 1891 bei Pozzuoli in einem Grabe gefunden, enthalten Ortsnamen und darüber die Wochentagnamen in der Reihenfolge Satur. Solis. Lunae. Martis. Mercur. Iovis. Veneris. — Ähnlich ist das Bruchstück der Inschrift CIL X 1605 aus Pozzuoli: über Mercuri Iovis Veneris steht dies XVI XVII XVIII.

Mit dieser inschriftlichen Reihenfolge stimmt überein Cassius Dio (um 150—235), der 37, 18 sagt: „Die Einteilung der Tage nach den sieben Planeten stammt von den Ägyptern und ist jetzt bei allen Völkern angenommen, wenn auch noch nicht lange; denn die alten Griechen kannten sie meines Wissens nicht. Da sie aber jetzt bei allen Völkern und sogar bei den Römern üblich und geradezu eingebürgert ist, so will ich ihre Einrichtung kurz erklären.“ Er giebt nun zwei Erklärungen, eine astronomische auf Grund der Harmonielehre und eine astrologische. Die letztere hat auch Paulus von Alexandria (a. 378) in seiner εἰσαγωγή

εἰς τὴν ἀποτελεσματικήν. Offenbar ist diese Frage damals viel erörtert worden, da auch Plutarch (um 46—120) in seinen Tischgesprächen IV 7 das Thema hat: „warum man die Tage, die doch von den Planeten ihren Namen haben, nicht in der Reihenfolge der Planeten, sondern in anderer Folge ordnet.“ Als Reihenfolge der Planeten nach ihrer angeblichen Entfernung von der Erde galt in der damaligen Astronomie: Saturnus, Iupiter, Mars, Sol, Venus, Mercurius, Luna. Nach den Astrologen standen aber nicht nur die Tage, sondern auch die einzelnen Stunden unter dem Einflusse der Planeten; also nach dieser Reihenfolge Stunde 1. 8. 15. 22 Saturnus, 23 Iupiter, 24 Mars, 1 des folgenden Tages Sol u. s. f. Der Regent der ersten Stunde war auch Regent des Tages. So kam die Reihe der Wochentage dies Saturni, Solis, Lunae, Martis, Mercuri, Iovis, Veneris zu Stande, wie Cassius Dio ausführt. Solche astrologische Stundentafeln und Tagestafeln sind erhalten: vgl. oben Seite 177.

Diese Zeugnisse und die große Zahl der Wochengötterdarstellungen zeigen, daß noch im 2.—3. Jahrh. der Anfang mit Saturn unbestritten ist. Im 4. Jahrh. dagegen ist ebenso sicher der Anfang mit Sol. Die Aenderung führt man auf christlichen Einfluß unter Konstantin zurück: die Christen hätten den dies Saturni nach dem Vorbild des jüdischen Sabbat als letzten Tag der planetarischen Woche genommen, aber ihren Feiertag auf den dies Solis verlegt, um sich von den Juden zu unterscheiden und in Erinnerung an den Auferstehungstag. So nach den Kirchenschriftstellern: Eusebius, vita Constantini 4, 18. Sozomenos 1. 8 τὴν κυριακὴν καλουμένην ἡμέραν ἣν Ἑβραῖοι πρώτην τῆς ἑβδομάδος ονομάζουσιν, Ἕλληνες δὲ ἡλίῳ ἀνατιθέασι καὶ τὴν πρὸ τῆς ἑβδόμης machte er zu Feiertagen: τὴν κυριακὴν als Auferstehungstag, den Freitag als Kreuzigungstag. Schon Justinus Mart. (um 150) apol. I 67: τὴν δὲ τοῦ ἡλίου ἡμέραν κοινῇ πάντες τὴν συνέλευσιν ποιούμεθα, ἐπειδὴ πρώτη ἐστὶν ἡμέρα, ἐν ῇ ὁ θεὸς . . . κόσμον ἐποίησε καὶ Ιησοῦς . . . . ἐν τῇ αυτῇ ημέρᾳ ἐκ νεκρῶν ἀνέστη. Tert. apol. 16. ad nat. I 13. Man vergißt dabei die große Macht, die gerade im 2.—4. Jahrh. der orientalische Sonnendienst auf die Gemüter im römischen Reiche ausgeübt hat. Unter mancherlei Formen und Namen, häufig in der mit den Wochengötterbildern verbreiteten Darstellung des Sol, ist der Sonnengott verehrt worden; er erscheint auf den Kaisermünzen von Kommodus bis Konstantin als Sinnbild der höchsten Weltmacht und als Schutzgott des Kaisers; Inschriften für Sol Invictus sind außerordentlich zahlreich im Reiche verbreitet bis in die entferntesten Kastelle am Limes. Unter Diokletian erreicht diese Reichs-Sonnenreligion ihre höchste Blüte, selbst Konstantin hing ihr noch an. Wenn Sol in dieser überschwenglichen Weise verehrt wurde, konnte es nicht ausbleiben, daß auch der dies Solis die übrigen Planetentage allmählich überragte. Für diesen Gang der Entwickelung liegen ausdrückliche Zeugnisse in der Litteratur nicht vor, aber die beiden mit Sol beginnenden Wochengötterdarstellungen (s. oben) von durchaus heid-

nischem Gepräge gehören wohl noch in die vorkonstantinische Zeit. Die christlichen Bestrebungen trafen damit zusammen. Ambrosius von Mailand (um 340—397) in ps. 60: die Solis erhob sich Jesus wie die aufgehende Sonne und brachte der Welt das Licht. Maximus von Turin (Mitte 5. Jahrh.) in pent. hom. 3: dominica nobis ideo uenerabilis est atque sollemnis, quia in eo saluator uelut sol oriens discussis infernorum tenebris luce resurrectionis emicuit ac propterea ipsa dies ab hominibus saeculi dies Solis uocatur, quod ortus eam sol iustitiae Christus illuminet. Die enge Berührung zeigt schon Tertullian aus Karthago (um 150—230) ad nat. 1, 13: alii solem Christianum deum aestimant, quod innotuerit ad orientis partem facere nos precationem uel die solis laetitiam curare. Die Erlasse Konstantins vom 3. März und 2. Juni 321 (Cod. Iust. 3, 12, 2. Cod. Theod. 2, 8, 1), ohne irgend eine christliche Färbung, verbieten den Gewerbebetrieb in den Städten und beschränken die Gerichtssitzungen am uenerabili die Solis. Philastrius aus Brescia (2. Hälfte 4. Jahrh.) tadelt die heidnischen Namen in der Reihe Sol—Saturnus. Ein kaiserlicher Erlaß christlicher Tendenz vom J. 425 beginnt: Dominico, qui septimanae totius primus est dies (Cod. Theod. 15, 5, 5). In einem Gedichte auf die 7 Wochentage (ecl. 9) beginnt Ausonius aus Bordeaux (um 310—395) die Reihe mit primum supremumque diem radiatus habet Sol. Dieselbe Reihenfolge hat das Gedicht Anthologia lat. 488 Riese, und der Antiquar Johannes Lydus (um 552) de mensibus 2, 3 ff. sowie Isidorus von Sevilla († 636) etymol. 6, 30, 5 (= de nat. 3): primum diem a sole (Romani) appellauerunt, qui princeps est omnium siderum sicut et idem dies caput est cunctorum dierum.

Die Wochentage auf Inschriften.

Sonntag. CIL I² S. 342 in einer nicht völlig erklärten Inschrift in Pompeji vom 6. Febr. 60: dies Solis neben Marktangaben. — CIL III 4121 aus Kroatien über Einführung von Sonntagsmärkten durch Kaiser Konstantin: nundinas die Solis perpeti anno constituit. — Christliche Grabinschriften aus Angoulême bei Le Blant, Nouveau recueil 277 (a. 405) die Solis; aus Rom: De Rossi, Inscriptiones christianae urbis Romae I 711 (a. 443) und 798 (a. 457) die Solis; aus Veroli, Mittelitalien: CIL X 5799 die Solis. Griechische Grabinschriften aus Syrakus bei Kaibel, Inscriptiones graecae Siciliae et Italiae, 142 und (christlich) 165, und aus Acremonte, Sicilien, bei Kaibel 235 ἡμέρᾳ Ἡλίου; aus Camaldoli bei Kaibel 2184 ἄγαλμά εἰμι Ἡλίου. καὶ γὰρ Ἡλίου ἡμέρᾳ ἐγενήθην καὶ Ἡλίου ἡμέρᾳ κρίσις μου γέγονεν (vielleicht christlich).

Christliche Grabinschriften aus Catania bei Kaibel 525 ἐγενήθη . . . ἡμέρᾳ Κρόνου, ἀπέθανε . . . ἡμέρᾳ Ἡλίου κυριακῇ; aus Catania bei Kaibel 557 und aus Syrakus bei Kaibel 140 ἡμέρᾳ κυριακῇ; aus Afrika

CIL VIII 8630 (a. 452) die domn.; aus Rom bei De Rossi I 529 (a. 404), 601 (a. 415), 855 (a. 402? 412? 473?) die dominica. Auf der Ostertafel (4. Jahrh.?) des Hippolytos wiederholt κυριακή (CIG IV 8613). — Die Grabschrift in Trier vom J. 409 bei Kaibel 2559 mit ἡμέρα κῑ β̄ ist nicht erklärt.

CIL X 4518 (a. 574) aus Capua: begraben XV Kal. Aprilis ... ante VIII dies pasces; De Rossi I 810 (a. 463) aus Rom: albas suas octabas pascae ad sepulcrum deposuit.

Montag: Wandinschrift in Pompeji CIL IV 1306 d(ie) Lunae; aus Oberitalien CIL V 8203 (?) dies Lunae. Soldateninschrift aus der Nähe von Kelheim bei Regensburg CIL III 5938 dem Merkur und der Fortuna gesetzt die Lunae. — Christliche Grabinschrift aus Rom: bei De Rossi I 235 (a. 373) und 355 (a. 385) die Lunae; aus der Nähe von Canosa, Apulien, CIL IX 6192 (a. 393): gestorben die Lunis IX Kl. Iunias ora diei secunda; aus Taormina bei Kaibel 444 (a. 411) und aus der Nähe von Modica, Sicilien, bei Kaibel 252 ἡμέρα Σελήνης; aus der Gegend von Mailand CIL V 5692 (a. 535) die Lunis; aus Mailand CIL V 6215 die Lunis; aus Vasio, Südfrankreich, CIL XII 1497 (a. 470) sub die XIV Kl. Novembris die Lunae Luna XVII.

Dienstag. CIL XIII 1906 aus Lyon, Grabschrift eines Soldaten der ersten minervischen Legion: natus est die Martis, die Martis probatus, die Martis missionem percepit, die Martis defunctus est. Christliche Grabinschriften aus Rom bei De Rossi I 68 (a. 343) und 208 (a. 368) die Martis; aus Ascoli CIL IX 5274: starb die Martes lucis exordio. — Auf Bleitafeln aus Rom, Anfang des 5. Jahrh., an 3 Stellen Ἄρεως ἡμέρα: R. Wünsch, Sethianische Verfluchungstafeln aus Rom 1898. S. 120 Nr. IV.

Mittwoch: CIL VI 13782 aus Rom: L. Caecilius L. libertus Syrus, natus mense Maio hora noctis VI die Mercuri, vixit annos VI dies XXXXIII, mortuus est IIII Kal. Iulias hora X, elatus est hora III frequentia maxima. Christliche Grabinschriften aus Rom bei De Rossi I 443 (a. 397) die Mercuri, 475 (a. 399) und 645 (a. 425) die Mercuris, 754 (a. 452) recessit die Mercuris ora VIII et deposita die Iovis iduum Maiarum; aus Grotte di Mirabella, Mittelitalien, CIL IX 1362 (a. 376? 378?) die Mercuri; aus Benevent CIL IX 2080 die Mercuri; aus Mailand CIL V 6278 (12. August 425) die Mercuris; aus Brescia CIL V 4850 die Mercuri; aus Lyon CIL XIII 2357 (a. 449) die Mercuri; aus Modica, Sicilien, bei Kaibel 251 ἡμέρα Ἑρμοῦ.

Donnerstag. CIL III 1051 Inschrift in Karlsburg aus dem Jahre 205 von einem Beamten zu Ehren des Jupiter am X K. Iun. luna XVIII die Iovis. — Grabinschrift aus Rom CIG 9621 und aus der Nähe von Modica, Sicilien, bei Kaibel 249: ἡμέρα Διός. Christliche Grabinschrift aus Rom bei De Rossi I 275 (a. 378) die

Iovis, 810 (a. 457) die Iobis; aus Mailand CIL V 6243 d(ie) III Kal. Iulias Iovis (= 29. Juni 388); aus Aquileia CIL V 1707 die Iovis.

Freitag. Grabinschrift aus Marseille bei Kaibel 2436: γεγένηται εἰς τὸ Οὐένερις ὅπου Ἡρακλῆς ἡμέρα Ἀφροδείτης ἡρπάγη; aus Salerno bei Kaibel 696: ἡμέρα Ἀφροδίτης. Christliche Grabinschriften aus Rom bei De Rossi I 473 (a. 399), 730 (a. 445), 851 (a. 473) die Veneris; 11 (a. 269) δειε Βενερες; 597 (a. 327) die Beneris; 558 (a. 406) die Beneris ora quarta; S. LXXIV: die Benere (a. 387); aus Aquileia CIL V 1620 (a. 382) diem Veneris; 1634 nata est die Veneris ora XI eo die defuncta est ora secunda die Veneris; aus Lyon CIL XIII 2356 (a. 448) die Veneris.

Christliche Grabinschrift aus Vienne bei Kaibel 2492 (a. 441): begraben ἡμέρα παρασκευῇ; aus Catania bei Kaibel 524: gestorben παρασκευῇ, begraben δαὶ σαββάτοις.

CIL X 4630 (a. 559) aus Cubultaria, Unteritalien: begraben die sexta feria VIIII Kal. nobr. — IX 6150 (6. Jahrh.) aus Brindisi: ein Bischof begraben sexta feria quod est XV Kal. Septembris.

Sonnabend. Grabinschrift aus Syrakus bei Kaibel 82 ἡμέρα Κρόνου; christliche aus Catania bei Kaibel 525 (s. Sonntag). Christliche Grabinschriften aus Rom bei De Rossi I 172 (a. 364) die Saturnis hora noctis quarta; 596 (a. 411) die Satur. ora prima; p. 326 defunctus est diae Saturni pascae noctis ipsius . . . sepultus diae Solis (a. 354—449).

Christliche Grabinschriften aus Rom bei De Rossi I 745 (a. 449): begraben VII Kal. Apriles die sabbati vigilias sacras; 1098 (a. 565) diae Sabbato; auf der Ostertafel (4. Jahrh.?) des Hippolytos CIG IV 8613 εἰδοῖς Ἀπρειλίαις σαββάτῳ; aus der Nähe von Fermo, Mittelitalien, CIL IX 5347 (a. 463? 480? 511?) die sabbati; aus Afrika CIL VIII 2013 (a. 484—513) ora IIII sabbatorum die; aus Fénay bei Le Blant, Nouveau recueil 2: diea sabato.

CIL XIII 2355 (a. 447) aus Lyon: gestorben XIII Kal. Maias vigelia Pasce.

Die Wochentage bei den Schriftstellern.

Für die Namen der einzelnen Wochentage sind die Belege aus Schriftstellern ebenso häufig für Sonnabend und Sonntag, wie selten für die übrigen Tage: außer den bereits genannten Stellen noch z. B. Auson. ecl. 27. Augustin. ps. 93.

Saturni dies, wo vom jüdischen Sabbat die Rede ist, schon bei Tibull I, 3, 18 (um 23—20 vor Chr.) die früheste Erwähnung überhaupt; dann Frontin strat. II, 1, 17 (um 90 n. Chr.); Tac. hist. 5, 4; Justinus Martyr aus Palästina (um 150) apol. I, 97; Cassius Dio (um 150—235) 37, 16. 17 und gleichzeitig Tertullian aus Karthago

apol. 16, ad nat. 1, 13. — Eine Adjektivform wie πρὸ τῆς Κρονικῆς (Justin. Mart. ap. 1, 67) ist nicht vorhanden.

Umgekehrt *sabbatum* = Saturni dies nur bei Christen. Tertullian de ieiun. 15: exceptis sabbatis et dominicis. Benediktinerregel 13, 13 sabbato. Cassiodor (6. Jahrh.) hist. eccl. 9, 38: die sabbatorum per singulas hebdomadas sacrificia celebrantur, dagegen dominica sicut moris est sq. Cassian in Massilia (um 360—438) de inst. 3, 8 uigiliae quae singulis ebdomadibus a uespera illucescente sabbato celebrantur (= Sonnabend!); 3, 9 in die sabbato und so öfter mit dies: vgl. Petschenig im index.

Bei Suet. Tib. 32 ist sabbatis disputare „Sabbat" wie nach Suet. de gr. 7 der Gallier Gnipho nur nundinis deklamierte.

Solis dies wird in den ersten Jahrhunderten auch von Christen gebraucht, wie bei Griechen: Justin. Mart. apol. I 67 τὴν τοῦ ἡλίου ἡμέραν; so bei Römern: Konstantins Erlaß von 321 über die Sonntagsfeier (Cod. Iust. III, 12, 2. Cod. Theod. 8, 1); ebenso in den kaiserlichen Erlassen von 368: die solis, qui dudum faustus habetur, neminem Christianum ab exactoribus uolumus conueniri (Cod. Theod. 8, 8, 1) und 386: nullus solis die populo spectaculum praebeat (Cod. Theod. 15, 5, 2). In den Erlassen der folgenden Jahre beginnt die Wandelung.

dominicus (-a) dies nach κυριακὴ ἡμέρα (zuerst im Brief des Barnabas 15) gebildet, ist nur in christlichem Gebrauche: Commodian (um 250) instr. 2, 20, 21. Augustin. ep. 86. ep. 36, 12 nullus erit die dominico deterior, nullus sabbato melior. Benediktinerregel 11 und oft. Tertullian scheint für Heiden Solis dies in apol. 15, ad nat. 1, 13, für Christen d. d. zu verwenden de coron. 3, de ieiun. 15. Mit dem 4. Jahrh. beginnt der Kampf gegen die Planetennamen. Bischof Philastrius aus Brescia (2. Hälfte 4. Jahrh.) de haer. 113: habenda est haeresis quae dicit nomina dierum Solis Lunae ... Saturni a deo haec ita posita ab origine mundi; sondern dierum numerus primus secundus ... sextus septimus a deo est appellatus. Augustin (354—430) in ps. 93, 3 quarta sabbatorum, quarta feria, qui Mercurii dies dicitur a paganis et a multis Christianis. sed nollemus atque utinam corrigant et non dicant sic. habent enim linguam suam qua utantur. non enim et in omnibus gentibus ista dicuntur. multae gentes aliae atque aliae aliter atque aliter uocant. melius ergo de ore Christiano ritus loquendi ecclesiasticus procedit. Cassianus in Massilia (um 360—438) kennt nur dies dominicus, secunda ... sabbati, die sabbati. Bischof Maximus von Turin (Mitte 5. Jahrh.) serm. in Pentecosten sagt, dominica dies ab hominibus saeculi dies Solis uocatur. Gregor von Tours (um 538 bis 593) hist. 3, 15: ecce enim dies Solis adest; sic enim barbaries diem domineecum uocitare consueta est. Dieser Kampf spiegelt sich auffallend in den Kaisererlassen wieder: a. 389 dies solis, quos domi-

nicos rite dixere maiores, qui repetito in se calculo reuoluuntur (Codex Iust. III 12, 6); aber schon a. 425: dominico qui ... primus est dies (Cod. Theod. 15, 5, 5) und a. 469 dominicum itaque diem semper honorabilem decernimus uenerandum (Cod. Iust. III 12, 11).

Auffallend ist die Bezeichnung des Sonntags als octauus dies, schon im Brief des Barnabas (Ende 1. Jahrh.) 15, 9 τὴν ἡμέραν τὴν ὀγδόην und bei Justinus Martyr († zw. 163—167) im Dialog mit Trypho 41 μία γὰρ τῶν σαββάτων, πρώτη μένουσα τῶν ἡμερῶν, κατὰ τὸν ἀριθμὸν τῶν πασῶν ἡμερῶν τῆς κυκλοφορίας ὀγδόη καλεῖται. Ebenso Ausonius aus Bordeaux († um 395) eclog. 9, 12 octauum instaurat reuolubilis orbita Solem. Hilarius von Poitiers († 367) prol. in ps. § 12: cum in septimo die sabbati sit et nomen et obseruantia constituta, tamen nos in octava die, quae et ipsa prima est, perfecti sabbati festiuitate laetamur. Ambrosius von Mailand (um 340—397) in ps. 47: dominica dies quae sabbatum sequebatur. ubi (Iesus) resurrectione sua octauam sanctificauit, coepit eadem prima esse quae octaua est et octaua quae prima. ubi enim dominica dies coepit praecellere, qua dominus resurrexit, sabbatum quod primum erat secundum haberi coepit a primo. Augustin (354—430) ep. 55, 23 dies dominicus ... resurrectione domini ... habere coepit festiuitatem suam, ut iam etiam dies dominicus id est octauus qui et primus inciperet celebrari. Isidor († 636) etym. 6, 18, 21: dies dominicus id est octauus, qui et primus, celebrari coepit. Vgl. die Inschriften S. 181.

Die Zählung der Wochentage (wie μία oder πρώτη σαββάτου) findet sich nur bei Christen: Cassian. inst. 3, 9 saluatore nostro sexta sabbati crucifixo. Augustin. ep. 86 una sabbati tunc appellabatur dies qui nunc dominicus appellatur. Hieronym. ep. 120, 4 una sabbati dies dominica intellegenda est, quia omnis hebdomada in sabbatum et in primam et secundam .... et sextam sabbati diuiditur quam ethnici idolorum et elementorum nominibus appellant. Isidor. 5, 30, 9—10. Statt des jüdischen Wortes trat das lateinische feria ein. Nach Baeda de temporum ratione 8 hat Papst Sylvester diesen Brauch für den Klerus eingeführt; aber schon bei Tertull. de ieiun. 2 ist feriae quartae Mittwoch, f. sextae Freitag vorhanden. In der lat. Anthologie 488 Riese lautet der Titel nomina feriarum, obwohl im Texte die Planetennamen der Wochentage stehen. In der Benediktinerregel 13 und sonst feria secunda ... sexta Montag ... Freitag, sabbato Sonnabend. Isidor etym. 5, 30, 9: apud Hebraeos dies prima una sabbati dicitur, qui apud nos dies dominicus est, quem gentiles Soli dedicauerunt. Secunda sabbati secunda feria, quem saeculares diem Lunae uocant. Tertia sabbati tertia feria, quem diem Martis uocant. Quarta sabbati quarta feria, qui Mercurii dies dicitur a paganis. Quinta sabbati quinta feria id est quinta

a die dominico, qui apud gentiles Iovis uocatur. Sexta sabbati sexta feria dicitur, qui apud eosdem paganos Veneris nuncupatur. Sabbatum autem septimus a dominico die id est quem Saturno dedicauerunt et Saturnum nominauerunt. Er fährt dann fort 11: melius autem in uocabulis dierum de ore Christiano ritus loquendi ecclesiasticus procedit (die ganze Stelle fast wörtlich aus Augustin in psalm. 93, 3; vgl. oben S. 184). In dem Baeda († 735) zugeschriebenen Schriftchen de tonitruis 3 lautet die Hauptüberschrift de feriis, dann aber de dominico die, de Lunae die, de Martis die, de Mercurii die, de Iovis die, de Veneris die, de Sabbati die und hier im Texte in die Saturni, Saturni diei.

Die Erklärung dieses feria als Werktag, während feriae das Gegenteil bedeutet, macht Schwierigkeit (Ideler, Chronologie II 180. Rühl, Chronologie 58). Diese ist aber gehoben, sobald man feria statt feriarum als Übersetzung von sabbati betrachtet in der hervorstechendsten Bedeutung „Ruhe" (vgl. Iosephus ant. 1, 1, 1. c. Ap. 2, 39, 2. Plut. de superst. 169 C. Isid. 5, 30, 10 sabbatum requies interpretatur) in solchen Stellen wie Augustin in psalm. 93 § 3: quarta sabbatorum, quarta feria, qui Mercurii dies a paganis et a multis Christianis dicitur. So hat offenbar schon Baeda († 735) erklärt de temporibus 4: Sylvester ferias appellare constituit, imitatus Hebraeos, qui primam sabbati . . . a numero nominant und de temp. ratione 8: secundam feriam, tertiam . . . . sextam de suo adnectens, nihil ueritus grammaticorum regulas, qui ferias plurali tantum numero proferendas esse decernunt.

VI.

Die Namen der Wochentage in den keltischen Dialecten.

Von

R. Thurneysen.

Die Namen der Wochentage gehen in allen britannischen Dialecten, im Kymrischen, Cornischen und Bretonischen, auf die lateinischen Namen der sieben Planeten zurück. Im älteren Kymrischen wird ihnen *dyw* vorgesetzt, eine Casusform des Wortes für 'Tag', die sich nur in solchen stehenden Verbindungen erhalten hatte. Doch ersetzt sie das Neukymrische durch die lebendig gebliebene Form *dydd*. Es lauten daher die Namen mittelkymrisch 1. *dyw sul*, 2. *dyw llun*, 3. *dyw mawrth*, 4. *dyw merchyr* oder *dyw mercher* (die Endung an *gwener* angeglichen), 5. *dyw ieu*, auch *dyfieu*, *difyeu*, 6. *dyw gwener*, 7. *dyw sadwrn*; neukymrisch 1. *dydd Sul*, 2. *dydd Llun*, 3. *dydd Mawrth*, 4. *dydd Mercher*, 5. *dydd Iau* (*difiau*), 6. *dydd Gwener*, 7. *dydd Sadwrn*. Die neucornischen Wochentage verzeichnet Lhuyd, Archaeol. Brit. p. 54 s. v. *dies*, als 1. *de zil*, 2. *de lûn*, 3. *de merh*, 4. *de marhar*, 5. *de iew*, 6. *de gwenar*, 7. *de zadarn*; davon treten schon in mittelcornischen Texten auf:

1. *de sul,* Resurr. Dom. 1833. 2250, 5. *deth you* Meriasek 1472, *deyow* ib. 3159, Passion 41c, *duyow* Pass. Chr. 654, 6. *dugwener* Mer. 120. Bretonisch endlich lauten die Namen im *Nomenclator* von 1633 (Ernault, Glossaire Moyen-Breton p. 154): 1. *diçcul* 2. *dillun* 3. *demeurz* 4. *demercher* 5. *diziou* 6. *derguener* 7. *desadorn*, heute — abgesehen von dialectischen Varianten — 1. *disul* 2. *dilun* 3. *dimeurz dimeurs* 4. *dimerc'her* 5. *diziaou diziou diriou* 6. *digwener dirgwener* 7. *disadorn.* Die mittelbretonischen Formen *dez mercher, dez yaou* (Middle-Breton Hours 22. 53. 50), *dez guener* (Novelou anc. 17) zeigen, daß das Wort für 'Tag' in der dem kymr. *dydd* entsprechenden Form *dez* vortrat; es hat vor *u* (= *ü*) in der folgenden Silbe und vor *i̯* sein *e* in *i* verwandelt (*dizsul dizul* und *dizyou* schon Anfangs des 16. Jahrhunderts im *Catholicon)* und diese Gestalt ist in der heutigen Sprache verallgemeinert worden.

Die Zusammensetzung mit dem Wort für 'Tag' ist übrigens in den britannischen Dialecten nicht fest. Im Kymrischen sagt man z. B. *nos Sul, nos Lun, nos Fawrth* für 'Sonntag Abend (Nacht), Montag Abend, Dienstag Abend', *ysgol Sul* 'Sonntagsschule', *deusul* 'zwei Sonntage' 2c. Nur beim Donnerstag war durch den Wandel des *w* vor *i̯* in *v* (geschr. *f)* das erste Glied *(dyw)* undeutlich geworden, so daß sich gelegentlich Ausdrücke finden wie *yn dyd dyfieu* (Book of Taliesin, Anc. B. II 211) 'an einem Donnerstag', wo das Wort 'Tag' eigentlich wiederholt ist. Im Bretonischen fehlt *di-*, wo es sich nicht um bestimmte Daten, sondern um die Benennung der Tage handelt, z. B. nach dem Artikel: *ar sul* 'der Sonntag', *ar iaou* 'der Donnerstag'; auch wenn weitere Bestimmungen hinzutreten: *gwener ar groaz* 'Freitag des Kreuzes', 'Charfreitag'. So schon im Mittelbretonischen: *da sul* 'Sonntags' d. h. 'an jedem beliebigen Sonntag', *da lun, da meurz, da mercher, da you, da guener, da sadourn* (Middle Breton Hours, p. 25); *pep sul* 'jeden Sonntag' ib. 59. Ebenso heißt es mittelcornisch *pub guener* 'jeden Freitag' Mer. 126, *an kynsa guener* 'nächsten Freitag' ib. 4304.

Die Grundformen dieser britannischen Namen sind zunächst **sūl* **lūn* **mōrth* **merchīr* **i̯ou* **g̯uener* **sadorn (*satorn).* Darunter weisen **mōrth* **i̯ou* **g̯uener* wohl auf die lateinischen Genitive *Mārtis Iouis Ueneris;* darnach wird man geneigt sein, auch **sūl* **lūn* **merchir* auf *Sōlis Lunae Mercurī* zurückzuführen, wenn auch die Formen an sich jedem beliebigen lateinischen Casus entsprechen können. Nur der Name des Samstags macht Schwierigkeit. Kymr. *sadwrn* bret. *sadorn* können nicht wohl auf den Genitiv *Saturnī* zurückgehn, da das lange *-i* Umlaut des *ŭ ŏ* erwarten ließe (**sadīrn* kymr. **sadyrn* oder **sedyrn);* Doppelkonsonanz hindert diesen nicht, vgl. kymr. *cyrn* Plural zu *corn* 'Horn', *ffyrch* zu *fforch* 'Gabel', *myllt* zu *mollt* 'Widder, Hammel'. Entweder wird man anzunehmen haben, daß der Name *Saturnus* auch außerhalb der Tagesbezeichnung

im Altbritannischen lebendig war — vgl. den altkymrischen Ortsnamen *Tref Saturn* Lib. Land. 204 —, und daß beim Untergang der Casusflexion die Form des Nominativ-Akkusativs wie bei den andern Nomina auch für den Genitiv eintrat (in der Verbindung mit dem Worte 'Tag'); oder aber, daß man schon im britannischen Latein statt *dies Saturni* auch bloßes *Saturnus* als Bezeichnung des Tags verwendete, wie in den neubritannischen Dialecten, so daß sich eine nicht genitivische Form erhalten und später den alten Genitiv verdrängen konnte. Auf das zweite weist vielleicht der irische Brauch (s. u.). Auch **mōrth *iou *guener* können formell auf andere oblique Casus als auf den Genitiv, z. B. auf den Ablativ *Marte Ioue Uenere* zurückgehn. Endlich ist aber als dritte Möglichkeit zu erwähnen, daß der umgebildete Genitiv *(die) Saturnis* zu Grunde liegt, der einmal auf einer römischen Grabinschrift d. J. 364 (de Rossi I 172) belegt ist.

Was das Alter der Entlehnung betrifft, so weist alles darauf hin, daß die Tagesnamen etwa gleichzeitig mit der Hauptmasse des lateinischen Sprachguts ins Britannische aufgenommen worden sind, d. h. sicher vor Ende der Römerherrschaft, also vor 410 n. Chr. Vgl. den regelrechten Übergang von *ō* zu *ū (ü)*: *Sōlis-sul*, von *t* und *c* nach *r* zu *th* und *ch*: *Mārtis* — **mōrth*, *Mercurī* — **merchir*, die Bewahrung der Länge des *ā* vor Doppelkonsonanz: *Mārtis* — kymr. *mawrth* bret. *meurz*, den Umlaut von *ŭ* in *Mercurī* — mkymr. *merchyr*. Nur scheinbar jüngeren Sprachcharakter zeigen kymr. *sadwrn* bret. *sadorn* corn. *de zadarn*, deren *a* auf kurzes *ă* weist, während *Sāturnus* im Schriftlateinischen stets langes hat. Allein dieser Name wird schon in der Umgangssprache der Kaiserzeit sein *a* gekürzt haben, vielleicht im Anschluß an das Adjektiv *sàtur*, wenn auch kein lateinischer Dichter diese Form anzuwenden gewagt hat. Das zeigen wohl die germanischen Namen ags. *sæternesdæg* ndl. *zaterdagh* fries. *saterdei*; ihre Übereinstimmung mit den keltischen läßt zweifelhaft erscheinen, ob man auf die Länge in westphäl. *såterdag* Gewicht legen darf (Kluge in Pauls Grundr. I² 344). Dasselbe *ă* erscheint in dem oben erwähnten altkymrischen Ortsnamen *Tref Saturn*, in dem altbretonischen Personennamen *Saturnan* (Loth, Chrestom. bret. 164) und im Namen des kymrischen Heiligen *Sadyrnin (Saturninus)*. Ein ähnliches Verhältnis findet sich sonst noch in kymr. *gradell* 'Rost' = *crātella*, wo auswärtige Zeugnisse für die spätlateinische Aussprache fehlen; und dem lat. *māceria* 'Mauer' entsprechen zwei britannische Formen: kymr. *mogwyr* neubret. *moger* (mit *o* aus *ā*) und kymr. *magwyr* neubret. (Vannes) *magoer* (mit *a* = *ă*). So viel wird man wohl daraus schließen dürfen, daß die Tagesnamen nicht zu den allerältesten Lehnwörtern gehören. Das wird auch dadurch bestätigt, daß lat. *ū* nicht mehr die Schicksale des urkeltischen *ū* getheilt hat, was es eben nur in ganz wenigen, offenbar sehr alten Beispielen thut, wie kymr. bret. *cib* aus *cūpa*, bret. *criz* aus *crūdus*, bret. *dir* (aber kymr. *dur*) 'Stahl' aus *(ferrum) dūrum* (Loth,

Les mots latins dans les langues brittoniques, p. 111). Es ist vielmehr, wie in den meisten Lehnwörtern, mit dem aus kelt. *ou oi* und aus lat. *ō* entwickelten Laute zusammengefallen: *lun* wie *sul.* Anderseits ist beachtenswert, daß sich von spezifisch christlichen Tagesbezeichnungen keine Spur zeigt.

Ein etwas verändertes Bild geben die Namen der Wochentage im Irisch-Gälischen. In den heutigen Dialecten heißen sie:[1]

1. neuir. *dia domhnaigh* (*d'ē dūnə, d'ē dōnə*) gäl. *di-dómhnaich di-domhnuich* manx *jy-doonee.*
2. neuir. *dia luain* (*d'ē lūn*) gäl. *di-luain* manx *jyluain jelune.*
3. neuir. *dia máirt* (*d'ē mār't'*) gäl. *di-máirt* manx *jemairt jymart.*
4. neuir. *dia céadaoine* (*d'ē k'ēdȳn*) gäl. *di-ciadain* manx *jycurain jecrean.*
5. neuir. *dia dardaoin* (*d'ērdȳn*) gäl. *diardaoin diordaoin* manx *jardain jerdein.*
6. neuir. *dia h-aoine* (*d'ē hȳnə*) gäl. *di-h-aoine di-thaoine* manx *jyheiney jyheney.*
7. neuir. *dia sathuirn* (*dē sar'n̥*) gäl. *di-sathuirne* manx *jysarn.*

Diese Namen lassen sich bis in die ältesten Sprachdenkmäler, bis in die Glossen des achten und neunten Jahrhunderts zurückverfolgen. Sie zeigen gegenüber den britannischen deutlich christlichen Einfluß. So entspricht altir. *domnach* 'Sonntag' dem christlichen Ausdruck *dies dominica* (*-cus*), der auch in lateinischen Denkmälern Irlands, die sonst die Verwendung solcher Tagesnamen nach alter Tradition perhorreszieren, nicht selten für *prima feria* gebraucht wird. Im Irischen wird das Wort als maskuliner *o*-Stamm flektiert: Gen. *domnaig* Dat. *domnuch* (z. B. Saltair na Rann 8019. 8023). Das Wort *dia* wird vorgesetzt, wenn eine feste Zeitbestimmung gegeben wird; der Tagesname tritt im Genitiv dazu: *dia domnaig* 'am Sonntag'. Altir. *luan* 'Montag' (*hi luan* Mailänder Glossen 67 c 18), gleichfalls ein *o*-Stamm, daher *dia luain* 'am Montag', ist deutlich in Anlehnung an den lateinisch-britannischen Namen gebildet, entspricht ihm aber lautlich nicht genau, sondern übersetzt ihn. *Luan* war ein irischer Name des Mondes, der in der Poesie noch in historischer Zeit verwendet wird; im gewöhnlichen Gebrauch ist er durch *ésce ésca* verdrängt. Direkt übernommen ist dagegen *máirt* 'Dienstag', indeklinabel, daher *dia máirt* 'am Dienstag'. Die Palatalisierung des *rt* weist auf eine Grundform mit voller Endung (*Mārtis*, oder *Mārte?*). *Satharn satharnn* 'Samstag' zeigt dasselbe kurze *a* wie im Britannischen; es wird als *o*-Stamm flektiert (*dia sathairnn* 'am Samstag' z. B. Salt. na R. 8201) und läßt, wie oben bemerkt, als

---

[1] Ich gebe die neuirische Schreibung nach Foley, daneben in Klammern die Aussprache auf den Aran-Inseln nach Finck, Die Araner Mundart II 80, das Gälische nach Mac Alpine, das Manx nach dem Manx Dictionary der Manx Society (Kelly).

möglich erscheinen, daß auch in kymr. *sadwrn* rc. ein anderer Casus als der lateinische Genitiv vorliegt.

Dagegen die Tage von Mittwoch bis Freitag haben neue Namen erhalten. Der Mittwoch und der Freitag sind als die wöchentlichen Fasttage bezeichnet; daher *cét-óin cét-áin* 'erstes Fasten' für 'Mittwoch' (*cetain* Beda Vindob. 1 c 2), *dia cétáine* 'am Mittwoch', Glosse zu *quarta sabbati* Ml. 113 d 3. Der Freitag heißt dementsprechend in der alten Zeit 'letztes Fasten', *óin dídin* (oder *díden*? Der Nominativ ist in alter Zeit nicht belegt), Gen. *dia oine didine* 'am Freitag' Ml. 113 c 1, Dat. *for ain didin* (l. *dídin*) Zimmer, Gloss. Hib. 284. Für 'Donnerstag' ist der älteste mir bekannte Beleg *i n-dia dardain* Salt. na R. 7699 (987 n. Chr.); dann mehrere aus dem 11. Jahrhundert, z. B. *isin dardóen, for dardain* Zimmer, Gloss. Hib. 274. 284. Dieses *dardáin* hat Zimmer, Kelt. Stud. II 146, einleuchtend in *etar* (spr. *edar*) *da óin* '(Tag) zwischen beiden Fasten' zerlegt: der anlautende Vokal konnte namentlich nach *dia* leicht verloren gehen. Aber die Grundform *etar-da-óin* kann in dieser Gestalt nicht alt sein. Die Präposition 'zwischen' lautet vor ihrem Casus in den ältesten Denkmälern stets *eter* oder *etir, etar* nur in der Komposition; erst in den St. Galler Glossen (Mitte 9. Jahrh.?) tritt *etar itar* auch proklitisch auf. Ferner war *óin* 'Fasten' ein Femininum, wie der Genitiv *oine didine* zeigt. Es war wohl ein weiblicher *i*-Stamm oder ein Femininum auf *-ī*, zwei Klassen, die seit alter Zeit sich mischen; die Flexion mochte sein: Nom *óin*, Gen. *óine*, Dat. Akk. *óin* und *óini*. Im Mittelirischen hat es sich den alten *iā*-Stämmen angeschlossen und bildet auch den Nominativ zweisilbig: *áine* (Atkinson, Passions s. v.). Somit verlangt es die weibliche Form des Zahlworts (*di*, nicht *da*), und die alte Formel muß **eter di óin* gelautet haben. Das macht wahrscheinlich, daß die Verschmelzung zu einem Wort, die der Verkürzung zu *dardáin* vorausging, nicht vor der Zeit stattgefunden hat, wo sich die maskuline und die feminine Form des Zahlworts auszutauschen begannen; das dürfte aber kaum vor dem zehnten Jahrhundert geschehen sein.

Diese das Substantiv *óin* enthaltenden Namen haben etwas verschiedene Schicksale gehabt. Statt des vollen Ausdrucks *dia oine didine* kann man schon seit dem zehnten Jahrhundert auch bloß *dia h-aine* 'am Tag des Fastens' sagen (Salt. na R. 8178), was damit zusammenhängen mag, daß der Mittwoch als Fasttag gegenüber dem Freitag zurückgetreten war. Im elften Jahrhundert gehen die beiden Ausdrücke neben einander her; z. B. in Tigernachs Annalen (bis 1088) findet sich sowohl *for aenditen* (für *-didin*) a. 1076 als *for aine* a. 1081 (Rev. Celt. XVII 412. 414). Der längere Ausdruck wurde wohl nicht mehr völlig verstanden, so daß man auch im Genitiv *i fescor áin dídine* 'am Freitag Abend' statt *áine dídine* schreiben konnte (Atkinson, Passions 3726). Dann dringt im Mittelirischen das einfache *áine* 'Fasten' als Bezeichnung des Freitags völlig durch. Indeklinabel war von Anfang an *dardáin*.

Dia dardaoin ist in den neueren Dialecten weiter zu *diardaoin* gekürzt worden (s. o.); denn neuir. *dia dardaoin* ist nur graphische Antiquität. *Cét-óin cétain* 'Mittwoch' endlich hat den Zusammenhang mit dem Wort für 'Fasten' verloren; es wandelt sich daher im Mittelirischen nicht zu *-aine* um; in den modernen Sprachen ist nach *dia* sogar der alte Genitiv *cétaine* durch die kürzere Form ohne *-e* ersetzt (s. o.).

Fragen wir auch bei den irischen Tagesnamen nach der Zeit der Entlehnung, so zeigt schon ihre christliche Färbung, daß sie nicht vor dem Christentum nach Irland gekommen sind. Anderseits dürfen wir sie nicht zuweit herabrücken. Das Wort *luan* 'Mond' ist seit unsern ältesten Denkmälern nur noch der Dichtersprache eigen. Namentlich aber ist das mit den Tagesnamen verbundene *dia* 'am Tage' eine Form, die nur in diesen und ein paar ähnlichen Verbindungen am Leben geblieben, dagegen sonst seit Anfang unserer Überlieferung aus dem Gebrauch verschwunden war. Somit ist wahrscheinlich, daß die Iren gleich bei ihrer Bekehrung, also im fünften Jahrhundert, die Benennung der Wochentage angenommen haben. Und da sie durch britannische Missionare bekehrt worden sind, werden sie wohl ihnen diese Ausdrücke verdanken. Das zeigt uns, daß auch bei den britannischen Kelten Geistliche und Mönche Bezeichnungen wie *dominica* (*-cus*) gebrauchten, wenn diese auch in ihrer eigenen Sprache die älteren Namen nicht haben verdrängen können, sondern dort spurlos untergegangen sind.

Das Wort 'Sabbat', mir. *sapoit* altir. Plur. *sapati*, kommt nie als Bezeichnung des Samstags, sondern immer nur für den jüdischen Sabbat vor. Daß die Methodisten in Wales etwa *Sabboth Sabbath* für den christlichen Sonntag gebrauchen, gehört in ein anderes Kapitel. Dagegen ist zugleich mit den Tagesnamen auch der lateinische Name der Woche, *septimāna*, nach Britannien gedrungen. Er bildet sich dort nach dem keltischen Zahlwort ir. *secht* britann. *seith* 'sieben' um: altir. Gen. *sechtmaine* Beda Carolisr. 32 c 6 (der Nominativ unbelegt; *sechtman* oder *sechtmain?*), mittelir. Nom. *sechtmain*, neuir. *seachdmhain* (*šäχtn̥*), gäl. *seachduin seachduinn*, manx *shiaghtin;* altcorn. *seithun* (Hs. *seithum*) für **seithveun*, mittelcorn. *sythyn*, neucorn. *seithan;* mittelbret. *syzun*, neubret. *sizun suzun*. Nur im Kymrischen ist eine einheimische Bezeichnung durchgedrungen: *wythnos* 'acht Nächte', gebildet wie *pymthegnos pythefnos* 'vierzehn Tage', eigentlich 'fünfzehn Nächte'.

Ob die Einteilung in siebentägige Wochen andere ähnliche Zeitabschnitte bei den Kelten verdrängt hat, ist nicht sicher. In altirischen Sagen und Gesetzestexten kommt öfters *nómad* fem. 'der neunte Tag', auch 'Zeit von neun Tagen' vor; doch findet sich daneben auch *dechmad* 'der 10. Tag', 'Zeit von zehn Tagen' und *coicthe cuicthe* 'der 5. Tag', 'Zeit von fünf Tagen', so daß es sich wohl nicht um feststehende Zeitabschnitte handelt. Der 1897 gefundene gallische Kalender von Coligny zeigt die Monate in scharf gesonderte Hälften von 14—15 Tagen gespalten.

VII.

Die Namen der Wochentage im Romanischen.

Von

W. Meyer-Lübke.

Wenn die Bezeichnungen der Wochentage im Romanischen in formaler Hinsicht manches Beachtenswerte zeigen, namentlich schöne Beispiele für Formangleichung von zumeist in festen Reihen gebrauchten Wörtern bieten, so sind sie dagegen stofflich sehr wenig interessant, da die Romanen gerade hierin ganz auffällig konservativ geblieben sind. Fast für das ganze Gebiet diennen Dominicus Lunae Martis Mercuri Jovis Veneris Sabbatus. Dies kann bald vorangehen, bald nachfolgen, bald fehlen; an Stelle von jovis trifft man in Graubünden, Tirol, Friaul und Norditalien und auf Sardinien das adjektivische jovia, doch ist das beides für die lexikalischen Fragen belanglos. Wichtiger ist die Form des letzten Tages. Zeigen it. sabbato, prov. sabde, span., portg. sabado die lateinische Gestalt, und ist im äußersten Osten, im Rumänischen sâmbătă die nicht auffällig, so überrascht es dagegen, daß die mb-Form auch Frankreich angehört, samedi im ganzen Norden, säbędi in Montbéliard (Contejean), säbodi und d'sädu in Fourgs (Tisso), säbedi in Lyon (Nizier de Puits pelu), desäde in Forez (Gras), disäde in Wallis (Gilliéron Romania XXV, 433), desäde in Albertville, Savoyen (Brachet), desände bei den Waldensern (Arch. Glott. it. XI. 349) und disändo in der Val Soana (Arch. Glott. it. VII 39), die sprachlich noch zum französischen, nicht zum piemontesischen Sprachgebiet gehört, aber in Piemont saba. An das Rhonethal schließt sich das Rheinthal: obwald. sonda, oberengad. samda, untereng. sonda, dagegen in Tirol nur sabeda, sabda. Dem Nordfranzösischen folgt nach die Auvergne, nicht aber das sonstige Provenzalische.

Man hat wohl diese mb-Form mit der germanisch griechischen zu verbinden. Wenn Förster im Glossar zu seiner Aiolausgabe das in dem Texte vorkommende semedi (vgl. noch heute pik. samedi bei Ledieu petit glossaire du patois de Démuin) durch Einfluß von seme aus septimus erklärt, so wird er damit Recht haben, sofern eben die umzugestaltende Form samedi war, dagegen geht es natürlich nicht an, sambadi auf dem ganzen skizzierten Gebiete als eine Kreuzung von septimus und sabbatus anzusehen. Übrigens giebt es noch manche lautliche und lexikalische Übereinstimmungen zwischen Nordfrankreich, Südostfrankreich, dem Rhonethal und dem Rheinthal im Gegensatz zu Südfrankreich, Norditalien und Tirol.

Eine erste Abweichung von dem obigen Schema zeigt Toskana mit mezzedima neben mercoledì, entstanden aus media hebdomas, heute nur noch einzelnen Mundarten angehörig, früher auch der Schrift-

sprache nicht fremd. Dieselbe Bildung kennt der seit zwei oder drei Jahren erloschene Dialekt der Insel Veglia im adriatischen Meere mit missédma (Arch. Glott. it. IX 175), das Obwaldische und Engadinische mit meziamna, mezemna, mezeivna. Aber Tirol, Friaul, Istrien, Venezien wissen nichts davon, sodaß also jeder geographische Zusammenhang fehlt. In Graubünden kann natürlich ein Germanismus vorliegen.

Eine zweite Abweichung zeigt das Sardinische. Statt Veneris dies nämlich sagt man logudor. kenábura, kampid. čenábara, worin man längst cena pura erkannt hat. Begriff und Laute passen so vorzüglich, daß man an der allerdings merkwürdigen Betonung keinen Anstoß nehmen wird.

Drittens ist friaul. prindi 'erster Tag' für 'Montag' bemerkenswert.

Endlich ganz abweichend vom übrigen Romanischen geht das Portugiesische in der Verchristlichung der Namen viel weiter, indem es nicht nur domingo, sabado, sondern auch segunda, terça, quarta, quinta, sexta feira statt lunae dies usw. sagt.

Friedrich der Große und die deutsche Sprache.

Von

G. Mentz, Jena.

Unter den Herrschern, denen die Regierungssorgen Zeit zu schriftstellerischer Thätigkeit gelassen haben, nimmt Friedrich der Große wohl den ersten Platz ein. In klassischen Werken schrieb er die Geschichte seiner Zeit und seiner Kriege, schwierige philosophische Fragen behandelte er in besonderen Untersuchungen und in seiner bändereichen Korrespondenz mit seinen Freunden, in zahlreichen Gedichten gab er den wechselnden Stimmungen Ausdruck, die ihn in seinem reichbewegten Leben ergriffen, in ausführlichen Instruktionen und Reglements lehrte er seine Offiziere, wie sie sich in Krieg und Frieden zu verhalten hätten, seine pädagogischen Schriften sind nicht ohne Wert. Dreißig Bände füllt die große Ausgabe der Oeuvres de Frédéric le Grand, nur der fünfzehnte Teil davon enthält schriftliche Äußerungen des Königs in deutscher Sprache. Diese Geringschätzung seiner Muttersprache hat früher zuweilen das Urteil über Friedrich getrübt — seit Goethe hat man unbefangenere Ansichten darüber gewonnen, indem man Friedrichs Stellung zur deutschen Sprache zu erklären suchte. Einzelne treffende Äußerungen darüber finden sich zerstreut in den zahlreichen Werken, die die Geschichte des großen Preußenkönigs behandeln, mit seinem Verhältnis zur deutschen Litteratur haben sich eine große Anzahl ausführlicherer Abhandlungen beschäftigt, seinem Verhältnis zur deutschen Sprache ist noch keine eingehendere Behandlung zuteil geworden. Und doch wäre es interessant, einmal zu untersuchen, wodurch sich gerade dieses sein Urteil über die deutsche Sprache erklärt, zusammenzustellen, was er über diese aussagt, zu prüfen, wie weit seine Beherrschung unserer Muttersprache ging und wie weit er daher urteilen durfte. Dies soll die Hauptaufgabe dieser Abhandlung sein, eine Untersuchung über Friedrichs Ansichten von der Sprache im allgemeinen, sowie über seine Kenntnis anderer Sprachen, den Maßstab, mit dem er mißt, muß vorhergehen.

Durch die große Ausgabe der Werke Friedrichs wird die Aufgabe, seine Äußerungen über sprachliche Dinge zusammenzustellen, sehr erleichtert, für die deutsche Sprache insbesondere wurden außer Band 27, 3 und 30 der Oeuvres auch einige Briefe aus der politischen Korrespondenz des Königs herangezogen. Es wurde ferner möglichst alles benutzt, was sich bei Zeitgenossen an Äußerungen über diese Seite von Friedrichs Geistesleben findet.

I.
Friedrichs Ansichten über die Sprache im allgemeinen und sein Sprachverständnis.

In wunderbarer Weise ist in Friedrich dem Großen der auf das Nützliche und Praktische gerichtete Staatsmann und Feldherr, Diplomat und Verwalter vereinigt mit dem feinsinnigen Kenner der Weltlitteratur, dem Dichter und Komponisten. Auch in seinen Ansichten über die Sprache läßt sich diese Charaktereigentümlichkeit des großen Königs erkennen. Praktische und ästhetische Gesichtspunkte beeinflussen sie in etwa gleicher Weise. La clarté, schreibt er in der Schrift von der deutschen Litteratur,[1] est la premiére regle que doivent se prescrire ceux qui parlent et qui écrivent, parce qu'il s'agit de peindre sa pensée, ou d'exprimer ses idées par des paroles. A quoi servent les pensées les plus justes, les plus fortes, les plus brillantes, si vous ne les rendez intelligibles? Also Klarheit und Verständlichkeit sind die Haupterfordernisse einer Schrift, eine Wahrheit, der niemand widersprechen wird. Sie sind jedoch nicht nur abhängig von dem Schriftsteller, sondern vor allem auch von der Sprache, in der er schreibt: je suis convaincu qu'un auteur ne sauroit bien écrire, si la langue qu'il parle n'est ni formée, ni polie. Diese Ausbildung ist für eine Sprache notwendiger als Schönheit, et je vois qu'en tout Pays on commence par le nécessaire pour y joindre ensuite ce qui nous procure des agréments.[2] Nur in einer klaren und ausgebildeten Sprache kann man gut schreiben, und nur wegen der guten Schriftsteller, die ihr Glanz verliehen haben, verdient eine Sprache überhaupt studiert zu werden.[3] Nur aus diesem praktischen Gesichtspunkte, der Lektüre guter Schriftsteller wegen, ist nach Friedrichs Ansicht die Erlernung fremder Sprachen überhaupt nötig, Freude an der Sprache als Sprache scheint er nicht zu kennen. Viele Sprachen würden das Gedächtnis mit Worten überladen, an deren Stelle man es besser mit Dingen anfüllt,[4] denn Jeder, der nicht Gelehrter von Beruf ist, soll lieber die Dinge studieren als die Worte; auch ist es besser, einen Schriftsteller in einer guten Übersetzung zu lesen, als ihn in seiner eigenen Sprache nur mittelmäßig zu verstehen.[5] Vor allem ins Französische waren in jener Zeit die klassischen Werke aller Völker übersetzt, und das war mit ein Grund, weshalb der König die französische Sprache so sehr bevorzugte, dazu kommt ihre große clarté.

Die agréments, die eine Sprache uns verschafft, stehen zwar nach Friedrichs Ansicht erst in zweiter Linie, aber sie sind bei seiner Wert-

[1] S. 9 f. Ich citiere nach der Ausgabe von Geiger (Deutsche Litteraturdenkmäler des 18. und 19. Jahrhunderts, 16, Stuttgart 1883).
[2] ebda. S. 4.
[3] Oeuvres XXV, 172.
[4] de la litt. All. S. 37.
[5] Lucchesini, Gespräche Friedrichs d. Gr. Her. v. Bischoff. Lpz. 1885. S. 242.

schätzung der einzelnen Sprachen doch von sehr großer Wichtigkeit gewesen, sonst hätte er kaum einen Grund gehabt, die englische Sprache so sehr zu verachten. Verschiedene seiner Äußerungen zeigen, daß er es liebte, die Sprachen auch ästhetisch nach Wohlklang und Harmonie zu beurteilen: Les voyelles plaisent aux oreilles, trop de consonnes rapprochées les choquent, parce qu'elles coûtent à prononcer et n'ont rien de sonore:[1] dieser etwas diktatorisch ausgesprochene Satz, der trotz eines nicht unrichtigen Kernes doch angreifbar ist und angegriffen worden ist, spricht eine der Hauptüberzeugungen des Königs auf diesem Gebiete aus. Er bemerkt ferner, daß termes métaphoriques dazu dienen, den ausgebildeten Sprachen Anmut zu geben.[2] Auf diesen und ähnlichen Eigentümlichkeiten beruhen die Unterschiede der poetischen und der prosaischen Sprache.

Die Poesie vor allem hatte Friedrich zu seinem Studium von Jugend auf gemacht,[3] er las die Poetiken des Aristoteles, des Horaz und anderer, er glaubte, daß Versemachen von gutem Einfluß auf den Prosastyl eines Menschen sein, denselben energischer machen müsse,[4] die Poesie war ihm überhaupt gewissermaßen die höhere Form der Sprache, sie ist die Sprache der Götter, während die Prosa nur die Sprache der Kärrner ist.[5] Unter den Dichtern wiederum stellte er aus Gründen des Wohlgefallens Vergil über Homer, Racine über Corneille.[6]

Wie sehr Friedrich ein schön geschriebenes Werk auch ästhetisch zu genießen verstand, zeigt seine Vorliebe für laute Lektüre. Seine Vorleser, Catt u. s. w., hatten wenig zu thun, denn der König las meist selbst und zwar laut.[7] Auch zu sprechen liebte er, und er sprach gut; die Franzosen rühmen besonders das Talent, das er für die französische Konversation besaß.[8]

Bis auf Kleinigkeiten erstreckte sich die ästhetische Beurteilungsweise des Königs. Er liebte wertvolle und schöne Ausgaben,[9] Rheinsberg und seine dortigen Freunde mußten sich eine Änderung ihrer Namen oder gar eine völlig neue Namengebung gefallen lassen: Remusberg, Cäsarion, Hephästion, Diaphane[10] u. dgl. m. Seinen eigenen Namen schrieb der König bis zum April 1732 Frideric, von da bis zum ersten Juni 1737 Frederic, dann Federic.[11] Ohne Grund hat er diese Änderung

---

[1] de la litt. All. S. 18.
[2] ebda. S. 14
[3] Vgl. die Mitteilung Hilles bei Koser, Friedrich d. Gr. als Kronprinz S. 80 f.
[4] Oeuvres XI, 131. XXII, 181.
[5] IX, 67.
[6] XIX 272 f
[7] Koser, Unterhaltungen mit Friedr. d. Gr. (Publ. a. d. Preuß. Staatsarch. Bd. 22). Einl. S. V. Dantal, Friedrich der Einzige in seinen Privat- und litterarischen Stunden. Berlin 1792. S. 38.
[8] Vgl. z. B. d'Alemberts Äußerung bei Maugras, trois mois à la cour de Frédéric. Paris 1886. S. 40.
[9] Oeuvres XX, 27.
[10] Vgl. etwa Preuß, Friedrich mit seinen Verwandten und Freunden S. 33 f.
[11] Oeuvres XVI S. XI. XXVII, 1 S. 49 Anm.

schwerlich vorgenommen, Gründe der leichteren Aussprache und, wie Preuß[1] wohl mit Recht annimmt, der Einfluß des Italienischen werden ihn dazu veranlaßt haben.

Niemals schrieb er seinen Namen mit Accenten, wie er überhaupt auf solche Kleinigkeiten nicht viel zu geben pflegte. Orthographie und Interpunktion behandelte er mit derselben souveränen Gleichgültigkeit, wie die Schnupftabaksflecken auf seiner Weste, doch darf man auch nicht vergessen, wie unorthographisch damals überhaupt in Deutschland und nicht nur in Deutschland geschrieben wurde.

Wie gering Friedrichs Verständnis für die Bedeutung der Interpunktion und für gewisse grammatische Beziehungen war, zeigte sich besonders bei einigen Versuchen, Voltaire zu verbessern. Es handelte sich um folgende Verse:

Tyran par la parole, il faut finir ton règne;[2]
Allons monter au trône, en y plaçant ma mère;
Et vous, mon cher Narbas, soyez toujours mon père.[3]
Il fut cent fois moins fou que ceux dont l'imprudence
Dans d'indignes mortels a mis sa confiance.[4]

In den ersten beiden Fällen hielt der König Mißverständnisse für möglich durch unmittelbare Verbindung von par la parole mit il faut und von ma mère mit et vous. Beidemal ist das durch die Interpunktion ausgeschlossen. Daß man bei der Aufführung die betreffenden Worte falsch verstehen sollte, ist ebensowenig anzunehmen, doch hat Voltaire im ersten Falle nachgegeben und den betreffenden Vers ausgelassen. An der dritten Stelle wollte Friedrich für a mis sa confiance — ont mis leur confiance setzen. Voltaire antwortete: L'imprudence met sa confiance, l'imprudence ne mettent pas.[5] Aus den Werken des Königs selbst könnte man manche ähnliche Beispiele mangelnden Sprachverständnisses anführen.

II.

Friedrichs Urteil über einzelne fremde Sprachen und die Kenntnis, die er von ihnen besaß.

Wir haben im ersten Kapitel die teils praktischen, teils ästhetischen Grundsätze dargelegt, nach denen Friedrich eine Sprache beurteilte und deren Anwendung auf die deutsche uns später beschäftigen wird. Er maß diese jedoch nicht nur nach solchen allgemeinen Ansichten, sein ungünstiges Urteil bildete sich vor allem auch durch Vergleichung der deutschen Sprache mit anderen Sprachen. Wie weit in dieser Beziehung seine Kenntnisse gingen, muß jetzt untersucht werden.

[1] Preuß, Friedrich d. Gr. I, 370.
[2] Oeuvres XXII, 214.
[3] XXI, 209.
[4] XXII, 232.
[5] XXII, 235.

Friedrich hat sich selbst darüber in einem Briefe an den Marquis d'Argens vom 25. Juli 1761 ausgesprochen: C'est bien dommage que nous n'ayons pas une traduction fidèle et complète des oeuvres de ce philosophe. (Gassendi.) Moi, pauvre ignorant, y perds le plus; vous autres, vous lisez le latin, le grec, l'hébreu, etc., pendant que je ne sais qu'un peu de français, et, quand celui-là me manque, je demeure plongé dans la plus crasse ignorance.[1] Doch hat der König an dieser Stelle etwas übertrieben, wie eine weitere Untersuchung zeigen wird.

Erziehung und Umgebung sind natürlich von großer Bedeutung für die Sprachkenntnisse eines Menschen, auch auf diejenigen Friedrichs haben beide einen teils heilsamen, teils unheilvollen Einfluß gehabt. Die Herrschaft der französischen Litteratur und Politik im Zeitalter Ludwigs XIV. hatte, wie bekannt, die französische Sprache zur Hofsprache in Europa gemacht. Auch in Berlin, wo außerdem noch der Einfluß der Refügiés wirkte, war sie zur Herrschaft gekommen. Zur Zeit Friedrichs befand sie sich auf dem Höhepunkte ihrer Macht, doch ist sie nicht etwa durch ihn eingeführt oder wiedereingeführt worden. Schon am Hofe des Großen Kurfürsten wurde mehr französisch als deutsch gesprochen,[2] seine Kinder erhielten eine französische Erziehung.[3] Unter Friedrich I. wurde trotz seines Interesses für die deutsche Sprache[4] das Französische Hofsprache. Seine ganz französisch gebildete Gemahlin Sophie Charlotte bestellte zur Erzieherin ihres Sohnes Friedrich Wilhelm Madame de Rocoulle. Diese war des Deutschen so gut wie unkundig,[5] und so kam es, daß ihr Zögling trotz seiner deutschen Gesinnung Zeit seines Lebens besser französisch als deutsch sprach. Zwar bediente er sich im Verkehr mit seinen Verwandten und Freunden der deutschen Sprache und wandte nur im Verkehr mit Fremden das Französische an, aber dieses blieb doch auch unter seiner Regierung die Hofsprache, in den Gemächern der Königin wurde nur französisch gesprochen.[6] Frau von Rocoulle wurde auch die Erzieherin des Kronprinzen Friedrich. So wuchs der Knabe gleichsam mit zwei Muttersprachen auf.

Was that nun die Erziehung, um diese Kenntnisse zu erweitern? So gut wie nichts. In der Instruktion für die Erziehung Friedrich Wilhelms I. von 1695 wurde noch Kenntnis des Lateinischen verlangt zum Verständnis der goldenen Bulle und für den diplomatischen Verkehr, 1718 glaubte man zu beiden Zwecken das Lateinische nicht mehr nötig zu haben, es wurde ausgeschlossen.[7] Fast alles, was Friedrich sich an Sprachkenntnissen noch erworben hat, verdankt er eigenem, zum Teil

---

[1] Oeuvres XIX, 246.
[2] Vergl. z. B. Denina, la Prusse littéraire sous Frédéric II. Berlin 1790. I. S. 74.
[3] Preuß, Friedrich d. Gr. I, 7.
[4] Vgl. Geiger, Berlin 1688—1840. I, 112.
[5] Koser, Kronprinz S. 4.
[6] Preuß, a. a. O. I 7 f. Bratuschek, die Erziehung Friedrichs d. Gr. S. 1.
[7] Bratuschek a. a. O. 9. 13.

geheimem Studium und dem Einfluß seiner Umgebung. Er besaß ja ein reges Interesse für die klassische Litteratur, ein Duhan de Jandun war sein Erzieher, ein Jordan sein Freund, er kam in Berührung mit dem Engländer Baltimore und verkehrte mit dem Italiener Algarotti.

Wie sehr Friedrich den Wert der römischen und griechischen Litteratur zu schätzen wußte, geht aus zahlreichen Stellen seines Briefwechsels hervor. Schon in Rheinsberg studierte er eifrig die alten Klassiker,[1] in Sanssouci waren später zeitweilig täglich einige Stunden für ihre Lektüre festgesetzt, ja in den schwierigsten Lagen und nach den größten Niederlagen des siebenjährigen Krieges suchte er Trost bei Lukrez[2] und Mark Aurel und bei Cicero, den er vor allem schätzte.[3] Nachdrücklich verlangt er daher in einem Schreiben an Zedlitz lateinischen Unterricht in den Schulen,[4] und auch in seinem politischen Testament von 1752 fordert er, daß die preußischen Prinzen Lateinisch lernen.[5] Ein andermal beklagt Friedrich, daß die Kenntnis des Griechischen in Deutschland so zurückgehe,[6] kurz er hatte eine hohe Meinung von dem Werte der klassischen Sprachen.[7] Er selbst las die alten Autoren nur in französischen Übersetzungen, und es ist nicht ganz leicht zu bestimmen, wie weit er überhaupt des Lateinischen wenigstens mächtig war. Wir haben schon gesehen, daß es nicht in seinen Erziehungsplan aufgenommen war, daß er die Werke Gassendis aus Mangel an einer Übersetzung nicht zu lesen vermochte, aber ein wenig Unterricht im Lateinischen hat er doch gehabt, wie aus der bekannten Anekdote von dem Lehrer hervorgeht, den Friedrich Wilhelm I. dabei ertappte, wie er dem Kronprinzen die goldene Bulle erklärte. Vielleicht hat später Duhan, der dem Prinzen diesen Lehrer zugeführt hatte, selbst den Unterricht fortgesetzt, jedenfalls war Friedrich später imstande, lateinische Citate zu verstehen.[8] Er wandte selbst gern dergleichen an, allerdings zuweilen in entstellter Form: de gustibus non est disputandus: tot verbas, tot spondera, u. s. w.[9] und er war sehr stolz auf diese Brocken: O tempus! o mores! Vous voyez que je n'oublie pas mon latin.[10] Ja er vermochte sogar gelegentlich eine Ode des Horaz und Stellen aus Ciceros Reden ins Französische

---

[1] Koser, a. a. O. S. 153.
[2] Ouvres XIX, 67.
[3] Ebenda S. 380.
[4] „Lateinisch müssen die jungen Leute auch absolut lernen, davon gehe ich nicht ab; . . . wenn sie auch Kaufleute werden, oder sich zu was anderm widmen, . . . so ist ihnen das doch allezeit nützlich und kommt schon eine Zeit, wo sie es anwenden können." Oeuvres XXVII, 3 S. 254.
[5] Koser, a. a. O. S. 208.
[6] XXIV, 594. Vgl. R. Foerster, Reiskes Briefe, S. 160. Affsprung, Bemerkungen über die Abhandlung von der teutschen Litteratur S. 30.
[7] Vgl. über Friedrichs Verhältnis zu den klassischen Sprachen im Allgemeinen: E. Cauer, Friedrich d. Gr. und das klassische Altertum, Breslau, 1863 und A. Boeckh, Friedrichs d. Gr. klassische Studien. (Kleine Schriften II, 336 ff.)
[8] Bratuschek a. a. O. S. 28.
[9] Preuß, a. a O. I, 24.
[10] Oeuvres XXIII, 88.

zu übersetzen [1] und verstand die Eigentümlichkeiten des taciteischen Styles zu würdigen. [2]

Daß Friedrichs Kenntnis des Griechischen noch geringer war als die des Lateinischen, können wir von vornherein vermuten, doch besaß er wenigstens eine Ahnung von dem Klange dieser Sprache. Er nennt sie einmal la langue la plus harmonieuse qui eût jamais existé, [3] er preist die griechischen Schriftsteller, welche ihr quantités d'expressions pittoresques gegeben haben, sich durch grace, politesse und décence auszeichneten, sie haben die Sprache elegant gemacht. [4] Er spricht von der Harmonie der Verse Homers. [5] Auch einige griechische Citate waren ihm geläufig, wie das γνωθι σεαυτον, αὐτος ἐφα, doch pflegte er dabei das υ wie ein deutsches V auszusprechen. [6] Auch zeigt der Brief an den Marquis d'Argens vom 18. Mai 1762, daß Friedrich ein griechisches Lexikon zu benutzen vermochte. [7]

Ob man es bedauern soll, daß Friedrichs Kenntnis der klassischen Sprachen nicht größer war, ist fraglich; schwerlich würde er sie bei gründlicherem Unterricht soweit beherrscht haben, um sich eine so genaue Kenntnis der griechischen und römischen Litteratur anzueignen, wie er sie sich durch Übersetzungen erwarb. [8] Er selbst wies ja darauf hin, daß es besser sei, ein Buch in einer Übersetzung gründlich zu lesen, als es in der Ursprache schlecht zu verstehen. [9] Und zu anderen Zwecken als zur Lektüre brauchte man damals die klassischen Sprachen nicht mehr. Anders stand es mit den modernen Sprachen. Sie las der König nicht nur, er hörte sie auch und kam in Berührung mit solchen, denen sie Muttersprachen waren.

Friedrichs Urteil über die modernen Sprachen ist wieder teils ein ästhetisches, teils ein praktisches. Aus Gründen des Wohlklangs verwirft er das Englische und das Holländische, lobt das Italienische, aus Nützlichkeitsrücksichten empfiehlt er für die Offiziere im Osten seines Reiches und für die Prinzen des königlichen Hauses die Erlernung der polnischen Sprache [10] und meint, man müsse Englisch lernen wegen der Vortrefflichkeit der englischen Autoren. [11] Ästhetisch stellte er die englische Sprache sehr niedrig, auch die berühmten englischen Schriftsteller ne purent adoucir ces sons aigus de leur langue, qui choquent les oreilles étrangeres. Les autres Idiomes perdent quand on les traduit, l'anglois

---

[1] XXI. 362. Vgl. auch Gottsched im Neuesten aus der anmutigen Gelehrsamkeit 1758. S. 143.

[2] Hertzberg, huit dissertations. Berlin 1787. S. 43 f.

[3] De la litt. All. S. 3.

[4] Ebda. S. 3. 5.

[5] Ebda. S. 10.

[6] Dantal a. a. O. S. 6 f. 15 f.

[7] Oeuvres XIX, 317.

[8] Bratuschek a. a. O. S. 28.

[9] Lucchesini a. a. O.

[10] Koser, Kronprinz. S. 208. Oeuvres XXX, 281. Vgl. auch Zeitschr. für Gesch. Schlesiens XXIV 1890 S. 249 f.

[11] XXI, 25.

seul y gagne,[1] wohl das härteste Urteil, das über eine Sprache gefällt werden kann. Der Vergleich des Zischens der Schlangen mit dem Englischen gefiel ihm sehr.[2] So machte es ihm denn auch geradezu Freude, daß er leur patois nicht verstand,[3] aber er wußte doch, daß sich lateinische, französische und italienische Lehnwörter im Englischen finden[4] und muß überhaupt eine gewisse Kenntnis davon besessen haben, denn dem Lord Baltimore kann er nur deshalb nicht folgen, weil er zu schnell spricht.[5] Es ist möglich, daß er seit 1721 an dem englischen und italienischen Unterricht seiner Schwester Friederike teilgenommen hat.[6]

Während eines Aufenthaltes in Loo schreibt Friedrich am 23. Juni 1768 an die Kurfürstin von Sachsen über eine holländische Oper: Vous ne pouvez, madame, vous figurer à quel point ce spectacle est exécrable: les acteurs sans voix et sans solfége, la dureté de la langue, et les sincères applaudissements que ces bons Hollandais donnaient à ce charivari digne du sabbat des sorciers, ne me laissaient pas le temps de revenir de ma surprise.[7] Schon 1758 im Gespräch mit Catt spottete er über die Holländer und imita leur façon de parler,[8] und im Palladion werden sie geschildert als Leute, qui dans une heure articulent deux mots.[9] Doch verstand der König selbst wohl nur sehr wenig von ihrer Sprache.[10]

Daß Friedrich durch die Klänge einer holländischen Oper nicht entzückt wurde, kann uns nicht wunder nehmen; war doch sein Ohr verwöhnt durch die italienische Oper, die sich damals noch in der Blütezeit ihrer Herrschaft befand. Und wenn auch die Musik, die der König liebte, die deutsche war, so konnte er sie sich doch nicht anders denken als in italienischem Gewande, vermittelt durch das Medium der italienischen Sprache.[11] Da er nun selbst als Virtuos auf der Flöte, wie als Komponist und Operndichter thätig war, und da er die Oper in Berlin eifrig förderte und besuchte, so ist es eigentlich von vornherein sehr unwahrscheinlich, daß er der italienischen Sprache nicht kundig gewesen sein sollte. In der That geht aus vielen seiner Äußerungen hervor, daß das Italienische diejenige Sprache war, die er nach dem Deutschen und Französischen am besten beherrschte. Zwar reichten seine italienischen Kenntnisse nicht so weit, daß er imstande gewesen wäre, seine Opern in italienischer Sprache zu verfassen, er schrieb sie vielmehr französisch und ließ sie dann übersetzen,[12] aber er war doch mit der Entwicklung der italienischen

[1] de la litt. All. S. 16.
[2] ebda. S. 17.
[3] XXII, 141.
[4] de la litt. All. S. 16.
[5] 1739 Okt. 10 an Voltaire Oeuvres XXI, 327.
[6] Bratuschek S. 28.
[7] XXIV, 158.
[8] Catt, Unterhaltungen, herausg. von Koser, S. 337.
[9] Oeuvres XI, 215.
[10] XXII, 141.
[11] G. Thouret, Friedrich d. Gr. als Musikfreund u. Musiker. Lpz. 1898. S. 26. 95.
[12] Preuß, Friedr. d. Gr. als Schriftsteller S. 143. Anm. Oeuvres XXVII, 1 S. 214.

Sprache bekannt und sich ihres hauptsächlich musikalischen Wertes wohl bewußt.[1] Den Metastasio vermochte er in der Ursprache zu lesen,[2] ebenso die Merope des Marquis Maffei.[3] Die Übersetzung der Henriade Voltaires von Cabiriano findet er „sehr treu";[4] er freut sich, daß Frau Du Boccage ein „so französisches" Italienisch schreibt, daß er kein Wort davon verliert.[5] Häufig wendet er auch italienische Citate an,[6] aber an Algarotti schreibt er doch am 19. September 1749: J'aime mieux vous entendre que de vous lire dans une langue que je ne suis qu'en hésitant.[7]

Wir sehen also, daß Friedrich zwar ein gewisses Urteil über die verschiedensten Sprachen besaß, auch von jeder derselben einige Kenntnisse. Aber sein eindringender Verstand richtete sich nicht auf eine formale Schulung in allen diesen Sprachen. Um so sicherer beherrschte er das Französische. Der Grund davon ist teils in der Herrschaft der französischen Sprache in jener Zeit, teils in der Erziehung des Prinzen zu suchen. Wir haben auf beides schon hingewiesen. Wieweit die erstere im Jahre 1750 z. B. ging, erhellt aus einem Briefe Voltaires an den Marquis de Tibouville: je me trouve ici en France. On ne parle que notre langue. L'Allemand est pour les soldats et pour les chevaux; il n'est nécessaire que pour la route.[8] Und noch 1761 konnte Mendelssohn an seine Braut schreiben, daß das Französische in Berlin fast zur Muttersprache geworden sei.[9] Die Erziehung des Kronprinzen war eine halb deutsche, halb französische gewesen, aber alles das, was sein Interesse zu fesseln vermochte, befand sich auf der französischen Seite. „Seine erste und liebste Unterhaltung, und was er zum Vergnügen las, war französisch; nur wenn der strenge Vater ihn zur Strafe auswendig lernen ließ, bekam er deutsche Katechismen und Gesangbücher in die Hände".[10] Auch später gewährten ihm die deutschen Bücher, die er kennen lernte, keine Befriedigung, nur mangelhaft vermochte er sie zu verstehen, er warf sich daher ganz auf die französische Litteratur und Sprache und eignete sich durch anhaltenden Fleiß und eifriges Studium deren Kenntnis in einem außerordentlich hohen Grade an. Bald schrieb und sprach er nicht nur, sondern er dachte französisch, wie seine Freunde, die Kayserlingk, Jordan u. s. w. Doch war er sich dabei wohl bewußt, daß es ihm als Deutschen immer unmöglich sein würde, die fremde Sprache ganz vollkommen zu lernen.[10] Wenn er sich dennoch entschlossen hat, französisch

[1] XVII, 6. XXI, 183.
[2] Preuß, Friedrich d. Gr. I, 23.
[3] XXI, 157, 169.
[4] XVIII, 5.
[5] XVIII, 74.
[6] XVIII, 36. XIX, 107. XXVII, 1 S. 3. Fehlerhaft z. B. Pol. Korresp. XVII 149 coula sputa statt collo sputo.
[7] XVIII, 68.
[8] Voltaire, oeuvres complètes éd. Moland Bd. 37 (Paris 1880) S. 190.
[9] Geiger a. a. O. I, 509.
[10] Preuß, a. a. O. I S. 8.
[11] 1749 Febr. 13. an Voltaire. XI, 130. Vgl. XXII, 181.

zu schreiben, so geschieht es, weil diese Sprache est la plus polie et la plus répandue en Europe, et qu'elle paraît en quelque façon fixée par les bons auteurs du siècle de Louis XIV.[1]

Wieder sind es also teils ästhetische, teils praktische Gründe, aus denen er die französische Sprache so hochschätzt: Ce n'est qu'à vous autres Virgiles et Horaces français qu'il est permis d'employer cet heureux choix de mots harmonieux, cette variété de tours, de passer naturellement du style sérieux à l'enjoué, et d'allier les fleurs de l'éloquence aux fruits du bon sens.[2] Aber wenn wir Fremden auch nie gelangen können à l'élégance et à la pureté que demandent les lois rigoureuses de la poésie française,[3] so ist es doch sehr nützlich für uns, diese Sprache zu lernen: „Da die französische Sprache anjetzo unentbehrlich ist, und der, so sich darauf befleißiget, in Holland, England, Italien, Polen, Rußland und allerwärts fortkommen kann, so recommandiren Seine Königliche Majestät solche den Officieren sehr, damit sich selbige und auch die jungen Edelleute, wo sie Gelegenheit haben, solche zu erlernen befleißigen sollen."[4] Die französische Sprache erschloß dem Könige selbst die englische Litteratur und die Antike.

Man darf aber nicht glauben, daß Friedrichs Vorliebe für das Französische zu einer blinden Anbetung jedes französischen Buches ausgeartet sei. Für das Altfranzösische vermochte er sich durchaus nicht zu begeistern, er nennt es un jargon aussi discordant pour le moins que notre Allemand l'est encore[5] und wundert sich, daß Schriftsteller seiner Zeit die Sprache Marots und anderer wieder aufwärmen[6]. Neben dem klassischen Französisch ist es die Sprache seiner Zeit, die Sprache Rollins, Gressets und vor allem Voltaires, die seine Begeisterung in so hohem Grade erregt hat.[7] An den andern Modernen hat er mancherlei auszusetzen, Rousseaus Styl muß er zwar als assez élégant anerkennen, aber der Inhalt seiner Schriften ist ihm dafür um so abstoßender.[8] Und bei Gelegenheit von Beaumarchais Figaro äußert er: Il semble que vous ayez oublié la langue de vos célèbres auteurs; il semble que vous ne les entendiez plus![9] Selbst an Voltaires Styl wagt er zu kritteln, wie wir schon gesehen haben, besonders der Tancred erregte sein Mißfallen.[10]

Wenn der König sogar gegen die Autorität des Meisters des französischen Styls auftrat, so ist es natürlich, daß er sich auch der Fehler seiner eigenen Schreibart wohl bewußt war, doch suchte er sie durch seine

---

[1] Mémoires de la maison de Brandebourg. Oeuvres I S. LVI.
[2] XI, 136.
[3] ebda.
[4] XXX, 281.
[5] de la litt. All. S. 15. Vgl. auch Dantal a. a. O. S. 36.
[6] XXI, 150.
[7] XXI, 182. XI, 134. 138. Vgl. Thiébault, Mes souvenirs I, 9 ff.
[8] XVIII, 216 f. XXI, 261. XXIII, 116.
[9] Thiébauldt a. a. O. I, 104.
[10] XXIV, 5.

deutsche Geburt und seinen Mangel an Zeit zu entschuldigen.[1] Fortwährend war er bemüht, seine französischen Werke und Briefe zu verbessern und seine französischen Sprachkenntnisse zu erweitern.[2] Seine Freunde und Vorleser mußten ihm bei diesen Korrekturen helfen, Jordan sah seine Briefe durch.[3] Hie und da ging es dabei nicht ohne heftige Konflikte mit dem Eigensinn des Königs ab[4], im allgemeinen aber war er doch für jede Belehrung dankbar, wie besonders seine Korrespondenz mit Voltaire zeigt. Es läßt sich nicht leugnen, daß Friedrich durch diese fortgesetzten Bemühungen eine Verbesserung seines französischen Styls erreicht hat. Die ersten Briefe, die er an seine Schwester schrieb, verraten noch eine große Unerfahrenheit, auch seine ersten Briefe an Voltaire sind voll Germanismen, später aber erreichte er eine solche Vollkommenheit, daß nicht nur Voltaire sich höchst anerkennend über seinen Styl aussprach[5], sondern daß sogar die mémoires de la maison de Brandebourg in Frankreich für ein Werk Voltaires gehalten wurden.[6]

Es ist hier nicht der Ort, näher auf Friedrichs französischen Styl einzugehen: die Urteile der Franzosen über ihn gehen sehr auseinander.[7] Doch sind es eigentlich nur einzelne Germanismen, die sie tadeln; große Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch des Französischen kann dem Könige niemand absprechen. Als eine Eigentümlichkeit des Styls Friedrichs erscheint eine gewisse Vorliebe für superlative Wendungen und drastische Ausdrücke, er teilt sie mit Voltaire, an dem er sich gebildet.[8] Nie ganz überwunden hat der König die Schwierigkeiten der französischen Grammatik und Orthographie. Auf dergleichen Dinge vor allem erstrecken sich Voltaires Korrekturen. Er zeigt seinem fürstlichen Freunde, daß man j'ose und nicht j'ause, traits und nicht tres schreibt, daß man nicht sagen darf la sagesse avait pourvue und si tu me condamne, sondern pourvu und condamnes schreiben muß[9] u. dgl. m. Vieles allerdings, was uns jetzt sonderbar und fehlerhaft erscheint, findet sich auch bei Voltaire selbst, auch er zeigt eine gewisse

---

[1] XXIII, 273. Vgl. auch XXII, 181. XXIII, 36. 38.

[2] XVIII, 4. XXII, 207.

[3] Vgl. Koser, Kronprinz 128. Preuß, Friedr. d. Gr. mit s. Verw. und Freunden S. 274. XVII, 53.

[4] Thiébault I, 79 ff.

[5] Z. B. XXI, 140. 199. 281. 332. Als unbefangen kann wohl Voltaires Urteil in einem Briefe an den Abbé d'Olivet vom 5. Jan. 1767 gelten: Je peux vous assurer que le philosophe de Sans-Souci sait parfaitement notre langue. Un de nos plus illustres confrères (d'Alembert) et moi, nous avons l'honneur de recevoir quelquefois de ses lettres, écrites avec autant de pureté que de génie et de force. (Voltaire, œuvres XLV, 15.)

[6] Preuß, Friedr. d. Gr. als Schriftsteller S. 54 f.

[7] Am ungünstigsten hat wohl Villemain geurteilt (Cours de littérature française, Paris 1838. II, 171 ff.); auch Sayous' Urteil ist noch recht hart (le XVIII. siècle à l'étranger II, 240 f.), milder schon das Sainte-Bouve's (Causeries du lundi III, 147—150) und außerordentlich günstig das von Lavisse (le grand Frédéric avant l'avènement. Paris 1893 S. 125 f.)

[8] Vgl. Wiegand, die Vorreden Friedrichs d. Gr. zur Histoire de mon temps. (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgesch. V) S. 46. Beispiele bei G. Scheele, die Lettres d'un officier Prussien S. 17 ff. 21. 22 Anm. 3. 65 f.

[9] XXI, 135, 140 f.

Nachlässigkeit im Setzen von Apostrophen und Accenten, auch er schreibt je nay, lhistoire netre, apeu pres[1] u. s. w. In einem Briefe an Madame Denis empfiehlt er einmal zu schreiben, wie man spricht.[2] Gerade auf diesem Grundsatz beruhen aber auch die meisten der orthographischen Fehler Friedrichs des Großen, ohne Rücksicht auf Etymologie und Grammatik schrieb er die Wörter so, wie sie ausgesprochen wurden. Den Grund zu seiner Sorglosigkeit und Unsicherheit auf diesem Gebiete hat sein Lehrer Duhan gelegt, der selbst nicht orthographisch zu schreiben verstand.[3] Das Resultat seines Sprachunterrichts ergiebt sich z. B. aus folgendem Briefe des fünfzehnjährigen Kronprinzen: Mon cher Duhan Je vous promais que quand j'aurez mon propre argent en main, je Vous donnerez enuelement 2900 ecu par an, et je vous aimerais toujour encor un peu plus q'asteure s'il me l'est posible. Potsdam, le 20 de juin 1727.[4]

Die meisten der grammatischen und orthographischen Schwächen des Königs konnten im Gespräch mit ihm nicht weiter empfunden werden, und so ist es nicht zu verwundern, daß die Franzosen über seine Fähigkeit, sich in französischer Sprache zu unterhalten, meist entzückt waren.[5] Um so merkwürdiger ist aber, was uns Dantal von der Aussprache des Königs erzählt. Er nötigte den Vorleser, den Ton in allen Wörtern auf die vorletzte Silbe zu legen, ferner ließ er ihn das Plural-s in observations, passions mit aussprechen, er wird also wohl auch selbst so gesprochen oder wenigstens gelesen haben. Für oligarchie pflegte er oliarchie, für s'immiscer simmissier zu sprechen und alle Versuche Dantals, ihn davon abzubringen, waren vergeblich.[6]

Die Schwierigkeiten, die die fremde Sprache dem Könige machte, mußten sich steigern, wenn er in ihr zu dichten versuchte. Er selbst wußte das wohl und entschuldigte seine Kühnheit mit dem Vergnügen, das es ihm bereitete, französische Verse zu schreiben.[7] Nur wider seinen Willen wurden bald eine Anzahl seiner Gedichte veröffentlicht, und seitdem sind dann die manigfaltigsten und widersprechendsten Urteile über ihren Wert gefällt worden. Über eines kann, denke ich, kein Zweifel sein: Friedrich besaß die eine wesentliche Eigenschaft des Dichters, daß er dichtete, weil er nicht anders konnte, aus innerem Drange und um sich von seinen Stimmungen zu befreien. Mußte er aber dichten, so konnte er es nur in französischer Sprache thun; denn in weit geringerem Grade als der französischen war er ja der deutschen Sprache mächtig.

---

[1] Vgl. Preuß, Friedr. d. Gr. I, 247 f. Forschung. z. Brandenb. u. Preuß. Gesch. I, 226 ff.
[2] Oeuvres éd. Moland D 37 S. 361 f.
[3] Bratuschek a. a. O. S. 21.
[4] Z. B. bei Carlyle I, 503. Andere Beispiele bei Koser, Briefwechsel Friedrichs d. Gr. mit Grumbkow und Maupertuis (Publikationen a. d. K. Preuß. Staatsarchiven Bd. 72. Lpz. 1898) S. 327 ff. und vom Jahre 1782 bei Formey, Souvenirs d'un citoyen I, 131.
[5] d'Alembert bei Maugras a. a. O. S. 40.
[6] Dantal, a. a. O. S. 10 ff.
[7] XXVII, 1 S. 278.

III.

Friedrichs Ansichten über die deutsche Sprache.

Wir haben uns jetzt die Basis geschaffen, auf der wir eine Untersuchung über Friedrichs des Großen Verhältnis zur deutschen Sprache aufbauen können. Nur wenn man sich klar ist über diese Ansichten des Königs über die Sprache im allgemeinen und über einzelne Sprachen, wenn man weiß, wie weit seine Sprachkenntnisse und sein Sprachverständnis gingen, kann man über seine Beziehungen zur deutschen Sprache, seine Meinung von ihr und seine eigene Kenntnis des Deutschen ein richtiges Urteil fällen. Fassen wir zunächst seine Ansichten über die deutsche Sprache ins Auge!

In dem Charakter der Deutschen findet Friedrich einen der Hauptgründe für die Mängel ihrer Sprache. Die Schwerfälligkeit, die ihnen überhaupt eigen ist, beeinflußt auch ihren Styl, macht ihn weitschweifig und unschön.[1] Nos Allemands ont le mal qu'on appelle logon diarrhoea: on les rendrait plutôt muets qu'économes en paroles.[2] Sie verwechseln den Style diffus avec le Style abondant;[3] ils entassent parenthèse sur parenthèse; et souvent vous ne trouvez qu'au bout d'une page entière le verbe d'où dépend le sens de toute la phrase; rien n'obscurcit plus la construction; ils sont lâches au lieu d'être abondants, et l'on devineroit plutôt l'énigme du Sphynx que leur pensée.[4] Unter dieser Weitschweifigkeit leidet natürlich die Klarheit, das Haupterfordernis einer Sprache. Die Klarheit und Verständlichkeit der deutschen Sprache wird weiter erschwert durch ihren Mangel an Einheit, ihre Zersplitterung. In allerdings stark übertriebener Weise schildert Friedrich diesen Zustand: Je trouve une langue à demi-barbare, qui se divise en autant de dialectes différents que l'Allemagne contient de Provinces. Chaque Cercle se persuade que son Patois est le meilleur. Il n'existe point encore de recueil muni de la sanction nationale, où l'on trouve un choix de mots et de phrases qui constitue la pureté du Langage. Ce qu'on écrit en Suabe n'est pas intelligible à Hambourg, et le Style d'Autriche paroît obscur en Saxe.[5] Ja, die Sprache der Deutschen ist so wenig fixée[6] que chacun manie selon sa caprice dieses jargon dépourvu d'agrément.[7]

---

[1] XXI, 78.
[2] XXV, 176.
[3] de la litt. All. 11.
[4] ebda. S. 10.
[5] ebda. S. 4.
[6] Über diesen Begriff hat sich (Wezel), Über Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Teutschen. Lpz. 1781 S. 38 ff. sehr ausführlich verbreitet. Friedrich meint offenbar, daß die Bedeutung der Wörter und die Grammatik im Deutschen unbestimmt seien. Vgl. de la litt. All. S. 15 unten fixé l'usage des mots und S. 37 oben fixé sa marche grammaticale. Vgl. auch XXI, 78.
[7] de la litt. All. S. 5.

Dépourvu d'agrément, denn nicht nur aus praktischen Gründen mißfällt dem Könige die deutsche Sprache, nicht nur Klarheit fehlt ihr, sondern auch Schönheit. Hier Besserung zu schaffen, wird sehr schwer sein: Il sera plus difficile d'adoucir les sons durs dont la plûpart des mots de notre langue abondent.[1] Die deutsche Sprache ist zunächst deshalb häßlich, weil die Konsonanten in ihr zu sehr überwiegen, denn wie wir schon an andrer Stelle sahen: Les voyelles plaisent aux oreilles, trop de consonnes rapprochées les choquent, parcequ'elles coûtent à prononcer, et n'ont rien de sonore.[2] Besonders in der Poesie zeigt sich der schlechte Geschmack der Deutschen und die Unschönheit ihrer Sprache: Pourvu qu'il y ait beaucoup d'r dans les mots de leur poésie, ils croient que leurs vers sont harmonieux.[3] Aber auch schon einzelne deutsche Worte sind häßlich: nous avons . . . quantité de verbes auxiliaires et actifs dont les derniéres Syllabes sont sourdes et désagreables, comme sagen, geben, nehmen;[4] andere haben eine harte Aussprache.[5] Im Gespräch mit Gottsched setzte der König das weiter auseinander: „Da nennen sie einen Rival Nebenbuhler, welcher fatale Ton, Buhler. Und die deutschen Konsonanten! Mir thun immer die Ohren weh, wenn ich deutsche Namen nennen höre, da ist lauter Kah und Peh (er druckte hier auf K und P) Krap — Knip — Klop — Klotz — Krok! — Sein eigner Name, wie hart! — Gottsched — fünf Konsonanten t — t — s — c — h! — ttsch! — ttsch! — Was für ein Ton! Die deutsche Sprache ist einmal rauh; und was sanft und schön ist, kann sie gar nicht so angenehm ausdrücken als andere Sprachen!“[6] Auch Gellert gegenüber tadelte Friedrich die Unförmlichkeit und Härte der deutschen Sprache.[7]

Ein weiterer Grund der Häßlichkeit der deutschen Sprache ist, daß die Deutschen nicht verstehn, die rechten Worte zu finden[8] und richtige Vergleiche anzuwenden. Ihre comparaisons sind basses et triviales, puisées dans le jargon du Peuple. Als Beweis dafür führt Friedrich das bekannte Beispiel an: „Schieß, großer Gönner, schieß deine Strahlen Arm dick, auf deinen Knecht hernieder.[9] Die Deutschen verwechseln le trivial, le bas, avec le naif; la prose négligée et défectueuse avec le Style simple; le Galimathias avec le sublime. Sie wenden falsche Metaphern an: „Ihre Majestät glänzen wie ein Karfunkel am Finger der jetzigen Zeit“.[10]

---

[1] ebda. S. 18.
[2] ebda. S. 18.
[3] XXIII, 337.
[4] de la litt. All. S. 18.
[5] II, 43.
[6] Nicolai, Anekdoten III, 286 ff. In Gottscheds Berichten über das Gespräch sind diese Details allerdings nicht angeführt. Vgl. das Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit 1758 S. 122 ff.
[7] Gellert an Rabener. Gellerts Briefwechsel mit Demoiselle Lucius. 1761 Febr. 5. Lpz. 1823. S. 631.
[8] de la litt. All. S. 5.
[9] ebda. S. 18 f.
[10] de la litt. All. S. 11 f.

Diese Geschmacklosigkeit der Deutschen zeigt sich auch in dem Stoff ihrer Schriften. Friedrich verwirft aus ästhetischen Gründen Shakespeare und Götz von Berlichingen, doch das würde uns über unser Thema hinausführen.

Wie nun der große König in seiner Verwaltung jeden Uebelstand, den sein scharfes Auge sah, nicht nur rügte, sondern sein Möglichstes that, um ihm abzuhelfen, so begnügte er sich auch nicht damit, die Fehler seiner Muttersprache zu tadeln und zu verspotten, sondern er legte auch selbst Hand an zu ihrer Verbesserung. Man darf ja überhaupt nicht glauben, daß Friedrichs hartes Urteil auf mangelndem Interesse für das Deutsche beruhte, Zeit seines Lebens hat er über den schlimmen Zustand seiner Muttersprache und die Mittel zu seiner Verbesserung nachgedacht. In seiner Jugend war ihm allerdings jeder Geschmack an ihr verdorben worden und damals mag es wohl Zeiten gegeben haben, wo er sie mit Absicht zurückwies;[1] aber wenn er schon am 6. Juli 1737 in einen Brief an Voltaire eine ausführliche Untersuchung über die Deutschen, ihre Sprache und Litteratur einflicht und die Gründe untersucht, weshalb sie so zurückgeblieben sind,[2] so zeigt das doch, daß dies Thema ihn schon damals beschäftigte. Auch als im Jahre 1743 Quandt und Flottwell in Königsberg eine „Königliche deutsche Gesellschaft" gründeten, empfahl der König ihr in einer Kabinetsordre die Excolierung der deutschen Sprache.[3] Selbst während des siebenjährigen Krieges vergaß der große Feldherr nicht, sich in Leipzig die deutschen Gelehrten vorstellen zu lassen, nach dem Kriege suchte er den deutschen Unterricht in den Schulen zu heben, gegen Ende seines Lebens verfaßte er die bekannte Schrift de la littérature allemande, und noch am 12. August 1785 schrieb er an den Rektor Heynatz: „Was ist rühmlicher für einen Deutschen als rein deutsch sprechen und schreiben?"[4] Friedrich konnte mit Recht auf Gellerts Beschuldigung, daß er gegen die Deutschen eingenommen sei, antworten: „Nein, das kann ich nicht sagen".[5] So hart auch sein Urteil über die deutsche Sprache und Litteratur war, so sehr er auch das Französische dem Deutschen vorzog, nie hat seine Vaterlandsliebe ihn verlassen; nie ist die hohe Meinung, die er von den Deutschen hegte, durch seine Geringschätzung ihrer Sprache getrübt worden; das Studium ihres Charakters half ihm vielmehr den Zustand ihrer Sprache zu verstehen. In seiner Jugend zwar imponierten ihm das geistreiche Wesen und der freie Ton der Franzosen so sehr, daß die Deutschen sehr in den Hintergrund traten; Hiller konnte aus Cüstrin schreiben: „die

---

[1] Auch der Widmung von Gottscheds ausführlicher Redekunst gegenüber blieb er 1736 doch recht kühl. (Vgl. Litzmann in der Ztschr. für deutsches Altertum XXX, 204 ff.)

[2] XXI, 78, übersetzt bei Reimann, Abhandlungen zur Gesch. Friedrichs d. Gr. S. 45 f.

[3] Vgl. Gottl. Krause, Gottsched und Flottwell. Lpz. 1893. S. 28 ff.

[4] XXVII, 3, S. 241.

[5] Gellert, Briefwechsel mit Demoiselle Lucius. S. 634.

Deutschen kennt er so gut wie gar nicht";[1] aber je älter er wurde, desto mehr wuchs seine Achtung vor den Deutschen, er erkannte den gesunden Kern, der sich hinter aller ihrer Schwerfälligkeit barg. Schon am 13. Nov. 1736 schreibt er an Voltaire: Monsieur, vous savez sans doute que le caractère dominant de notre nation n'est pas cette aimable vivacité des Français; on nous attribue en revanche le bon sens, la candeur et la véracité de nos discours.[2] Der bon sens ist es, den er immer wieder als die Haupteigenschaft der Deutschen hervorhebt, 1775 noch schreibt er: Le bon sens de nos Germains veut des impressions fortes, mais quand ils les ont reçues, elles sont durables.[3] Er weiß überhaupt die guten Seiten dieser Eigenschaft wohl zu würdigen,[4] kehrt wohl selbst einmal den Deutschen hervor.[5] Daneben spottet er allerdings hie und da über die deutsche Weitschweifigkeit,[6] aber wehe dem Franzosen, der es etwa wagt, an der deutschen Tapferkeit zu zweifeln. Nachdrücklich hebt er hervor, daß er der Tapferkeit seiner Soldaten seine Siege verdanke. Die französischen Gelehrten zwar stellt Friedrich höher als die deutschen, denen der goût fin et raffiné fehlt,[7] aber die Deutschen im allgemeinen sind ihm weit lieber als die Franzosen. Voltaire hatte wohl recht, wenn er nach der Schlacht bei Roßbach schrieb: Il a obtenu ce qu'il a toujours désiré, de battre les Français, de leur plaire, et de se moquer d'eux.[8]

Wir können uns denken, wie angenehm es dem Könige gewesen wäre, wenn er auch auf dem Gebiete der Sprache und der Litteratur die Deutschen den Franzosen hätte wenigstens gleichstellen können, und es ist begreiflich, daß er gern mitgeholfen hätte, die Mängel abzustellen, die er speziell auch der deutschen Sprache glaubte vorwerfen zu müssen. Wollte er aber bessern, so mußte er dem Übel auf den Grund gehen, er bemühte sich daher, die Ursachen für den mangelhaften Zustand der deutschen Sprache zu finden. Er fand sie zunächst, wie wir schon sahen, in dem schwerfälligen Charakter der Deutschen, andere liefert ihm ihre Geschichte. In der Zeit, als die anderen Nationen ihre Litteratur und Sprache zur höchsten Blüte brachten, wurden in Deutschland alle diese Bestrebungen durch fortwährende Kriege erstickt. Die Zersplitterung des Landes in eine Unzahl kleiner Provinzen trug weiter dazu bei, die Ausbildung einer einheitlichen Sprache zu verhindern. Als dann auch in Deutschland bessere Zeiten eintraten, als litterarische und wissenschaftliche Interessen sich regten, da war die deutsche Sprache zu weit zurück-

---

[1] Koser, Kronprinz S. 96 und 267.
[2] XXI, 19.
[3] XXIII, 317.
[4] XX, 47.
[5] XXII, 265.
[6] XXI, 86.
[7] XXVII, 1, 253.
[8] Oeuvres ed. Moland 39, S. 318. Brief an d'Alembert vom 6. Dez. 1757. Vgl. Koser, Kronprinz S. 151.

geblieben, um den Anforderungen der Gelehrten und der feinen Kreise zu genügen. Man schrieb und sprach französisch oder lateinisch, schon vorher hatten sich ja die Gelehrten dieser Sprache zum großen Schaden ihrer Muttersprache bedient.[1] Französisch wurde die Hofsprache, das Deutsche war dazu nicht geeignet, da es keine langue fixée war wie das Spanische, Italienische und Französische.[2] Und so spricht noch jetzt die gute Gesellschaft französisch. Das ist aber für die Entwicklung der deutschen Sprache sehr nachteilig; denn quelques cuistres de l'école et quelques professeurs ne peuvent lui donner la politesse et les tours aisés qu'elle ne peut acquérir que dans la société du grand monde.[3]

Aus diesen Ursachen glaubt Friedrich die Mängel der deutschen Sprache ableiten zu können; wenn sie entfernt werden, prophezeit er eine Besserung der Verhältnisse. Manches scheint ihm darauf hinzuweisen, daß diese nicht mehr fern ist; denn schon besaß Quandt in Königsberg le rare et l'unique talent de rendre sa langue harmonieuse,[4] schon mußte Friedrich von den deutschen Versen eines Anonymus zugestehen, daß sein Ohr durch ihren Klang angenehm geschmeichelt worden sei,[5] schon verstand es ein Hertzberg, Stellen des Tacitus gut ins Deutsche zu übersetzen,[6] schon schreibt Geßner Idyllen und Gellert Fabeln, die auch der König anerkennen muß. So hegte Friedrich die gewisse Hoffnung, daß eine Blüte der Litteratur bevorstehe für dies Volk, das bisher nur „zu essen, zu trinken, zu lieben und sich zu schlagen verstand“, und wenn er auch nicht erwartete, daß er diese schöne Zeit noch erleben würde, so wollte er doch zu ihrer Beschleunigung auch seinen bescheidenen Beitrag liefern: toutefois on désire d'être utile; souvent un mot jeté dans une terre féconde germe, et pousse des fruits auxquels on ne s'attendait pas.[7]

Was hat nun Friedrich für die deutsche Sprache gethan? Welche Mittel schlägt er zu ihrer Verbesserung vor?

Auch andere Sprachen haben sich nicht immer auf dem Punkte der Vollkommenheit befunden, den sie jetzt erreicht haben, auch sie haben eine Zeit durchgemacht, in der sie nicht weniger häßlich waren, als jetzt die deutsche. Könnte man nicht die Mittel, die ihren Fortschritt herbeigeführt haben, auch auf die deutsche Sprache anwenden? Die großen Schriftsteller sind es gewesen, die diese Sprachen verbessert haben: ce sont eux qui ont formé le style, fixé l'usage des mots, rendu les phrases harmonieuses, et qui ont donné de la force et de l'énergie

---

[1] II, 43.
[2] de la litt. All. S. 36.
[3] XXIII, 337.
[4] Vgl. über diesen und Friedrichs Urteil über ihn Krause, Friedrich der Große und die deutsche Poesie S. 96.
[5] de la litt. All. S. 6.
[6] Hertzberg, huit dissertations S. 43 f. 48.
[7] XXV, 172.

au vieux jargon barbare et discordant de leurs ancêtres.[1] Sicher wären große Dichter und Redner das beste Mittel, auch der deutschen Sprache aufzuhelfen: Deux ou trois génies rectifieront la langue;[2] quand des génies naîtront, tout cela se trouvera.[3] Aber da man Genies nicht aus dem Boden stampfen kann, voyons si nous ne pourrons pas faire également quelques progrès en employant des secours intermédiaires.[4]

Vor allem gilt es, jede Unklarheit zu vermeiden. Nun kann man ja allerdings den weitschweifigen Charakter der Deutschen, der sie hervorruft, nicht beseitigen, aber man muß doch seinen Einfluß auf die Sprache beschränken. Man muß sie kürzen (resserrer) und zu diesem Zweck jede unnütze Parenthese vermeiden. Peu de paroles et beaucoup de sens, voilà ce que nos écrivains doivent se prescrire comme la règle inviolable de leurs productions. Quot verba, tot pondera.[5]

Als ein weiteres Mittel, einer Sprache Klarheit und Energie zu geben, empfiehlt Friedrich Übersetzungen. Besonders die alten Klassiker, die sich mit Kraft und Schönheit ausdrücken, sind dazu geeignet, und unter ihnen empfiehlt er wieder besonders solche, die in einem style sententieux geschrieben sind, weil sie ihre Übersetzer nötigen à fuir les termes oiseux et les paroles inutiles. Die Schriftsteller, die diese Übersetzungen machen, werden zur Kürze und Klarheit genötigt sein, und ihre Übersetzungen werden dann als Modelle dienen, nach denen die deutschen Schriftsteller sich bilden können.[6] Von Friedrich angeregt, übersetzte Garve Ciceros Bücher von den Pflichten ins Deutsche und fand damit den Beifall des Königs.[7]

Auf solche Weise hoffte Friedrich seiner Muttersprache Klarheit und Energie zu verschaffen. Wie aber wollte er ihrer Häßlichkeit abhelfen? Die allgemeinen Vorschläge, die er machte, sind auch hier vortrefflich: Pflege der deutschen Sprache durch die höheren Stände,[8] Besserung des Geschmacks durch Übersetzungen; was er im besonderen vorschlug, um einige Worte zu „mildern",[9] ist etwas sonderbar. Wenn er in Nicolais Erzählung „Das Schöne" „brennende Wangen", angewendet auf einen Fürsten, der sich freut, tadelt, so läßt man sich das noch gefallen, aber wenn er in Hertzbergs Tacitusübersetzung statt Beispiel Exempel sagen will,[10] so werden wir ihm kaum noch zustimmen. Sehr eigentümlich ist auch die bekannte Stelle in der Schrift von der deutschen Litteratur, wo der König empfiehlt statt des dumpfen und un-

[1] de la litt. All. S. 15 f.
[2] XXIII, 350.
[3] XXIV, 594.
[4] de la litt. All. S. 17.
[5] II. 43. XXIV, 342. de la litt. All. S. 17.
[6] ebda. S. 17 f.
[7] Preuß, Friedrich d. Gr. III, 331 f.
[8] II, 43.
[9] ebda.
[10] Hertzberg a. a. O. S. 48 f.

angenehmen sagen, geben, nehmen sagena, gebena, nehmena zu setzen, Formen, die dem Ohre schmeicheln würden.[1] Friedrich nahm diese Worte selbst nicht ganz ernst, wenigstens erkennt er gleich darauf die Richtigkeit des Satzes an: Caesar non est super grammaticos. —

Man mag über solche Versuche des großen Königs, die deutsche Sprache nach seinem Geschmacke zu modeln, lächeln, in andrer Weise hat er ihr sicher sehr genützt. Daß seine Heldenthaten, indem sie zur Hebung deutschen Nationalgefühls und deutscher Litteratur beitrugen, indirekt auch die deutsche Sprache förderten, ist klar. Auf die Unterstützung, die der König der deutschen Gesellschaft in Königsberg zuteil werden ließ, habe ich schon hingewiesen. Ferner wirkte er für Besserung des deutschen Unterrichts in den Schulen, gab ihm in den Gymnasien überhaupt erst den ihm gebührenden Platz. Er verlangte den Gebrauch einer guten deutschen Grammatik, was Zedlitz Veranlassung gab, Adelung zu seiner deutschen Grammatik anzuregen. Er forderte ferner stylistische Übungen im Deutschen unter Zugrundelegung einer Quintilianübersetzung; praktische Übungen im Komponieren und freie Produktionen, d. h. deutsche Aufsätze sollten sich daran anschließen.[2] Vielleicht noch eingreifender war die Thätigkeit des Königs für die Verbesserung des Kurialstyles. Es war ihm sehr unbequem, daß er oft absolut nicht imstande war, Gesuche, Bittschriften und Berichte zu verstehen.[3] Schon im Jahre 1764 erließ er daher ein Cirkular, nach welchem der Kanzleistyl eingerichtet werden sollte, und 1785 folgte ein ausführlicheres an die Präsidia sämmtlicher Landesjustizkollegia wegen deutlicher und allgemeinverständlicher Abfassung der Immediatberichte.[4] Auf diesem Gebiete ist die Thätigkeit des Königs nicht ohne Erfolg gewesen. Er verwarf altertümliche Worte wie alldieweilen und sintemalen und verbot affektierte Wendungen, neugemachte Worte, obsolete Redensarten und unverständliche termini technici. Genau wurden die jedem einzelnen Stande gebührenden Anreden festgesetzt.

Mit dem deutschen Kanzleistyl kam Friedrich am meisten in Berührung, ihn kannte er am besten, hier war es leicht für ihn, zu urteilen und zu bessern. Und doch war selbst auf diesem Gebiete sein Urteil etwas zu streng, da grade die preußischen Kanzleien sich stets durch eine anerkennenswerte Reinheit ihres Styles ausgezeichnet hatten.[5] Was haben wir nun gar von seinem Urteil über die deutsche Sprache im allgemeinen zu halten? Hat er recht oder urteilt er zu streng?

Wenn man diese Fragen beantworten will, darf man zunächst nicht den Zustand der deutschen Sprache im Jahre 1780, in dem Friedrich

---

[1] de la litt. All. S. 18.

[2] Vgl. Cauer, Friedr. d. Gr. Grundsätze über Erziehung und Unterricht. Danzig 1873. S. 12—14. F. L. Brunn, Versuch einer Lebensbeschreibung Meierottos. Berlin 1802. S. 183 ff. 265 ff.

[3] Gellert, Briefwechsel mit Demoiselle Lucius S. 636.

[4] (Mylius), Novum Corpus Constitutionum Marchicarum III 424.

[5] Koser, König Friedrich d. Gr. I, 512.

sein Buch über die deutsche Litteratur schrieb und herausgab, ins Auge fassen. Friedrich urteilt gegen Ende seines Lebens noch genau ebenso wie in den Briefen, die er als Kronprinz über deutsche Sprache und Litteratur an Voltaire und Suhm schrieb, von der dazwischenliegenden Entwickelung beider ist nur wenig ihm bemerkbar geworden. Man mag das tadeln, und er war gewiß selbst nicht ganz unschuldig daran; will man aber sein Urteil über die deutsche Sprache prüfen, so darf man nur etwa ihren Zustand zur Zeit seines Regierungsantritts berücksichtigen. Dann wird man zugeben müssen, daß er so Unrecht nicht hatte. Die Weitschweifigkeit und Umständlichkeit des Deutsch jener Zeit ist bekannt, ebenso erregen die eigentümlichen Vergleiche und Metaphern, die von Dichtern der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gebraucht werden, die sonderbaren Ausdrücke, die wir etwa in Bücher- und Zeitschriftentiteln der Gottschedischen Zeit finden, auch unsere Verwunderung und unser Mißfallen. Es ist sehr erklärlich, daß der an den Franzosen gebildete König daran Anstoß nahm. Zu hart urteilt er dagegen entschieden über den schädlichen Einfluß der deutschen Dialekte. So arg, wie er ihre Unterschiede darstellt, waren sie kaum je gewesen, und zu seiner Zeit wurden jedenfalls alle deutschen Druckschriften durch ganz Deutschland verstanden. Auch überschätzt Friedrich den Schaden, den die mundartlichen Unterschiede anrichten. Wenn, wie er selbst hervorhebt, in Italien und Griechenland trotz der Dialektverschiedenheiten große Schriftsteller eine vorzügliche Schriftsprache gebildet haben, so sind eben Dialektunterschiede kein Hindernis einer solchen.

Friedrich tadelt ferner den Klang der deutschen Sprache. Das ist eine Sache des Geschmacks, die sich aus seiner französisch-italienischen Sprachbildung erklärt. Nimmt man diese Sprachen als Muster der Schönheit, so kann freilich die deutsche namentlich in ihrem damaligen Stand nicht befriedigen. Vergleicht man sie etwa mit der griechischen oder polnischen, die doch auch beide im Rufe der Schönheit stehn, so wird man ihr wenigstens ihren Konsonantenreichtum nicht vorwerfen können. Die Versuche des Königs, einzelne Worte, wie z. B. Nebenbuhler, als häßlich hinzustellen, mußten mißglücken und waren leicht zu widerlegen. Gottsched wies mit Recht darauf hin, daß franz. boule doch ganz ebenso klänge wie Buhler und daß Liebe doch schöner sei als amour.[1]

Im ganzen werden wir Friedrichs Urteil als ein für die Zeit seiner Jugend wenigstens bedingt, mehr im allgemeinen, als in den Einzelheiten richtiges anerkennen können, auch die Mittel, die er zur Besserung vorschlug werden wir billigen, sie verraten eine feinsinnige Kenntnis der Bedingungen der Sprachentwickelung. Schade nur, daß, als Friedrichs Schrift erschien, die deutsche Sprache auf den Wegen, die er ihr wies, schon ein gutes Stück vorgeschritten war, aber da er davon nichts wußte, bleibt es doch interessant, daß er so richtig das Notwendige erkannte. Nicht un-

---

[1] Preuß, Friedrich d. Gr. II, 275.

erwähnt darf ferner bleiben, daß doch auch in jener Zeit Friedrich mit seinem Urteil nicht so ganz allein stand. Tralles[1] sowohl wie Ayrenhoff[2] und Jerusalem,[3] ja sogar Möser[4] stimmen in ihren durch des Königs Abhandlung hervorgerufenen Schriften in einzelnen Punkten mit den Ansichten des Königs überein, auch Wezel tadelt das unangenehme R, die Zusammendrängung der Konsonanten, empfiehlt das e in hörete, liebet, Glücke beizubehalten,[5] Lessing hat noch 1760 daran gedacht, den Laokoon französisch zu schreiben, da ihm das Deutsche für eine solche Litteraturgattung noch nicht ausgebildet zu sein schien;[6] Karl August spricht noch 1801 von der „betrübten" deutschen Sprache[7] u. dgl. m. Am schwersten wiegt wohl, daß auch Herder sowohl 1780/81, wie auch noch sehr viel später am Anfang des 19. Jahrhunderts schwere Vorwürfe nicht nur gegen das Deutsch der ersten Hälfte des Jahrhunderts, sondern auch gegen das seiner Zeit erhebt,[8] und in der That würde man wohl, wenn man die breite Masse ins Auge faßt, auch den Erscheinungen von 1780 gegenüber noch manchen der Vorwürfe Friedrichs berechtigt finden.[9] Es soll jedoch damit nicht gesagt sein, daß das Urteil des Königs sich etwa auf einer so tiefgehenden Kenntnis der deutschen Litteratur aufgebaut habe. Denn ihm kann ja jedenfalls der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß er zu wenig gethan habe, um sich eine bessere Kenntnis der deutschen Litteratur zu verschaffen. Zwar war es übertrieben, wenn er selbst einmal behauptete, er habe von Jugend auf kein deutsches Buch gelesen,[10] aber zuweilen hat er doch die Lektüre deutscher Bücher mit einer seiner Gründlichkeit nicht würdigen Schnelligkeit zurückgewiesen, nicht nur in seiner Jugend in der Korrespondenz mit Suhm,[11] sondern noch 1762, wo er an Catt schreibt: Quintus, qui est ici, me parle de livres allemands que je ne connais ni ne veux connaître.[12] Auch wenn er nach einem Besuche der deutschen Komödie sofort schwört de ne jamais remettre le pied en telles comédies,[13] so zeigt das, daß es zum Teil seine eigene Schuld war, wenn er die deutsche Litteratur nicht zur Genüge kannte, um sie richtig beurteilen zu können. Doch vielleicht war ihm diese Kenntnisnahme durch mangel-

---

[1] Schreiben von der Deutschen Sprache und Litteratur. Breslau 1781. S. 25—29.

[2] (Ayrenhoff) Schreiben eines aufrichtigen Mannes an seinen Freund über das berühmte Werk de la litt. All. Frkf. und Leipz. 1781. S. 9. 13 ff.

[3] Jerusalem, über die Teutsche Sprache und Litteratur S. 18.

[4] J. M. Über die deutsche Sprache und Litteratur. Osnabrück 1781. S. 7 f. 16.

[5] Wezel a. a. O. S. 7. 20 f.

[6] Laokoon herausg. von Blümner, Dtsche. Nat. Lit. Bd. 66, 1 S. 256.

[7] Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen, Lpz. 1848, I S. 451.

[8] Sämtliche Werke, herausgegeben von Suphan XI, 120. XVIII, 389, XXIV S. 376 ff. 389.

[9] Suphan, Friedrichs des Großen Schrift über die deutsche Litteratur. Berlin, 1888 S. 10. Vgl. die Äußerung Mercks, die Krause, Friedrich der Große und die deutsche Poesie. Halle a. S. 1884, S. 31 anführt.

[10] Im Gespräche mit Gottsched. Vgl. Krause a. a. O. S. 89.

[11] XVI, 259.

[12] XXIV, 18.

[13] XVI, 60—62.

haftes Verständnis der deutschen Sprache erschwert? Es bleibt uns noch übrig, zu untersuchen, wie weit Friedrich ihrer mächtig war und was man etwa für Eigentümlichkeiten an seinem eigenen Deutsch erkennen kann.

IV.

Friedrichs Kenntnis der deutschen Sprache.

Da die Kenntnis des Königs auf diesem Gebiete natürlich durch seine Umgebung beeinflußt ist, müssen wir hier noch einmal von seiner Erziehung ausgehn. Sie war, wie wir schon bemerkten, eine doppelte; unterwerfen wir nun einmal ihren deutschen Teil einer besonderen Prüfung. In frühester Jugend hörte Friedrich das Deutsche außer vielleicht von einigen Bedienten nur von seinem Vater, und daß dessen Deutsch nicht mustergültig war, zeigt etwa das folgende Beispiel: Meine liebe Madame de Kamke, ich habe leider das Unglück, daß mein sohn hat desertiren wollen mit den pagen Keut, ich habe ihn aretiren lassen, ich habe meine Frau geschrieben, sie mus es ihr von weiten vohrbringen, wan es auch ein par tage tauren solte, das sie nicht von krank wird, der ich stets ihr ergebener Freund bin Fr. Wilhelm.[1] Die erste Erzieherin des Kronprinzen, Frau von Rocoulle, war des Deutschen unkundig,[2] von ihr konnte Friedrich also weder gutes noch schlechtes Deutsch lernen. Bald begann dann aber der systematische Unterricht durch Duhan de Jandun. Sein Ziel war die Erwerbung eines guten deutschen Geschäftsstyls und Gewandtheit im mündlichen Ausdruck. Ja wenn nur der Erzieher selbst im Besitz dessen gewesen wäre, was er seinem Zögling beibringen sollte. Aber Duhan war, wie wir sahen, nicht einmal imstande, in seiner Muttersprache grammatisch und orthographisch richtig zu schreiben, wie viel weniger im Deutschen. Die dem Unterricht zu Grunde gelegten Bücher hätten Ersatz dafür bieten können, und allerdings waren die Bibel und der Katechismus Fundgruben guter deutscher Prosa; doch verlor der Prinz nur zu bald den Geschmack an diesen Stoffen. Das Theatrum Europaeum ferner, das dem Geschichtsunterricht zu Grunde gelegt wurde,[3] mußte dem Prinzen einen sehr sonderbaren Begriff von dem deutschen historischen Styl beibringen. Die Mustersammlung deutscher Fürstenbriefe endlich, die das Archiv für den Kronprinzen anlegen mußte, damit er sich im Lesen von Manuskripten und in der Kuriale übe, mochte ihn wohl mit dem geschraubten Geschäftsstyl seiner Zeit bekannt machen, aber war denn das ein so erstrebenswertes Ziel, vor allem ein Ziel, das den geistvollen Prinzen befriedigen konnte? Andere deutsche Bücher außer den oben genannten und etwa noch Arndts wahrem Christentum lernte er im Unterricht nicht kennen, in der geheimen Bibliothek, die Duhan für ihn

---

[1] Koser, Kronprinz, S. 49.
[2] ebda. S. 4.
[3] ebda. S. 6.

anlegte, befanden sich keine, auch seine Schwester machte ihn nur mit französischen Romanen bekannt. So kannte er denn, als seine Schulzeit zu Ende ging, fast nur das Deutsch der Briefe und Scheltreden seines Vaters, den Kanzleistyl der verschiedensten deutschen Fürstenhöfe und die Sprache seiner Bedienten und seiner Kadettenkompagnie, wahrscheinlich ein ziemlich unverfälschtes Berlinisch.

Mit diesen Kenntnissen ausgestattet, kam Friedrich nach Küstrin. Hier drang er tiefer ein in die Geheimnisse des deutschen Kanzleistyls und lernte durch kriegswissenschaftliche Studien auch den fremdwörterreichen Styl dieses Gebietes kennen, eines der wenigen, auf dem er sich später zuweilen der deutschen Sprache bedient hat. In den Briefen an seinen Vater wandte er sie schon jetzt an und erging sich in devotester Unterthänigkeit in geschraubten Konstruktionen. Damals oder in Rheinsberg hat er sich auch seine schlechte Meinung von der deutschen Litteratur angeeignet, von der er sich dann sein ganzes Leben nicht wieder frei machen konnte. Eine Anzahl deutscher Bücher wird er damals gelesen haben, seine Kenntnis der Kanitzschen Gedichte,[1] der asiatischen Banise von Zigler[2] u. dgl. wird auf diese Zeit zurückgehn. Durch die Deutschgesinnten seiner Rheinsberger Freunde, Manteuffel, Stille u. s. w. wird er dazu veranlaßt worden sein, wie ja auch Suhm ihn zu bestimmen suchte, Wolffs Schriften im Original zu lesen.[3] Im ganzen überwog doch auch in diesem Kreise das Französische, die meisten der Freunde Friedrichs sprachen und dachten französisch. Bald lernte er daher seine Muttersprache nur noch im Umgange mit der Menge, aus Bittschriften und Kanzleiakten kennen, die seinen klaren Kopf und ästhetischen Sinn wenig zu befriedigen vermochten. So kam es bald dahin, daß die deutsche Sprache für Friedrich ganz zur Geschäftssprache wurde, fast nur in Kabinetsordres und im Verkehr mit seinen Generalen gebrauchte er sie;[4] wo es sich um den Ausdruck litterarischer, freundschaftlicher und vertraulicher Dinge handelte, schrieb er französisch, nur in dieser Sprache vermochte er seinen Empfindungen und Gefühlen Ausdruck zu geben.

Das Interesse für die deutsche Sprache verlor Friedrich trotz alledem nie, wohl aber die Fähigkeit, jedes deutsche Buch, etwa ein philosophisches, zu verstehn,[5] auch fehlte ihm ja die Zeit, um etwa in der deutschen

---

[1] I, 232.

[2] XIV, 332. XXV, 339. Vgl. Reimann a. a. O. S. 53. G. Gärtner, über Friedrichs d. Gr. Schrift: De la litt. All. etc. S. I. Anm.

[3] XVI, 249 ff. 258.

[4] Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Friedrich auch gelegentlich deutsche Reden hielt, so an seine Generale zwei Tage vor der Schlacht bei Leuthen. Er verstand sehr gut zu sprechen, er selbst sagte: Je ne suis pas fort en allemand, mais cela ira. Vgl. Koser, vor und nach der Schlacht bei Leuthen. Forsch. zur Brand. und Preuß. Gesch. I 605 ff.

[5] Als Gottsched dem Könige seine Übersetzung des Betpults von Boileau vorlegte, verstand Friedrich viele deutsche Wörter nicht. Krause, Friedrich d. Gr. und die deutsche Poesie S. 88. Auch als er das Gedicht las, das Gottsched an ihn gerichtet hatte, fragte er nach der Bedeutung dieses und jenes Wortes (ebda. S. 91), und zu Gellert sagte er am 18. Dez. 1760: „Da hat mir aber Gottsched eine Übersetzung der

Litteratur auf dem Laufenden zu bleiben. Er selbst entschuldigt mit diesem Zeitmangel, daß er nicht mehr für die deutsche Sprache, deren Fehler er so deutlich erkannte, gethan habe.[1] Wo er konnte, hat er geholfen, so im Kanzleistyl. —

Wenn wir nun noch etwas näher auf Friedrichs eignes Deutsch eingehn, so kann es natürlich nicht unsere Aufgabe sein, etwa eine Grammatik seiner deutschen Briefe und Reglements zu geben. Dazu ist sein Deutsch einerseits nicht selbständig genug, es würde sich kaum irgend etwas Neues ergeben, andererseits sind seine deutschen Schriften dazu von viel zu geringem Einfluß gewesen, auch ist es vielfach sehr schwer, anzugeben, wie weit sie sein Eigentum sind, wie weit das seiner Sekretäre. Es kann sich nur darum handeln, festzustellen, ob der Einfluß seines Lebensganges, seiner Erziehung, seiner Umgebung, ferner seiner Anschauungen über sprachliche Dinge sich auch in seinem Deutsch erkennen läßt, und was sich in diesem etwa für charakteristische Eigentümlichkeiten finden.

Zunächst einmal könnte nahe liegen, zu fragen, wie weit der König denn selbst die Regeln, die er zur Besserung der deutschen Sprache giebt, befolgt habe. Wie weit genügte er selbst der von ihm verlangten Klarheit und Energie? Um zugleich einen Maßstab für eine etwaige Entwickelung seines Deutsch zu haben, ziehen wir auch seine Jugendbriefe bei der Beantwortung dieser Frage mit heran. Einige Beispiele werden besser als alle Auseinandersetzungen zeigen, wie weitschweifig der Styl Friedrichs damals war. Ich gebe hier zunächst einige Proben aus den Jahren 1734—1742: Der Prinz soll all resolviret haben, dem Maréchal de Noailles, welcher mit sechs und zwanzig tausend Mann hier über den Rhein ist und nach Breisach marschieret, worselbsten er zu zwanzig tausend Mann Landmiliz und regulirte Truppen, so die Franzosen aus ihren Festungen ziehen, stoßen soll, um Breisach zu belagern, gedachtem Maréchal nachzumarschieren und ihm solches Vornehmen zu verhindern.[2]

Gleichwie aber in gedachter Instruktion der Hauptpunkt, nämlich was eigentlich vor einen Candidaten Wir vor andern zu Erlangung der kaiserlichen Dignität beforderlich sein wollten, von deswegen nicht berührt werden mögen, weilen Wir bei denen gegenwärtigen Conjuncturen dieserhalb noch zur Zeit keinen festen Entschluß fassen können, auch ehe Wir hierzu schreiten von der Disposition Unserer Herren Mitchurfürsten über diese Materie, und welcher von denen Candidaten die meiste Apparenz zu reussiren habe, zuverlässig informiret sein müssen, damit Wir unsere Mesures hierunter desto sicherer nehmen und nicht etwa durch fruchtlose Bemühungen Uns ein vergebenes Odium zuziehen mögen, so haben be-

---

Iphigenie vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden." (Gellert, Briefwechsel mit Demoiselle Lucius S. 637.) Von Gellert dagegen verstand der König „alles". (ebda.)

[1] XXIII, 350.

[2] 1734 Aug. 21. an den Vater XXVII, 3 S. 80.

meldte Gesandten ... zu erforschen, welchem von denen Candidatis die mehresten Stimmen im churfürstlichen Collegio wahrscheinlicher Weise beifallen möchten.[1]

Wenn aber diese Fatalitäten unvermeidlich gewesen, auch dieses Stift so gelinde als möglich bei Repartition der Winterquartier-Douceur tractiret worden, Euch auch wohl wissend, wie wenig solche gegen die Praestation der mährischen und böhmischen Stifte in Vergleich kommen können, hingegen gewiß zu hoffen steht, Ihr werdet Euch, nach gewünschtem Frieden wegen Eurer einträglichen Ländereien, bei einer guten Haushaltung bald wieder erholen; so trage ich zu Euch und dem guten Stift das gnädige Vertrauen, Ihr werdet Euch u. s. w.[2]

So zeigt sich der König in seiner Jugend durchaus nicht frei von den Fehlern, die er an der deutschen Sprache rügt. Nun hat er allerdings niemals einen eleganten deutschen Styl geschrieben, aber es läßt sich doch nicht verkennen, daß sein späteres Stylgefühl einigen Fortschritt gegen die obigen Proben aufweist. Nicht nur in Randbemerkungen zu einlaufenden Gesuchen u. dgl. befleißigt er sich einer oft lakonischen epigrammatischen Kürze,[3] sondern dies Bestreben, kurze Sätze zu machen und lange unbeholfene Perioden zu vermeiden, tritt auch sonst hervor. Nirgends wird man etwa in den Briefen an den Kämmerer Fredersdorf solche Satzmonstra finden, wenn sie auch nicht alle einen solchen beinahe zerhackten Styl zeigen, wie der erste vom 2. Oktober 1745: Denke Dir wie wir uns geschlagen haben, achtzehn gegen funfzig. Meine ganze Equipage zum Teufel, Annemarie ist todt gehauen, der Champion muß auch todt sein; Eichel, Müller, der Dechiffreur und Lesser sind noch nicht ausgefunden. Wann das Unglück einmal will, dann fället es allemal auf den Hals. Der Köppen muß mir zehn tausend Thaler schicken. Wärest Du hier gewesen, ich hätte nichts verloren; aber Du kennst den dummen Rietzen, der sich gar nicht zu helfen weiß, und ich hatte so viele gefährliche Umstände auf dem Halse, daß ich ohnmöglich daran denken konnte. Nun ist die Campagne gewiß vorbei und werde ich sie endigen können, wann es mir gefällt. Sei Du nur ruhig. Rothenburg wäre bald gestorben. Knobelsdorf ist den 1. gekommen. Der gute brave Wedell ist todt; Albert auch, ist nicht viel verloren; Blanckenburg und Bredow auch. Helfe der Himmel weiter. In solcher großen Gefahr und Noth bin ich mein Tage nicht gewesen, als den 30., und bin doch herausgekommen. Gott bewahre Dich. Mache doch meine Sachen alle in Berlin, wie ich es haben will, und werde gesund.[4]

Die Zahl der deutschen Briefe, welche Friedrich sonst noch geschrieben

---

[1] 1741 Febr. 18. Geh. Instr. an die Abgeordneten zur Kaiserwahl in Frankfurt. Pol. Korr. I, 194.

[2] 1742 Nov. 24 an Stusche. XXVII, 3 S. 157.

[3] „Mehr als eines dieser epigrammatisch zugespitzten Königsworte ist seither in den Zitatenschatz der Deutschen übergegangen." Koser, König Friedrich d. Gr. I, 14.

[4] XXVII, 3. S. 129.

hat, ist gering, doch finden sich einige darunter, an deren Styl man auch heute noch kaum etwas aussetzen könnte. Bei den besten von ihnen wissen wir allerdings leider nicht genau, ob sie der König selbst deutsch verfaßt hat oder ob sie vielleicht aus dem französischen Concept übersetzt worden[1] sind. Aber auch der folgende eigenhändige Zusatz des Königs zu einem Briefe an Frau von Troschke vom 21. Januar 1786 verbindet leichten und gewandten Satzbau und schlichte Wortwahl mit warmer natürlicher Empfindung: „Ihren seligen Mann habe Ich in Ehren gehalten wie ein Exempel von einem rechtschaffenen Officier; und weil er leider mit Tode abgegangen, so werde Ich an Vaterstelle für seine Kinder sorgen, und was Ich dem Vater zugedacht, für die Kinder und die Mutter thun. Schicke Sie Mir nur die Liste von Ihrem Vermögen ein, so verspreche Ich Alles so zu machen, daß die Familie zufrieden sein wird.[2]

So musterhaft wie in diesem Briefe ist der Styl des Königs allerdings nicht in allen seinen schriftlichen Äußerungen in deutscher Sprache auch aus späterer Zeit, aber Klarheit, Sachlichkeit, Vermeidung von Weitschweifigkeiten muß man überall anerkennen. Man lese etwa die von dem Könige eigenhändig in deutscher Sprache und mit deutschen Buchstaben niedergeschriebene Instruktion für die General-Majors von der Infanterie vom 14. August 1748![3] Größere Schwierigkeit scheint ihm das oft erwähnte Schreiben an den Etats-Minister Freiherrn von Zedlitz vom 5. Sept. 1779 gemacht zu haben. Allerdings trägt der König an dem Styl dieses Aufsatzes, z. B. an dem Satzungeheuer mit dem er beginnt, nur einen Teil der Schuld, da das Schreiben ja auf Grund eines Gesprächs Friedrichs mit Zedlitz von dem Geheimen Kabinetsrat Stellter aufgesetzt worden ist,[4] aber das eine geht doch aus dem uns vorliegenden Texte hervor, daß der König bei seinen Auseinandersetzungen durch den Wunsch, ja recht deutlich zu sein, zuweilen zu Weitschweifigkeiten und Wiederholungen veranlaßt wurde. Aber alles in allem kann man doch wohl behaupten, daß Friedrich den Mangel an Klarheit, den er der deutschen Sprache vorwirft, zu vermeiden bemüht gewesen ist, und nicht ohne Erfolg.

Schwerer ist zu untersuchen, ob der König sich auch bestrebt hat, der Häßlichkeit seiner Muttersprache abzuhelfen, da dies ja weniger in der Macht eines Einzelnen steht. Vielleicht vermied er es aus ästhetischen Gründen, das e zu elidieren in geschicket, unterweges, gekrieget, passiret, gereiset, zutraget (= trägt),[5] schob wohl auch eins ein: Hofedienste,[6] Zurückekunft[7] u. s. w. Doch entfernt er sich damit eigentlich nicht von

[1] Bei dem an Senning z. B. vom 27. Mai 1742, XXVII, 3 S. 197, scheint es sehr wahrscheinlich.
[2] XXVII, 3 S. 245.
[3] XXX, 151 ff.
[4] XXVII, 3 S. XXXI, 253 ff.
[5] Vgl. z. B. XXVII, 3 S. 23, 27, 28, Pol. Korr. I, 210.
[6] XXVII, 3 S. 39.
[7] Pol. Corr. I, S. 287.

dem Brauch seiner Zeit, verfährt auch durchaus nicht konsequent, denn es findet sich auch obbemeldt,[1] passirt[2] u. s. w.

Als eines der Hauptmittel zur Verbesserung der Sprache empfiehlt Friedrich das Studium und die Übersetzung der klassischen Schriftsteller anderer Völker. Er selbst hat es nicht gewagt, Übersetzungen zu machen, aber man könnte doch einen Einfluß des Französischen auf seinen deutschen Styl vermuten. Wie weit die Besserung, die wir an diesem glaubten beobachten zu können, auf den Einfluß seiner französischen Sprachstudien zurückgeht, wieweit diese also seinem Deutsch heilsam gewesen sind, dürfte sich allerdings schwer bestimmen lassen. Wohl aber glaube ich einige Fälle gefunden zu haben, wo das Französische schädlich auf Friedrichs Styl gewirkt hat. Zunächst zeigt sich das in der Wortstellung: Der Landmesser, habe ich gefunden, daß er sich versehen hatte;[3] sobald, wie es wird möglich sein;[4] der Landmesser, so mein Vater .... mir geschicket hat, dem habe ich gleich seine Arbeit committiret;[5] weilen ich bin benachrichtiget worden[6] u. s. w. Häufig findet man ferner den französischen Brauch, Konjunktionen wie parceque, afin que, pour que, si mit einfachem que fortzuführen, von Friedrich auch im Deutschen angewandt z. B. der Anschlag der bereusesschen Glashütte ist fertig; wegen der marienwaldeschen können wir nichts machen, dieweil (parceque) der Glas-Factor Krüger keine Rechnung schickt, und daß (que) man ohne die Rechnungen des Debits keinen Anschlag der Glashütten machen kann;[7] — dieses hätte ich mein Tage für kein Schloß angesehen, wenn nicht zwei Laternen vorne an der Thüre wären gepflanzet gewesen, und daß nicht zwei Kraniche Schildwache darvor gestanden hätten.[8] — Feste Läger sind diejenigen, wenn man nämlich starke Défilés vor sich hat, oder daß man auf steilen Bergen campiret.[9]

Auf französischen Einfluß mag auch das öfters vorkommende „um daß" (pour que) für „damit",[10] das „zu sagen" für „das heißt" (c'est à dire)[11] zurückgehn, endlich eine Konstruktion wie: daß mein allergnädigster Vater Seine Kinder zum Soldatenleben und zu brave Leute zu werden erziehet (in beiden Fällen frz. pour.)[12]

Man könnte vielleicht vermuten, daß Friedrichs Styl sich durch einen besonderen Reichtum an Fremdwörtern auszeichne. Dem ist aber nicht so. In seinen militärischen Schriften finden sich natürlich ziemlich viel Fremdwörter, da damals alle militärischen Termini technici französisch waren, wie sie es ja zum Teil noch heute sind. Aber er braucht auch in diesen Schriften nicht mehr, als nötig sind, und seine Briefe zeichnen sich etwa denen seines Vaters gegenüber sogar durch eine gewisse Enthaltung von Fremdwörtern aus.

Friedrich klagt über die Zersplitterung der deutschen Sprache in Dialekte. Ist es ihm selbst gelungen, sich von dem Einfluß des Dialektes,

---

[1] XXVII, 3. S. 36.
[2] Ebda. S. 27.
[3] Ebda. S. 39.
[4] Ebda. S. 42.
[5] Ebda. S. 69.
[6] Ebda.
[7] Ebda. S. 48.
[8] Ebda. S. 104.
[9] XXX, S. 160.
[10] z. B. XXX S. 134, 185.
[11] Ebda. S. 157.
[12] XXVII, 3, S. 90.

in dem er aufgewachsen war, den er bei seinem Vater, bei seinen Bedienten und Soldaten hörte, zu befreien? Nein! Der Einfluß des Niedersächsischen und speziell des Märkischen oder Berlinischen zeigt sich zunächst schon in seinem Wortschatz:

kriegen,[1] gekricht[2] (also kurz), all = schon,[3] man = nur,[4] roden,[5] wor = wo, dar = da,[6] borste = riß,[7] behörig = gehörig,[8] alle = zu ende,[9] rappelköppisch,[10] krop, teufelskrop = Kropzeug,[11] pusten,[12] stauen,[13] verquisten,[14] kop,[15] dichtebei = nahebei,[16], dermank,[17] genung[18], dummdreiste.[19]

Zu bemerken ist ferner die häufige Verwechselung von für und vor, die des Dativs und Akkusativs, Ausdrücke wie hier kommen, von hier gehen,[20] seind für sein[21] u. s. w. Als Beispiele mögen folgende Stellen dienen: Meine vor Euer Liebden tragende, besondere Consideration,[22] mit was vor Inquietude;[23] vor das erste;[24] vor nötig halten;[25] was mir hier anlanget,[26] mit die niederschlesische Regimenter,[27] wohr Heute gegen Mittag die Sonne scheint, So werde ich ausreiten, kom doch am Fenster ich wolte dihr gerne sehen, aber das Fenster mus feste zu bleiben.[28] Hättest Du mir gefolget;[29] bitte Ihnen, mir es zu schreiben;[30] Ich bedanke Ihnen vor der guten Art.[31] Niederdeutsch sind auch Präterita wie frug, wir stunden auf,[32] Pluralbildungen wie Feldscherwagens,[33] Schulmeisters[34] u. s. w., endlich die häufige Verdoppelung der Negation z. B.: seitdem keinen Brief nicht von ihr gekrieget;[35] kein Hunde-Doctor soll sie nicht angreifen; macht man keine nicht.[36]

Hauptsächlich in den Briefen des Königs an seinen Kämmerer Fredersdorf und an seine Generale, vor allem an den Fürsten von Dessau, finden sich solche Idiotismen. Hier ließ er sich wohl mehr gehen, als in seinen sonstigen deutschen Briefen und in den militärischen Schriften, wo dergleichen nur sehr selten vorkommt.

Über die Lektüre des Königs sind wir nicht genug unterrichtet, um eine etwaige Beeinflussung seines Styles durch sie nachweisen zu können, auch las er ja nur selten deutsche Bücher. Eine Nachwirkung des Religionsunterrichtes seiner Jugend könnte man erwarten, und einige Spuren davon finden sich in der That, wie folgende Beispiele zeigen werden:

Ich kann sonst nicht genugsam Gottes Wege hier, auch in Führung meines Unglücks erkennen, da er mich zwar durch manchen sauern und rauhen Tritt

---

[1] XXVII, 3 S. 16, 27 und öfter.
[2] Preuß, Friedr. d. Gr. als Schriftsteller S. 262.
[3] XXVII 3 S. 31, 62.
[4] XXVII 3 S. 56, 134, 135 und öfter.
[5] Ebda. S. 39.
[6] Ebda. S. 11, 65, 131.
[7] Ebda. S. 115.
[8] XXX, 185.
[9] XXVII 3 S. 76.
[10] Ebda. S. 141.
[11] Ebda. S. 177, 147.
[12] XXX, 168.
[13] Ebda. S. 179.
[14] Ebda. 182.
[15] Nicolai, Anekdoten V, 49.
[16] XXVII, 3 S. 23.
[17] Ebda. S. 152.
[18] Pol. Corr. I, S. 111.
[19] Pol. Corr. XVII, 30 A.
[20] z. B. XXVII 3 S. 59, 85 und öfter.
[21] z. B. Pol. Corr. XX, S. 239, 338, 378.
[22] Pol. Corr. I, 10.
[23] Ebda. S. 111.
[24] Ebda. 211.
[25] Ebda. 212.
[26] Ebda.
[27] Ebda. S. 424.
[28] Preuß, Friedr. d. Gr. mit s. Verw. u. Freunden S. 152/3.
[29] XXVII 3, S. 152.
[30] Pol. Corr. XVII, S.33.
[31] Ebda. II, 8
[32] XXVII, 3 S. 104, 106.
[33] Pol. Corr. XVII, 165.
[34] Nicolai V, S. 46.
[35] XXVII, 3, S. 59.
[36] Ebda. S. 136.

geführet, aber auch gewiß sich einen guten Zweck vorbehält. (Vgl. das Lied: O Gott, du frommer Gott Vers 6: Soll ich auf dieser Welt mein Leben höher bringen, durch manchen sauern Tritt hindurch ins Alter dringen.)[1] In demselben Briefe heißt es: Gott, der die Herzen der Könige regiert, wie die Wasserbäche. (Vgl. Sprüche Salomonis XXI.)[2] — Deinen Brief habe ich gestern Abend empfangen; ich bin wie Thomas: lege ich nicht meinen Finger in sein Seitenmal, so glaube ich nicht.[3] (Joh. XX, 25.)

Dies etwa sind die Fragen, die man zunächst an den deutschen Styl Friedrichs d. Gr. richten könnte, im übrigen unterscheidet er sich kaum von dem Deutsch seiner Zeit oder wenigstens seiner Jugend. Es ist die Umgangssprache seiner Zeit, die er schreibt. Daher finden sich bei ihm sehr viele Ausdrücke, die Adelung als im gemeinen Leben oder in vertraulicher Sprache üblich bezeichnet z. B. platterdings,[4] sonsten,[5] nachgehends,[6] leichtlich,[7] klärlich,[8] läufig = geläufig,[9] menschenmöglich,[10] auf jemand passen,[11] überschicken[12] (= übersenden), was (= etwas),[13] schmälen[14] u. s. w.

Gering ist die Zahl der Worte, die ich sonst nicht gefunden habe, die Friedrich also vielleicht selbst gebildet hat. Es sind die folgenden: ostisch,[15] kaltgründig,[16] weiberlich,[17] ich bescheidige mich,[18] entzürnet,[19] Empfängniß[20] (= Empfang), Backebeeren,[21] Kentschaft[22] (= Wissenschaft), Kreiser (= Kreistruppen).[23]

Friedrichs grammatische Verbindungen sind oft sehr sonderbar. Er macht zwar keine Fehler, die nicht auch sonst vorkämen, aber man darf doch sagen, daß er besonders in seiner Jugend mit der deutschen Grammatik auf einem sehr gespannten Fuße stand. Beispielsweise sei angeführt:

Ich werde heute bei den Cadets gehen,[24] ich habe mich lange nicht unternehmen mögen . . . ., weil ich mich noch einen schlechteren Empfang, als den ordinären sollte vermuthen sein;[25] von dero Gnade werde zu rühmen haben;[26] nicht ohne blutigen Herzen;[27] alle nordische und ostische Waaren;[28] alle andere Dörfer;[29] es ist sehr schwer, ihnen anzukommen;[30] sich zu was anderm widmen;[31] zufrieden von meiner geführten Rechnung;[32] sich befleißigen auf eine gute Menage;[33] so hat es denn so gegangen;[34] weilen ich den Markgrafen von Baireuth hier vermuthen gewesen;[35] Sie zweifelen (Konjunktiv) an meiner Treue nicht, sondern sind vielmehr versichert[36] u. s. w.

Sehr häufig sind Verbindungen wie:
der ältesten Bauern ihre Aussage,[37] meines allergnädigsten Vaters Seine Ordres,[38]

[1] XXVII, 3, S. 12.
[2] Ebda.
[3] Ebda. S. 137.
[4] XXVII 3, S. 37.
[5] Ebda. S. 9.
[6] Ebda. S. 37.
[7] Ebda.
[8] Ebda.
[9] Ebda S. 47.
[10] Ebda. S. 65,
[11] Ebda. S. 69.
[12] Ebda. S. 72.
[13] Ebda. S. 97.
[14] Ebda. S. 140.
[15] Ebda. S. 36.
[16] Ebda. S. 23.
[17] Ebda. S. 89.
[18] Ebda. S. 96.
[19] Ebda. S. 104.
[20] Ebda. S. 137 sonst nur = conceptio.
[21] Ebda. S. 138.
[22] Preuß, Friedrich d. Gr als Schriftsteller S. 206.
[23] Pol. Corr, XX 378.
[24] XXVII 3 S. 8.
[25] Ebda. S. 9.
[26] Ebda. S. 12.
[27] Ebda. S. 27.
[28] Ebda. S. 36.
[29] Ebda. S. 69.
[30] Ebda. S. 25.
[31] Ebda. S. 254.
[32] Ebda. S. 47.
[33] Ebda.
[34] Ebda. S. 52.
[35] Ebda. S. 68.
[36] Ebda. S. 43.
[37] Ebda. S. 62.
[38] Ebda. S. 85.

des Prinzen Mirow seines Vaters Amme,[1] auf die Oesterreicher ihre Demarchen,[2],[3].

Zu erwähnen sind ferner Pluralbildungen wie:
Provinzien,[4] Audienzien,[5], Differenzien,[6] u. s. w.

Eine eigentümliche Färbung erhält Friedrichs deutscher Styl außerdem noch durch folgende Umstände:

1. durch den aktiven Gebrauch des Partizipiums Präteriti und dadurch, daß er zu dem adjektivisch gebrauchten Partizipium Adverbia und andere Bestimmungen hinzufügt, z. B.:

nach so lange wohl verdienter Entziehung ihrer Gnade;[7] meine so schwer begangenen Fehler;[8] dero gegen mich gehabte Gnade;[9] mein unterstehendes Regiment;[10] Wie es darunter mit anderer Könige am kaiserlichen Hofe sich befindenden Ministris gehalten wird;[11] dergleichen gegen einen benachbarten Fürsten vorhabende Vergewaltigung;[12] dero etwa zu haben vermeinende Befugniß;[13] Deserteurs einbringende Nachrichten (= von Deserteurs eingebrachte Nachrichten)[14] u.s.w.

Immer gebraucht der König während adjektivisch:

in währendem Marschiren;[15] währender Aktion;[16] währender dieser Handlung,[17] währendem Interregno[18] u. s. w.,

doch befindet er sich damit durchaus in Übereinstimmung mit dem Gebrauch seiner Zeit. Weniger würde z. B. Gottsched[19] wohl mit folgenden Partizipialkonstruktionen einverstanden gewesen sein:

Ich nehme mir nochmalen die Freiheit . . . zu bitten, versichernde, daß alles wahr sei;[20] werde suchen, mich . . . werth zu machen, verbleibende . . .;[21] daß wir sie unser Tage nicht anders essen, als uns dabei erinnernde;[22] ich bin ihn stündlich vermuthend;[23] Euch auch wohl wissend.[24]

Sehr liebt es Friedrich 2. Personalpronomina und Hülfsverba auszulassen z. B.:

versichere, daß ich nimmer gehabt habe;[25] bitte auch hierbei;[26] werde meinem allergnädigsten Vater beweisen;[27] Mittwoch werde nach Crossen reisen;[28] den 3. November werde in Berlin sein;[29] — also glaube, daß wohr Rußland bricht;[30] woselbst vor einigen Zeiten der Wald abgebrannt;[31] nachdem (ich) alles in Augenschein genommen (habe);[32] wenn aber diese Fatalitäten unvermeidlich gewesen[33] u. s. w.

Etwas unbeholfen wird Friedrichs Deutsch 3. auch durch seine Vorliebe für Substantiva:

nach so lange wohlverdienter Entziehung Ihrer Gnade;[34] durch Beiwohnung

---

[1] Ebda. S. 104.
[2] Pol. Corr. I, 287.
[3] Adelung, Deutsche Sprachlehre. 1781. S. 245 f. weist solche Konstruktionen als eine „widerwärtige Eigenheit gemeiner Mundarten" zurück.
[4] XXVII 3, S. 36.
[5] Pol. Corr. I, 3.
[6] Ebda. S. 195.
[7] XXVII 3 S. 12.
[8] Ebda. S. 15.
[9] Ebda. S. 17.
[10] Ebda. S. 113.
[11] Pol. Corr. I, 3.
[12] Ebda. S. 9.
[13] Ebda. S. 10.
[14] Ebda. XVII, 43.
[15] XXX S. 157.
[16] Ebda. S. 130.
[17] Pol. Corr. I, 195.
[18] Ebda. S. 275.
[19] Vgl. Gottsched, Dtsche. Sprachkunst. 1762. S. 483 ff. E. Wolff, Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben I, 68 f.
[20] XXVII, 3 S. 10.
[21] Ebda. S. 26.
[22] Ebda. S. 103.
[23] Ebda. S. 117.
[24] Ebda. S. 157.
[25] XXVII 3. S. 11.
[26] Ebda.
[27] Ebda. S. 17.
[28] Ebda. S. 40.
[29] Ebda. S. 130.
[30] Pol. Corr. I, 211.
[31] XXVII 3, S. 23.
[32] XXVII 3, S. 25.
[33] Ebda. S. 157.
[34] Ebda. S. 12.

der Campagne;[1] auch in dieser Übernahme der Lieferung des Fleisches zu zeigen;[2] u. s. w.

sowie 4. durch seine oft sehr sonderbare **Wortstellung**:

werde mich auf alle Art und Weise suchen, aller Dero großen Gnade werth zu machen;[3] weilen dieses sich nicht platterdings wegen des kaiserlichen Hofes will thun lassen;[4] ich setze den Fall, es sei ein Dorf mit Infanterie besezet, an welchem der eine Flügel zu stehen kommt;[5] dahero Ich ihnen mehrere Attention darauf zu haben, als bisher geschehen ist, bestens recommandire.[6]

Daß Friedrich sich mit allen diesen eigentümlichen Konstruktionen nur wenig von dem Gebrauche seiner Zeit entfernte, erkennt man am besten daraus, daß selbst Lessing zuweilen ähnlich schreibt. Man vergleiche z. B. Schriften ed. Lachmann Muncker Bd. II S. 402: ich war mir Sie in dem Vorzimmer nicht vermuthend. Laokoon Stück XIX: die Gemälde eines Polygnotos halten noch lange die Probe nicht aus, welche Pope die Gemälde des homerischen Schildes bestehen zu können glaubt. Stück XXII: der alten Artisten ihr Geschmack.

Wenn schon die deutsche Prosa dem großen Friedrich solche Schwierigkeiten machte, werden wir von seinen **poetischen Versuchen** in deutscher Sprache noch weniger erwarten. Nur als ganz junger Mensch hat er einige deutsche Verse gemacht, z. B. 1734 in einem Briefe an Natzmer:

Wer nicht kann Kartaunenknall und Stücken hören brausen,
Dem rathe ich er bleibe zu Haus
Und lause der Mutter den Zipfelpelz aus.

Zum Zipfel, zum Zapfel
Zum Scherber, zum Pfriemen,
Bei der Jungfer Christinen
Zum Dachfenster rein.[7]

In demselben Jahre beginnt Friedrich einen Brief an den Lieutenant von der Gröben mit folgenden Versen:

Ob ich zwar lange nicht von deinen lieben Händen
Was Schriftliches gekriegt, darein Du thätest melden,
Wie es um Deiner stehe und ob auch noch bei Dir
Die Confusion behält den Triumph für und für.

— —

Der edle Rebensaft sticht mir heut ins Gehirne,
So daß ich ganz vergaß den Lauf derer Gestirne;
Also schließet Poet, wünschet Dir gut zu leben,
Und wird Dir tausendmal sonst gute Nacht gegeben.[8]

Man wird weder besonderes poetisches Talent noch Reinheit der Sprache in diesen Versuchen entdecken. Friedrich kennt wohl den deutschen Alexandriner, aber er zählt mehr die Silben nach französischer Art, als daß er sie mißt: Alsó schließét Poét, wünschét u. s. w., den Tríumph für und für. Erst durch Gottsched erfuhr der König, daß es im Deutschen Hebungen und Senkungen gebe.[9]

---

[1] Ebda. S. 91.
[2] Ebda. S. 113.
[3] Ebda. S. 23.
[4] Ebda. S. 37.
[5] XXX, 171.
[6] Ebda. S. 182.
[7] Koser, Kronprinz S. 116.
[8] XXVII, 3, S. 182.
[9] Reimann a. a. O. S. 49.

Interessant ist auch eine orthographische Spielerei des Königs in einem Briefe an Fredersdorf vom Juni 1754. Friedrich sucht darin das Deutsch der Italiener nachzuahmen:

„Denn so ist ein Sänker in Neapoli, der heißet Menzoni; dem muß man skreibe, ob er sik will engagir vor künftig Jahr, denn der Monsieur Amadori mir nit gefall und der andere soll sink wie ein Enkel, und ich liebe was Gutes, Schlekt mir nit gefall. Gott bewahre Ihre Hokwohlgebor und gebe Kesundheit und Kräften, auk Schlaf und viel andere kute Sak.“ [1]

Auch für Friedrichs eigene Orthographie mag wie für seine französische oft die Aussprache maßgebend gewesen sein, doch wird diese Hauptregel natürlich durch das Bestreben, richtig zu schreiben, oft gestört. Weitere Gesetzmäßigkeiten lassen sich kaum entdecken, auch schreibt Friedrich kaum fehlerhafter als auch sonst in dieser so unorthographischen Zeit geschrieben wurde. Es genügt daher, einige Beispiele aus verschiedenen Lebensjahren Friedrichs anzuführen, um seine Schreibart zu kennzeichnen:

1730: Zwei Fäßgen Butter 2 Rthlr., 2 Gr. „ist so deuer betzahlet wegen des viehsterbens u. daher entstandene raritet der butter.[2]

1740: ich bitte ihn sich umb des Wolfen mühe zu geben ein meinsch der die Warheit sucht und sie liebet mus unter aller menschlicher geselschaft werhrt gehalten werden, und glaube ich das er eine Conquete im lande der Warheit gemacht hat wohr er den Wolf hier her persuadiret.[3]

wen der Wolf hier Komen wirdt so hat es Keine Schwirichkeit, den Unsere academia mus nicht zur pardade Sondern zur Instruction sein.[4]

Die Religionen Műsen alle Tolleriret werden und Mus der Fiskal nuhr das auge darauf haben das Keine der andern abruch Tuhe, den hier mus jeder nach Seiner Fasson Selich werden.[5]

1757: Es wirdt das jahr Stark und Scharf hergehn, aber man mus die ohren Steif halten, und jeder der Ehre und liebe vohr das Vahterlandt hat mus alles dran Setzen, eine guhte huische so wird alles Klarer werden.[6]

1770: Sie Müssen in der Medecin besonders bey des borhavens Metode bleiben, in der in Astronomie Neuton, in der Metafisik Loc, in den historischen Kentschaften die Metode des Tomasius Folgen, im übrigen wirdt eine Vissitation vihlen Nutzen haben, wen sie einen geschickten menschen Comitirt wirdt.[7]

In allen diesen Beispielen fällt uns vor allem auf die absolute Unkenntnis der Bedeutung der großen Buchstaben (K und S scheint Friedrich besonders zu lieben) und des Zweckes, den Verdoppelung und Dehnung von Buchstaben haben, doch liegt in alle dem nichts speziell für den König Charakteristisches.

---

[1] XXVII, 3, S. 141 f.
[2] Koser, Kronprinz S. 245.
[3] Nach dem Facsimile in XXVII, 3.
[4] Ebda.
[5] Geiger a. a. O. I, S. 371.
[6] Preuß, Friedrich d. Gr. II 77 Anm. 2.
[7] Preuß, Friedrich d. Gr. als Schriftsteller S. 206.

Wie die Orthographie vernachlässigte Friedrich auch die Interpunktion, wie schon die angeführten Beispiele gezeigt haben werden: er setzte gewöhnlich gar keine, nur selten einmal ein Komma.

Allerdings ist es nicht ganz leicht, auf Grund des vorhandenen Materials zu einem abschließenden Urteil über Friedrichs deutsche Sprachkenntnis zu kommen, um so mehr, da die Mehrzahl seiner schriftlichen Äußerungen in deutscher Sprache seiner Jugendzeit angehört. Je älter er wurde, desto seltener hat er deutsch geschrieben, aber auch desto korrekter wenigstens in Styl und Grammatik. In den eigenhändigen Briefen des Königs, die die politische Korrespondenz giebt, und in seinen militärischen Instruktionen finden sich z. B. fehlerhafte Partizipialkonstruktionen nur noch äußerst selten. Es sind aber ganz bestimmte Gebiete, mit denen der König es hier zu thun hat, es läßt sich sehr wohl damit vereinigen, daß des Königs deutsche Sprachkenntnis nicht groß genug war, um die Werke der schönen Litteratur leicht verstehen und würdigen zu können. War dem aber so, kannte Friedrich im wesentlichen nur den märkischen Dialekt, den militärischen und den Kanzleistyl seiner Zeit, so war es dadurch für ihn sehr erschwert, sich mit der deutschen Litteratur genauer vertraut zu machen. Sein ungünstiges Urteil über sie und über die deutsche Sprache ist somit erklärlich, man darf ihm keine harten Vorwürfe deswegen machen. Aber wie hell leuchtet auch in seinem Urteil über die Deutschen und ihre Sprache überall seine deutsche Gesinnung hervor! Schließen wir mit dem Worten Mösers: „In seinen vertrauten Briefen, die er bei schweren Unfällen geschrieben hat, finde ich deutsche Kraft und Dauer, in seiner Abhandlung über die Vaterlandsliebe den systematischen Geist der Deutschen, und in seinen Gedanken über unsere Litteratur ein edles deutsches Herz, das nicht spottet, sondern wirklich nützen und bessern will“.

[1] Möser, Vermischte Schriften. Berlin 1797. I. S. 260.

Auszüge aus Schaidenreißers Odyssea und Paradoxa.

Von

Friedrich Weidling.

Nachstehende Auszüge entstammen a) der ersten uns erhaltenen deutschen Homerübersetzung, M. Simon Schaidenreißers, Stadtschreibers zu München, Odyssea, Augsburg 1537 und b) desselben Übersetzung der Paradoxa Ciceros, ebenda 1538. Ich bereite Neudrucke dieser Übersetzungen für die „Bibl. älterer deutscher Übersetzungen" vor. Da aber die „Paradoxa" weder im Grimmschen Wb. noch von Sanders, die „Odyssea" aber nur für einige Bände des Grimmschen Wbs. und auch bei Sanders nur unvollständig benutzt sind, dürften diese folgenden Beiträge und Auszüge nicht ganz unwillkommen sein. Derartige Auszüge zeigen die sprachliche Eigenart eines Schriftstellers im Zusammenhange, während die Belege unserer Wörterbücher den deutschen Wortschatz ganz im allgemeinen charakterisieren und den Zusammenhang der Einzelheiten mit der Person des Autors fast völlig aufheben. Unser Beitrag enthält außer den im DWb. ganz fehlenden, mit * bezeichneten, oder ohne Belege (†) aufgeführten Worten auch besonders seltener, innerhalb des Nhd. später oder nur aus den alten Vokabularien und Wörterbüchern belegte; ferner eine Anzahl im DWb. nur in anderer Satzverbindung oder Bedeutung angegebener Ausdrücke; Fremdwörter meist nur soweit als sie erst in nhd. Zeit auftreten; die Eigennamen, die fast durchweg die lateinische Form aufweisen, sind beiseite gelassen. Die Auszüge aus der Odyssea zeigen hinter dem Stichwort Buch und Vers des griechischen Textes, die aus den Paradoxa ebenda Seite und Zeilenzahl des Cicerotextes nach der Teubnerschen Textausgabe von C. F. W. Müller (Leipzig 1884) und das Kennzeichen P; hinter jedem Beleg steht die Blattzahl des alten Druckes.

ab und ab 19,227 'von oben bis unten': mantel mit ainem guldenen gesperr auch ab vnd ab mit guldenen knöpfen geschmuckt (81 b).
†Abesser 17,377: haben wir nit . . betler vnd abesser gnůg (73b).
†abkehlen 3,454: Pisistratus abkälete den vnd fieng den schwaiß auff (13 b).
ableiben 24,131: seytmall mein gemahel Vlysses abgeleybet (99 b).
*abwimmeln 7,124: dieweil die trauben an ainem ort abgewimmelt, werden sy an ainem andern ort zeitig (27 b) = *vindemiare.*
Ackerbau ‚Grundstück': Marcus Curius . . ließ jm an seinem klainen ackerpaw genůgen den er selbst bawethe (Erläuterung Parad. 2 b).
† Adamsapfel s. Margranten.

* Advokat 210,5 P: wenn ainer dienen muß vnd nach lauffen den junglingen oder aduocaten, die etwas berett seind (8b).
* Äferung 24,485: on ainige äferung vergangner Ding (101b).
* Affekt ‚Zuneigung': meinen inprinstigen affect vnd freud offenlich bezeugen (Vorrede Bl. 1a Parad.).
* altherreichend: ain altherraichender brauch (85a am Rande).
* altgeschaffen 19,860: arbait vnd vil leiden macht ee der zeit altgeschaffen (82b).
angeboren 19,692 transitiv gebraucht: es ist kain thier auff erden, dem die götter nit zum tail die angeneme rube natürlich angeborn hetten (83b).
Angelwind 5,295: die vier angelwind fielen mit .. vngestümigkait .. in das mör (22a).
angewünscht ‚adoptiert', zu 212,26 P: Scipio dieweil er ain angwunschter was, schenckte er seinem bruder seinen erblichen thail (10b am Rande).
anheim 18,408 ‚nach Hause': seit jr truncken oder voll, so geet anheim (79a).
Anlaß 8,121: alle bey dem anloß steende fiengen .. an .. zulauffen (30b).
anschifften 16,171: ich will .. den krieg anschifften (68a = ‚anstiften').
ansetzen 20,177: Melanthius satzte erstes anplicks an Vlyssem mit hönischem tädingen (85b).
† Anzucht 15,479 und 205,29 P: das sy todt gleich wie ain mörganns zu vnderrist inn die atzacht des schiffs hinab portzelt (66a); welche an einem ort wie aller vnflat in ainer anzacht zů hauffe fliessen (5b). Die Form der Od. kann auch = mhd. *eitzuht* (Lexer Nachtr. 140 *ayzucht*), ostthür. *ēzucht* sein.
† ärtig 17,306: wie geschwind vnd ártig diser Hund ist (73a), wol zu DWb. unter Art 3 = *natura, indoles*, nicht zu 6 zu stellen.
aufgelaufen 19,246, vom Haar: ain heroldt .. in ainem aufgelaufnen hare (81b).
aufgespreizt: mit auffgesprentzten augen (dann sy ihm zůvor die augen feel oder decken abschnitten hatten (Erläut. Parad. 3a).
aufrichts 21,123, Adverb.: das sy (näml. die Beile) also auffrichts zum zil stůnden (88b).
Augenfell s. aufgespreizt.
? ausschießen, sich 207, 1 P: deren Rotmaister du dich offentlich ausschust (6a). Zu DWb. ausschießen 5?
* Autorität: Minos .. damit er den selben ainen glauben vnd authoritet schöpffet, gieng er newn jar .. in ain holl (81a Zwischenbemerkung). Siehe Lexer, Nachtr. z. Handwb.
* Bankpolster 21,177: leg ainen banckpulster darauff (88b). Lexer, Nachtrag.
befindlich 24,520 ‚bemerkenswert, groß': goß sy (näml. Minerva) ain götliche befindliche krafft in die abgezerten glidmaß Laertis (102a).
behalten 10,404, ‚auffbewahren in, mit Accus.: behaltet alle gewör vnnd hauß-rath in die höler der berg (44a), zu DWb. behalten 6.
behärrig 200,25 P: welcher gewelt hat Horatium Coclitem .. behärrig gehalten (2b).
† beilegen 18,56: aber so ferr jhr mir all .. zůsaget, das kainer dem Iro wöll beylegen vnd mir ablegen (76b), zu DWb. beilegen C_2.
?* Bekanntung 205,30 P frei übers.: So ist auch deinem aignem bekhantung nach Rom zů der zeit meines ellends kain statt .. gewest (5b). Der Sinn erfordert die Bedeutung ‚Bekenntnis'; da mhd. *bekantnisse* auch Neutrum, so ist vielleicht das Geschlecht dieses Wortes mit der Bedeutung auf obiges, das bei Lexer nur als Femin. belegt, zu übertragen.
* belfzen 17,248: was belffst der vermaledeit Hundt (72b).
Bemeiligung 213,9 P: der ich .. auß bemailigung der zeit vnd sitten auch bemaseth bin (10b).
bestialisch 201,9 P: welche stimm ich .. für vihisch vnd bestialisch acht (2b).
* beteuren 16,102 ‚zu teuer sein': mein leib vnnd leben sol mich nit beteüren (67b). Vgl. Lexer I.

bewegen, sich 205,7 P frei: Ain spillman oder freyhart / wenn ehr ain wenig der mensur verfelet / sich auß dem bossen bewegt oder verreibt / aynen reymen zůlang oder zů kurtz in ainiger silben pronuncirth (5a). Wohl zu DWb. bewegen, schw. Verb., 3, doch bleibt die Verbindung ‚aus dem bossen' unklar; ist letzteres ‚Busen' oder ‚Possen'?

* bösrüchtig 209,35 P: Cethego dem vngelopten boßrüchtigen mann (8b).

Brautbett 20,307: anstatt des hochzeitlichen brauthbetts . . ain grab zůbe- raiten (86b).

Brätig, neutr., 14,430: das prätig vnd die rippen zerschlůg er (61a).

* brummlenzen 11,83: der gaist . . gienge brummlenzend hinwegk (46a). S. unter lechzen.

Bund ‚Schleier, Kopfputz' 5,232: setzte auff yhr haupt ain kostlichen pundt (21b).

bürgermeisterlich: Brutus hat . . dem burgermaisterlichen gewalt ain anfang gegeben (Par. 2a am Rande).

† Clause ‚Engpaß' 4,670: Ich will . . jhm all Clausen rick vnd Port ver- legen (18a).

Clausel 210,15 P: Darumb setzt er hinzů die clausel / dann nur allain euch (9a); so vil sententz als wort oder clauseln (Par. Vorrede 1a).

* condemnieren 207,9 P: durch vrtail der gemeinen recht jns ellend erkhend vnd condemniert (6b).

content 210,34 P: begert nichts weitter / sonder ist content an dem das er hat (9a).

Contrafactur: Nestor gibt bei Homero ain ebenbild oder contrafactur aines glückseligen weisen manns (11a).

dämisch 18,235: wolt got das die Werber also würbelsüchtig vnd tämisch in vnserm hauß vmblieffen (78a).

* Dechsen 9,244: reisich oder dechsen (37a). Lexer, Nachtr.

* dedicieren: ich hiemit . . E. G. dedicier vnd vbersende (Par. Vorr. 1a).

Disputation 199,4 P: auß der disputation (das ist reden vnd gegenreden) der hochweysen (1b).

Donnerstreich 20,103: hat Jupiter . . ain grossen donner straich gethon (85a).

* durchlässig ‚verschwenderisch' 208,33 P: wider die brechtlichen durchlässigen verherer (10b).

durchrennen 20,306: das er dich mit ainem spieß durchrennet het (86b).

* Edition: dise edition vnd klainfůge gab (Widmung ija).

einnehmen = *agnoscere* 16,202 ff.: du wilt mich noch nit einnemmen für deinen vatter nit erkennen (68b). Die Stelle giebt den hom. Text nur frei wieder; einnehmen kann hier nicht als ‚*hospitio accipere*', sondern muß als Synonym zu erkennen gefaßt werden.

* einswegs 16,138: ob ich auch ains wegs zů deinem anherrn Laerte soll lauffen (67b). Vgl. einsmals, einsweils.

* entkosten 20,181: ich hab dir . . meine hend zůentkosten geben (85b); den bogen entkosten (88a).

* entweren 9,405: der sich vndersteheт dir dein vich zů entweren (38b). Vgl. Lexer I u. Nachtr.

erheim ‚zu Hause' 4,733: er het müssen erhaim bleiben (18b). Man vgl. ostthür. *drhēme* in dieser Bedeutung.

Erlustigung 209,13 P: laß solches ding Erlustigung sein der khinder (8a).

† Ersitzung 24,509: vorfaren, welche diß land . . vil hundert jar vnder jrem gepiet in ersitzung behalten haben (102a).

erstatten, ohne Objekt, 7,149 (frei übers.): wolgeratne kind, welche eüch erstatten (27b). Zu erstatten 3 im DWb. zu setzen.

fächeln 5,344: fächel mit den armen vnd schwimm also (22a).

feilen 15,463: die dienerin . . failten es (näml. das Halsband) (65b).

Fasel 14,16: ställ . . in deren yedem fünfftzig fasel oder mor lagen (58b).

Fatzwort 2,337: solche fatzwort redten sye (die Werber) (8a); Fatzerey 20,384: Telemachus ließ sich jr red vnd fatzerey nit bekümmern (87a).

Fäckel ‚Ferkel' 14,73. 80 f.: in den stall, darinn die jungen fäckel versperret waren; die jungen schwein oder feckel (58b; 59a).
† Felberbaum 10,510: da örlen vnd felberbäum steen (45a).
Ferse 17,233: stieß jhne mit den verschen seiner füß (72b). Diese Form ist also nicht nur lutherisch.
Fletz 11,67: bin ich . . also tod auff dem fletz bliben (46a).
* Fortun 5,292 f.: daruon sich grosse Fortun vnd wällen des wassers . . erhůben (22a); zů dem allen schadt jn kain vngewitter noch Fortun (34b). Zur Entstehung dieser Bedeutung vgl. Sabellicus Exempelbuch, Deutsch von Brunner, 1535 Fol. 45a: Die Psilli (an der großen Syrte) . . den windt Austrum zů vil widerwertig hetten . . vnd zogen . . gegen ihm als gegen eynn menschen . . aber sie seind in grösserem fortun vnd vnglück vberwunden / dann von disem windt ward der sand auffgewület / vnd sie verdurben allzumal. — Der Ausdruck wird also auch hier bereits zur Schilderung eines Unwetters gebraucht, doch findet sich noch daneben die Verdeutschung (f. vnd vnglück!).
fußhalten 22,172: wir wöllen den werbern alhie füß halten vnd kainen herauß lassen kummen (92b).
gärteln ‚den Garten bebauen' 24,249: allweil du dem gärteln obligst (100a).
gebärt 7,20: begegnet jm Minerua in gebärter gstalt ainer jungkfrawen (26b). Das attributiv gebrauchte Particip ist DWb. gebären 1b und gebaren II 2 nicht belegt.
gebräuchlich ‚brauchbar': für ainen erlebten man / der nun den Römern nit meer ersprißlich vnd gepreüchlich sein möchte (Par. 3a Erläut.).
gediegen in tadelndem Sinne, = ‚verknöchert,' 15,330: nit wie du, schwartz, gedigen, vngestalt vnd altgeschaffen, sunder jung (65a); gestalt aines altgedignen betlers (54b). Zu DWB. gediegen 4, wo nur Bsp. von Pflanzen und Tieren.
Gefräßigkeit 24,352 (frei): die Werber vmb jr . . gefrässigkeit gestrafft habt (101a).
* Geleumd — Leumund 19,108: o weibßbild dein geleumbd raicht biß in den himel (80b).
* Gerechte, subst. = *dextra* ntr. pl. 17,365: anfahend von dem ersten auff die gerechte (also = rechts herum) stre̊ckte er sein hand auß nach einem allmůsen (73b).
Gespärigkeit 212,34 P: wie ain grosser zoll vnd zinß die gespärigkeit sey (10b). (Ebenda auch gespärig, Adjektiv.)
Gestreppel: Polyphemus trat mit erschrocklichem gestreppel herein (Summarium).
Gewandkasten 21,51: darin auff ainer seiten vil gewandkästen stůnden (88a).
Gewaschen, subst., 17,89; legten sich neüw gewaschen an (71b).
Gewinst? 24,85: ritterspyl . . in welchem dein můter der vberwundern thewre belonung oder gewonnet auffgeworffen hatt (99a).
Gezirk 202,22 P: in aine stad gleichsam als in ainem gezirck verhafft (3b).
Gießwerk 208,32 P: an Corinthischen gießwerck (7b).
goldgelb 23,158: Pallas . . gab jm . . ain goldgelbes har (96b).
grauäugig 23,242; die grawaugete göttin (97a; ebda am Rande: grawaugicht).
griesgrannen, neben der Form mit nun (39a), 20,16: also grißgrante vnd bran er in jm selbst (84a). Kein Druckfehler, wegen mhd. *grannen*.
Gröbel: gab . . Alcibiades dem gröbell ainen backenstrauch (Vorrede iiij).
großgünstig; meinem großgünstigen herren (Par. Vorr. 1a).
grumbsen 14,412 u. 22,31: ain groß grumbsen der sew (61a); also grumpßten sye mit worten wider Blyssem (91b).
Gestäng? 3,353 = Verdeck des Schiffes: das Vlyssis sone im schiff vnder dem gstenck schlafe (12b).
* Habe, das Simplex zu Handhabe u. a., hier = mhd. *widerhabe*, 17,24 mein gewand . . hat kein hebe (so!) wider den scharpffen morgenlufft (71a).
Handballen 22,277: Amphimedontis pfeil berürte den handpallen Telemachi (93a).

Handbecken, Handwasser 17,91 f.: ain diener hielt ain guldins Handtfaßß, gab jn das handtwasser über ein silberins handtbeck (71 b).
Harnkachel 209,15 P: ain harmkachel von Corinthischer glockspeise (8 a).
* Hauspfleger 24,387: kam der haußpfleger mit seinen sechß arbaitsamen sünen (101 b).
Hausvogel 23,304: die Ochsen schaff vnd haußvögel (97 b).
herentgegen 204,6 P: Es müssen auch herentgegen die sünde oder vbertrettung . . alle einander gleichen (4 b).
Herrenbrot 17,348: Telemachus schickete . . dem gast ein zartes herrenbrot (73 b).
hinterwärtig 6,285: solche wort . . möchte sy mir hinderwertig zůmessen (25 b).
Hinterteil eines Harnischs? 16,296: laß nit mer dann zwai schwerter, zwen spieß, zwai vorder vnd hindertail zůr hand bleiben (69 a): im gr. Text ist von rindsledernen Schilden die Rede.
hinwerfen, sich ‚sich wegwerfen' 201,12 P: wilst du dich selbs . . also hinwerffen vnd verklainen (2 b).
* Hofjungfrau, Nachjungfrau 18,186 und 207: dieweil sie . . die yetzgemelten Hoffiunckfrawen berůfft (77 b; 78 a).
Holdseligkeiten die Chariten, 18,194: die Göttin Venus, so sie . . vnder der versamlung der holdtseligkaiten herfür trit (75 b).
Heerwagen 5,273: das gestirn so man den wagenman nennet, darzů der hörwagen (21 b)
? Kartätsche 14,482: ich . . war nur mit ainem schildt oder kartetzschen bedecket außzogen (61 b). Sollte das Wort eine Erweiterung zu Tartsche sein? Vgl. Setztartsche und Kampftartsche (Jähns, die alten Trutzwaffen 1899), ersteres 'Schild unten mit einer Spitze versehen zum Einsetzen in den Erdboden', letzteres 'Schild mit mehreren auf der Oberfläche angebrachten Spitzen', also Schutz- und Trutzwaffe zugleich. K. = Wollkratze oder Geschoß kann es nicht bedeuten; der homer. Text (‚nitidum cingulum'* in einer lat. Übersetzung) erfordert den Begriff Leibgurt, den Sch. aber völlig weggelassen zu haben scheint.
* Klopf fem., Zusatz zu 8,332: Er ist ye ain mal in seiner klopff vnd gefengkniß (33 a). An die mhd. mask. *klapf klopf klupf* = Fels, Spalte, oder *klupf* = Schreck ist nicht zu denken, zumal es sich um das Netz des Hephästos handelt. Ich nehme Verwandtschaft mit *kluppe* Zange an, = unserm „Klemme". Vgl. auch die Redensarten zu Kluppe in Pauls Wb.
† krachitzen 19,454: von dem stich das schwein mit grossem krachitzen fiel (83 a).
Kriegsrath 22,230: als die stat . . durch deine kriegsräth erobert worden (92 b).
lächerlich: sich lächerlich stellen 18,350: Eurimachus wolt sich gern l. st. (79 a).
Ladschaft 21,297: inn hochzeitlicher ladtschaft (89 b).
lautmärig 3,85: die lautmörige stat Troia (10 a).
lechzen in der Form lechenzen 22,387: wie die fischlin . . nach frischem wasser l. (94 a). Vgl. brummlenzen.
* Legation: Curio schickten die Samniter durch ain Legation ain grosse schwere golts (Par. 2 b Erläut.).
* leutböse 205,28 P: versamblung . . fluchtiger verlauffner leutböser schelck (5 b).
liederlich 3,234 (frei): wolte ich lieber nach langer jrrfart schwerlich vnd doch gesund haimbkummen, dann one sondere müe liederlich des vaterlands tailhafftig werden (11 b): vgl. DWb. l. 1: *lichtiglich on sorge.* Aber: Ain erbares weib ist nit liederlich alles zůglauben (97 a am Rande).
listfündig 13,299: die ich bey den himlischen die aller wolgesprächste vnd listfündigste bin (57 a).
Losament 1,424: darnach gienng ain jeder in sein losament zů rhůe (4 b).
* Marg(a)ranten 11,589: Margaranten, Pomerantzen, Adamsöpffel vnd dergleichen (50 a). Margarethenäpfel oder mhd. *malagranât?*
?* Menigung ‚Menge' 200,27 P: vnder die mänigung der gewaffneten feind . . gesprengt (2 b); 212,15 P: die frucht des Reichtumbs steet in der ville vnd männung (10 a).

* Mensur 8,379 (frei oder mißverstanden): etlich jung gesellen stünden gegen jn über / sungen die mensur zum tantz (33a). vgl. auch bewegen. S. Lexer I.
Meuterei: Eupites stift meiteren (so!) wider Vlyssem (91b am Rande); der werber practick vnd meiterei (7b).
Meergans s. Anzucht.
Meerkalb 4,442: vnd seitmal die mörkelber also übel schmecken / das niemand vmb sy nahend mag bleiben . . (17a).
müßigen = befreien (zu DWb. m. 1): Vlysses ward . . von der göttin Calypso siben jar gehalten / erst im achten jar auß geschäfft Jouis gemüssigt (Summarium).
Nerbe 21,391: Philetius . . verband das schloß vnd nerben mitt ainem hanffen strick (90b).
* nebenläufig: nebenleuffig erkleret vnd erleutert (Par. Vorr. 1a).
niederträchtig = demütig und herabhängend, 10,70: Also batt ich mit linden senfften worten vnd niderträchtigem gepärd (41b); 17,219: ain hund lag mitt niderträchtigem kopff in ainem tieffen mist (73a).
Niester 17,541: hat Telemachus ain grossen niester thon (75a).
offerieren: das gold in namen der Samniter offeriert hetten (Par. 2b Erläut.).
* öhren, adj. 8,434: sy solten ain dreyfüssigen örinen hafen zů dem feür setzen (32b); 13,13; ain grossen örinen dreyfüssigen tisch vnd hafen (55a).
* Opferzelte 3,445,7: Nestor thet das beck vnd die opferzelten darraichen (13a; gleich darauf das Simplex: die zelten).
* Opinion 198,8 P: Cato . . fürt solch opinion (1a).
* Patientia 17,236 (frei): Zů dem allen laßt sich der hungerig bauch nicht verbergen / lernet ainen wol patientia singen (73a). Vgl. die Redensart ‚*panem propter deum*‘ und das Luthersche ‚Partekenhengst‘, besonders aber Partemsinger DWb. unter Parteke.
Peregrination: Telemachus . . erzelet seiner můtter sein peregrination (70b im Argument).
Plätzle 18,7 (frei): Jrus ließ sich ainen botten nach allen peltzlen (offenbar Druckf. statt pl.) auch vmb ain stuck brot schicken (76a).
Phisonomey 24,253: gestalt oder phisonomey (100a): also nicht nur mrhein. u. nrhein., wie das DWb. angiebt.
* pleckzen 9,167; 10,413; 12,265: schaff vnd gaiß plebetzen hören (36a), die jungen seügkälber pleckitzen vnd springen (44a), ochsen vnd schaff . . prollen vnd pleckhitzen (52b). Vgl. *pleczen* Lexer II und Nachtr.
* Poema: das poema des . . redsprechesten Poetens Homeri (Vorr. ijb).
* prätorisch 198,18 P: on allen prötorischen geschmuck (1a).
probieren 21,205: Als Vlysses jr gemüt dermassen außgenommen vnd probiert (89a).
* **pronunzieren: s. bewegen.**
punktweise 198,11 P: gleichsam punctweyß beschleüßt (1a).
rechtserfahren: Lucius Crassus . . der aller rechterfarenste / vnder den recht-erfarnen der aller wolgesprechste (Par. 8b Erläut.).
* Region 24,106: das jhr alhie inn die finster region der gestorbnen abgestigen (99a).
Roßmutter 21,23: als er die . . rossmüter wider erobert (88a).
Ruhebett 23,164: satzte sich gegen seiner haußfrawen über in das růhebett (96b).
* rundgescheid 13,291: es müst ain fast rundgescheider sein (56b). Gewiß nicht Druckf. für grundgescheit, das mhd. nicht belegt zu sein scheint; auch vgl. rund = klug 9,420: ich gedacht auff ainen runden fund, dadurch ich mich möchte erretten (39a).
Rundigkeit 4,58 (Zusatz): Auch satzte der trugseß . . trinckgeschirr auf den tisch mit höflichem geberd vnd waidlichen rundigkait der hennd (14a) — also = Geschicklichkeit.
* Samenhafte 3,40: legte jnen baiden für die gekochten ingewaide oder samen-hafften der auffgeopfferten thier (9b).

Schäfflein 5,237 (mißverstanden; so ‚hasta' in einer lat. Uebers.): Calypso gab Vlyssi . . ein langs leichts schäffleindel in die handt (21 b).
Schauspiegel 198,36 P: wirdig . . wie die pildnuß Minerue . . zů ainem schauspiegel gesetzt zůwerden (1 b).
schmutzeln 22,371 = subridere: Vlysses schmutzelte (93 b).
Schnalzen, n. 9,394; also thet auch das aug ain lauts schnaltzen (38 b).
* schopoßen ‚mißhandeln': von den Werbern, auch von seinem hoffgesind geschopoßt worden (Vorrede). Vgl. Schmeller-Frommann II 353.
* schrauzen, schrawitzen 18,326; 21,360 f.: Melantho thut Vlyssem mit schrautzenden Worten antasten (78 b); die Werber . . schrawitzten jn an (90 a). Verwandtschaft mit *schrâwaz, schrat* Faun?
* schränksweise 5,371: Vlysses . . saß schrencksweiß darauff gleich als auff ain rosß (22 b).
schropficht 13,195 (frei): die steig vnd weg gedeüchten jn scharpff vnd schropffficht sein (56 a).
Seßler 19,56: auff ain helffenbainen stůol, welchen der kunstreich säßler Jsmalus gemacht (80 a).
socratisch 198,28 P: die sprüch . . seind gantz vnd gar Sokratische (1 a).
Specht = mhd. *spëhe* (welche Form daneben vorkommt) 22,158: hab dein specht wer sich zů der kamer wirt wöllen hinzů thůn (92 a).
Spektakel 22,408 frei: Euriclea erkam hart ob dem traurigen spectackel (94 a).
Spielwerk 199,32 P: des glücks tandt vnd spillwergks (so wir güter haissen) (2 a).
Spieß 19,71 (frei): du unglückhafftige wie ain grosser spieß bin ich dir in dein augen (80 a).
statthun 5,161 = ermöglichen: ich will dich lenger nit auffhalten / sunder wie du begereft / dir stat thůn hinwegzůfaren (21 a).
Stinker 17,447: du stincker weich ferrn vom tisch (74 b).
stockfinster: in ainen stockfinstern kercher . . verschlossen (Par. 3 a Erläut.).
supplieren 209,37 P: gepetten vnd suppliciert zů fůssen gefallen (8 b).
Tandwerk 205,11 P: ainen Poeten hör ich nit jn tandwerck (5 a).
* Thürhand 1,441 ‚Griff, Klinke': die kamerthür mitt der silbern thürhand (5 a).
* tiefgegründet: das tieffgegrundte bůch Ciceronis (Par. Vorr. 1 a).
tölpisch 21,362; du tölpischer sawhirt (90 a).
übelartig 18,54: yedoch zwingt mich der übelratige (Druckf.?) hunger (76 b).
Überdrang aufthun = Kränkung zufügen, 4,690: wie er eüch vnd eüweren vorfaren kain überdrang weder mit worten noch wercken wider billichait auffgethan hat (18 b).
Übergeschwell = Thürgesims 7,90: die pfosten (waren) auch von silber mit ainem guldin übergeschwell vnd gespreng (27 a).
Überkommung 17,19: ainem petler ist die stat zů überkummung seiner notdurfft vil gelegener (71 a). Zu mhd. *überkomen* = erlangen.
überlang = brevi post. 19,472: vberlang kam sy wider zů ihr selbst, sprach mit überlauffnen augen (83 a).
überstechen ‚ausstechen': welcher den andern mitt Corinthischen klainoden vbersteche (Par. 8 a am Rande).
überweinen = übermäßig Wein trinken 21,305: wie Eurithio durch sein vberweinen sich vnd andere in verderbnus gefüret (89 b).
Umlege 19,227 (frei): mantel . . mit ainer gestickten vmbleg, darinn ain jaghund . . außgeneet war (81 b).
umrumpeln Randbemerk. zu 11,73: von den vmbrumpelnden gaistern kain new erdichte fabel ist (46 a).
umsterzen 17,227: jme das schmarotzen vnd vmbstertzen vil senffter thůt dann die arbait (72 b).
unerfordert 16,355: sy waren vnerfordert haim kommen (69 b).
unerzählig 14,267: mit so vnerzölicher macht (60 a).
ungestraft 17,381 (frei): Antinoe dein wort vngestraft, sag ich, das du mich so vnuerschuldt verdenckst, so du vermainst . . (73 b).

unredbar = unmündig 16,190: von mir vnredbarem kind hinweg in den krieg gezogen (67 b).
unterdienstlich: mitt gantz underdienstlicher bitt (Par. Vorr. a 1).
untersetzt 18,67: Vlysses .. ließ sein .. wol undersetzte schenckel sehen (76 b).
urbarlich 16,203 = plötzlich: die vrbarliche verenderung meiner gestalt (68 a); die hund kennen jhren herren, vnd ob er auch vrbarlich vnuersehen .. haimkumpt (73 b). Lexer II nur *urbaric*.
verdämmen = verzehren 1,160: vertemmen vnd verschlemmen die hab (2 b).
verreiben, sich: S. sich bewegen.
sich vertrösten mit Gen. d. Sache, = bauen auf etw., 20,289: Telmachus vertröstet sich seines vaters macht vnd gut (86 a).
verwispeln *'exsibilari'* 205,8 P: so wirdt er .. verwispelt vnd außgejagt (5 a).
? wacklig 23,327: wie er durch die wagtliche Velsen Planctas .. genesen vnd kommen wäre (97 b).
Wanderschuh 17,2: hat Telemachus die wanderschůch angelegt (70 b).
Wahrzeichnis 19,250: das ich dir mer warzeichnus sage (81 b).
wedeln 2,149: zwen Adler .. mit wedelnden flügeln (6 b); vielleicht hierzu 17,302: der hund Argos .. wäbelte mit dem schwantz (73 a) — oder nur Druckf.?
Weibsbild, noch in edlem Sinne, 19,555: Vlysses antwort, weibßpild der traum ist dir recht außgelegt (83 b). S. auch Geleumd.
Weierer: die Römischen burger haben .. so vbermessigen lust auff Lampreten gelegt das sy .. damit grosse weyer in jren heüssern besetzten Als Lucius / Hortensius Philippus. die yetz genanten derhalben Cicero weierer in spotsweyse haist (Par. 8 a, Erläut. zu Cic. 209,22).
Weißfündigkait: den weisen man erfröwet seine weißfündigkait (39 a am Rande).
weltgescheid 20,338: Darauff antwort jm der weltgescheide Telemachus (86 b); 213,19 P: seitmal die weltgescheiden hoffstett wißmacht vnd gelder für theur schetzen (10 b).
Wiedereinführung 206,3 P: zů den zeitten meiner wider einfierung hätte Rom widerumb zwen Burgermaister (5 b).
widerwähnig: von den wunderlichen widerwänigen sprüchen (Par. Vorr. 1 a).
Widerwelle 20,63: das mich die widerwällen des möres vrbarlich verschlückten (84 b).
wimmeln 16,163: die hund bellen nicht .. sunder wimpselten (68 a).
wolausgediehen 5,239 f.: alte wolaußgedigene örlen vnd dännenbeüm (21 b).
Zerrütterin 201,24 P: die wollust .. ain zerritterin der menschlichen gemütter (3 a).
zerschmettern 23,330: wie Juppiter sein schiff .. zerschmattert (97 b).
Ziehmutter 17,31: Euriclea sein ziechmůtter (71 a).
zerhaderlumpt 17,573: du sihst wie ich zuhaderlumpt gehe (75 b).
Zuhörung 23,291 (frei): wie das schlaffpeth fertig war / vnnd mit aller zůhörung zůbereittet (97 b).
Zweifelknopf 8,447 f.: Vlysses .. entpfieng den bächer .. verknipffet den an ainem starcken riemen mitt ainem zweifelknopff (34 a). Offenbar = zwiefältiger Knoten, Doppelknoten. Weitere Belege Schmeller-Frommann II 809 und H. Gräf, der Sprachverderber v. Jahre 1643 (Jen. Dissert.) S. 24.

Mathesiana.

Von

G. Loesche.

Der Aufforderung des Herausgebers dieser Blätter, aus dem reichen Wortschatz des Mathesius seltene oder dunkle Erscheinungen den Fachkreisen vorzuführen, komme ich — obwohl nicht Germanist — in der Hoffnung nach, daß durch ihre Erörterung in dieser Zeitschrift ihr Verständnis erschlossen werde. Ich beschränke mich dabei auf die von mir mit Erläuterungen herausgegebenen ausgewählten Werke des Mathesius in der Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen, von denen die drei ersten Bände bereits vorliegen; der letzte — vermischten Inhalts — ist in Vorbereitung. Ich wähle Worte und Wendungen aus, für die ich bisher keine befriedigende Erklärung gefunden habe; Mathesius ist für das DWb. zwar durchgearbeitet, aber nicht gründlich und vollständig.

Aus den Leichenreden (1896).

S. 31,25. der brauch bey vnsern vorfahren / das man . . . die Mißtheter vnter der Haußschwelle lest wegkschleppen vnnd unter das gericht begraben. — Bekannt ist, daß Selbstmörder vom Henker von der Hausthüre weg auf den Schinderkarren fortgebracht und unter dem Galgen begraben wurden.

S. 34,1: die Würstkücken schlachten vnd fressen jre nechste freunde vnd Schelm schlöpt man vnter den galgen. Ebenso in der Sarepta (Ausgabe 1562 Bl. 136a) „nach würstguckischem Brauch" (aus Hirnschalen trinken). Würstkucke ist als 'Kannibale' zu verstehen. Aber woher das Wort?

S. 59,28: der römische Stuel . . . mit Concilien vnnd Münches wirfeln zusammen gereitelt. — Soll das heißen: mit willkürlich, wie im Würfelspiel, aufgestellten Satzungen oder mit Worfschaufeln zusammen gekehrten?

S. 99,15: wer one gut gewissen in sein augen stirbet.

S. 117,15: der Herr wil uns das grab heyligen / und ein . . sanfftes suntze betlein drauß machen. — Vielleicht Druckfehler für Luntzebett, Faulbett; luntzer, schwäb. Löntschen.

S. 145,4: stelet vnd dendelt nichts = auf den Tandelmarkt bringen?

Aus den Hochzeitspredigten (1897).

S. 54,9: ein schön plüntstiges vnd trewstlichs jungkfrewlein = ein wohlgenährtes und trausames? Vgl. Sanders' Ztschrft. f. deutsche Sprache 10 (1896), 141.

S. 61,30: vnd gehet vil auff macherlon / wenn man hauben / gepreme / vnd borten knippen / klecklen vnd klippen soll — knipp = knüpfen; klecklen = klöckeln, spitzenklöppeln; klippen auch = klippeln, klöppeln?

S. 62,4: mödeltücher vnd zalbücher = Tücher, in denen Figuren und Buchstaben als Muster eingenäht sind und Vorlagebücher zum Zahlensticken?

S. 84,8: die Hofleut stellen den seyger vnd schleiren den Herrn = hintergehen?

S. 85,$_{34}$: die kundten auch martern vnd wunden (vgl. Wander, Sprichwörterlexikon 5, 449) / und verwente / (= dünkelhafte böse . . . . wort außgeben wie die rechten wiesenwesser (= Veränderliche, Vagabunden? vgl. Wander l. c. 5, 233) / vnd schüffte (vgl. Schufut = Uhu = Nachtrabe?) so die Bawren im rauch bencken / wie der text sich ansehen lesset, daß sie böse Karten außgeworffen haben (vgl. Wander, Sprichwörterlexikon 2, 1151).

S. 114,$_{21}$: er demütiget sich für seinem wilden . . Bruder / Also schlefft er alle seine mißgönner aus.

S. 130,$_{17}$: Fasan vnd Carpelaunen = Capaunen?

S. 131,$_{31}$: speiß vnd ziergaden = zehrgaden, Vorrathskammer; ist zier nur Druckfehler oder Nebenform?

S. 135,$_{23}$: so kost oft das Einschnitlein mehr als die Ganß oder Wildpret / wenn man zumal den Zemen vnnd den Hechtkopf erst vergülden sol. — Zemen = Ziemer, Zimmer, Hirschzimmer vgl. Schmeller II 1121.

S. 135,$_{32}$: Kirschbier = Kirschbranntwein?

S. 136,$_{3}$: Der Schilt im Oesterreich ist gesund —? = Schiet; Fisch, Schmeller 2, 485 oder Schill?

S. 136,$_{5}$: ein feisten Schmarn neben dem einhenckel = henkelförmiges Backwerk; vgl. Sanders' Zeitschrift l. c. S. 142.

S. 146,$_{27}$: da einer nur zaudern — anrichten will = Gezauder, Verwirrung? vgl. Sanders' Wörterbuch, Ergänzung S. 666.

S. 179,$_{17}$: Wie mancher eines andern kunststück abdrucken . . . kann / vnnd verschneidt darnach sein geporgne (= geborgte?) werck / so gut er kan.

S. 208,$_{11}$: gefitzte (= kunstvoll gewebte) / geschobene (= gepuffte?) vnd verkröste (= gekrauste?) Ärmel.

S. 218,$_{1}$: wie jnen der Teufel jhre schendliche zungen geschliessen vnd vol vnflats geschmissen hat; = geschlissen, geschlitzt, zu doppelzüngigen Reden?

S. 241,$_{26}$: mancher lieber todt sein wolte / denn das er ein braut mit vollem rath (= trunken? geschwängert?) / oder ein weib haben wolte / die vbers böglein (= Grenze) schreyt (= schreitet) vnd frembde brut in jhres Mannes teych setzet.

S. 259,$_{8}$: heuser vnd Kälein = Katen? Vgl. Grimm 5, 274.

S. 263,$_{15}$: den leuten ist es mit Gott nicht ernst / wenn sie Heyrat anstiften wöllen / darumb gehets offt das es wohl besser dähte = daß man es sich besser gedacht?

S. 268,$_{25}$: es gibeln viler leut heuser — = der Giebel neigt sich? kippen?

S. 270,$_{17}$: thut jhnen eine selige Predigt / welche alle Gardian / Pursner (= bursarii) / Trapezirer (= Schmarotzer? vgl. τραπεζεῖς) vergessen haben.

S. 284,$_{12}$: Diß rede ich beruhigen (= ruhigen?) vnd jungen Witwern zum bericht.

S. 288,$_{9}$: was heimlich dem andern die Abreden außfellet (= ausfallen läßt, nicht erfüllt? vgl. Sanders Ztschrft. l. c. S. 144) ohne vorgehende erkendtnuß / das fellet Gott in sein Gericht /.

S. 299,$_{6}$: Die nicht stetz für dem spiegel steht / Und teglich für die wochen geht. — Soll das heißen: die täglich so viel Staat macht und Rücksicht verlangt, wie eine Frau in den Wochen? oder Wochen = Wachen? an den Wachen, Thoren Parade laufen?

S. 321,$_{27}$: Gott wehre dem Türken / der vns den Simcher der alten Teutschen vnnd schirmer edlen trunck verwustet hat. Ist Simcher Entstellung aus dem hebräischen Schekar, berauschendes Getränk? Ist schirmer = syrmier (Mitrowitz)?

S. 321,$_{33}$: Stenkewitzer = Stinkenbrunner? niederöst. Weißwein.

S. 322,$_{1}$: Priantzko-Wein = de Préaux?, französ. Weißwein dritten Ranges.

S. 322,$_{3}$: Selemer; ob aus den Klosterweinbergen bei Salem, also = Bodenseewein?

S. 322,7: Kötschberger aus Kötzschenbroda bei Dresden?
S. 322,10: Khelhamer = Kelheim, Niederbayern?
S. 322,10: Boremperger = Bourguignon? rothe Burgundertraube.
S. 322,11: Bodenwein = Bodenheimer? rheinhessischer Weißwein?
S. 322,12: Gutbacher = Gutach bei Hornberg i. Breisgau?
S. 324,7: Spechler, wohl gläsernes Gefäß, vgl. speculare.
S. 331,20: wir sind von Natur frölicher / denn andere Nationen / kommen offter . . zusamen / vnd machen liebet (= liebetät, Liebe?) / vnnd halten lange freundschaft /.

Aus den Lutherhistorien (1598).

S. 9,27. wiesenwesserer; s. ob. Hochzeitpred. S. 85,34.
S. 33,17: Wie Tetzel sein römisch getetzlich herausstreicht; — wohl scherzhaft selbst gebildetes Wort mit Anklang an das mundartliche Dätz, Tetz, Abgabe.
S. 66,22: gepner = Reitrock.

* * *

Aus dem in Vorbereitung befindlichen, aus verschiedenen Werken Probestücke enthaltenden **4. Bande**:

a) Aus der Leichenpredigt für König Ferdinand,[1] am Schluß: das auch diese löbliche este (des Habsburg-Baumes) kein vnzeiter schnee zudrucke / vnd kein böser tufft oder anhang zubreche / oder einige böse syre verderbe/. (— Säure.)

b) Aus ‚De profundis‘,[2] Vorrede gegen Ende: Bei Gelegenheit des Mahles 1. Mos. 18: meine töchter erinnere ich jhrer mumme guter mistorien. — Ist da zu denken an mistura, Gemisch?

c) Aus der Krönungsrede für Maximilian II. (hdschrftlich.):[3] Wie nun lanndt vnd leut der Abgötterei entgelten müssen vnd viel Steudlein in Vorpüchen abgekolet werden, kumbt es an die grossen thannen.

d) Aus der Sarepta, Bergwerkpostille[4] S. XI b: vber die rohen schicht arbeiten; bergmännisch.[5]

S. XXIII a: Du fauler arbeiter, der du . . verfaulest dein geding = vernachlässigst?
S. XXIII a: scharmeuse vnd hambster.
S. XXIII a: man müste es euch vollen brüdern bestellen, daß man perlein für euch werfen solte.
S. XXV b: wenn die tendlerin alles außgetragen vnd haub vnd schaub am pranger henget — im gewöhnlichen Sinn, zur schmählichen Schau?
S. XXXV a: die förichten gebirg.
S. XXXVI b: erfarung gibts, wenn die zusetz dem metal entgehen vnnd man peuret jn mit grössern fewern zu.
S. XXXVII a: an hohen vnd stickern (stickel = steil) Gebirgen.
S. CLXXXVII b: in den schawerschlechtigen vnd kalten lendern.
S. CXC b: man trug auf mit sieben tritten = Gängen.
S. CXCI b: das Wort / das die Düringer brauchen / ein Hemizen / (Geschirr, Krug), vgl. Kluges Wb. Himten.
S. CXCII a: wie die Roßtauscher jren gleichkauff (= Leitkauf) segnen lassen.
S. CXCIII b: die kitzen von tannen schelen.
S. CXCIIII a kein hine oder henckel.

---

[1] Vgl. meine Mathesius-Biographie Bd. 2 (1895), 404. XXIII.
[2] Ebd. 2, 408. XXVII.
[3] Ebd. 2, 434. LV.
[4] Ebd. 2, 397. XVII. Obige Citate nach der Ausgabe von 1578.
[5] Auch Veiths Bergm. Wörterbuch versagt.

S. CXCIII b: man brennt (zur Glasfabrikation in Venedig) asch aus schillfwurtzel.

S. CXCV a: man schüt die werck in ein wasser, schrenckt vnd schreckt sie abe.

S. CXCV b: Die Wahlen haben lust . . . . zu schönen glesern / . . . wie sie auch vil subtiler sein mit ihrer Arbeit welches man an ihren wertzen vnd boden, an iren scheibennebeln vnd andern siebet.

S. CXCV b: Glesiniken (= Glaskugeln) vnd Fastenringlein.

S. CXCVI a spechter (s. ob. zu Hochzeitspr. 324, 7), krautsträunck engster / bierglejer teubelein, brüderlein. Vgl. S. CXCIII b Trinkgeschirr / von teublein zusammengesetzt.

S. CXCVI b: man macht aus Tafelglaß rauten / fischschuppen (= Butzenscheiben) vnd quartirfenster.

Ebd. Goldschmied vnd Cementirer (Emailleure?) halten ihr aquafort (= Scheidewasser) in glesern.

S. CXCVII b: ein armer würgel oder haspelzieher.

S. CCV a: der Teuffel vertarrest sich (Tarrast = Erdwall).

S. CCIX a: der tod muß vns vber seinen dank in fried schlaffen lassen.

S. CCX a: das Bergmännlein vnd Cobele (= Teufel) oder gütlein läßt sich sehen.

Lat. anchorago und braca.

Von

Otto Schrader.

1. Neben „Hagen" [1] in der Bedeutung 'Einfriedigung' giebt es im Deutschen ein „Hagen" [2], welches nach Grimms W. IV, 2, Sp. 151 das Männchen eines Tieres, besonders das des Rindes, bezeichnet. Die bisher hierfür bekannten Belege sind spät. Ich glaube aber das Wort schon in sehr früher Zeit nachweisen zu können.

An derselben Stelle, an welcher das Wort „Karpfen" (carpa) zum ersten Male genannt wird, bei Cassiodor Var. XII, 4, wird auch ein Fisch namens anchorago erwähnt, der vom Rheine kommt (a Rheno veniat anchorago enormis). Daneben findet sich im Mittellateinischen ein kürzeres anchora. Vgl. das Chronicon Abbatiae S. Trudonis lib. 13: Inter duo, leguminum videlicet et olerum fercula, piscem quotidie dabat: scilicet aut magnos lucios aut *Anchoram sive salmonem*, vel halec recentia (vgl. weiteres bei Du Cange, s. v. Anchora). Da nun ancora, woraus altfrz. ancruel 'le beccard', 'Salmo femina' (vgl. bei Godefroy das fälschlich angesetzte ancrel) aus ancora + dem Diminutivsuffix -ŏlus, sicher den weiblichen Lachs oder Salm bezeichnet, wird anchorago der männliche sein, wobei man anzunehmen hat, daß der 2. Bestandteil des Wortes dem oben genannten hagen 'Männchen', auch des Lachses nach dem D. Wb. (belegt bei Hohberg III 2, 302a und auch von Nemnich im Polyglottenlexikon genannt), entspricht. Es liegt

also eine romanisch-germanische Mischform, wie auch in lat. carrago 'Wagenburg' — nach Kluge Grundriß I² 329 aus *carr-hago — vor. Neben hagen begegnen auch Formen wie haigel, heigel aus *hagil (in Schwaben auf den Zuchtstier), hekkel (in Ulm auf den Eber bezogen). Sie werden zusammen mit hagen auf skrt. çak, çaknómi 'können, vermögen', çakrá- 'kräftig, stark' u. s. w. zurückgehn, da wohl mit Unrecht im D.Wb. eine Bedeutungsvermittlung zwischen „Hagen" [1] und „Hagen" [2] versucht wird.

2. Während man das Verhältnis von altgall. brâca zu ahd. bruoh, anglſ. bróc, anord. brók bisher gewöhnlich so auffaßte, daß man die germanische Sippe aus dem Altgallischen entlehnt sein ließ, nehmen neuere Etymologen (vgl. Kluge Et. W.⁶ s. v. Bruch und R. Much Z. f. deutsches Altert. XLII 170) den umgekehrten Fall an, indem sie von einem neben anglſ. bróc liegenden bréc Pl. 'Steiß' ausgehn und auf Bedeutungsübergänge wie mhd. mueder, altfries. môther 'Brustbinde der Frauen, Mieder': griech. μήτρα 'Gebärmutter', unser „Leibchen": „Leib", „Ärmel": „Arm", frz. culotte 'Hose': lat. culus 'Hinterer' u. a. verweisen. Eine Entscheidung in letzterer Richtung würde erleichtert werden, wenn es gelänge, die durch anglſ. bréc 'Steiß' gewiesene Spur weiter zu verfolgen und nachzuweisen, daß die Grundbedeutung der ganzen germanischen Sippe wirklich die des menschlichen Hinterteils gewesen ist. Dies geschieht durch die Heranziehung des lat. suffrâgines aus *sub-frâg-in-es 'Hinterbug der Tiere', d. h. 'das, was unter dem Steiß oder Hintern gelegen ist', so daß sich eine latino-germanische Gleichung: lat. *frâg- = urgerm. *brôk- (ahd. bruoh, anord. brók, anglſ. bróc, bréc) ergiebt 'Steiß, Hinterer', dann 'Hose'. Die Wurzel liegt in lat. frango, ahd. brëchan, so daß die Grundbedeutung 'Bruch' ist (vgl. mhd. stiuz 'Steiß': stôzen 'stoßen'). Ein Zweifel, daß altgall. brâca im Germanischen wurzelt, ist also nicht mehr gestattet.

Das deutsche Wort Braut bei Römern und Griechen.

Von

G. Gundermann.

Das Wort bruta in lateinischen Glossaren, auf das Gustav Loewe im Prodromus corporis glossariorum latinorum (1876) S. 341 zuerst aufmerksam gemacht hatte, ist von Bugge Beitr. 13, 184 und Keller, Lat. Volksetymologie (1891) S. 325 richtig als germanisch gedeutet worden. In den Neuen Heidelb. Jahrb. III (1893) S. 193—198 hat dann A. von Domaszewski dasselbe Wort auf zwei neugefundenen Inschriften aus Serbien und Bulgarien nachgewiesen. Es findet sich aber auch, was bisher nicht beachtet worden ist, bei griechischen Schriftstellern. Ich stelle nun hier das ganze mir bis jetzt bekannte Material zusammen nach der chronologischen Reihenfolge der Zeugnisse.

1. Inschrift, gefunden in Cupria im Moravathale, dem alten Horreum Margi, in der Provinz Moesien: .... *vixi(it) an(nos) XX militavit meses VIII P. Aur(elius) Marcianus mil(es) leg(ionis) VII Marcianus vet(eranus) leg(ionis) VII pater et Aur(elia) Marcia mater se viva sibi et filis bene merentis pos(uerunt) Aur(elia) Rufina* **brutes**. Domaszewski in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern III (1893) 193 ff. setzt die Inschrift ins Ende des 3. Jahrhunderts und nimmt *brutes* als 'Schwiegertochter'. „Vater und Mutter — trotz des se viva — haben den Kindern den Grabstein errichtet. Die am Schlusse hinzugesetzte Frau ist also nicht unter den Kindern einbegriffen und muß doch in einem Verwandtschaftsverhältnis zu den Ehegatten stehen."

2. Inschrift aus Teurnia in Noricum (Lurnfeld an der Drau in Kärnten): CIL III 4716 *C(aius) Lollius Trophimus et Lollia Orbata v(ivi) s(ibi) f(ecerunt) et Florentinae* **bruti** *pientissim(ae) ob(itae) an(norum) XXVIII*. Auch hier scheint nur die Bedeutung 'Schwiegertochter' zulässig. Nach Domaszewski im Rheinischen Museum 55 (1900) 318 darf die Inschrift nicht später als ins 3. Jahrhundert gesetzt werden.

3. Inschrift, gefunden in Kutlovica (jetzt Ferdinandove) auf der Straße von Lom (Almus) nach Sofia (Serdica) am Nordfuße des Balkan: *D(is) M(anibus) Aurelius Crescentio ex prepositis et Vincentia coniunx eius Aurelie Vericie* **bruti** *suae qui vixit annis XXIIII bene merite titulo posuerunt.* Domaszewski in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern III (1893) 195 ff. weist diese Inschrift in den Anfang des 4. Jahrhunderts und stellt fest, daß der Altersunterschied — Crescentio hat seinen Dienst als Offizier bereits beendet — sowie das Verwandtschaftsverhältnis der Vericia zu Vincentia nur die Bedeutung 'Tochter' oder 'Schwiegertochter' zuläßt.

4. Corpus Glossariorum Latinorum V 314, 32: *Nurus* **bruta**. Diese Glosse ist in dem Erfurter codex Amplonianus 42 des 9. Jahrhunderts überliefert, gehört aber wahrscheinlich einer um mehrere Jahrhunderte älteren Grundlage des Glossars an. Verwandt mit ihr sind die bei Steinmeyer-Sievers,

Ahd. Glossen IV 82, 1. 2 und 152, 44. 45 angeführten Glossen *nurus uxor filii uel brôt snûr.*

5. Johannes Lydus de magistratibus I 33 (über die Einrichtung des Konsulats): τελευτήσαντος δὲ τὸν βίον τοῦ Βρούτου δημοσίῳ πένθει ἐτίμησαν τὸν νεκρὸν καὶ βρούτας τὰς σφῶν γυναῖκας ὠνόμασαν ἐξ αὐτοῦ διὰ τὴν σωφροσύνην. Johannes Lydus hat am Hofe Justinians I. bis 552 gelebt. Ausführlicher ist er an folgender Stelle:

6. Johannes Lydus de mensibus IV 29 Wünsch (24 Bekker): εἰδοῖς Φεβρουαρίαις ἀπὸ ταύτης τῆς ἡμέρας ἀπὸ ὥρας ἕκτης διὰ τὰς τῶν κατοιχομένων χοὰς τὰ ἱερὰ κατησφαλίζοντο καὶ οἱ ἄρχοντες ἐν σχήματι ἰδιωτῶν προήεσαν ἄχρι τῆς πρὸ ὀκτὼ Καλενδῶν Μαρτίων. αἱ δὲ σώφρονες γυναῖκες — ματρώνας δὲ αὐτὰς οἱ Ῥωμαῖοι καλοῦσιν, οἱ δὲ Ἕλληνες οἰκοδεσποίνας — τοσοῦτον τῆς αἰδοῦς ἐφρόντιζον ὡς μηδὲ ταῖς πολλαῖς τῶν γυναικῶν ὁμιλεῖν ἀλλὰ καὶ τόπους τινὰς ἡσυχίους ἐν τοῖς βαλανείοις ἔξω τοῦ πλήθους ἑαυταῖς ἀφορίζειν, οὓς ἔτι καὶ νῦν ματρωνίκια καλοῦσιν. αὗται τοίνυν αἱ σώφρονες τοῖς Βρούτου δαίμοσιν ἐνήγιζον δι' αἰτίαν τοιαύτην. Λουκρητία γυνή τις Ῥωμαία περιττῶς εὐπρεπής τε καὶ σώφρων λέγεται βιασθῆναί ποτε ὑπὸ Ταρκυνίου. Geschichte der Lucretia; Aufstand des Volks, an dessen Spitze sich Brutus stellt und den König vertreibt. Brutus wird nach seinem Tode noch geehrt. ἐτιμήθη οὖν, ὡς ἐλέγομεν, παρὰ ταῖς Ῥωμαίων γυναιξὶν ὁ Βροῦτος μετὰ θάνατον δημοσίῳ πένθει οἷα ἔκδικος τῆς σωφροσύνης. καὶ βρούτας ἑαυτὰς ἠξίουν ὀνομάζεσθαι πρὸς τιμὴν Βρούτου.

Was über Sonderplätze in den Bädern erzählt wird, ist neu; etwas Ähnliches für Theaterbesucherinnen berichtet Sueton Augustus 44. Neu ist auch das Wort ματρωνίκια, wohl nach γυναικεῖον gebildet. Nach dem ausführlicheren Bericht (Nr. 6) könnte man auf einen dauernden, noch in spätrömischer Zeit bestehenden Kult der Manen des Brutus schließen. Aber alle unsere Nachrichten über das allgemeine Totenfest der Römer vom 13. bis 21 Februar wissen davon nichts (Marquardt-Wissowa, Röm. Staatsverwaltung III² 310 ff. Corpus inscr. lat. I² S. 309.) In seinem kürzeren Bericht (Nr. 5) stimmt Joh. Lydus auffällig überein mit Livius II 7,4: *morti* (des Brutus) *decus* ***publica*** *fuit* ***maestitia,*** *eo ante omnia insignis, quia* ***matronae*** *annum ut parentem eum luxerunt, quod tam acer* ***ultor violatae pudicitiae*** *fuisset.* Er hat also nur jene öffentliche Trauer unmittelbar nach dem Tode des ersten Konsuls im Sinne und es wäre vergeblich, in seiner Angabe eine spätrömische oder gar germanische allgemeine Totenfeier zu suchen. Den Ausdruck βρούτας, der an beiden Stellen in gleicher Weise erklärt wird, hat der Grieche schon in seiner römischen Quelle gefunden: er berichtet eben nur über römische Verhältnisse und bringt auch zahlreiche lateinische Wörter in lateinischer Form. Die Etymologie und die Übertragung des Wortes hinauf in die altrömische Zeit ist ganz nach dem Geschmack des 4.—5. Jahrhunderts. Ähnlich wird in de magistr. I 8 auch der Barbarenausdruck τούφας für ἰούβας in die Zeit des Tarquinius Priscus hinaufgerückt. Nach der Erklärung der 'züchtigen Frauen' mit ματρῶναι und οἰκοδέσποιναι und nach der Wendung τὰς σφῶν γυναῖκας kann hier das Wort βρούτας gar nicht mißverstanden werden; es muß, und zwar in der Form *bruta*, mindestens schon im 5. Jahrhundert allgemein gebräuchlich gewesen sein, wenn Joh. Lydus es als römischen Ausdruck schlechthin bezeichnen konnte. Das lateinische *matrona* bedeutet, ebenso wie *materfamilias*, in der Juristensprache des 3.–6. Jahrh., die hier am meisten beweist, das freie, der Pflicht der Ehrbarkeit unterworfene Weib (Ggs. *ministra, meretrix*), in rechtmäßiger Ehe verheiratet (Ggs. *concubina*) oder unverheiratet. Danach läßt sich ein Schluß ziehen auf die Stellung der germanischen Frauen im römischen Reiche.

7. Johannes Malalas aus Antiochia in Syrien, Zeitgenosse der Kaiser Justin I (518—527), Justinian I (527—565), Justin II (565—578), erzählt in seiner Weltchronik 7 (S. 177 Dindorf): Während der Regierung des Romulus ὁ στρατὸς αὐτοῦ ἐγένετο πολὺς ἐπείσακτος καὶ πλῆθος ἦν ἐν τῇ Ῥώμῃ τῶν ἀγρίων

ἀνθρώπων καὶ οὐκ ἦσαν πρὸς τὰ πλήθη τῶν ἀνδρῶν γυναῖκες. . . . οὐδεμία γὰρ ἠνείχετο τῶν γυναικῶν καταμῖξαι τοῖς στρατιώταις ὡς ἀγρίοις καὶ βαρβάροις. καὶ ἐξεφώνησε νόμον ὥστε λαμβάνειν τοὺς στρατιώτας πρὸς γάμον παρθένους ἃς ἐκάλεσε βρυτίδας. καὶ οὐδεὶς εἵλετο δοῦναι αὐτοῖς τὴν ἰδίαν θυγατέρα, ἀλλ' ἔλεγον ὅτι οὐκ ἔστιν αὐτοῖς καθ' ἑκάστην ἐλπὶς ζωῆς διὰ τοὺς πολέμους, ἀλλὰ πάντες τοῖς τῆς πόλεως ἐζεύγνυον τὰς ἑαυτῶν θυγατέρας. Romulus stellt auf Rat des Orakels ein großes Rennen an, κελεύσας μόνον γυναῖκας θεωρῆσαι τὸ ἱπποδρόμιον. Aus der ganzen Umgebung strömen die Schaulustigen herbei καὶ ἀνεπλήρωσαν τὸ ἱππικὸν γυναῖκες ὕπανδροι καὶ νεώτεραι παρθένοι. Darunter auch αἱ θυγατέρες τῶν λεγομένων Σαβίνων, γυναῖκες εὐπρεπεῖς. καὶ δοὺς ὁ Ῥῶμος μανδᾶτα λάθρᾳ γυναῖκα ὕπανδρον οὖσαν Ῥωμαίαν πολίτιδα μὴ θεωρῆσαι, κελεύσας καὶ ἰδίῳ στρατῷ ὥστε ὑπάνδρου γυναικὸς μὴ τολμῆσαι ἅψασθαι, ἀλλὰ τὰς παρθένους ἁρπάσαι καὶ τὰς μὴ ἐχούσας ἄνδρας καὶ μόνας . . . καὶ ἐκ τῶν βάθρων ἀνέσπασαν τὰς παρθένους γυναῖκας καὶ τὰς μὴ ἐχούσας ἄνδρας καὶ ἔλαβον ἑαυτοῖς γυναῖκας.

8. Die Osterchronik, abgefaßt im letzten Jahrzehnt des Kaisers Heraklios (610—641) giebt wörtlich dasselbe (Chronicon Paschale ed. Dindorf S. 210), genau nach Malalas, nur heißt es παρθένους, ἃς ἐκάλεσαν βρούτιδας.

Diese Darstellung ist sichtlich nach den Zeitverhältnissen des Verfassers gefärbt: er denkt sich Romulus Soldaten wie das aus Germanen bestehende Heer des spätrömischen Kaiserreichs; der gute Bürger verweigert seine Tochter dem Barbaren, dem Söldner. Romulus — gut christlich — will keine Ehe zerreißen und läßt nur Jungfrauen und Ledige rauben. παρθένους ἃς ἐκάλεσε βρούτιδας läßt hier nur die Bedeutung 'Jungfrau', 'unverheiratete Frau' zu, und wegen des Zusatzes πρὸς γάμον speziell 'Braut', 'junge Frau'. Die Form βρυτίδας kommt auf Rechnung der Abschreiber oder Herausgeber; die Osterchronik hat noch das richtige gelesen. Malalas hat die griechische Form gebraucht, das Wort selbst aber hat er — wie der Ausdruck ἃς ἐκάλεσαν zeigt — schon in seiner wohl römischen Quelle gefunden, die von der des Joh. Lydus (Nr. 6) nicht sehr verschieden gewesen sein wird.

9. In der noch ungedruckten Biographie des Bischofs Spyridon von Trimithus auf Cypern, die deren Verfasser, Theodoros, Bischof von Paphos, am Gedenktage des Heiligen am 12. Dezember 655 in der Kirche von Trimithus verlas, heißt es: ἐλθὼν δὲ ὁ Χριστοφόρος οὗτος ἀνὴρ ἀπὸ τῶν βασιλείων εὑρίσκει γυναῖκά τινα βρούτιδα ἱσταμένην καὶ δεχομένην τὴν τοῦ ἁγίου παρουσίαν . . . ἥτις βάρβαρος γυνή . . . Diese Biographie steht in einer Pariser Handschrift (cod. Parisin. gr. 1451) des ausgehenden 10. Jahrh., vgl. H. Usener in den Jahrbüchern für protest. Theologie 13,222. In der Bearbeitung jener Legende von Symeon Metaphrastes (2. Hälfte des 10. Jahrh.) findet sich das uns interessierende Wort nicht mehr. Es heißt da an der entsprechenden Stelle (Migne, Patr. Graec. 116, 414): ἐξιὼν γὰρ τῶν βασιλείων ὁ ἅγιος ἐπιξενοῦται τῶν φιλοχρίστων τινί, πρόσεισι δὲ αὐτῷ γυνὴ βάρβαρος καὶ γλώσσης Ἑλληνικῆς ἀμαθής, ἣ καὶ νεκρὸν ἑαυτῆς τὸ παιδίον ἐν χερσὶν φέρουσα u. s. w. Der Heilige erweckt das Kind zum Leben: geschehen zu Antiochia in Syrien unter Constantius I (337—361).

Auffallend betont wird, die Frau sei eine des Griechischen nicht mächtige Fremde gewesen. Ob eine Germanin, Frau eines germanischen Soldaten, der in Antiochia stand? Die Bedeutung ist deutlich 'junge Frau'.

10. In dem sogenannten Zonaras-Lexikon, dessen Abfassungszeit noch nicht festgestellt ist, steht (S. 406 ed. Tittmann): βρούτιδες· γυναῖκες οὕτω καλούμεναι. Das Verhältnis dieses Lexikons zu Suidas ist nicht völlig klar; wahrscheinlich aber ist diese Glosse, nur verkürzt, aus derselben unbekannten Quelle geschöpft wie die vollständigere des Suidas.

11. Suidas, der um die Mitte des 10. Jahrh. schrieb, bringt in seinem Lexikon (I, 1. 1048, 10 ed. Bernhardy) folgenden Artikel: βρούτιδες· γυναῖκες οὕτω καλούμεναι οἱονεὶ Σίβυλλαι καὶ προφήτιδες. πάσας δὲ τὰς ἐνθουσιώσας

Σιβύλλας ἐκάλουν. Zur Aufhellung dieses Artikels trägt die Erklärung des Wortes 'Sibylle' bei demselben Suidas (II, 2. 742, 13 B.) nicht viel bei: ὅτι Σίβυλλα Ῥωμαϊκὴ λέξις ἐστὶν ἑρμηνευομένη προφῆτις ἤγουν μάντις. ὅθεν ἑνὶ ὀνόματι αἱ θήλειαι μάντιδες ὠνομάσθησαν. Eine bloß grammatische Erklärung, daß in βρούτιδες eine Femininbildung und Femininbedeutung vorliegt, wäre schwerlich mit Beispielen ausgestattet worden, vor allem nicht mit zwei Beispielen verschiedener Bildung, aber gleicher Bedeutung. Es kann sich nur um eine Sacherklärung handeln: βρούτιδες = 'Seherinnen', 'weissagende Frauen'. Woher Suidas diesen Artikel entnahm, wissen wir nicht: vielleicht aus einem kirchlichen Werke, das mit über Religionswesen auch der Germanen handelte. Bei Klemens Alexandrinus († um 218) stromat. I 72 sind ja auch die aus Wasserwirbeln weissagenden Frauen der Germanen (fast wörtlich nach Plutarch Caes. 19) — εἰσὶ δὲ καὶ παρὰ Γερμανοῖς αἱ ἱεραὶ καλούμεναι γυναῖκες — neben den Druiden der Kelten, den Sibyllen der Römer u. a. erwähnt. Ulfilas Luc. 2,36 giebt προφῆτις mit *praúfêteis* wieder. Daß aber βρούτιδες 'Frauen' schlechthin als 'Seherinnen' erklärt werden, kann nicht auffallen nach den Berichten von Strabo VII 2, 3; und besonders Caesar b. G. I 50, 4 *apud Germanos ea consuetudo erat, ut matres familiae eorum sortibus et uaticinationibus declararent,* ob zu kämpfen sei; Tacitus hist. IV 61 über Veleda: *uetere apud Germanos more quo plerasque feminarum fatidicas et augescente superstitione arbitrantur deas.* Germ. 8.

Unsicheres. Aurelius Victor sagt über die Gotenkämpfe des Jahres 251, in denen der Kaiser Decius und sein Sohn fielen, in der 360 verfaßten Kaisergeschichte 29,4: *Decii barbaros trans Danubium persectantes bruti fraude cecidere.* Von einem 'Brutus' (so bei Pauly-Wissowa III 916) wird in dieser Zeit sonst nicht berichtet. Als Adjektiv, zu *persectantes,* läßt sich *bruti* schon der Stellung wegen nicht nehmen; ebensowenig als Genitiv mit der Bedeutung 'Tier' (frz. brute, ital. bruto) nach der Angabe bei Ammianus Marc. 31, 13, 13, *Caesarem accepimus Decium dimicantem cum barbaris acriter* ***equi lapsu*** *prostratum, quem feruentem retinere non ualuit, abiectumque in paludem nec emergere potuisse nec inueniri* wegen des Singulars. Andere Quellen lassen den Kaiser bei einem Orte Abrytus fallen (Pauly-Wissowa I 116). Nach Zosimus I 23 wurde der Kaiser durch Verrat seines Feldherrn Gallus, des nachmaligen Kaisers, der mit den Goten verhandelte, in einen Sumpf gelockt. Aus all dem wird die Wendung *bruti fraude* nicht erklärt. Es lockt, an *brutis fr.* oder *brutae fr.* zu denken, etwa in der Richtung, welche die Nachricht über Kaiser Vitellius und seine germanische Wahrsagerin weist bei Sueton Vitellius 14: *uaticinante Chatta muliere, cui uelut oraculo acquiescebat,* oder diejenige über Drusus, Alexander Seuerus u. a. (J. Grimm, d. Myth. I⁴ 334). Freilich findet sich dafür, daß bei Aurelius Victor hier das germanische Wort, der früheste litterarische Beleg, zu suchen sei, in keiner der übrigen Quellen ein sicherer Anhalt und die Form *bruti* wird von den beiden freilich sehr jungen Hss. (15. Jahrh.) einhellig überliefert.

Hesych (5. Jahrh. n. Chr.) giebt zwischen den Reihen βρυκ — und βρυλ — die Glosse: βρυδαλίχα· πρόσωπον γυναικεῖον παρὰ τὸ γελοῖον καὶ αἰσχρὸν ὀρρτίθεται, ὀρίνθω, τὴν ὀρχίστραν καὶ γυναίκ . . . ἱμάτια ἐνδέδυται. ὅθεν καὶ τὰς μαχρὰς βρυδαλίχας καλοῦσι Λάκωνες, und gleich darauf: βρυλλοχισταὶ· οἱ αἰσχρὰ προσωπεῖα περιτιθέμενοι γυναικεῖα καὶ ὕμνους ᾄδοντες. Reisch bei Pauly-Wissowa III 916 ist geneigt, dies ebenso wie die weiteren Hesychglossen βρυαλίκται· πολεμικοὶ ὀρχησταὶ u. s. w. und βυλλίχαι· χοροί τινες ὀρχηστῶν παρὰ Λάκωσι auf den von Pollux (2. Jahrh. n. Chr.) 4, 104 erwähnten lakonischen Tanz zu beziehen: βρυάλιχα, τὸ μὲν εὕρημα Βρυαλίχου· προσωρχοῦντο δὲ γυναῖκες Ἀρτέμιδι καὶ Ἀπόλλωνι. Indes weisen diese letzten Zeugnisse trotz der Formenähnlichkeit doch auf eine Sache von ernsterem Charakter als die beiden zuerst angeführten Glossen. In der ersten ist unter μαχρὰς sicher μάχλας zu verstehen; die vorangehenden Worte, in denen man sogar ein Rhinthonfragment sucht, sind noch nicht befriedigend hergestellt. Mir scheint die Spitze

der ganzen Notiz darin zu liegen, daß die Frauenmaske von einem Manne getragen wurde; ich vermute daher ἄρρην· τίθεται ὀρινὸν τὴν ὀρχήστραν καὶ γυναικεῖα ἱμάτια ἑ. Sollte der Name dieser Frauenmaske, βρυδαλίχα, ein germanisches Wort sein? vgl. gotisch *manleika* 'Bild'. Es müßte dann schon sehr früh auf germanische Gefangene angewendet worden sein. Die Form βρυδαλίχα ist freilich nur hier, wenn auch zweimal, überliefert und zwar gegen die alphabetische Reihenfolge; diese verlangt vielmehr eine Form wie das folgende zweifellos dazu gehörige βρυλλοχισταί. Zu einem sicheren Urteil wird man vorläufig nicht gelangen.

Geschichte des Worts. Auf Grund der Inschriften nimmt Domaszewski an, daß das Wort durch die Soldatensprache ins Lateinische eingedrungen sei. Er weist darauf hin, daß „in eben jener Gegend, wo die Inschriften (Nr. 1. 3) gefunden worden sind, die Gothen durch Kaiser Claudius ihre vernichtenden Niederlagen erlitten". Über das Los der Kriegsgefangenen berichtet Zosimus 1, 46: ὅσοι δὲ διεσώθησαν ἢ τάγμασιν Ῥωμαίων συνηριθμήσαν ἢ γῆν λαβόντες εἰς γεωργίαν ταύτῃ προσεκαρτέρησαν und Trebellius Pollio, Claudius 9, 4: *impletae barbaris seruis Scythicisque cultoribus Romanae prouinciae. factus limitis barbari colonus e Gotho. nec ulla fuit regio, quae Gothum seruum triumphali quodam seruitio non haberet.* Alle 3 Inschriften sind an der Nordostgrenze des römischen Reichs, Nr. 2 in einem ursprünglich keltischen, ganz romanisierten Lande gefunden und stammen von der Wende des 3. und 4. Jahrhunderts: Ort und Zeit treffen genau auf die Gotenkämpfe zu, von Goten wird das Wort übernommen sein. Es ist nicht notwendig, an andere germanische Stämme zu denken, die im römischen Heere des 4. Jahrhunderts zahlreich vertreten waren.

In dem folgenden Jahrhundert muß das Wort schon Bürgerrecht gewonnen haben, weil es seit dem 6. Jahrhundert in Nr. 7. 8 als römisches Wort bezeichnet wird. Allerdings tritt hier der Ursprung, die Beziehung auf Soldaten, noch deutlich zu Tage, wie ja auch Nr. 1. 3 Soldateninschriften sind. Aber schon in Nr. 5. 6 wird es als allgemein römisch bezeichnet. Ebenso giebt Nr. 9 es als gangbares Wort im Osten, auf Cypern, im 7. Jahrhundert. Dagegen in der Bearbeitung des 10. Jahrhunderts ist es verschwunden. Aus den etwas älteren Zeugnissen Nr. 10. 11 ist kein Beweis für den Gebrauch im oströmischen Reich nach dem 9. Jahrhundert zu entnehmen, ebensowenig wie aus Nr. 4 für das weströmische Gebiet, weil solche Lexika ja sehr viel älteres Sprachgut erklären. Man kann nur schließen, daß im 10. Jahrhundert das Wort im Griechischen nicht mehr allgemein gebräuchlich war: die Germanen im Reiche waren gräcisiert, bis auf die gotischen Kolonien.

Die Form. Überliefert sind folgende Formen: Nom. Sg. *brutes* (1), Dat. Sg. *bruti* (2. 3). — Nom. Sg. *bruta* (4), Acc. Pl. βρούτας (5. 6). — Acc. Sg. βρούτιδα (9), Nom. Pl. βρούτιδες (10. 11), Acc. Pl. βρούτιδας (7. 8). Als Nominativ ist βρουτις und **brutis* anzusetzen. Denn *brutes* (1) hat nach vulgärer Schreibweise *e* für *i* in unbetonter Silbe wie inschriftlich *omines locus* = *omnis locus*, *Neptes*, *cives* (Schuchardt II 43. III 179). Im Lateinischen ist die Flexion nach den

i-Stämmen regelmäßig weiter gebildet, während das Griechische nach der zahlreichen und sich immer weiter ausbreitenden Gruppe (Hatzidakis, Einleitung 386) der Wörter auf ις — ιδος wie πολίτιδες oben (7. 8) προφήτιδες μάντιδες (oben 11) weiter flektierte. Dieser älteren, zuerst für das 3. Jahrhundert (1. 2) belegten Form trat im Lateinischen schon früh — vor Johannes Lydus (5. 6) — die Form *bruta* nach der 1. Dekl. zur Seite. *Brutis* und *neptis* (mit *abneptis, leptis*) waren die einzigen Verwandtschaftsnamen auf *-is;* sie erlagen der Übermacht derer auf *-a* (*femina marita socia sponsa focaria concubina filia filiastra fratria fratrissa nouerca matertera matrastra auia amita* u. a.) und *bruta* ist zu beurteilen wie *nepta, neptia* (Gröber im Archiv f. lat. Lex. IV 131. VI 395) und *nura* statt *nurus.*

Das Wort, seit dem 3. Jahrhundert nachweisbar, ist schwerlich früher als im 3. Jahrhundert von den über die untere Donau ins Reich eindringenden Goten übernommen worden. Man wird daher in *brutis* nicht die urgermanische Form **brudiz* suchen: der Themavokal der *i*-Deklination, der bei Ulfilas im Nominativ schon fehlt, braucht nicht ein Jahrhundert früher noch vorhanden gewesen zu sein. Sonst müßte man *βρουδις **brudis* erwarten. Die auffällige Tenuis gerade im Inlaut zwischen zwei Vokalen für den interdentalen Spiranten weist den Weg: sie erscheint in allen Zeugnissen ohne Schwanken, trotz der verschiedenen Fundstellen, kann also nicht wohl auf nachlässiger Umschreibung beruhen. Die Entlehnung ging vom Nominativ *bruþs* aus. Dem Römer und Griechen gelang es nicht, die beiden Spiranten ohne Zwischenvokal — naturgemäß *i* — auszusprechen. Der dentalen tonlosen Spirans des Gotischen lag die Tenuis und gerade *t* + *i* der Römer und Griechen am allernächsten. Bereits vom Jahre 140 liegt ein inschriftliches Zeugnis vor, vom 4. Jahrhundert an ausführliche Grammatikerangaben für die Assibilirung des *ti* vor Vokal. Aber Consentius (V 395, 6 Keil) berichtet auch von der Aussprache *optzimus* für *optimus,* also vor Konsonanten. Ob diese Aussprache den Griechen, wie er angiebt, allein eigen war, läßt sich sehr bezweifeln. Ähnliches im Neugriech.: Thumb, Handbuch § 16, 2. 34, 1. Im Romanischen ist *þ* der germanischen Wörter regelmäßig durch *t* vertreten: E. Mackel, die germanischen Elemente S. 164 ff.

Die Bedeutung. In der direkten Überlieferung hat das Wort folgende Bedeutungen:

1) Verlobte: nhd. in der Schriftsprache ausschließlich, mhd. *brût,* ahd. *brût,* ags. *brýd,* an. *brúdr;* im Got. *brûþfaþs* 'Brautherr', 'Bräutigam'.

2) Neuvermählte, junge Frau: nhd. selten in Mundarten, mhd.; engl. *bride.*

3) Schwiegertochter: got. *brûþs* (Math. 10, 35); als Lehnwort aus anfrk. *brûd* in afrz. *bru,* nfrz. *bru;* rätoromanisch *brüt* aus dem Alemannischen (s. Tappolet, die roman. Verwandtschaftsnamen 1895 S. 130).

Aus den oben angeführten Stellen der indirekten Überlieferung ergab sich als Bedeutung: Schwiegertochter in 1—4; junge Frau in 5—6 (7—8), dasselbe wohl 7—8. Ohne Beziehung auf ein verwandtschaftliches Verhältnis: junge Frau (mit Kind) in 9; weissagende Frauen (*matres familiae* bei Caesar) in 10—11. Es mag Zufall sein, daß in diesen lateinischen und griechischen Zeugnissen die Bedeutung 'Verlobte' so sehr zurücktritt. Bemerkenswert aber ist die Häufigkeit der Belege für 'Schwiegertochter', 'junge Frau' und im allgemeinen 'Frau' ohne Verwandtschaftsbezeichnung. Aus diesen Belegen, die zum Teil über ein Jahrhundert älter sind als die ältesten direkten Belege bei Ulfilas, ergeben sich zwar dieselben Bedeutungen schon sämtlich, aber das Schwergewicht liegt merklich auf der im Nhd. schon fast verschwundenen Bedeutung 'junge Frau'. Das erleichtert die Gleichung mit lateinischem *Frutis* und macht die von Leo Meyer aufgestellte Verwandtschaft mit altindischem *bhrūna* wahrscheinlicher.

Der Übergang der Bedeutungen ist so leicht — wegen er engen zeitlichen Grenze für 'Verlobte' 'junge Frau', und der engen begrifflichen Grenze bei der Benennung in der Familie durch den Mann oder seine Eltern als 'junge Frau' 'Schwiegertochter' —, daß ähnliche Erscheinungen in andern Sprachen nicht selten sind. Griechisch νυμφή 'Verlobte, junge Frau, Schwiegertochter'. Hebr. *Kallāh* 'Schwiegertochter, Braut'. Lateinisch *nurus* 'Schwiegertochter' bei den römischen Dichtern seit Ovid auch 'junge Frau' (Haupt, index lect. Berol. 1868 S. 8). Umgekehrt: Litauisch *martì* 'junge Frau' heißt auch 'Schwiegertochter' und dasselbe Wort im Preußischen auch 'Braut'. Dagegen ist im Neuslavischen *nevjesta* 'Verlobte' nicht nur auch 'Schwiegertochter', sondern jedes erwachsene Mädchen', jede 'junge Frau'. Vgl. B. Delbrück, die idg. Verwandtschaftsnamen (1889) S. 526—532 und Ernst Tappolet, die romanischen Verwandtschaftsnamen (1895) S. 130.

Bei der engen Berührung des Sinnes tritt also leicht Verschiebung und Übertragung der Bedeutung ein. Das germanische Wort hat ursprünglich sicher nicht 'Schwiegertochter' bedeutet, weil die gemeinidg. Bezeichnung dafür in den germanischen Sprachen vorhanden und als 'Schnur' noch lebendig ist. Wenn gotisch **snuzô* nicht zufällig fehlt, sondern verloren ging und nun durch *brûþs* mit ersetzt wurde, ließe sich daraus sogar ein weiterer Beweis für die gotische Herkunft des lateinischen und griechischen Lehnworts entnehmen.

Diez (Etymol. Wbch. II) bemerkt, *bru* 'Schwiegertochter' sei das einzige deutsche Verwandtschaftswort, das in einer romanischen Schriftsprache Platz gefunden habe. Es ist auffällig, daß dieses selbe Wort auch ins Griechische und Lateinische eingedrungen ist, obwohl diese Sprachen an νυμφή, *nurus, noua nupta, sponsa* u. a. doch genug Bezeichnungen hatten. Es scheint also in dem germanischen Worte noch ein Begriff gelegen zu haben, dem zu Liebe die Urheber — doch Germanen — der lateinisch geschriebenen Inschriften (1—3) am heimischen Ausdrucke festhielten und Griechen wie Römer das Fremdwort aufnahmen und gebrauchten, so lange in ihrer Kultur noch germanische Beziehungen fortwirkten.

Totto in theodisca lingua.

Von

G. Goetz.

Für eine alte Interjektion totto giebt es zwei Zeugnisse. Das jüngere besitzt insofern ein besonderes Interesse, als damit die Frage nach dem Alter von theodiscus im Zusammenhange steht. Es steht bei Smaragdus (vgl. Hagen, Anecdota Helvet. p. CCXLVI): admirantis ut papa; sic enim legitur: papa, uiuere non licet et fornicare libet! nam admirantis multis modis fiunt interiectiones. prohibentis, ut tuto; sic enim infantibus comminatur. nam et in Teodisca lingua illud 'totto' prohibentis habet intellectum. Das ältere Zeugnis für dieses totto bietet Julianus von Toledo (Grammatici Latini V 320): quia aut laetitiam significamus ut euax, quod est interiectio gaudentis; aut dolorem ut heu, id est interiectio lugentis; aut admirationem ut papae, sicut quidam (nämlich Hieronymus I 1, 941 ed. Vallarsi; vgl. Corp. Glossar. Lat. V 230[2]) scribit: 'papae, uiuere non licet et fornicari libet; aut metum sicut atat, sicut solitum est paruulo dici 'totto', quando prohibetur comedere terram usw. Etwas abweichend überliefert diese Stelle die Berner Handschrift (Hagen, Anecdota Helvet. p. CCVIII), die öfter in freier Weise abweicht.

Daß beide Stellen in enger Beziehung zu einander stehen, sieht man auf den ersten Blick.

Über die Bedeutung von totto berichten beide dasselbe, wenn auch mit andern Worten; das Hieronymuscitat findet sich bei beiden in gleicher Weise. Während aber Smaragdus hinzufügt, daß das Wort der deutschen Sprache angehöre, fehlt diese Angabe bei Julian; und während Julian die Worte ut atat aus Donat IV p. 366 richtig festhält, sodaß der ganze Zusatz sicut solitum .... terram sprachlich und logisch in der Luft schwebt, ist bei Smaragdus ut atat durch totto ersetzt, sodaß alles in schönster Ordnung ist. Wäre nun des Rätsels Lösung in der Annahme Hagens zu finden, daß bei Julian eine Lücke anzunehmen sei ('nam .. apud Iulianum ... post attat nonnulla intercidisse videntur, quae apud Smaragdum integra adesse vides'), so wäre Julian zugleich der älteste Zeuge für theodiscus (Julian war 680—690 Bischof). Der seither als der älteste geltende Beleg ist nach Schrader ('vom neuen Reich' S. 10; vgl. A. Dove 'Abh. der bayr. Ak. der W.' 1893 S. 213 f.) vom Jahre 786. Auch

nach F. Cramer (Arch. für lat. Lex. V S. 141 f.) fällt das erste, sicher datierbare Auftreten dieses Wortes in die letzte Zeit Karls des Großen. Denn der Beleg bei Serv. Danielis zu Aen. VII 741 kann schwerlich als Gegengrund angeführt werden, wie Cramer mit Recht hervorhebt. Ich fürchte jedoch, daß der oben erwähnte neue — scheinbar ältere — Beleg bei genauerer Betrachtung ebenfalls zusammenfällt.

Daß der Text bei Julianus nicht intakt ist, wird man Hagen ohne Bedenken zugestehen müssen. Aber einen Einschub derart, wie ihn Hagen befürwortet, verträgt er nicht. Es liegen einfach zwei Fassungen vor, die eine, die mit Donat zusammenstimmt (ut attat): in der andern ist das Donatsche attat durch totto ersetzt. Neben einander haben diese beiden Fassungen keinen Platz, wie der Zusammenhang leicht erkennen läßt. Da nun aber die Fassung Donats, die doch von Julianus kommentiert wird, nicht unecht sein kann, so muß totto anderswoher stammen; vermutlich stammt es samt der Hieronymusstelle aus Smaragdus oder aus dessen Quelle. Die Einschaltung muß schon früh erfolgt sein, da sie in sämtlichen bekannten Julianhandschriften vorliegt. Über das Jahr 800 brauchen wir aber nicht zurückzugehen. Mithin ist aus dieser Stelle für das Alter des Wortes theodiscus nichts Neues zu gewinnen. Über das Wort totto überlasse ich anderen die Entscheidung.

Mhd. oder zur Einleitung von Nebensätzen.

Von

Herm. Paul.

In Lexers Mhd. Handwörterbuch sind eine Anzahl von Stellen aufgeführt, wo Sätze, die mit oder eingeleitet sind, abhängig sind und daher dem zugehörigen Satze vorangestellt werden können, vgl. oder uns hânt diu buoch gelogen, sô wart dâ diu schoenest hôhgezît (Lanzelet) = „es sei denn, daß uns die Bücher gelogen haben, so gab es da das schönste Fest“. Die betreffenden Sätze haben also die gleiche Funktion wie die so häufigen Konjunktivsätze, die mit en- eingeleitet sind, vgl. meine Mhd. Gramm. § 338. Deutlicher noch als in dem angeführten Falle ist die Berührung zwischen beiden Konstruktionen, wenn der Konj. steht, vgl. oder ez waere gar ein nidaere, sô truog im dâ niemen haz (Erec 1269). Dann ist die Unterordnung auch bei Nachstellung deutlich, wofür Lexer kein Beispiel anführt, vgl. er hæht dich an die zinne, oder du gebest im dîn kint Ornit A 374, 4. Belege aus späterer Zeit und den heutigen Mundarten (immer nach negativen Sätzen) im Schweizerischen Idiotikon I, 97. Vgl. auch DWb. 7, 1151. Diese nachgestellten Sätze mit oder können nun auch den

Mhd. Gramm. § 339 besprochenen Konjunktivsätzen mit en- entsprechen, wo wir im Nhd. „daß nicht“, „ohne daß“, „ohne zu“ oder einen Relativsatz verwenden. Beispiele aus Dietrichs Flucht: ir gesâht in nie so gerne, oder iuch sehe der von Berne gerner 4886. ez wart nie helm sô guote, oder er spielte sich von den slegen 9410. der kom nie deheiner dan, oder si lægen alle dâ tôt 9682. und kômen die niht alle dan, oder ir wurde noch vil erslagen 9735. Vgl. ferner ich wil deheinen füeren, oder er habe sturmgewant Ortnit A 45, 2. sô ist niemen oder er weste, daz her Andrè von Este was ein gar arm man Ottokars Reimchronik 79 348.

Die Anwendung von oder synonym mit en- und dem Konj. geht aber noch weiter. Sie findet sich auch, wo im Lat. quin steht (vgl. Mhd. Gramm. § 340). Nicht wenige Beispiele dafür bietet Dietrichs Flucht: niht lenger ich daz mîde, oder ich welle iuch wizzen lân 688. ir sult daz niht lân, oder ir teilet iuwer lant under iuweriu kint 2424. daz er nimmer wolde ûf gehân, oder im wurde Berne undertân 2883. diu sulen iuch des niht erlân, oder ir nemet eine konen 7520. zi wil des niht rât hân, oder ich grîfe dar an 7581. daz daz nimmer wurde verlân, oder si wurden dâ bestân von den recken 8273. ez enkunde nieman verlân, oder er beweinte dise nôt 8424. In der von dem gleichen Verfasser herrührenden Rabenschlacht habe ich nur ein Beispiel gefunden: nu hân ich niht vergezzen, oder ich habe in genant 555, 1. Vgl. außerdem sît ir niht welt erwinden (Hs. empern), oder ez geschehe Wolfdietrich A 57, 3.

Ich denke, daß sich die Beispiele werden vermehren lassen, sobald einmal die Aufmerksamkeit darauf gerichtet ist.

Galante Redensarten.

Von

Erich Schmidt.

Die kleine Sammlung war längst vereinigt und auch schon für das 2. Heft dieser Zeitschrift angekündigt, als Floßmanns lehrreiche Leipziger Dissertation über Picander-Henrici (1899) mir zuging, wo man S. 110 f. zu der Scene des „Akademischen Schlendrians" Hinweise auf Menantes, den Patrioten, die Vernünftigen Tadlerinnen findet. Trotzdem glaub' ich die Lese nicht zurückhalten zu sollen, da sie den vollen Wortlaut der betreffenden Stellen und mehr bietet und weil diese z. T. noch heute gebräuchlichen Wendungen für die Umgangssprache, auch in niedriger realistischer Dichtung, interessant sind. Das „Complementierbüchlein ... Vermehret, Dabey ein Anhang Etlicher alamodischer Damen Sprichwörter und itzt üblichen Reyhme" Hamburg 1660 und früher, wohl von Greflinger (vgl. Oettingen S. 34), auf das ich durch die Proben im Weimarischen Jahrbuch 1, 326 aufmerksam geworden bin, enthält unter seinen 219 Nummern schon mehrere der unten verzeichneten: 49. „Er ist verschmitzt wie eine Fuhrmans-Peitsche", 68. „Macht euch doch frey grün, daß euch die Ziegen abfressen", 74. „Ich dachte was mich bisse" (Günther, 6. A. 1764 Anhang S. 42). Dies artige Register ist ohne Quellenangabe mit sehr geringen Abweichungen großenteils in dem zweiten Anhang 136 Nrn.) von B. Krügers „Der werkliche Hanns Clauert ... Ist recht neu gedruckt" (18. Jahrhundert; Kgl. Bibliothek Yt 7421) wiederholt, worauf mich ebenfalls das Weimar. Jahrbuch 3, 227 hinwies.

An erster Stelle geb' ich die einschlägigen Verse der bekanntlich nicht von Joachim Rachel verfaßten, doch seinen „Satyren" als vorletzte, neunte, angehängten „Jungfern Anatomie" (Bremer Ausg. 1700 S. 152; die späteren Drucke „Freyburg im Hopfensack" haben ein paar störende Fehler):

> Sie können so verschmitzt die Wort auff Schrauben setzen,
> Daß, wer es höret an, sich drüber kan ergetzen:
> Sie sind belesen wohl in ihrem Amadis,
> Sie sind in solcher Kunst vollkommen und gewiß.
> Viel tausend und noch mehr Sprichwörter kan man hören;
> Man muß sich aber nicht im minsten daran kehren,
> Greifft man sie etwan an: Er mache sich nicht grün,

(Sagt sie) sonst möchten ihn die Ziegen zu sich ziehn.
Und viel Sprichwörter mehr: Ich dachte was mich bisse?
Das Mädgen ist zu jung. Der Herr iss't gerne Nüsse.
Er warte biß er geht. Ach meine Mutter schilt.
Je gar zu lieber Gott. Der Herr ist gar zu wild.
Der Herr ißt gerne Fleisch. Fürwahr er ist geschossen.
Der Herr ist wunderlich. Ins Bette mit den Possen,
Ich muß mich waschen erst. Ich bin der Sach ein Kind.
Je Klötzgen, daß sich ja der Handel nicht erspinnt!
Je und doch. Ich versteh, der Herr ißt gerne Schoten.
Verlangt dem Herren auch nach seinem Fackelboten?
Magd wie viel schlug es jetzt? Fürwar ich werde böß.
Der Herr ist trefflich kühn, gleich wie das Fleisch von Katzen,
Das selbsten kreucht in Topff. Der Herr kan ziemlich schwatzen.
Der Herr sey doch bedeckt. Er senge wieder her,
Mir ist es hertzlich leid, wenns gleich noch sehrer wär.
Je Vettergen mein Ding! Es dürfft dem Herren schmecken.
Der Herr gefällt mir wohl. Er laß die Nadel stecken.
Dem Herrn beliebt es nur also zu reden hier.
Ey Dale Dile Dal, der schencket itzund Bier.
Und was der Schosen mehr.

Menantes, Satyrischer Roman 2. Aufl. 1719 S. 59 f. sagt über „das Frauenzimmer in Lindenfeld" (Leipzig):

„Ihre gantze Galanterie bestund in poßierlichen Sprüchwörtern, gezwungenen und zuweilen höhnischen Minen, unzeitigen Complimentiren, keinem scharfsinnigen Schertze, und einem Wesen, das durchaus mehr Coqueten- als Tugendhafft war: denn wenn es das geringste gab, oder einer von den Studenten, darunter ein paar artige und sehr geschickte Leute, einen galanten Schertz anbrachte, waren sie alsofort mit ihren gewöhnlichen Sprüchwörtern fertig:

Ich dachte, was mich bisse; Meinen Sie es so? Je Vettergen mein Ding; Ist es möglich? Lieszgen merckstu was? Der Herr mache sich nicht zu grüne, sonst fressen ihn die Ziegen; wie viel auf ein Loth? Der Herr ist so verschmitzt, wie eine Fuhrmannspeitsche; Fiecgen, er will einmahl; Ich habe meinen Affen heute Zucker gegeben, welches letztere ein Fräulein am Salaugustischen [Weißenfelser] Hofe soll aufgebracht und gesagt haben, wenn sie lustig gewesen".

Wiederholt (dazu „er ist recht aufgeräumt rc. Je der Geyer! daß du mir nicht wegkömmst rc. Daß du mir nicht gestohlen wirst") im „Recueil von allerhand Collectaneis und Historien" II (1729) Nr. 17; XXV Nr. 97 das Gedicht „Des Frauenzimmers Sprichwörter", s. u.

Die vernünftigen Tadlerinnen 1 (1725), 180 f.:

In dem siebenden Stücke des Patrioten [Hamburg, 17. Febr. 1724] habe ich gefunden, daß derselbe eine Nachricht von einer Gesellschaft des Hamburgischen Frauenzimmers gegeben, die sich die Gesellschaft von schönen Wetter genennet. Untern andern Gesetzen steht auch dieses, im Absehen auf die Sprüchwörter, deren sie sich bedienen wollen: Von den Leipzigern sind bishero folgende angenommen: Ich dachte was mich biße. Ey ja warum das nicht? Zerreiß er sich nicht die Krause. Ich habe meinem Affen heute Zucker gegeben. Das wäre mir eben recht. Er dörfte wohl in der Wäsche bleiben. Seht wie sich der Herr da zieret. Je, he taugt jo mit samt dem heele nischt. Diese Probe von den unter uns gewöhnlichen Sprüchwörtern trift in der That noch itzo ein, und weil die Patriotischen Schriften von wenigem Frauenzimmer gelesen werden: so gehen sie noch biß diese Stunde

im Schwange. Ich habe aber angemercket, daß ausser oberwehnten Redensarten noch viele andre bey uns gebräuchlich sind. Überhaupt ist zwar unser Frauenzimmer von dem Naturelle nicht, als die Hamburgerinnen. Da diese sich halbe Stunden in Gesellschaften einander ansehen sollen, ohne ein Wort zu reden: so ist hie am Schwatzen kein Mangel . . . Da könnt ihr nun leicht dencken, daß die meisten Verbindungs-Formeln ihrer Gespräche, solche artige Sprichwörterchen seyn müssen, als obgemeldte und folgende, die ich zur Zugabe hersetzen will: Ist das nicht ein Gethale? daß du mir nicht davon läufst? Er kann sich abführen! to to! hat sich wohl! Ey ich dachte gar! Mir hans lange satt! Ich mache mir nischt daraus! Ey nu ja! Ich schreibe Euch dieses, geehrte Tadlerinnen, in der Absicht, daß ihr es in einem von euren Blättern kund thun, und zugleich unserm Frauenzimmer, welches sich sonst den Ruhm der Geschicklichkeit nicht will absprechen lassen, vorstellen mögt, wie schlecht es stehe: wenn sie durch dergleichen Sprüchwörter sich ihren Mägden gleichmachen.

Picander, Teutsche Schau-Spiele 1726, Die Weiber-Probe 1, 7 S. 20 f. Harlequin notirt sich Redensarten Ließgens; sie begehrt die Schreibtafel zu sehen. Er sagt:

Mit einem Worte ich bin ein Liebhaber von ihren schönen Leib- und Sprich-Wörtern, und weil ich mir schon von andern dergleichen mehr gesammlet, so habe die ihrigen mit darzu geschrieben:

Ließgen: Lassen sie mich doch lesen. (sie lieset.)

O! wie dumm! Ey sagen sie davon nicht? Garstig läßt dich grüßen; Ich bin von frommen Eltern. Wer macht mich wieder gut? Siehstu wie es heist! Wer wolte nicht! Zöthgen! Es ist mir, als wenn ich möchte. Hängt er mir da raus? Was wächst mir denn da? O! wie stichts! au weh! meine Seite! halt mich. Seid ihr da zurißen? Man redt nicht gerne davon. Horch, wies warm rein geht. Das ist mir zu hoch gegeben, kan ich es nicht niedriger haben? Nein! sagt doch recht. Das Ding müssen sie mir von forne erzehlen. Lacht ihn aus, und schickt ihn heim. Je hört ihr denn noch nicht? daß ich mich nicht brechen kan. Machen sie sich keine Mühe; sie wird ihnen nicht bezahlt. Daß ich nicht lachen kan? Führt euch ab, eh die Wache kömmt. Zerreiß er sich die Krause nicht; daß du mir nicht weg kömst; Gebt ihm doch einen Mandel-Kern, daß er freundlich wird. Ey! hat sich wohl. Nicht doch? Sie sagens nur nicht recht. Sagt ichs doch.

Ich kan sie versichern, daß viel ansehnliches Frauenzimmer uns dergleichen abzuborgen pflegt. Lassen sie nicht artig? Was ist wohl artigers als eine Junge-Magd?

Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesener und bißher ungedruckter Gedichte vierdter theil, 1725, S. 338 ff. „Des Frauenzimmers Sprichwörter“:

1. Ich wüste nicht warüm? Was macht er doch für händel? Er ist mir wol recht schlimm. Er geh mit dem getändel. So spät als möglich ist. Was heißen doch die possen? Er macht mich recht verdrossen. Ich glaub er ist geschossen. Er ist voll lauter list.

2. Mit seinem teuffels-spiel, Will er ein närrchen haben? Er macht des dings zu viel, Ich müste mich wol laben! Er ißt wol haber-stroh, Was soll der kuh muscaten? Ey nicht doch, meynt er's so? Man wird ihm etwas braten, Er geh und laß sich rathen, Fürwahr er gehe joh.

3. Das kam vortrefflich schön! Was soll's nun aber heißen? Nun läst er mich nicht gehen, Ich werd ihn müssen schmeißen, Bey meiner seel'! ich schrey, Nicht doch, wenns jemand sehe, Ich steck ihn, meiner treu! Er geh ja seiner wege, Nu doch, er kriegt mir schläge, Je daß mirs Gott verzeih.

4. Er fällt flugs gar ins haus, Ich dachte was mich bisse, Mein seel' es wird nichts draus, Hat er nicht ein geküsse! Ach nein! er stech sich nicht, Nu, nu das ist verbothen, Er ist gantz falsch bericht, Nun bäckt er wieder zoten. Hat er nicht lose pfoten, Fürwahr itzt kan ich nicht.

5. Was soll's nun wieder seyn? Ach ja, es ist nicht ohne, Ist das nicht eine pein, Er thut mirs nur zum hohne, Ich spreche, daß er träumt. Was heist denn nun das leben? Ich hätt es nicht gemeynt, Er steche nicht darneben, Je flugs, das meynt ich eben, Er hätt' es bald versäumt.

5. Ja warum wolt er nicht? Nicht doch, man solls kaum dencken, Wie er mich zugericht! Er ist gut zu verschencken, Ja grosse noth um ihn, Er denckt, er ist zu hause, Er macht sich gar zu kühn, Er knittert seine krause, Er ist nicht bey dem schmause, Er darff sich nicht bemühn.

7. Ach geht, ihr rabenaas, Ich kann euch nicht mehr sehen, Ach geht nur eure straß. Nun wollt ihr mirs verdrehen. Er frage wieder her. Wo hat er das gelesen? Warum nicht gar die quer? Er geh, er kriegt den besen, Mit dem verfluchten wesen, Was heist denn das gescher?

8. Er seh mich nur nicht an, Ist das nicht ein geziere, Was teuffel macht er dann? Warum nicht gar zum biere, Der teuffel! ach nein! nein! Der blitz! ich werde böse, Geht er? glück auf die reise, Er spreche wieder ein.

9. Der teuffel reit't ihn gar, Er lasse doch das greiffen: Ist er von solcher haar? Man sollt ihm eines pfeiffen, Je vettrigen! ich schrey. Er hats gewiß verfluchet, Er laß nur ungesuchet, Mit seiner tändeley.

Diese Manier ging auch in die Wiener Komödie über. Kurz-Bernardon, Teutsche Arien (Hs. der Hofbibliothek), Der Grundstein der Stadt Wien 1,5: „Colombine zum Hanns-Wurst und Scapin. Bestehet in lauter Wiennerischen Sprich-Wörtern."

1. Was fallt enk doch ein? Ös Narren! ös lieben! ös wollts mich? a mein! Daß du mir gstohlen wirst aufn Mist-Hauffn, Da hast du an Zwara a Laus-Salbn zu kauffn, Schöpff abe mei Klaner es gibt gar vil Fett, Ich könnts wohl nit sagen, daß ich an Lust hätt, Ich wills ja nit hoffen? das wird ja nit seyn Was fallt enck doch ein?

2. A müglich? sagts rechts! Speybts aus! und reds anders, ös seyds mir zu schlecht, Ja Kerl! Du giengst mir noch ab zum Kren reiben, Mei scheerts dich? Geh kratz dich, laß d'Lieb dir vertreibn, Den Winter gschichts schwerli, schleck Barthel, schleck, schleck. Du wärst mir gar herzi als wie a Schneefleck, Es ist mir halt gar nit als wann i heut möcht, A müglich? sagts recht.

3. Mei scheer sich der Herr! Ös thuts mich scharmiren als wie a alts Schmer, An Wedel! wie reists mich! hat d'Anna Miedl gesagt. Ey schaugts mir den Kerl den d'Lieb a so plagt, Gehts leuchts ihm dort abe biß ern Zwickel verliert, Gebts ihm a Stuck Zucker, daß er freundlicher wird, Das wär ja der Teuffel wann ich glängig drum wär, Mei scheer sich der Herr.

Schüler- und Studentensprache auf dem Hallischen Waisenhause 1785.

Mitgeteilt von

Selmar Kleemann.

Aus: Karl Gutman in Halle. Kein Roman; sondern Wahrheit im Modekleide. Halle, bei Joh. Jac. Curts Witwe. 1786. S. 151—154. 160—167.

Preislich an seinen Vater.

Halle, den 4. Januar 1785.

Ich habe doch, hol mich alle Teufel! ochsichtes Malheur; — 's ist zum toll werden! Denke Er sich nur'n mal, Vater! habe ich nicht exziehen müssen vom Waisenhause? Ich hatte's ihm aber auch, straf mich Gott! so dicke, als hätt' ichs mit Löffeln gefressen. 'S ist zum Krepiren, was 'n fideler Kerl da gehudelt wird. Habe mich zu Hause nicht suppen lassen, das weis Er, und die Kalfaden von Kerls wolten mich scheren? Ja, die hätten's Gewichte! 's giebt ja mehr Schulen in der Welt, 's muß ja eben da nicht sein. Für sein Geld kan man doch wohl auch Freiheit haben. Ne da lob' ich mir's auf der hohen Schule, wo ich nun bin, da kan man doch leben als 'n fideler Kerl. Wenn meine Klassen aus sind, nun da scher' ich mich meiner Wege, und gehe zu Hinzen oder Kunzen, zu wem ich nur immer will. Aber das weis ja das Donnerwetter! was dort alle für Inspektors sind; man darf ja nicht 'nmal in Hof gehen, so ist so 'ne Kreatur hinter einem. Ne! für mein Geld brauch ich mich eben nicht wie 'n Strassenjungen traktiren, und von dem Fratz, dem Aufwärter, ausschmieren zu lassen. Aber nun muß ich auch Mosen haben, Vater! versteht Er mich? Weil ich nun in der Stadt und schon halber Bursche bin, hab' ich mich in Wüchs werfen und burschikos kleiden müssen. Ich will's Ihm nur sagen, ich that das den Kessels zum Possen, damit sich die nassen Kerls abscheulich ärgern, wenn ich so honorig vor ihren Augen herumgehe, und nicht 'nmal an Fils greife, wenn ich auf sie stosse. Ha, ha! dann lache ich sie ins Fäustchen aus. Aber, hört Er's Vater! Mosen muß ich nun auch haben, Geld, versteht Er mich? Und sei Er nicht etwa so wunderlich, und schick' Er mir nur so 'n Paar Thaler, wie neulich. Ne! das geht, straf mich Gott! nicht so, wie Er wohl denkt. Der Bursche muß Geld haben, sonst ist's 'n trocken Leben. Und jetzt muß ich den andern auch immer aufwüchsen lassen, damit sie sehen, daß ich's zwingen kan, und ich in Renome bei

ihnen komme. Mein Philister pumpt nicht lange; und die fratzichten Aufwärterinnen prellen wie Luder; da muß Geld sein, sonst ziehen sie lauter Kalfaden, die Menscher, wenn sie anschleppen sollen. Meine Uhr habe ich schon verkeilen müssen; 's war so so'n grosser Kasten. Der Schlafrock steht auch Gevatter. Ja, wie gesagt, Vater! Geld muß ich haben, sonst werd ich — Husar. Mein Schneider manichäert mich auch schon. Die maliziösen Kerls die! sie müssen doch denken, mein Vater könne's nicht zwingen; oder sei so'n Pfennigfuchser. Ne, ne! wenn er gleich nur 'n Dorfschulze ist, kan er's doch so dicke zwingen, als mancher mit seiner Azel. Aber vergeß Er's nicht! Geld, — und bald — und nicht wenig. Amtmans Fritz ist nun Student in Leipzig; der war aber auch in höhern Klassen; mich hatten meine Kerls immer sitzen lassen, weil ich ihnen so viel Jubel machte; und auch wohl ein Paar lateinische oder griechische Worte weniger wuste als andre. Ich weis so nicht, was einem das dumme Latein hilft, und vollends das alberne Griechische! ja, da müst' ich mich zwingen, wenn ich mir damit den Kopf zerbrechen solte. Ne da lob' ich mir deutsch, das versteht doch Bauer, Bürger und Edelman. Pastors Heinrich muste unsertwegen ins Karzer; und der wuste nichts von der ganzen Sache. Er hätte's auch wahrlich! gepetzt; aber dann hätte er, hol mich der Teufel! tüchtige Schmiere haben sollen. Der ist so, wie die liebe Marie von Pege, die Schlafmütze die! Ne, da hab' ich und Amtmans Fritz die Kerls mehr koram gekriegt. Nu! aber Geld Vater! hört Er's? und das bald, und nicht so 'n Paar lumpichte Thaler. Keil' Er doch 'nmal meine Mutter an, daß sie mir etliche alte verschimmelte Thaler mitschickt; ich will den Rost schon weg kriegen; hört Er's! — Ich bin

Sein Sohn.

Heinrich an seine Mutter.

Halle, den 30. März 1785.

— — Sie fordern Erklärung über Preislichs saubern Brief? O von Herzen gern! wenn ich Ihnen da mit meinen Kentnissen in einer Sprache dienen kan, in der ich mich doch so ziemlich stark fühle, ob ich gleich mich nicht zu besinnen wüste, daß ich mir einmal Mühe um sie gegeben hätte. Gewisse Fertigkeiten erwerben wir uns so neben bei, durch den Umgang; und das ist wohl mein Fall bei Erlernung unsrer Sprache. Bist wunderlich, Heinrich! werden Sie mir sogleich ins Wort fallen, Mütterchen! wirst doch das nicht für besondre Sprache halten, wenn nun auch einige Wörter und Redensarten nur euch allein sind. Ja, ganz Recht! wenn bei uns, wie bei jedem andren Handwerk, nur etliche Wörter für unsren alleinigen Gebrauch gestempelt würden; aber wie denn, wenn ich Tage lang mit Ihnen spreche, unser Deutsch spreche, und Sie mich wenig oder nicht verstehen? wie denn, wenn ich im Stande wäre, ein ganzes Wörterbuch zu schreiben von den Eigenheiten unsrer Art zu reden? würden Sie dann

wohl gestehen, daß wir Schüler und Studenten eine besondre Sprache haben? ... Da, liebes Mütterchen! haben Sie Preislichs Brief mit andern Worten:

Ich habe doch wahrlich viel Unglück! rasend mögt' ich werden! Denk' er sich nur 'nmal, Vater! habe ich ihm nicht vom Waisenhause entlaufen müssen. Ich hatt' es aber auch in der That recht satt. Nicht zum Aushalten ist's, wie einem aufgereimten Menschen da mitgespielt wird. Zu Hause schon gab ich niemand nach, das weis er, und die Karrikatur von Menschengesichtern wolte mich zum Besten haben? Ja, die mögten mir denn doch wohl etwas zu leicht sein. 'S giebt ja mehr Schulen in der Welt; hier muß es gerade nicht sein. Für sein Geld kan man denn doch wohl auch Freiheit haben. Nein, da lob' ich mir die hohe Schule, da kan man doch leben als muntrer Mensch. Wenn meine Schulstunden vorbei sind, nun dann geh ich meine Wege, wohin und zu wem ich nur immer will. — Aber das weis ich doch wahrlich nicht, was dort für viele Inspektoren sind; man darf ja nicht 'nmal auf den Hof gehen, da ist so 'n Man schon hinter einem. Nein, für mein Geld brauch ich mich eben nicht wie 'n schlechten Jungen behandeln, und von dem einfältigen Aufwärter durchprügeln zu lassen. Aber nun muß ich auch Geld haben, Vater, versteht er mich? Ich lebe nun in der Stadt, bin schon halber Bursche, da habe ich mich denn auch gut und wie 'n Student kleiden müssen. Ihm will ichs nur sagen, das that ich aus der Absicht, daß sich die albernen Waisenhäuser ärgern solten, wenn sie mich nun so 'n glänzenden Aufzug machen, und sich nicht 'nmal von mir begrüßt sahen. Ha, ha! dann lache ich sie aus. Aber hört er's, Vater! Geld muß ich nun auch haben; versteht er mich? Geld! Und schicke er mir nur nicht wieder so 'n Paar Thälerchen, wie neulich! Nein, das geht in der That nicht so, wie er wohl denkt; Geld muß der Student haben, sonst ist's 'n verdrieslich Leben. Und jetzt muß ich denn auch die andern immer bei mir schmausen lassen, damit sie sehen, ich habe Vermögen, und ich also bei ihnen Ansehen habe. Mein Wirth borgt nicht lange; und die Aufwärterinnen betrügen ganz erstaunlich; da muß Geld sein, sonst machen sie verdrüsliche Gesichter, wenn sie anschaffen sollen. Meine Uhr hab' ich schon verkaufen müssen, ihr Umfang war mir ohnehin beschwerlich. Auf den Schlafrock habe ich auch geborgt. Ja, wie gesagt, Vater! Geld muß ich haben, sonst werd' ich Husar. Mein Schneider sagt mir auch oft, er wolle bezahlt sein. Die einfältigen Leute müssen doch glauben, mein Vater sei so'n armer Man, oder 'n Geizhals. Nein, nein! wenn er gleich nur 'n Dorfschulze ist, so hat er doch wohl immer so viel Vermögen, als mancher in seiner Perüke. Aber vergesse er's nicht! Geld, und bald, und nicht wenig! Amtmans Fritz ist nun Student in Leipzig; der war aber auch in höhern Klassen. Mich hatten meine Lehrer immer sitzen lassen, weil ich ihnen zu lebhaft gewesen sein mogte, oder auch wohl ein Paar lateinische und griechische Wörter weniger wuste. Ich weis so nicht, was einem das dumme Latein

hilft, und vollends das einfältige Griechische! ja da müste ich mir Gewalt anthun, wenn ich das lernen solte. Nein, da lob' ich mir Deutsch, das versteht doch jederman. Pastors Heinrich muste unsertwegen ins Schulgefängnis, ob er gleich nichts von der Sache wuste. Er hätt' es auch verrathen; aber da wäre eine ziemliche Tracht Schläge sein Lohn gewesen. Der ist nun so die einfältige Geduld. Nein, da hab' ich und Amtmans Fritz denen Inspektoren und Präzeptoren mehr Händel gemacht. Nun aber, hört er's Vater! Geld, und bald, und nicht wenig! Bered' er doch 'nmal meine Mutter, daß sie mir etliche alte Thaler mitschickt. Ich will den Rost schon wegkriegen; hört er's?

Die Auslassung der Hülfszeitwörter.

Von

H. Düntzer.

Eine ganz eigentümliche Wortklasse bilden die in unserer späteren Sprache sich einstellenden sogenannten Hülfszeitwörter, da sie außer ihrer ursprünglichen Bedeutung den Nebendienst versehen, mit Aufgebung ihres eigentlichen besonderen Lebens zu Formen der Zeit und der Art der Aussage (des Modus) zu dienen, aber so wenig sich als notwendig ergeben, daß sie geradezu wegfallen können, so daß gleichsam nur die Erinnerung an ihre frühere Verwendung sich noch erhalten hat. Das ist freilich eine sonderbare sprachliche Bezeichnung, die aber eigentlich in allen den zahlreichen Fällen stattfindet, wo die Grammatik eine Ellipse annimmt, wie, um nur ein Beispiel anzuführen, wenn das Wort ausfällt, von dem ein Genitiv abhängig ist. So wagt Goethe in höherem Stile, in seiner „Iphigenie", einmal „Ajas Telamons", wo der Genitiv auf das fehlende „Sohn" deutet, aber derselbe Fall tritt in der gewöhnlichen Umgangssprache ein, ja er findet sich schon in der ältesten Bildung von Personennamen in den außerordentlich häufigen Namen auf „i" und „s", wie Jacobi und Jacobs neben Jacob, die eigentlich lateinische und deutsche Genitive sind. Eine halbe Andeutung des Genitivs tritt zuweilen im Englischen ein, in dem Falle, wo der Genitiv im Satze fehlt, aber am Ende, in einem of ohne whom nachschlägt (the same you talk of). Doch kehren wir zu unseren Hülfszeitwörtern zurück. Der außerordentliche Umfang, in dem sie schon im Mittelalter herrschen, führte allmählich dazu, daß man darauf denken mußte, ihre Anwendung einzuschränken. Das war nicht eine bloße Laune der Sprache, sondern sie wehrte sich dadurch gegen einen ihr das Leben verleidenden unnötigen Gast; denn nur zu häufig fand es sich, daß am Ende des Relativsatzes und am Anfange der Fortsetzung des Hauptsatzes dasselbe Zeitwort oder die beiden verwandten zusammenstießen, wodurch der ruhige Fortgang der Rede gehindert wurde. Endlich faßte die Schlesische Schule den Mut, die kühnen Eindringlinge herauszuwerfen, aber diese hatten sich schon so eingebürgert, daß man damit nicht durchdrang. Luther war auch kein Freund des leidigen Geklappers von haben und sein; selbst der gewaltsam die Sprache regelnde Gottsched wollte an einzelnen Stellen die Erlaubnis geben, des Wohlklangs und der Kürze wegen zuweilen das Hülfszeitwort wegzulassen. Auch Klopstock nahm sich als Dichter

diese Freiheit, aber nicht mit durchgreifender Entschiedenheit. Hier trat Lessing, der Mann, dem jedes ängstliche Bedenken ein Gräuel war, mit seiner großartigen Kraft entschieden ein; ihn schreckte nicht die Furcht vor der Dunkelheit der frei sich ergießenden Sprache. Und wie hätte der mit so tiefem und reinem Gefühl für Natur und Geist begabte Goethe, der die Macht der Sprache in einem kräftigen Epigramm so lebendig ausgesprochen und durch die That bewiesen hatte, sich diesem Despotismus über die Sprache ruhig fügen können! Auch Jean Paul, der sein geliebtes Deutsch Deutschen und den Ausländern möglichst bequem und angenehm machen wollte, haßte „das ewige haben und sein“ als „abscheuliche Rattenschwänze“ und freute sich derjenigen, die nach der Scheere griffen, um sie abzuschneiden. Jacob Grimm war hier zurückhaltender und weniger entschieden als sonst: heute würden die Hülfszeitwörter mehr gemieden als gebraucht, hieß es. Aber dieses „heute“ ist schon achtzig Jahre her, beide Grimm und so viele echt deutsche Männer sind unterdes hingeschieden. Freilich entriete man gern der schleppenden Auxiliarhäufung, bemerkte er, aber die Sprache sträube sich wider Dunkelheiten und Zweideutigkeiten, die dabei entspringen. So wollte er denn nur mäßig gebrauchte Auslassungen erlauben, aber die vorgebliche Dunkelheit kann uns nicht bestimmen, in den Fluß der Sprache ein hemmendes Hindernis zu werfen. Der tüchtige Friedr. Ferd. Becker wollte nur aus stilistischen Gründen die Kürzung gestatten, aber damit war im Grunde wenig gesagt, es fragt sich eben, wann solche vorliegen. Am gründlichsten ist die Frage der Auslassung schon vor fast einem halben Jahrhundert (1852) von meinem trefflichen, leider auch längst der Wissenschaft entrissenen Freunde, dem Direktor des Gymnasiums zu Marienwerder, Dr. Aug. O. L. Lehmann, in der Schrift „Goethes Sprache und ihr Geist“ behandelt worden, der Luthers, Lessings und auch Goethe's Sprache mit Fleiß und gutem Verständnisse behandelt hat; während man neuerdings die Auslassung beschränken, ja als eine Vergewaltigung bekämpfen will und diejenigen, die sich des freien Flusses der Sprache annehmen zu müssen glauben, beschuldigt, ihre Bücher seien schlecht geschrieben. Wer so lange wie ich sich dem Sein und Werden der Meister der Sprache hingegeben und sie bis in die entferntesten Winkel verfolgt hat, braucht sich einem solchen Despotismus gegenüber nicht scheu zurückzuziehen, sondern hat das Recht und die Pflicht, einer solchen Engherzigkeit tapfer entgegenzutreten. Lehmann entscheidet sich für die Auslassung in den Fällen, wo die Kraft oder die Kürze dadurch gefördert wird, unbeschadet der Deutlichkeit. Er giebt Beispiele von vier Arten, wo die Deutlichkeit leiden würde, und versichert, daß bei Goethe diese an keiner Stelle durch die Auslassung leidet. Der Fall, wo das Zeitwort in der Verbindung mit „sein“ und „haben“ in verschiedener Bedeutung steht, ist selten und kann durch die Wahl eines anderen Wortes vermieden werden; in äußerster Not würde hier freilich das bestimmte Hülfszeitwort nicht fehlen können. In dem Satze: „Weil du

gefragt" kann sich meist aus dem Zusammenhang ergeben, ob der Angeredete gefragt hat oder gefragt worden ist, wo dann die Auslassung unbedenklich stattfinden kann. Ebenso wird es sich im dritten Falle verhalten, wo „daß wir verheißen" sowohl Präsens als Futurum sein kann, was gleichfalls der Zusammenhang gewöhnlich ergeben wird. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß ähnliche, im Englischen unbedenklich gestattete Freiheiten die Hochmeister Lessing und Goethe, die mit dieser Sprache sehr vertraut waren, bestimmt haben, Ähnliches im Deutschen zu wagen, obgleich Undeutlichkeit dadurch verursacht werden konnte. Im Englischen wird bekanntlich das zweite Futurum durch shall have gebildet; aber es ist auch die Auslassung des shall gestattet, so daß dann das Futurum ganz die Perfektform hat; die dadurch allerdings mögliche Verwechslung belastete keineswegs das Gewissen der Sprache, gewährte dagegen eine erwünschte Erleichterung der sich häufenden Hülfszeitwörter. Aus demselben Grunde setzt man statt des Futurums mit shall das bloße Präsens und statt des Conditionalis mit should das Imperfekt. Aber auch in sonstigen Fällen schnallt der Engländer seine Rüstung loser. Doch auf solche Auslassungen wollen wir hier nicht näher eingehen, nur der stärksten gedenken, daß er sogar des feinsten ersten Gewächses der Sprache, zu welchem viele Sprachen es gar nicht gebracht haben, des Relativs entraten konnte. Wilh. v. Humboldt, der erlauchte Meister, hatte uns vor zwei Menschenaltern die hohe Bedeutung des Relativs gelehrt, aber auch schon darauf hingewiesen, daß die gewandteste aller Sprachen in ihrer weitesten Ausbildung dieses auszulassen imstande gewesen. Viele ungebildete Sprachen können nicht sagen „der Mann, der dich kennt" oder „der Mann, den du kennst", sondern nur „der Mann, er kennt dich" oder „du kennst ihn". Aber die Sprache hat es über sich gebracht, auch das Relativum zur Erleichterung in diesem Falle auszulassen und so äußerlich sich so kümmerlich zu zeigen, wie die roheren Sprachen. Aber das Englische that es im vollen Gefühle seiner Kraft. Einzelne ähnliche Auslassungen im Englischen, wie des that vor what, wollen wir nicht erwähnen, aber müssen darauf hinweisen, daß alle Sprachen, von den alten an, eine große Fülle wirklicher Auslassungen von Wörtern bieten, welche von selbst im Geiste ergänzt werden. Besonders in vielen Redensarten fehlt oft das Zeitwort, wie im Lateinischen, um nur aus diesem Beispiele zu nennen in „haec hactenus", „haec alias", „ne multa", ja selbst die Einführung der Rede durch das Zeitwort 'sagen' fällt aus, aber auch andere Zeitwörter fehlen, wie bei manum de tabula ein tolle gedacht wird, bei nec transversum unguem ein recede, bei „quid tu Athenas" ein venisti, bei „inde Forum Appi" ein tendimus, oder auch das Objekt, wie nach obire gedacht wird diem, nach movere castra, nach appellere und conscendere navem, oder auch eine nähere Bestimmung, wie nach einem Genitiv ein filius oder conjux, ein templum nach ad Jovis, aedem nach Vestae, und unzählige Fälle dieser Art, besonders in der Umgangssprache, wie sie unsere

Grammatiken reichlich bezeichnen. Aus der höheren Rede möchten wir nur die verkürzte Vergleichung anführen, wie sie seit Homer sich bei allen Dichtern findet, beispielsweise sei nur genannt Dis (statt Deorum potestati) aequa potestas, und die Auslassung eines εἶναι und γίνεσθαι, wie sie meine Ausgaben der Ilias und Odyssee im Register zahlreich nachweisen. Und solche Freiheiten, die Homer schon seinen Griechen zumuten konnte, die ein Lessing in vollem Maße zu seiner Sprache bedurfte, will man uns entreißen; das scheint doch der kleinlichste und zugleich gröbste Pedantismus. Hätte man nur die geringste Ahnung von der ungeheuren Ausbreitung der Ellipse in allen Sprachen gehabt, so wäre dieses unmöglich gewesen, unmöglich hätte man vor dieser notwendigen Auslassung der Hülfszeitwörter zurückschrecken können. In Lessings entschiedener Sprache herrscht die Auslassung bedeutend vor. Wie diese sich bei Goethe zu der Anwendung des Hülfszeitwortes verhält, hat Lehmann durch längere Stellen von 30 Seiten der Taschenausgabe letzter Hand in Versen wie in Prosa gezeigt, nur nicht den von Goethe sonst zuweilen hervorgehobenen Unterschied des Schrift- und des Redestils beachtet. In der „Iphigenie" steht der Auslassung an 10 Stellen die Anwendung gegenüber, in den „Wahlverwandtschaften" ist das Verhältnis 3 zu 18, in den mineralogischen und geologischen Schriften das von 10 zu 27. Verse im allgemeinen haben die Auslassung wenigstens ebenso oft als die Anwendung. Die Kraft und den Fluß der Rede hat er dabei mehr beabsichtigt als Bewahrung der Eulenspiegel vor Mißverständnis, obgleich ihn leidige Erfahrung belehrt hatte, daß man nicht deutlich genug sein könne. Leute, die sich nicht darüber beruhigen konnten, daß sie in Arndts Lied von der Größe des Deutschen Vaterlandes den lieben Gott selbst im Himmel Lieder singen hörten, standen ihm zu niedrig, als daß er sie mehr beachtet als belacht hätte. Bei der Frage, ob „sein" oder „haben" zu ergänzen sei, wird er wohl die Thatsache berücksichtigt haben, daß die Auslassung des „sein" in der sonstigen Rede viel gangbarer war als die des „haben", wonach er auch hier wohl eher das erstere ausließ.

Noch haben wir der anderen Klasse der Hülfszeitwörter zu gedenken. Schon seit dem dreizehnten Jahrhundert begann sich der ähnliche Gebrauch der Zeitwörter können, dürfen, mögen, müssen, sollen, wollen und lassen, daran sich später ähnliche mit „haben" verbundene anschlossen, zur Bezeichnung des Modus einzuschleichen, der sich mit dem Mißbrauche verband, daß nicht allein im Präteritum des Hauptzeitwortes die Zeitbezeichnung wegfiel, sondern auch das übrig gebliebene Partizipium in den Infinitiv überging. Diese merkwürdige Umbildung hat man mit Recht so erklärt, daß der erste Infinitiv so viel Kraft gewann, das Partizipium zu sich gleichsam hineinzuziehen, wie nennen hören im Sinne „hatte nennen hören". Ich denke mir, daß die beiden Zeitwörter zu einem Kompositum wurden mit Aufgabe der das Partizipium beginnenden Partikel ge, welches auch die Zeitform durch das bekannte

Hülfszeitwort bezeichnen konnte. Die Sprache gestattete sich den Ausdruck der Handlung zu erleichtern, wozu sie sich freilich eines sonderbaren Mittels bediente; denn selbst das Indische hat diese Form der Zusammensetzung nur beim Substantivum, selten beim Adjektivum. Lessing und Goethe bedienten sich dieser Freiheit unbedenklich, ohne nach ihrer Berechtigung zu fragen; sie hielten sich an den Usus, den größten Selbstherrscher. Lehmann gesteht, daß diese Mißbildung einen leichten, gefälligen und harmonischen Fluß in den Satz bringe, auch in ihrer Kürze eine Schönheit liege, wogegen die eigentliche Partizipialform sehr oft holperig, gezwungen und hart werde, doch durch die Verbindung der seltsamen Attraktion mit der Auslassung einen ungewohnten und harten Klang gebe, was ihn wünschen lasse, Lessing und Goethe hätten diese Freiheit mäßiger gebraucht, und er würde auch in Zukunft nur selten gewagt. Aber wir müssen geradezu leugnen, daß dieses der Fall sei, vielmehr behaupten wir, diese Eigenheit gebe dem Satze einen angenehmen Ausgang, wie denn selbst in dramatischer Dichtung dieser Ausgang der Verse auf zwei oder gar drei zweisilbige Infinitive sehr beliebt ist. Ob die gespannte Satzform durch Auslassung eines Hülfszeitwortes erleichtert werden könne, muß sich aus den gegebenen Verhältnissen der einzelnen Fälle ergeben. Oft wird einfach das Hülfszeitwort fehlen oder das Imperfekt eintreten können. In einzelnen Fällen wird man die Zulassung des Ausfalls nicht bestreiten können, wenn dieselbe hier auch gerade nicht von besserer Herkunft ist; dagegen halten wir das Verbot oder auch nur die Verkümmerung der Auslassung von „sein" und „haben" für unstatthaft und den Versuch, sie als einen groben Fehler zu verrufen und auszurotten, für eine anmaßende Beschränkung des guten Rechtes der Sprache, die sich nicht kommandieren läßt.

Reduplikation in der Kindersprache.

Von

Ed. Wölfflin.

Die Namen Lulu für Ludwig, Lili für Elise, Mimi für Emilie sind allgemein bekannt und überall gebraucht. Wo sind sie entstanden? Ein kleines Kind, welches eben erst zu sprechen beginnt, vermag den Namen seines Brüderchens Ludwig nicht nachzusprechen, es wird sich vielmehr mit Lu begnügen, oder, was ihm zu leisten am leichtesten möglich ist, sich zu Lulu aufschwingen. Dem Beispiele des Kindes schließen sich dann aber auch die Erwachsenen an. Aus Posidonia wird regelrecht Sisi, ein Mädchennamen, welcher vielfach, aber wohl auch willkürlich gebraucht wird; gewöhnlich sagt man zwar mit gleichem Vokale in beiden Silben, doch mit verschiedenen Konsonanten Sidi. Im Italienischen und Spanischen heißt ninna das Kind; als Rufname gilt Ninni. An der Spitze dieser ganzen Sippe stehen natürlich Papa und Mamma, über welche das Bekannte zu wiederholen überflüssig ist. Die Franzosen haben ihr mémère Mütterchen, chachale Karlchen, Babarpe Bärbchen. Das englische baby klingt nahezu wie bebe; darnach heißt die Puppe (lateinisch pupus, pupa) 'Babe'; in Basel 'Ditti'.

Den Beweis, daß alle diese Bildungen aus der Kinderstube stammen, möchte ich darin erkennen, daß alle diese Begriffe dem Anschauungskreise der kleinen Kinder angehören. In denselben fallen auch die bekanntesten Tiernamen. Der Hund heißt meist Wauwau (vgl. griechisch βαύζω), auch Hauhau, nach Spieß (Beiträge zu einem Henneberg. Idiotikon 1881) dotto; das Pferd hühü, weil ihm der Fuhrmann Hü (hüst-hot) zuruft; das Schaf baebae; die Kuh heißt Mumu, im Baseldeutschen Muchelimu; das Huhn Pipi, wie eigentlich alle pipenden, nicht singenden Vögel heißen (lat. pipiones = franz. pigeons); auch gacka (vgl. gacken, gackeln, gackern); die Ente in Österreich wudlwudl. Vgl. Wilh. Wackernagel, Variae voces animantium. Indogermanisch ist der Kukuk, lateinisch cuculus. Da die Katze 'Busi' heißt, so lautet die reduplizierte Form Busbus. Hier wären also auch einzureihen franz. bébète Tierchen, normannisch boulboul Stier.

Auch auf Sachnamen wird die Reduplikation übertragen. Mit ninna zusammenhängend bezeichnet in Basel nina das Bett; ein Schmerz heißt wiwi oder wewe; für Zuckerzeug (franz. bonbon, deutsch guteli, gutzi) sagt man in Oesterreich gudl gudl. Der Kuß heißt im Basel-

deutschen aeae, mit dem Diminutivsuffix aeli, aeaeli aeliaeli; österr. aiai, aidlaidl. Memmem ist im Basler Dialekt Milch, oder verallgemeinert jede trinkbare Flüssigkeit. Tiktak ist ursprünglich nicht die Uhr selbst, so wenig als bimbam die Glocke, sondern der Ton der Uhr, mithin die Reduplikation Ausdruck der Wiederholung. Popo ist ebenso = podex als Schreckwort = Popanz; gagga ist Substantiv zu dem Verbum kacken, lat. cacare. Die Romanen haben joujou Spielzeug, cloclo genferisch = cloche.

Sogar Partikeln und Interjektionen werden verdoppelt. Statt 'wo' fragt man mit 'wowo' und antwortet mit 'dada' (ecce, nämlich der Erwachsene dem Kinde gegenüber. Wenn derselbe dem ängstlich hustenden Kinde zuruft küz-küz, so entspricht die Reduplikation (wie wir oben bei tiktak, bimbam bemerkten) der Wiederholung. Verschieden in der Anwendung ist soso, und soso lala.

Zur Namengebung.

Von

Otto Behaghel.

Den Vogel erkennt man nicht bloß am Gesang, man benennt ihn auch danach. Das hat insbesondere Winteler dargethan in seiner schönen Abhandlung über Naturlaute und Sprache. Aber auch dem Menschen begegnet es gelegentlich, daß man ihm seinen Gesang, d. h. seine Laute oder Worte als Namen beilegt.

In dem Freundeskreis, dem ich als junger Student angehörte, verkehrte auch ein begeisterter Vertreter des Idealismus, der dieses Wort beständig im Munde führte. Er hat von da ab nicht anders bei uns geheißen als der „Idealismus". Mein College Netto erzählt mir aus seiner Schulzeit von einem Lehrer, der beständig schnaubte und pustete und darob den Namen Fufe erhielt. In einer mitteldeutschen Bischofsstadt lebt ein reicher Mann, bekannt als der Merhunsja, weil er gern erklärt: mer hun's ja, wir haben's ja. Meine Zuhörer kennen einen Jasochen, einen Gelle, die sich häufig der Wendung Ja so!, gelle (= gelt) bedienen, einen Karl den Großen, der mit Vorliebe den alten Kaiser zu Vergleichen heranzieht. Im Sächsischen ist Dammich die Bezeichnung eines Burschen, der gern flucht („Gott verdamm mich), natürlich nicht, wie Albrecht will (Leipziger Mundart S. 99), aus Dammichbruder abgekürzt.

Die Bücher der Geschichte kennen Heinrich Jasomirgott. Der spätere General von Goeben hat sich in Neu-Ruppin angelegentlich mit englischen Sprachen beschäftigt; das hat ihm bei seinen Kameraden den Namen eingetragen: der Lieutenant How do you do? (Preußische Jahrb. 1898, 205). Im Rahnstädter Reformverein spielt der Färber Meinswegen eine Rolle (Reuter, Stromtid Kap. 38), dem sich in Hoffmanns Ostseemärchen die Prinzessin Meinetwegen zur Seite stellt. Hansjakob berichtet in einer Geschichte (Bauernblut, S. 105): „er hieß Liborius Breithaupt. Er trug den Übernamen „der Bims", weil er statt Geld stets Bims sagte". Und bei Karl May (Satan und Ischarioth II, 301) steht zu lesen: „er hieß eigentlich Selim, wurde aber stets nur der alte „Sallom" genannt, weil er dieses Wort stets im Munde führte".

Es ist aber gar nicht notwendig, daß die Äußerung eine öfters wiederkehrende sei, um namenbildend zu wirken; es genügt dazu ein einziger hervorragender Ausspruch. Als wir auf der Schulbank von

der Erfindung des Cirkels lasen (Ovid, Metamorph. VIII, 247): primus et ex uno duo ferrea bracchia nodo vinxit, ut aequali spatio distantibus illis altera pars staret, pars altera duceret orbem, da erging an den Zerstreutesten der Klasse die Frage, was das wohl für ein Werkzeug sei. Der aus seinen Träumen Aufgescheuchte giebt die Antwort: eine Beißzange, und das Wort haftet bis heute an ihm als Übername. College Wetz erzählt mir von einem rheinhessischen Bauernburschen, der den Feldzug von 1870 mitmachte und dem in den Drahtberichten auffiel, daß das Wort officiell so oft wiederkehrte. „Der Officinell muß doch ein bedeutender Mann sein", äußerte er eines Tages und legte so den Grund zu seinem Namen der Officinell. Ein Landsmann von ihm ist nach seinem Namen gefragt worden; er antwortet schlagfertig: „Peter Meyer, ledig" und heißt seitdem Peter Meyer ledig. In seinen Erinnerungen erzählt Kußmaul (S. 151): „Es wagte ein Ehrenmitglied der Suevia die Behauptung: das Schwabenkorps sei der Grundpfeiler des badischen Staats — von da erhielt er den Beinamen „der Staat". In Hansjakobs „Bauernblut" wird der Held einer Erzählung Graf Magga genannt, weil er einmal Magga statt Malaga bestellt hat. Und von einem Andern erzählt derselbe Schriftsteller (Bauernblut S. 102): „er bekam schon als Knabe den Spitznamen „der Gitschebock", weil er, die einzige Gaise (Ziege) seiner Base hütend, seinen Kameraden erzählte, sein Bäsle habe den schönsten „Gitschebock", und den müsse er hüten".

Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß auch von den eigentlichen Personennamen gelegentlich einer auf diese Weise entstanden ist: es dürfte freilich sehr gefährlich sein, diesen Weg der Erklärung zu betreten.

Nach Sammlungen Reinhold Köhlers.

Von

Johannes Bolte.

Pfladergeut.

Eine derbe Strophe in Rosenblüts 'Calender von Nürnberg' (Keller, Fastnachtspiele 3, 1105) schildert das Eintreffen des neugebrauten Bieres am Aegidientage (1. September) folgendermaßen:

> Der lieb herr sand Gilge
> Der pringt vnns newes byer,
> So kumpt denn jungfraw Pfladergewt
> Mit irer glaten smyr
> Vnd macht vns geng [1] das vnder loch
> Und auch des magen tur:
> Wenn wir ein furtzlein wollen tun,
> So vert es gar herfur.

Dies hat der Nürnberger Kunz Has (etwa 1450—1525) in seiner Bearbeitung des Rosenblütschen Gedichtes, welche u. d. Titel 'Bauernkalender' wiederholt gedruckt ward (R. v. Liliencron, Deutsches Leben im Volkslied um 1530, 1884 S. 138, Str. 8. Böhme, Altdeutsches Liederbuch 1877 Nr. 452. Erk-Böhme, Liederhort Nr. 1537; vgl. E. Matthias, Mitt. d. V. f. Gesch. der Stadt Nürnberg 7, 233. 1888. Eine Abschrift des 16. Jahrh. im Berliner Mscr. germ. fol. 931, 3) etwas umgestaltet:

> Wenn sant Egidii tag vergat,
> So ist new bier gebreut;
> Wer des zu vil getrunken hat,
> Der gwint die Pfladergeut,
> Ist im vil nützer dann ein arzt u. s. w.

Verwandten Inhalts ist ein Biergruß, den Gräße (Bierstudien S. 152) aus der von Keller (Fastnachtspiele 3, 1439) beschriebenen Wolfenbütteler Handschrift 29. 6. August., Bl. 58 nicht ganz genau

[1] d. h. gangbar. Grimm, DWb. 4, 1, 1, 1239 f.

abgedruckt hat, und den ich deshalb nach einer von O. von Heinemann freundlichst mitgeteilten Kopie nochmals abdrucke.[1]

Nun grus dich got, du liebes pier!
Gee her vnd leich mir den durst schier
Vnd mach mich nit zu schanden vor den leuten
Vnd behüt mich auch vor der snellen Geuten!
5 Wann deyn nam der haist rumpel in die plasen.
Von dir so wachsen solch rosen,
Dy nymant mit den henden thar abprechen,
Darein die sew vnter den zewn zechen.
Wann man dich dann in einem kessel gesewt,
10 So heist man dich dann Pfladergewt,
Swantendarm vnd judenswais.
Vnd wer von dir wil lassen ein schais,
Der musz gar sewberlich lassen sleichen,
Das nit hessen mit werden streichen.

Was die an diesen drei wenig saubren Stellen auftretende Jungfer Pfladergeut bedeutet, ist ja ohne weiteres klar. Indes veranlaßt mich R. von Liliencrons durch Böhme übernommene Erklärung des Wortes zu einem Zweifel. Ersterer sagt nämlich: „Pfladern, blodern = bauschen, rauschen, auch von Blähungen; die Geude, eigentlich Vergeudung: Durchfall.“ Mir scheint dagegen der zweite Bestandteil des Wortes nichts anderes zu sein, als der im 15. Jahrhundert häufig auftretende Frauenname Geut. So heißen Bäurinnen in den Fastnachtspielen 67. 107. 109. 386. 398. 582; vgl. 152 Geutlein; 856,17 Jeut; 107,24 Nußgeut. Pfladergeut ist also ebenso gebildet wie das gleichbedeutende, noch heut übliche 'Schnelle Katharine'; vgl. Pflader Seiz (Fastnachtsp. 306).

Querlequitsch.

Weise, Bäurischer Macchiavellus: im weitberühmten Marktflecken Querlequitsch. — Rabener, Chronik des Dörfchens Querlequitsch (D. Jacoby, ADB. unter Rabener) — v. Gemmingen, Briefe 1753 S. 29: Brief eines deutschen Edelmanns Benedict von Querlequitsch an Don Raundo de Colibrados. — Meyer, Beyträge der vaterld. Bühne gewidmet 1793 S. 257: 'Der Schriftsteller', nach dem Engl. des Foote. Darin ein Herr und ein Frau von Querlequitsch (im Engl. Mr. and Mrs. Cadwallader).

Rebhühnerfedern.

Historia quaedam. Fridericus a Dön dixerat ad seniorem Dominum de Orlemund (quae fuit nobilissima familia in Thuringia,

---

[1] Er steht auch in der von Keller im Anzeiger f. K. der d. Vorzeit 1859, 327 beschriebenen Nürnberger Handschrift (Bl. 111a), die auf Bl. 413b Rosenblüts oben erwähnten Kalender von Nürnberg enthält.

iam vero est extincta): 'Nobilissime Domine, tu es ex nobilissima et antiquissima familia in tota Thuringia, ideo sic aut sic te compares.' Ubi ille respondit: 'Vnd wen ich schon so adelich were, das mir die Rephünerfederen aus der Nasen flugen, was hulf es, wen ich kain Gelt hette!' (Ao. 1581. Stammbuch Nr. 2 der Weimarer Bibliothek, S. 224). — Fridericus von Döen sagte zu dem alten Herrn von Orlemund, welches das elteste vnd vornehmste Geschlecht in gantz Thüringen war: 'Mein Herr, ihr seyd aus dem Eltesten vnd Vornehmsten Geschlecht in gantz Thüringen, derhalben sollet ihr billig in Ehren gehalten werden'. Darauf antwortet der von Orlamund: 'Vnd wenn ich schon so Adelich were, daß mir die Rephüner-Feder aus der Nasen flügen, was hülffe es, wenn ich kein Geld hette!' (Zachariae Lundii Deutsche Gedichte 1636 S. 162 f. unter den Deutschen Apophthegmata). — (Vulpius) Historische Blätter und Anekdoten, 1. Sammlung, Weimar 1800 S. 183.

'Weise' weggelassen. (Schmeller[2] 2, 1024.)

Und begeret zwyffliger aines tags sich zu bedenken (Steinhöwels Äsop ed. Oesterley 873 S. 63, [1]). — Do sprach Xanthus offenlich vor allem volk, doch unwilliger (64,14). — und also angstiger sendet er (68,6). — und sprach süfzender (68,9). — und entran also kurzer on den schwanz (210,14 v. u.). — also kroch er kranker (216,13 v. u.). — und louf do geschlagner und verwonter in den wald, gedemütiget, der vor hochfertiger was daruß geloffen (217,11). — das du lebendiger nit von dannen komest (222,9). — daß er so blößer und ellender nit getorst (299,3 v. u.). — schiede er truriger von im 302,11 v. u.). — so bald er gieng truriger, syn ouge klagend (330,7). — als er müder von der arbeit komen was (314,2). — stuond er alle tag also kranker uf von sinem bett und gienge unmuotiger und trurend (325,5). — do er also truriger umb ir hus gieng (325,8). —

So bald der Oktober anklopfet, da fliegen die Schwalben, unbegrüßter des Hauswirts, hinweg (Karajan, Abraham a S. Clara 1867 S. 220). — Nachmalen seind der Kaiser, Kaiserin, König, Erzherzog Carl und Erzherzogin M. Elisabeth zum Ambt ungeladner kommen (299). — An dem Gewölb ist der Namen Mariae roth geschriebener ... wie auch die Stuckator völlig vergolter zu sehen (305). — Ich habe der Capellen zwei Vespern schön eingebundener dediciert (24). — Als sie nun den armen Teufel nackender außgezogen (Lyrum Larum Nr. 244).

Ziegenschinder.

Ziegenschinder, der Ost-Nord-Ostwind. Diese Benennung mag darin ihren Grund haben, daß die Ziegen ihn, weil er nasses und kaltes Wetter bringt, nicht gut vertragen können (Schambach, Wörterbuch der nd. Mundart der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen S. 308).

— Ziegenschinder heißt in Schmalkalden der Nordostwind, weil er den Ziegen in hohem Grade empfindlich ist (Vilmar, Idiotikon v. Kurhessen S. 469). — Pfarrer: Da ist in unserer Gegend die alte Zug- und Windherberge! Superintendent: Sie meinen wohl den Ettersberg? Pfarrer: Es weht ein naseweiser Wind von dort; drum nennen ihn auch an Stell' und Ort in Thüringen nur Weib und Kinder seit ur-uralter Zeit den Ziegenschinder (J. D. Falk, Elektropolis oder die Sonnenstadt. Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire 7, 33. 1803). — Nach Kohl, Alpenreisen 2, 173 heißt die Bise in einigen Alpenthälern Geistöter. — In Bleystein heißt es, der Wind, der vom Norden weht, komme aus dem Rosseschinderlande (Schönwerth, Aus der Oberpfalz 3, 179. Angeblich aus dem noch nicht christianisierten Heidenlande). — Nach dem DWb. ist Schindenhengst, bei Maaler 1561 gebucht, dem 16. Jahrhundert geläufig, der späteren Zeit aber fremd. — E. H. Meyer, Deutsche Volksk. 344 bezeugt Roß- oder Geißenschinder als mundartlich für den deutschen Südwesten und im Bad. Volksleben S. 367 Heppenschinder als Name des Ostwinds für das weimarische Blankenheim. — Vgl. noch κάκ' ἤματα βουδόρα πάντα bei Hesiod, Opera et Dies 504.

Kleine Beiträge zum neuhochdeutschen Wortschatz.

Baumeln.

Man ist fast allgemein der Ansicht, daß das nhd. Zeitwort baumeln wahrscheinlich von Baum abgeleitet ist:

Paul, Deutsches Wtb.: baumeln, wahrscheinlich von Baum abgeleitet, also eigentlich „an einem Baume befestigt schweben". Vergl. bammeln.

Kluge, Etymologisches Wtb. der dtsch. Sprache. 6. Aufl.: baumeln, Ztw., bloß nhd., 'schweben wie an einem Baume'? s. jedoch bummeln.

Heyne, Deutsches Wtb.: baumeln, an einem Baume schwanken.

Weigand, Deutsches Wtb., 4 Aufl.: baumeln, hangend sich hin und her bewegen, ursprünglich an einem Baume. Bereits im 17. Jahrhundert.

Grimm, Deutsches Wtb.: baumeln, herabhängend sich bewegen, gleich Baumästen; s. bammeln, bummeln.

In älterer Zeit hielt man baumeln für eine Nebenform zu bammeln und leitete es wie dieses vom Stamme bam ab:

Frisch, Teutsch-Lateinisches Wtb. 1741. I, 73: baumeln, s. bam, bammeln.

Heinsius, Volksthümliches Wtb. d. dtsch. Sprache. 1818. I, 392: baumeln, richtiger bammeln.

Der Begriff des hd. baumeln ist auch in den niederdeutschen Mundarten vorhanden, aber nirgends erscheint ein dem hd. baumeln entsprechendes nd. bômeln von bôm, Baum.

Woeste, Westfälisches Wtb.: bämmeln, bommeln, umherlaufen, wie ein müßiger Junge. bummeln, baumeln, hin und her schwanken, zu fallen drohen; s. bommeln.

Schambach, Göttingisch-Grubenhagen'sches Idiotikon: bammeln, baumeln, frei schweben; müßig sein. bemmeln, müßig gehen. bimmeln, mit einer kleinen, helltönenden Glocke läuten. bummeln, baumeln, schweben; müßig oder langsam gehen.

Dähnert, Platt-Deutsches Wtb. nach der alten und neuen Pommerschen und Rügischen Mundart: bammeln, im Hangen hin und her bewegen. bimmeln, mit kleinen Glocken läuten. bummeln, schwankend hangen.

Richey, Idioticon Hamburgense: bummeln, bammeln, hangend schweben.

Danneil, Wtb. der altmärkisch-plattdeutschen Mundart: bammeln, s. bummeln. bummeln und bammeln sind sehr verwandt. Sie drücken beide die Bewegung eines schwebenden Gegenstandes aus.

Mi, Wörterb. der Mecklenburgisch-Vorpommerschen Mundart: bammeln, schwebend hängen. bimmeln, läuten mit einer kleinen Kirchenglocke. bimmeln un bammeln. bummeln, bummeln, faulenzen.

Strodtmann, Idioticon Osnabrugense, S. 351: bümmeln.

Schütze, Holsteinisches Idiotikon: bummeln, bammeln, hangend schweben.

J. ten Doornkaat-Koolmann, Ostfriesisches Wtb.: bammeln, baumeln. bimmeln, mit kleinen Glocken läuten. bummeln, bümmeln, bummeln, baumeln, hängen und schwingen.

Hieraus ergiebt sich, daß baumeln nicht etwa Nachbildung eines nd. bômeln sein kann. Aber im Mitteldeutschen begegnet baumeln neben bammeln:

Hertel, Thüringer Sprachschatz: baumeln, schwebend sich hin und her bewegen. Allgemein thüringisch.

Liesenberg, Die Stieger Mundart, S. 88: pameln, schwebend hängen und sich bewegen. pumeln, nachlässig sich dem Müßiggang ergeben. paumeln, im Hängen sich hin- und herbewegen.

Albrecht, die Leipziger Mundart: bammeln, schlaff herunterhängen; auch baumeln; sich bammeln, baumeln, aufbummeln, sich aufhängen. baumeln, 1. wie bammeln. 2. hin und her gehen wie ein Pendel.

Weise, Die Altenburger Mundart: bammeln, bambeln, baumeln, erst nhd. und wohl onomatopoetisch gebildet wie bimmeln.

Es fragt sich nun, wie baumeln neben bammeln, wie der Diphthong au neben a zu erklären ist. Kommt baumeln von Baum her, wie manche Etymologen annehmen möchten, so ist deren Hinweis auf bammeln und bummeln unverständlich; hängt es mit diesen Worten zusammen, so kann es nichts mit Baum zu thun haben. Wohl nur der Umstand, daß au neben a bis jetzt nicht erklärbar schien, hat zu der Annahme geführt, daß baumeln von Baum abgeleitet sei. Aber in der Altenburger Mundart heißt Baum bòm. Pl. bème, wovon unmöglich baumeln abgeleitet sein kann, wie Weise richtig erkannt hat. Der Laut au neben a kommt in der That mundartlich mehrfach vor und wird sich von Kennern vermutlich noch häufiger nachweisen lassen. In der nnd. Mundart des hart an der mitteldeutschen Grenze gelegenen Dorfes Cattenstedt erscheint au neben a in baumeln, bammeln; baumel, m., langer, hagerer Mensch, der im Gehen sich etwas hin und her wiegt. Daneben existiert noch bimmeln in einen forn ärse bimmeln, fortwährend dicht hinter jemand herlaufen, wie es z. B. kleine Kinder thun, die hinter der Mutter herlaufen. Kwatsch, m., flüssiger Kot, Schneewasser und daneben in derselben Bedeutung kwautsch. knatschen, saftige Gegenstände wie Kartoffeln, Rüben, üppiges junges Getreide u. s. w. zertreten; daneben knautschen. lätschen, nachlässig, schwerfällig gehen und lautschen; lautsch, n., Schelte für ein Weib mit schwerfälligem Gange. batz und bautz. drasch, m., heftiger Regenguß, daneben dreuschen, heftig regnen, hd. dräuschen, mit Umlaut aus drauschen; Schambach hat dräschen.

Aus dieser Zusammenstellung scheint sich mir zur Genüge zu ergeben, daß neben Formen mit a solche mit au vorkommen, und zwar bezeichnen sie den Begriff der ersteren in etwas erhöhtem Maße. So wird sich auch baumeln zu bammeln verhalten und aus mitteldeutschen Mundarten in die Schriftsprache gedrungen sein. Die Formen bimmeln, bammeln, bummeln, baumeln, die z. B. in der Cattenstedter Mundart alle vorhanden sind, stehen offenbar im Ablautsverhältnis zu einander.

Ed. Damköhler.

Kalabrien.

In einigen Orten Schwabens und Badens ist dies seltsamerweise eine Bezeichnung der von den Ärmsten bewohnten und darum auch der entlegensten Stadtteile. So heißt man in Murrhardt (Oberamt Back-

nang), dem Sitz des ehemaligen bekannten Benediktinerklosters, den rechtufrigen Teil zwischen Murr und Bahnhof die Galabre. In der ehemaligen Reichsstadt Leutkirch im Allgäu benamst der Volksmund einen Komplex von sechs zusammengebauten Wohnungen Kalarum. In Rastatt und Karlsruhe heißen abseitsgelegene Stadtteile Kalaberich.

Im Zusammenhang mit der auffälligen Benennung steht es, daß man in Oberschwaben hin und wieder von einer kalabrischen Hitze spricht. So bezeugt auch Danneil Wb. der altmärkisch-plattdeutschen Ma. 1859, S. 264 „dit is 'n kalabaorsche Hitte, hir is kalabaorsch inbött". Und in Frommanns Ztschft. f. Ma. VI 115 kommt in einer alemann. Sprachprobe vor: „er hat kalaberisch gsoffe". Hierher stellt sich wohl auch das von Kluge, Studentenspr. 97 aus Schriften Laukhards von der Wende des 18./19. Jahrhunderts belegte Kalaber für 'Kerl, Bauer'.

Der Ursprung dieser Benennungen macht Schwierigkeiten. Der bekannte Essayist Christoph Friedr. Karl Kölle meint in seinen 1837 veröffentlichten „Hundert §§ über Schwaben überhaupt" unter § 81: „Es ist wohl mehr wegen des Schalls als wegen Traditionen aus den Zeiten schwäbischer Kaiser, daß man sich so häufig des Ausdrucks kalabrisch bedient und an manchen Orten den von Ärmsten bewohnten Stadtteil Kalabrien nennt wie z. B. in Murrhardt". Vielleicht ist aber das Bild in Verbindung mit diesen Traditionen der Lage des betreffenden Stadtteiles als der äußersten oder ärmsten des Ortes entlehnt, wie Kalabrien — eine arme Provinz — am äußersten Zipfel Italiens hängt.

Ich benutze die Gelegenheit, eine andere Benennung von bestimmten Stadtteilen zu erwähnen. Pfannenstiel heißt eine südwestlich gelegene Vorstadt von Ravensburg und ein Stadtteil von Memmingen, desgl. die Spitze des westwärts gelegenen Oberdorf im oberschwäbischen Marktflecken Aulendorf. Diese Bezeichnung rührt gewiß von der Form der Erweiterung der Orte her.

P. Beck.

Nassauern.

Das Wort nassauern wird, soweit ich sehe, allgemein von den Bewohnern des Herzogtums Nassau hergeleitet. Borchardt-Wustmann 5. Aufl. S. 344 sagt darüber: „Dieser burschikose Ausdruck soll in Göttingen entstanden sein. Den hier studierenden Nassauern waren von der Regierung des früher selbständigen Herzogtums Nassau bestimmte Benefizien ausgesetzt, unter andern Freitische. Wenn diese bisweilen auch von solchen benutzt wurden, die nicht aus Nassau stammten, so nannte man das spöttisch nassauern." Behaghel erklärt es in dieser Zeitschrift I, S. 3 durch die Worte: „wie ein Nassauer kein Kollegiengeld bezahlen", denkt also vermutlich auch an die Universität Göttingen. A. Förstemann in seiner Abhandlung über populäre Metonymien (Programm des Realgymnasiums in Magdeburg 1899 S. 27) äußert sich darüber folgendermaßen: „Sehr oft ist Nassauer so viel wie ein Parasit, einer, der sich

überall, wo es etwas Gutes zu schnabulieren giebt, heranzuvettermicheln weiß. Ob dem ein politischer Spott zu Grunde liegt? Es könnte auf einen Kleinstaat, einen sogenannten Raubstaat gemünzt sein, der zwar die Vorteile der Zugehörigkeit zu dem weiland deutschen Bunde genießen, aber zu den Kosten der Verteidigung u. s. w. nichts beitragen wollte." Aber warum sollte man da gerade auf Nassau verfallen sein?

Allerdings finden sich verschiedene Zeitwörter, die von Orts- oder Landschaftsnamen abgeleitet sind und eine allgemeine Bedeutung erhalten haben; z. B. sagt man in der Leipziger Gegend: „hier wird nicht gevogtländert" im Sinne von: „hier wird nicht gefackelt oder gezaudert", ferner hat lombardieren die Bedeutung verpfänden angenommen von einer zuerst in der Lombardei üblichen Art des Geldverkehrs, desgleichen wird in verschiedenen Gegenden Mitteldeutschlands schwäbeln (= schwäbisch reden) im Sinne von schwatzen gebraucht und zwickauern bezeichnet ganz allgemein eine in Zwickau heimische Sprechweise (i wie ü, e wie ö). Aber hier haben wir es mit erwiesenen und sicher bezeugten Eigentümlichkeiten der betreffenden Gegend zu thun, während bei nassauern kein bestimmter Anhalt an das gleichnamige Herzogtum vorliegt. Fügt doch selbst Borchardt-Wustmann vorsichtig ein „soll" hinzu. Wir sind daher berechtigt, Zweifel an dieser Etymologie zu hegen.

Nun könnte man vielleicht an Ableitung von einem Personennamen Nassauer denken, der wie Krakauer, Landauer, Breslauer einen Israeliten bezeichnete, dann aber auch einen Menschen, der nach jüdischer Art schmarotzte; doch halte ich auch diesen Ursprung des Wortes nicht für wahrscheinlich. Näher liegt es entschieden, an volksetymologische Entstellung zu denken, um so mehr als Nassauer auch sonst so gebraucht wird. Förstemann sagt a. a. O.: „Einen Regenschauer nennt man einen Nassauer; dazu das Zeitwort nassauern", also es nassauert = es geht naß nieder, es regnet. In demselben Sinne kommt das Wort in Berlin (vgl. Der richtige Berliner in Worten und Redensarten. 4. Aufl. S. 69), Thüringen (Hertel, Thüringer Sprachschatz S. 171), am Rhein (Andresen, Deutsche Volksetymologie, 2. Aufl. S. 44) und anderswo vor. Überdies findet sich in Berlin für einen, der genießt, ohne zu bezahlen, ein ähnlicher volksetymologisch zurecht gelegter Ausdruck: Freiberger (vgl. Der richtige Berliner S. 32 und S. 69) = einer, der sich „freien" Eintritt zu verschaffen weiß, wobei Anlehnung an den Namen der Stadt Freiberg vorliegt. Daß aber Nassauer in gleicher Weise aus „naß" hervorgegangen ist, kann demjenigen nicht mehr zweifelhaft sein, der erwägt, daß naß thatsächlich in der entsprechenden Bedeutung vorkommt.

In Erfurt sagt man „für naß hineinkommen" im Sinne von sich unentgeltlich hineinschleichen z. B. in eine Schaustellung (vgl. Hertel, Thüringer Sprachschatz S. 171); ähnlich spricht man nach glaubwürdiger mündlicher Mitteilung bei Halle „das geht für naß" d. h. umsonst; ebenso heißt in Berlin „per naß, vor naß" umsonst (Der richtige Berliner

S. 69). Vermutlich ist hier per aus fer (= für) verstümmelt und „vor“ unrichtig aus fer verhochdeutscht. Denn wahrscheinlich hat „für“ in dieser Redensart die Bedeutung von als (= als naß hineinkommen).

Schwieriger ist es, die Frage zu beantworten, wie naß zu dieser Verwendung gekommen sein mag. Daß es nicht aus Nassauer verstümmelt worden ist, liegt auf der Hand. „Vor der Näſſe unterschlüpfen“ d. h. zum Schutz gegen den Regen irgendwo untertreten oder „als durchnäßt hineinkommen“ etwa von beschädigter Waare, die unter gute gemischt wird, will nicht recht passen, weil die Erklärung zu künstlich ist. Dagegen bin ich geneigt, an die Bedeutung verschlagen, verschmitzt anzuknüpfen, die das Wort naß oft in der älteren nhd. Litteratur aufweist, z. B. bei Fischart, Bienenk. 205a, Hans Sachs, 144, 17 (der naß, verschlagen, diebisch knecht), Frank, Sprüchwörter (ein nasser Knabe, verschmitzter Gesell), Kirchhof, Wendunm. 194b (ein nasser Knabe und Ebentheurer) u. s. w. Vgl. Lexer im D.W. VII, 423. Wer schlau ist, dem gelingt es eher als einem anderen, in eine Vorstellung u. s. w. ohne Zahlung hineinzukommen.

Eisenberg S. A. O. Weise.

Schneeblitz D.Wb. IX 1230.

Dieser Artikel bedarf einer völligen Neugestaltung. Er vereinigt zwei gar nicht mit einander zu vereinigende Bedeutungen 1. ‘Blitz wie Schnee blendend’ und 2. ‘Kaulquappe’. Für die letztere Bedeutung fehlt es an allem geschichtlichen Belegmaterial und solches läßt sich beibringen, lag teilweise auch schon bequem vor.

In den Ahd. Gl. III 511[44] steht unter lauter Pflanzennamen ein seltsames snebeliz, das Graff dementsprechend auch als Pflanzennamen aufgefaßt hat. Steinmeyer bemerkt dazu: „Hier handelt es sich sicher um einen irrtümlich eingemischten Namen eines Insekts“ und verweist wegen des lat. Lemmas surrones auf Gl. III 453[36] scurio siuro („Milbe“) und dazu noch IV 452[44] scinifes snebilazir, das wirklich unter Insektennamen steht. Könnte nicht scurrones eine Entstellung von gyrini (gurini? curini?) sein? Schneeblitz ist nach dem DWb. die landschaftliche Benennung der Kaulquappe; nach Popowitsch, Versuch einer Vereinigung der deutschen Ma. 1780 S. 213 ist dieses Schneeblitz „in Östreich um Horn üblich“ und so kennt auch Schmeller-Fromman“ II 564 das Wort (mit der Nebenform Schneeberitz) vom untern Lech. Schmeller stellt dazu aus dem Voc. optim. S. 40 tineae snebeltzin vel milarin. Es scheint mir zweifellos, daß das Grimmsche Wb. nicht gut gethan hat, unser Wort für ‘Kaulquappe’ und jenes Schnee-Blitz ‘Blitz leuchtend weiß wie Schnee’ bei Jean Paul in einem Artikel zu bringen. Denn unser Wort für ‘Kaulquappe’ hat weder mit Schnee noch mit Blitz etwas zu thun. Wie sollte man sich auch einen solchen Zusammenhang denken? An und für sich ist ja wahrscheinlich,

daß unser Schneeblitz ein diminutives -itz oder -litz hat, wie ich es für Vogelnamen in der Festschrift für Weinhold S. 24 reichlich belegt habe. Ich verweise noch auf Kalbitz im D.Wb., ferner auf Lambitz N. „Mutterschaf" bei Frommann VI 437; die Hornissen heißen bei Paucer-Ebner 1556 Horlitzen; über Elritze (Erlitz, Erling) vgl. mein EtWb. [6] 94[a]; die Kastanie heißt baier. und alem. (z. B. breisgauisch) Kestnitz vgl. Schmeller; in thüring. Ma. ist Webetze die Wespe. Aus dem Ahd. vgl. knellizzi knellizza Ahd. Gl. I 338 IV 254[12] für „sciniphes"[1]. Der diminutive Charakter der Endung in Schneeblitz ist hiermit wohl sicher gestellt. Allerdings kann ich die genauere Suffixgestalt nicht angeben. Die neutrale Form in ahd. snebilazir erinnert an das neutr. Lambitz in Tirol, das mittlere a an das von Hildebrand im DWb. reich belegte Knabatze. Vielleicht ist unser Wort Erweiterung einer gleichbed. *snebil mit diminutiver Endung. Ich halte Schneeblitz für eine Ableitung zu mhd. snaben, wozu das von Lexer angeführte snebitze 'Kaulquappe' Z. f. d. A. XIV 177 eine ursprüngliche Form sein könnte. Mhd. snaben ist 'eilen, hüpfen, schnelle Bewegungen machen'. Das Urwort für die Kaulquappe (ahd. * snabo?) wäre etwa 'Tummler' gewesen. Nur zufällig anklingt ein unmittelbar zu Schnabel gebildetes snebelitz 'ciconides, Menschen, die Schnablen haben' bei Diefenbach 117[c] N. Gl. 89 und ciconides, homines rostrati, schneblicz im Voc. Opt. S. 40 bei Lexer und Schmeller.

F. Kluge.

Storcher Urfaust S. 22.

Für das mehrfach mißverstandene Wort habe ich schon Studentensprache S. 128 die Bedeutung 'Landfahrer' empfohlen. Genauer ist 'Marktschreier, Quacksalber' als Bedeutung anzusetzen. Bekanntlich hat Goethe Storcher später in Marktschreier geändert — es handelt sich um die Szene in Auerbachs Keller V. 2179. Es ist ein rotwelsches Wort, das öfters bezeugt ist: Avé-Lallemant IV 97 Storcher 'Arzt' in einem meißnischen Glossar von 1687; ibid. IV 113 ebenso. — La Zelande 1682 Der Listige und Lustige Spitzbube und Beutelschneider S. 194 „alwo etliche Storcher mit spielen sich aufhielten", 195 „und stellete sich als ob er den Storcher nicht kenne". Man sieht, die Schreibung mit ch ist wohl bezeugt und das Wort bei Goethe kann nichts anderes sein als das in den Wörterbüchern gebuchte Storger.

F. Kluge.

ulken.

Wenn nach Kluge Wb. uzen Ableitung aus dem Eigennamen Utz, der Kurzform von Ulrich ist, dann kann auch ulken von Ulk bezw.

---

[1] Ob das von Frisch II 373b erwähnte Durlitzbeere „corna" hierhergehört, ist zweifelhaft; das Ahd. Gl. III 605[19] begegnende duriseslizi vergleicht Steinmeyer damit wohl kaum richtig; der Schwund des s wäre seltsam.

[2] Was ist scuriones „vermes palbebrarum" Corp. Gloss. Lat. V 515 [19]?

Ulko, der Koseform des plattd. Ulrich d. h. Ulerk, erstammen. Siehe Stark Kosenamen S. 72. Zur Erklärung des Ausdrucks gehe ich von „einen Ulk machen“ aus und nehme an, daß dies soviel bedeutet wie „einen zum Ulk machen“; denn die Konstruktion von machen mit doppeltem Akkusativ statt der mit „Akkusativ und zu“ war nach Heyne und Sanders früher nicht selten. Entsprechend wäre „einen Ulk treiben“ = einen Dummen hin und her jagen. Unter einem Ulrich bezw. Ulerk verstand ja das Volk einen dummen Menschen. Daher die im Hannöverschen so häufige Ausdrucksweise: du bist en dummen Ulerk. Nach Heynes Wb. kommt auch der Ausdruck Ulch statt Ulk vor, namentlich rheinisch-mitteldeutsch. Natürlich; denn Ulch: Ulrich = Ulk: Ulerk. Auch die kürzeste Koseform haben wir in dieser Bedeutung, Ul-Uli nämlich findet sich bekanntlich in Schillers Tell. — Heißt es doch in einer friesischen Erzählung des Daheim (Jahrgang 1897 Nr. 3 S. 34): Dann wollen wir uns noch lange keinen Uhl machen lassen. Daß auch die Inhaber anderer Namen beim Volke als dumm gelten, dafür finden wir bei Lyon 1896 S. 202 f. mannigfache Belege. Ich führe daraus nur die Ausdrucksweisen an: Mit einem den Kunzen spielen; mach keine Mätzchen.

Aug. Zimmermann.

Unverfroren.

Das von Sanders 1860 und von Weigand 1878 noch nicht gebuchte, meines Wissens zufrühst in Schambachs Wb. der ndd. Ma. der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen 1858 S. 244 als mundartlich verzeichnete Wort ist erst spät litterarisch anerkannt worden. Als Arthur Böhtlingk 1880 Napoleon Buonaparte II 344 seinen Helden mit dem neuen Schlagwort charakterisirte, wurde er dafür von Schirren, Litt.-Zeitg. vom 4. Juni 1881 getadelt und Böhtlingk mußte sich in seiner Schrift Napoleon Buonaparte und der Rastatter Gesandtenmord 1883 S. 11 daraufhin seiner Haut wehren: „Das Wort findet sich allerdings nicht bei Sanders, allein ist es deswegen ein ungebräuchliches? wird es nicht von Jedermann verstanden? Kennt Herr Schirren für den vorliegenden Fall einen treffenderen Ausdruck? Ich wüßte, offen gestanden, weder einen besseren noch einen milderen“. — Die Belege unserer Wörterbücher reichen in der That nicht bis in die 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück. Sanders 1885 Ergänzungs-Wb. 214 a nennt Belege aus Paul Heyses Nov. VI 234 und Parad. I 86; Heyne in seinem DWb. IIII 1146 kennt noch eine Stelle aus Preußen im Bundesrat III 362 vom Jahre 1858 („die stärkste Unverfrorenheit bei dem Vorschlage“). Ein lehrreiches Zeugnis für die Geschichte des Wortes bestätigt dies. Laukhard hat Emigranten I 57 das Wort noch nicht gekannt, sonst hätte er es gebraucht. Zu den Worten seines Textes „er fragte sie mit der größten aisance“ macht er die Fußnote: „Ich kann dieses Wort (aisance) nicht übersetzen, ob es gleich in allen Wörterbüchern

übersetzt ist: man versteht darunter die Mittelstraße zwischen Unbefangenheit und Unverschämtheit." Man sieht an diesen Worten, wie erwünscht und bequem ein neues unverfroren sein mußte. Henne vermutet Herkunft aus Berlin. Aber in Glaßbrenners „Berlin, wie es ist und — trinkt" 1832 ff., wo man das Wort erwarten könnte, habe ich vergebens darnach gesucht. In Kellers Antibarbarus 2. Aufl. (1886) S. 202 wird unter andern Neuerungen im Wortgebrauch auch unverfroren besprochen und zwar folgendermaßen: „U. ist nach Treitschke dadurch entstanden, daß ein Journalist seinen Gegner der Unverschämtheit beschuldigen wollte und sich noch rechtzeitig ans Strafgesetzbuch erinnerte". Für den Wortinhalt ist Treitschkes Meinung überzeugend; aber wortgeschichtlich ist sie gleichgültig. Übrigens wo spricht Treitschke über das Wort? Überhaupt verdiente es weitere Belege um und vor 1860.

F. Kluge.

Venusberg.

Im Promptuarium Germanico-Latinum des Jesuiten Wolfgang Schönleder 1681 findet sich unter der Überschrift Syllabus locorum antiquis novisque verbis nuncupatorum eine Fülle von Ortsbenennungen. In der Editio novissima 1688 steht auf der letzten Seite des vorletzten Blattes (LII 3a Spalte 2) die Glosse: „Venusberg Fiscellus mons unde Nar. fl. oritur. Mons Sibyllae vulgo". Dies Zeugnis, dem wohl ältere Angaben in Wörterbüchern voraufliegen, ist lehrreich für die Fortdauer der richtigen Auffassung des Venusberges, wie sie in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1898 Nr. 66—67 im Anschluß an Gaston Paris und Söderhjelm richtig gestellt ist. Fiscellus ist der alte Name der Monti Sibillini und Nar ist der heutige Nera, der dort entspringt.

In dem Viatorium von Frölich 1644 II 114 finden wir folgende weniger genaue Ortsangabe: In Apennino monte Marchiae Anconiae in Italia immane horribileque est antrum quod Sibyllae caverna vel Mons Veneris vulgo dicitur, de quo superstitiosi multa fabulosa recitare solent.

F. Kluge.

Vonvornig.

Vonvornig als spottende Übersetzung von a priori (apriorisch, aprioristisch) wird von Erich Schmidt nach einer Stelle aus dem Briefwechsel des Geschichtsschreibers Johannes Müller (S. W. 6, 329) diesem zugeschrieben, rührt aber eher von Friedr. Nicolai her, der es, wie schon Campe im Verdeutschungswb. bemerkt, in seinem Gundibert (1798) gebraucht und dann in seiner Streitschrift Über meine gelehrte Bildung (1799). Die angegebene Stelle Müllers ist aus dem Jahre 1799, und selbst wenn sie dem Erscheinen des Gundibert voraufginge, so brauchte man in Nicolai noch nicht den Nachahmer zu sehen, da der Brief doch

nicht für ihn bestimmt war und ihm gewiß nie bekannt geworden ist. Wir heben einige bezeichnende Stellen für vonvornig aus dem Gundibert (G.) und der Gelehrten Bildung (G.B.) heraus. G. 7: Der günstige Leser wird nun zu wissen verlangen, was denn eigentlich das Philosophische von vorn und von hinten sei; ebd. 13: Gebrauch solcher bloß vonvornigen Worte, und sogleich darauf: Das Schlimmste von allem Schlimmen ist der Frevel gewisser empirischer Philosophen, welche nicht nur von hinten, sondern auch von vorn sehr scharf um sich gesehen haben und nun behaupten: Das Vonvorn der neuen deutschen Philosophie sei von hinten hergeholt und gar nicht ein reines Vonvorn zu nennen; 16: reines vonvorniges Wissen; 17: man darf sich nicht wundern, daß hinter mancher vonvorniger reinen Erkenntnis so oft gar nichts ist; 58: ein vonvorniges Gesetz; 61: gemeiniglich ist die leidige Erfahrung den vonvornigen notwendigen Begriffen entgegen; 74: die vonvornige kritische Weisheit; 185: Sie kamen alle in der Verachtung der Vonhinten-Philosophie überein u. ebd.: Vorschlag, ob man nicht, außer der Vonvorn-Philosophie, welche freilich die hauptsächlichste wäre, um die verwerfliche Vonhinten-Philosophie außer Achtung zu bringen, lieber eine Seitenphilosophie zulassen möchte. Als Hauptwörter gebraucht Nicolai nicht bloß, wie schon angeführt, das Vonvorn, sondern auch das Vonvornige (G. 218: ein Rektor, der sich ganz ins Vonvornige vertieft hatte; 246: so lange ihre Philosophie im Vonvornigen bleibt), die Vonvornheit (G. 42: eine reine schlechterdingige Vonvornheit) und besonders die Vonvornigkeit (G.B. 166: wie die kritische Vonvornigkeit sehr weise bemerkt; 198: seine [Fichtes] hohe Vonvornigkeit; 265: seine gebietende Vonvornigkeit; 266: daß es mit der Welt schon besser stehe, sobald sie so ist, wie seine Vonvornigkeit gebietet.

A. Gombert.

Das ist mir wurst, das ist mir pipe.

Wenn eine Sachbezeichnung in der Rolle des prädikativen Adjektivs verwandt wird, so wird damit eine hervorstechende Eigenschaft der Sache auf das Subjekt übertragen. Man vergleiche: das ist Blech, das ist Kohl, das ist Mist, das ist mir Pomade. Der Mist ist stinkig und faul, der Kohl alt und aufgewärmt. Das Blech erscheint wertlos beim Vergleich mit andern Metallen; wie nahe das liegt gerade mit Bezug auf Gesprochenes, zeigt das alte Wort: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Ebenso ist es leicht begreiflich, daß dem kräftigen Naturmenschen die Pomade etwas Fernliegendes, etwas Gleichgültiges ist. Was ich aber nicht begreife, ist die Behauptung, daß auch die Wurst, die Pfeife typisch sei für eine verachtete Kleinigkeit (Borchardt-Wustmann, Sprichwörtliche Redensarten[4], S. 376). So viel ich sehe, ist diese Bedeutung von Wurst und Pfeife ausschließlich aus den beiden an die Spitze meiner

Bemerkung gestellten Redensarten entnommen. Wenn bei Borchardt auf die alte Redensart: „ein Roß um eine Sackpfeife geben“ verwiesen wird, so ist damit gar nichts bewiesen; hier wie in der anderen: „mit der Wurst nach der Speckseite werfen“ handelt es sich lediglich um den Abstand der beiden Werte, nicht um eine absolute Angabe. Ich kann mir auch gar nicht denken, wie gerade in den Kreisen, die unsere beiden Redensarten gebrauchen, Wurst und Pfeife zum Typus des Wertlosen hätten werden sollen. Und nur an wirklich hervorstechende Eigenschaften kann die prädikative Verwendung anknüpfen. Nun besteht eine Haupteigentümlichkeit der Wurst darin, daß sie zwei gleichartige Enden hat, daß sie an der einen wie an der anderen Seite angeschnitten oder aufgehängt werden kann. Sie ist ein typisches Beispiel dafür, daß mit einer Sache so oder so verfahren werden kann. Und das ist gerade die eigentlichste Bedeutung des prädikativen wurst: wir antworten damit auf eine Frage, ob wir dieses oder jenes Verfahren vorziehen.

Die Haupteigenschaft aber der Pfeife ist, daß man eben darauf pfeifen kann. Das ist mir pipe, besagt nichts Anderes als: das ist ein Ding, op dat ik pipe. Das Pfeifen aber als Ausdruck der Mißachtung ist eine wohlbekannte symbolische Handlung.

Otto Behaghel.

Mitteilung.

Die Julialieferung des Sprachatlas des Deutschen Reichs umfaßt die Wörter: Apfel nw, Bäum(chen), Berge nw, bischen, bösen no, euch (Satz 31) sw, eure, euren, gebracht nw no, gefunden, gethan nw, gewesen nw, hinter, that nw, thäte nw, und (Satz 23) nw, viel nw. — Gesamtzahl der fertigen Karten 542.

Marburg. Dr. G. Wenker.

Das ge-Partizip im Neuhochdeutschen.

Von

G. Maier.

§ 1. Einleitung. — Die ausgedehnte Verwendung, die die Partikel ge beim Verbum zur Bezeichnung des Part. Praet. gefunden hat, läßt sich nur aus ihrer Bedeutung erklären. „Sie hatte ursprünglich vor dem Part. Praet. keine andere Funktion gehabt, als vor jeder anderen Verbalform, d. h. sie hat lediglich zum Ausdruck der Perfektivität gedient"; mit anderen Worten, sie diente zum Ausdruck der temporalen Vollendung. Da jedoch die Perfektivität schon im Part. Praet. als solchem lag, so kam ihm von Hause aus die Partikel nicht zu. Schon früh machte sich aber das Streben geltend, um den Begriff der Perfektivität zu erhöhen und zu vermehren, ge vorzuschlagen. Dies trat zuerst bei den Verben ein, bei denen ge auch in den anderen Formen antreten konnte, um sie zu perfektiven an und für sich zu machen. Dies Streben führte allmählich zu einer Verblassung der Perfektivität des Part. Praet. an und für sich und ge wurde dadurch zum Hauptträger dieser temporalen Vollendung, d. h. es wurde zum rein formalen Bildungselement des Part. Praet. Die einzelnen Etappen dieser Entwicklung lassen sich noch genau verfolgen. Im Got. erkennen wir die Perfektivität noch überall. Doch tritt auch hier schon Verblassung ein. Nach Streitberg liegt sie darin, daß manche Verba das Part. Praet. mit ga dem praefixlosen vorziehen oder allein mit ga belegt sind. Da aber anderseits die perfektivische Bedeutung der Partikel ge im Got. noch lebhaft empfunden wird, so können die schon perfektiven Verba im Part. Praet. das ga gar nicht mehr annehmen. Eine große Anzahl von solchen Part. erscheint daher nur ohne ga. Beispiele bei Dorfeld (Giesser Diss. 1885) S. 30 u. 31. Vgl. auch Streitberg PB. B. XV S. 174.

Im Ahd. ist die Bewegung, die schon im Got. begonnen hat, beinahe vollendet, d. h. das Part. Praet. hat seine perfektivische Bedeutung, die in ihm selbst lag, eingebüßt und ge wurde zur Bildung desselben als Träger der Perfektivität notwendig. Die praefixlosen Formen sind auf einen ganz kleinen Rest zusammengesunken. Vollständig praefixlose Formen weisen nur noch vier Verba auf. Es sind die Part. von bringen, finden, kommen und werden. Die Formen sind nach dem oben Gesagten ganz klar, und Pietsch PB. B. XIII S. 519 hat die richtige Erklärung gegeben. Er sieht den Grund dieser Erscheinung in der Bedeutung dieser Verba, indem sie schon in sich selbst den Begriff der in sich vollendeten Handlung enthalten, d. h. man fühlt bei ihnen noch die perfektive Be-

deutung lebendig. Die Bestätigung dieser Ansicht und Erklärung liegt im Got., wo ja ebenfalls die perfektiven Verba ge nicht annehmen konnten. Diese vier Verba erscheinen so als letzter Rest dieser Regel. Die anderen praefixlosen Formen sind ziemlich selten und lassen sich alle auch mit der Partikel ge belegen. Solche Belege finden sich Grimm Gr. II § 847. Dorfeld (bei Tatian) S. 33.

Das Mhd. steht, von einzelnen Sonderheiten abgesehen, auf gleichem Standpunkt wie das Ahd. Die Bewegung zu Gunsten des ge steht still. Jene vier Verba finden wir deshalb auch hier ohne ge. Ebenso kommen vereinzelte andere Formen vor, die kein ge haben. Vergl. Eckh.[1] S. 37, 5.

Doch macht sich hier schon eine Bewegung geltend, die im Nhd. eine wichtige Rolle spielt und dort näher zu betrachten ist. Indem nämlich das e ausgestoßen wird, entsteht eine verkürzte Form, die durch Angleichung an den folgenden Konsonanten in gewissen Fällen zur Praefixlosigkeit führt. Geltend macht sie sich schon hier bei den mit g und k beginnenden Part. Praet.; besonders bei den beiden Verben gehen und geben: einzeln auch schon kauft; küsst; krönt; kleidet. Vgl. Grimm Gr. II 847 und Eckhard S. 35.[1]

§ 2. Allgemeines. — Hatte man im Got. die Bedeutung des Praefixes ge beim Part. Praet. noch lebendig empfunden, so war schon im Ahd. das Praefix erstarrt und zum rein formalen Bildungselement des Part. Praet. geworden. Für das Ahd., Mhd. und Nhd. bleibt daher nur die Aufgabe übrig, das Praefix in seinem Auftreten und seinen äußeren Schicksalen zu verfolgen. In diesen beiden Beziehungen macht sich nun im Nhd. ein doppeltes Streben geltend. Das eine besteht darin, verkürzte und praefixlose Part. Praet. zu bilden, das andere, die ge-Formen festzuhalten und zu vermehren. Die letztere Bewegung führt dann im weiteren Verlauf zu dem Versuch, ge zum Bildungselement sämtlicher Part. Praet. zu machen, auch solcher, die bisher aus innern oder äußern Gründen dasselbe entbehrten. Der Versuch konnte jedoch nicht durchdringen. Erfolg hatte er nur bei den vier Verben bringen, finden, kommen und werden. Sie erscheinen schon im älteren Nhd. zuerst vereinzelt, dann in größerer Zahl mit ge; der Kampf der beiden Formen dauert jedoch noch bis ins 18. Jahrhundert hinein. Der Grund der zweiten Bewegung liegt in der ersten, d. h. die zweite ist eine Folge der ersten. Dem Streben, verkürzte und praefixlose Formen zu schaffen, suchte man Einhalt zu thun, indem man fühlte, daß ge als Bildungselement für das Part. Praet. nötig war. Der Träger der ersten Bewegung war die gesprochene Sprache, der zweiten die Schriftsprache. Letztere konnte sich aber nicht ganz dem Einfluß jener entziehen, und so dringen mit Beginn des 16. Jahrh. die volksmäßigen Formen durch, wenn auch nur im Obd. in größerem Umfange; im Md. ist dies nur selten der Fall. Das Sträuben gegen die verkürzten und ge-losen Part. Praet.

[1] Eckhard, Das Praefix ge in verbalen Zusammensetzungen bei Berthold von Regensburg. Freib. Dissert. 1889.

dauert fort und unterstützt von der Kanzleisprache dringt allmählich in der gesamten Schriftsprache die ge-Form durch, abgesehen natürlich von den Fällen, wo diese aus innern oder äußern Gründen unmöglich ist. Somit zerfällt das Folgende in zwei Teile: I. Partizipia Praet. mit ge; II. Part. Praet. ohne ge.

§ 3. Grammatiker. — Bevor wir jedoch auf das Einzelne eingehen, müssen wir zuerst einen Blick auf die älteren Grammatiker werfen, um zu sehen, wie sie sich zu unserm Gegenstand stellen. Ich bemerke hier gleich, daß ich nicht alle Grammatiker beigezogen habe, und so vielleicht manche interessante Notiz unberücksichtigt geblieben ist; allein im großen und ganzen sagen alle das Gleiche, und so werden doch wesentliche Faktoren nicht vernachlässigt sein. Was nun die Bezeichnung des Praefixes betrifft, so haben sehr viele Grammatiker den Ausdruck Augmentum. Die Bezeichnung lehnt sich an die griechische Grammatik an. Faßt man ge als rein formales Bildungselement auf, so ist sie im Grunde genommen ziemlich passend, wenn ja thatsächlich auch nur von einer Aehnlichkeit kaum gesprochen werden kann. Diese Bezeichnung für ge haben z. B. Clajus und Laurentius Albertus, auch noch Adelung. Schottelius bezeichnet ge als Wörtlein oder richtiger als Vorwörtlein. Andere wie Pudor, Gottsched nennen es einfach Silbe, Bödiker Vorsilbe. Die heutige allgemeine Bezeichnung ist Praefix oder Partikel. Die Bezeichnung für das Part. selbst ist entweder Part. oder meistens Mittelwort. Nur einzelne wie Aichinger haben Supinum; daß dieser Ausdruck jedoch falsch sei, sahen die älteren Grammatiker schon ein.

Von den ersten deutschen Grammatikern dürfen wir natürlich ausführliche Regeln keineswegs erwarten. Die Ausführungen über die Bildung des Part. Praet. nehmen deshalb einen nur geringen Raum ein; erwähnt finden wir es jedoch fast überall. Erst mit Ende des 17. und im 18. Jahrh., wo die deutsche Grammatik weiter ausgebaut wurde, erhalten wir ausführliche Berichte über die Bildung des Part. Praet. mit ge. Einen ziemlich erschöpfenden Bericht giebt uns so schon Bödiker 1698. Im 18. Jahrh. haben dann ausführlichere Berichte unter andern Aichinger, Hemmer, Gottsched, besonders aber Adelung. Letzterer giebt uns wohl den ausführlichsten.

Sehen wir uns die Regeln, die sie geben, näher an, so fällt uns sofort in die Augen, daß sie alle auf theoretischem Standpunkt stehen; nur hie und da macht einer der gesprochenen Sprache Zugeständnisse. Die gewöhnliche Regel lautet bei allen, das Part. Praet. erhält die Silbe ge; dann werden die Ausnahmen angeführt. Weder bei Clajus noch bei Laurentius Albertus ist erwähnt, daß man gewöhnlich sagt gangen, kommen, geben; nur macht letzterer dem Obd. insofern Zugeständnisse, als er bemerkt, daß man im Obd. bei den mit g beginnenden Verben das Augmentum weglassen könne. Dagegen ist bei fast allen Grammatikern des 17. Jahrh. gesagt, daß gewisse Verba doppelte Formen haben; Schottelius (Ausg. 1663) B. II XIV § 26 erwähnt: „In etlichen

Zeitwörtern wird gedachtes Wörtlein ge zuweilen ausgelassen (sonderlich in Reimen) welches zu merken (nicht aber allezeit zu thun seyn möchte.) als: gessen / für gegessen. gangen für gegangen kommen für gekommen." Ebenso Bödiker 1698 I VI 91,92.

Pudor 1672 führt folgende Worte an: gessen für gegessen; ebenso kommen, worden, gangen sowie überblieben für übergeblieben, ebenso Stieler Gramm. S. 182. Im 18. Jahrh. werden auch diese Formen als unregelmäßig bezeichnet. Adelung Gramm. II § 454 bemerkt: „Außer den jetzt gedachten Fällen das Augmentum zu verbeißen, ist im Hochdeutschen allemal ein Fehler, so häufig es auch in den gemeinen oberdeutschen Mundarten geschiehet: er ist kommen, wir haben gessen, er ist reich worden, wir sind gangen. Selbst in der Dichtkunst macht eine solche Weglassung allemal einen widerwärtigen Eindruck, weil sie sich den niedrigen Mundarten nähert, folglich die Würde des Styles verlezet."

Bei den Zusammensetzungen unterscheiden alle Grammatiker trennbare und untrennbare. Die trennbaren erhalten ge, die untrennbaren, die nicht auf der ersten Silbe betont sind, erhalten es nicht. Das Einzelne wird bei den betreffenden Paragraphen behandelt werden, so daß ich hier weiter nichts auszuführen brauche und mich auf einzelne Bemerkungen beschränken kann. Besonders bemerkenswert ist hier, daß alle Grammatiker ausdrücklich angeben, daß bei den mit be, er, ent, ver, zer und ge zusammengesetzten Verben das ge beim Part. Praet. nicht steht; ob dies gegen den Dialekt, wo sich bei einzelnen Formen vielleicht ge einzumischen pflegte, gerichtet ist, ist kaum wahrscheinlich; doch ist mir in meiner Umgebung schon oft die Form gebhalten aufgefallen für behalten. Stiefmütterlich sind dagegen die mit miss zusammengesetzten Verba behandelt. Eine Erwähnung trat allerdings erst dann ein, als sich diese Part. verschieden entwickelt hatten. Wenig beachtet wurden auch die Verba, die den Ton nicht auf der ersten Silbe hatten; doch wurden diese meist als Zusammensetzungen aufgefaßt und unter dieser Rubrik behandelt. Über die Verba, die mit der fremden Endung ieren gebildet sind, macht schon Laurentius Albertus eine Bemerkung, die uns jedoch keinen vollständigen Aufschluß giebt. Nach ihm können sie im Obd. mit oder ohne ge gebildet werden, woraus zu schließen wäre, daß sie im Md. mit ge gebildet würden, was jedoch nur teilweise richtig ist. Bei können, mögen, dürfen u. s. w. betrachten alle Grammatiker die als Hülfsverbum gebrauchte Form des Part. Praet. als Infinitiv.

Mit diesen allgemeinen Bemerkungen verlasse ich die Grammatiker, sie werden uns jedoch bei den einzelnen Paragraphen wieder begegnen.

I. Partizipia mit ge.

§ 4. Rückgängige Bewegung. — Wie schon oben angedeutet, machten sich bereits im Mittelalter zwei Bewegungen geltend, von denen die eine verkürzte und scheinbar praefixlose Formen zu schaffen bemüht

war, die andere aber gerade das Gegenteil bezweckte, nämlich jedem Part. Praet. ge vorzusetzen. Obwohl sie ziemlich gleichzeitig nebeneinander hergehen und sich immer entgegenwirken, so behandle ich sie doch der Deutlichkeit wegen in zwei getrennten Paragraphen.

I. Das Prinzip der Bewegung beruht auf einer rein äußeren Erscheinung, nämlich auf dem Verstummen des e. Dasselbe, schon an und für sich sehr leicht in dem Praefix, entleerte sich allmählich seines Inhaltes, bis es zuletzt ganz verstummte. Dies Verstummen machte sich naturgemäß zuerst bei Vokalen geltend, wie wir in dem Verbum gönnen und dem Part. von essen (gessen) sehen können. Schon im älteren Neuhochd. finden wir jedoch immer nur ge geschrieben. Für das Nhd. konnte ich nur vier Beispiele in der Prosa entdecken, wo wirklich die gesprochene Form geschrieben wurde. Das eine findet sich im Ackermann von Böhmen in der Handschrift B göddet, doch auch hier haben die anderen Handschriften geődet S. 21, 5. Ein weiteres in Bocc. Decamerone gendet hat für geendet S. 176[6], dann die gleiche Form in Adelph. Barbar. gendet Bl. 2. IIII, die vierte bei Zwingli gängstiget B. IV, 261. Weitere Beispiele werden sich wohl finden, sind jedoch selten. Was die oberd. Aussprache anbetrifft, so glaube ich, daß wir annehmen dürfen, daß das e nicht gesprochen wurde. Dies war wenigstens bis nach der Mitte des 16. Jahrh. nur orthographisches Zeichen. Dies zeigen einerseits die erwähnten Beispiele, wenn ihre Beweiskraft auch sehr gering sein mag, andererseits aber, wie mir scheint, das Part. gessen, das oft als geessen erscheint. Ferner verlangt bei Dichtern der Vers oft eine Aussprache ohne e. Zudem setzt der oberd. Dialekt unbedingt eine solche Aussprache voraus; hier wird auch jetzt noch das e vollständig eliminiert; es heißt immer gantwortet, gehrt. Dutzende von Belegen zeigen auch, daß das e vor Konsonanten nicht gesprochen wurde; um so weniger konnte es daher vor Vokalen gesprochen werden. Als später die Schriftsprache wieder zurückwirkte auf die gesprochene, konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß man auch hier sich der Neuerung bezw. Wiederherstellung anschloß.

II. Gleichzeitig begann das e auch vor Konsonanten zu schwinden. Hier tritt der Schwund zuerst vor Nasalen, Liquiden und vor w ein. Doch läßt es sich hier nicht direkt nachweisen. Der Beweis könnte wohl darin liegen, daß es bei den Substantiven und Adjektiven thatsächlich der Fall ist und bei diesen Konsonanten auch bei den Part. Praet. sehr gern die verkürzten Formen stehen. Thatsächlich aber treten, wo wir verkürzten Formen begegnen, dieselben vor jedem Konsonanten auf, doch, wie schon bemerkt, häufiger vor genannten Konsonanten als vor andern. Deutsche Bibelausg. um 1466 gthan; Bibel 1470 gwesen Ps. 69; Bocc. Decamer. um 1470 gmacht S. 165, 14; D. St. Chr. Augsb. B. III glőst S. 129, 13; die Beispiele hiefür zeigen sich in der älteren Zeit nur vereinzelt. Erst mit Sebast. Brants Narrenschiff werden sie zahlreicher und kommt die volksmäßige Aussprache mehr zum Vorschein. Doch auch bei ihm zeigt sich das Bestreben, die volle Form festzuhalten, wenn es ihm auch in vielen Fällen nicht mehr gelungen ist. Als

verkürzte Part. Praet. führe ich hier nur an: gbauwen 83, 68; gdöt 42, 31; gkundt 104, 19; gzogen 9, 34; 45, 17. Trist. und Nialde (Ausg. Pfaff) gwesen S. 99, 12; 184,5 u. s. w. Mit dem 16. Jahrh. dringen die verkürzten Formen immer mehr durch besonders im Obd.; doch ist zu bemerken, daß sie den vollen gegenüber in der Prosa immer die Minderheit bilden; nur bei den Dichtern wiegen oft, wenn auch nicht immer, jene vor. Vergl. die Schauspiele von Manuel, Ruf; ferner Frischlin.

Diese verkürzten Part. Praet. finden wir auf obd. Sprachgebiet überall gleichmäßig entwickelt auf alemannischem wie auf bayrischem Gebiet. Daß der Teuerdank und der Weißkunig wenige Formen haben, beweist noch lange nichts. Den Höhepunkt gewinnt hier die Erscheinung in der Schriftsprache zwischen den Jahren 1520 und 1560. Am deutlichsten tritt sie wohl in Zwingli in der Schweiz, den augsburger Städtechroniken, teilweise auch bei Aventin in Bayern, bei Frank, Montanus u. s. w. für den Westen hervor. Fast auf jeder Seite finden wir einen oder mehrere Belege und auch hier sind die mit Liquiden und Nasalen, sowie w anlautenden Part. wieder die bevorzugten. Ich vermute, daß die Aussprache dieser Konsonanten viel dazu beigetragen hat.

Eulensp. gmacht S. 71; D. St. Chr. Augsb. V umbgfaren S. 179, 1; Jud. Naz. gsetzt I 16; gkrönt I 25; Adelphus Barbarossa ausgloschen Bl. 56; zahlreich bei Zwingli z. B. II 1: anghebt S. 265 3 mal; 266; gleert 267; auf der gleichen Seite: ghört 2 mal; gsprochen; gfürt gredt neben geredt: auf einer Seite also 6 Belege; weniger hat Stumpff H. IV: gmacht I 22; II 26; ebenso das Chronik. Helv. des Tschudi. Auf bayr. Gebiete schreibt Aventin fast immer obgnant, das fast auf jeder zweiten Seite vorkommt; gmelt I 487; gnaigt 565, 35; gsatelt 485, 32; D. St. Chr. Augsb. IV wie: gfangen 19, 11; gschlagen 64, 2; gstanden 137, 15 u. s. w. Franck steht in seinem Weltbuch fast auf dem gleichen Standpunkt wie Zwingli; so finde ich auf Seite 188 seines Weltbuches elf verkürzte Formen; fast immer verkürzt erscheint hier das Part. von sein: gwesen. Viele Belege weist auch Münsters Kosmogr. auf. Bei den Dichtern finden wir beide Formen je nach Belieben angewendet, wie sie dieselben gerade gebrauchen können. Zur Probe seien hier einige Verse angeführt; im übrigen verweise ich auf Grimm, der unter ge zahlreiche Beispiele von Dichtern hat. (Vergl. auch Bächtold, Schweiz. Schauspiele).

> Am fischmarckt ist ein Buwrin gsässen,
> Die hat nun gar hûbsch râttich bracht
> Und hab ich sydher nye dran gdacht. Man. Wansp. v. 213—215.
> Ich ways, ich bin vor me hie gsâssen.
> Hat dann der Tûfel s'rossz gefrâssen,
> So frâss er auch den zoum grad mit. Ebenda v. 281—83.

Murner Schelmenzunft:

> Du habest dan die lût und landt
> Mit deynen bossen worten gschandt
> Und vierzig dusend lûgen duht,
> Gott und die welt gar usgericht. XVIII 19—22.

Mit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. werden die verkürzten Part. Praet. immer seltener, nur in der Poesie wird noch uneingeschränkt von ihnen Gebrauch gemacht. Die meisten Schriftsteller, auch einzelne Dichter schließen sich der von Mitteldeutschland ausgehenden Wiederherstellung der vollen Formen an. So hat der Schwabe Weckherlin kein einziges verkürztes Part. Praet. mehr. Der Bayer Schönsleder giebt in seinem Wörterbuch die Stichwörter mit ge an, gebraucht aber in den Beispielen noch oft die gesprochenen Formen: zusammen gfügt, gmacht u. s. w. Chronik des Bickelklosters in Villingen gsin S. 160; Moscherosch hat nur noch vereinzelt solche Part. Praet., ebenso Abraham a Santa Clara, gfallen Merks Wien S. 9 und 10; glogen Judas S. 213, 27, 28: diese können wir als die letzten Belege auffassen. Im Mitteld. hat die Bewegung lange nicht

in dem Maße gewirkt, wie im Obd. Nur in den Grenzgebieten ist sie weiter entwickelt. Durchgedrungen ist sie hier nur bei einzelnen mit ge zusammengesetzten Worten, in denen ein l darauf folgt; vor allem bei glauben, gleichen, glücken und bleiben. Der Grund scheint mir hier in der Aussprache des l zu liegen; bei den andern Part. Praet. dürfen wir kaum ein vollständiges Verstummen des e annehmen. Wäre dies der Fall gewesen, so hätte es in der Schriftsprache mehr zum Ausdruck kommen müssen, und es müßten in den md. Dialekten wie in den obd. diese verkürzten Formen noch gesprochen werden.

Im 15. Jahrh. begegnet kaum die eine oder die andere Form. Mainzer Chroniken haben globet. Im 16. werden die Belege zahlreicher. Luther wendet jedoch die verkürzte Form kaum an. Bei ihm habe ich nur zwei finden können V. Gut. Werk. gsagt S. 73; gnent in Luth. und Emser Streitschr. I 77.

Emser steht in seinen Streitschriften gegen Luther ganz auf dem gleichen Standpunkt wie die vorigen, während seine Bibel auf obd. steht. Dichter machen jedoch von den Formen Gebrauch, je nachdem sie dieselben bedürfen, wie z. B. Waldis in seinem Aesop. Erasmus Alberus dagegen hält sich an die regelmäßigen Formen. In gleicher Weise verfährt auch Hans Sachs, bei dem ich im Narrenschneiden gefunden habe: ghuncken Vers 58; gschwollen 148; abgfressen 192; gfült, glert 226.

Die übrigen md. Schriftsteller verwenden kaum die eine oder die andere verkürzte Form, so daß man sie mit Recht als Ausnahme bezeichnen kann. Nur in Dietenbergers Bibel Mainz 1534 treten uns solche verkürzte Part. gegenüber, wenn auch nicht in großer Anzahl: gsehen Ps. 58 B.; gfangen Ps. 59 A. gsagt Marc. 13 C.; gricht Joh. 3 E.; gthan Luc. 8 C.[1] Bei Fischart sind die Beispiele sehr selten, wenigstens in Prosa; Garg. gschmirt S. 46; gfallen S. 45. In der Poesie macht er jedoch freien Gebrauch; ebenso Spee in der Trutznachtigal, doch bemerkt er ausdrücklich, daß er „das Privilegium oder die Vollmacht Dialekten zu gebrauchen, in acht genommen". Im guldenen Tugentbüchlein finden wir überdies nur Part. Praet. mit ge. Daß aber schon um 1572 im Md. die jetzige Aussprache galt, davon giebt uns der Grammatiker Laur. Albertus den besten Beweis. Denn er sagt nur von den Bayern und Schwaben, daß sie oft das e auslassen. Ein Jahrhundert später haben wir ein zweites Zeugnis, doch gilt dies für die gesamte Schriftsprache: „Und gleichwie hier im End deren Wörter das e zu viel, also ist es auch im Anfang etlicher anderer ein Überfluß, so daß wir gar wohl und mit gutem Gewissen gleich erst gedachten gegen Aufgang wohnenden Teutschen (gemeint sind Bayern, Oberpfälzer, Österreicher, Salzburger, Kärntner, Steyrer, Tiroler; er nennt hier nicht die Schwaben) (die wahrhaftig ihre Sprache nicht unter das verderbte Teutsch gerechnet haben wollen) viel dreysylbige Wörter wiederumb einsylbig machen konden, wann wir nemblich zum Exempel vor: gewesen, getragen, beschimpfet, betrogen u. s. w. gwesen, gtragen, bschimpfft, btrogen und so fortan schreiben wöln". Vergl. des simpl. teutsch. Michels Sprachgepr. c. XII Ausg. Kurz. 1865.

Eine weitere Frage ist hier zu beantworten, nämlich tritt nicht mit dem folgenden Konsonanten eine Verschmelzung ein. In Betracht kommen hier nur gs, gh und gw. Die Fälle, wo wir eine solche Verschmelzung haben, sind sehr gering. Belege, wo gs als x geschrieben wurde, steht mir in Prosa einer zu Diensten: xin für gsin Zwingli B. V S. 460; für Poesie vergl. Grimm unter Ge. I 2 c. Für gh, das mit k geschrieben wird, kann ich nur Beispiele aus der Chronik des Clem. Sender anführen D. St. Chr. Augsb. IV: gelegt kapt, 280, 22; käpt 280, 14. Gw wird einmal mit qu geschrieben, Bibelausg. von 1485; mein herz hat ausquellet für ausgewählt. Eigentümlich ist eine oberdeutsche Form, wo das w durch das ge verdrängt wird, nämlich gunnen für gwunnen. Vergl. DWB. unter Ge I 2 d. B.

---

[1] Kirchhof in seinem Wendunmuth zeigt ebenfalls hie und da gekürzte Formen: gmacht B. I 20 und 25 gfirt S. 21, gnant 65 u. s. w.

III. Das schon erwähnte Verstummen des e führt nun vor gewissen Konsonanten zu scheinbar praefixlosen Formen des Part. Praet. Diese Erscheinung ist außerordentlich verbreitet und greift tief ins Mittelhochdeutsche zurück. Schon im § 1 begegneten uns solche Part. Praet. Der Schwund des e muß deshalb schon damals ein ziemlich vollständiger gewesen sein. Dort haben wir weiter gesehen, daß es vor allem die mit g und k anlautenden Part. Praet. sind, die zuerst praefixlos vorkommen. Besonders ist dies bei zwei Part. der Fall, nämlich den Part. von geben und gehen. Diese beiden sind es dann auch, die am längsten neben kommen und bracht sich dem ge entzogen haben. Sie begegnen uns auf dem ganzen hochdeutschen Gebiet bis ins 18. Jahrh. hinein.

A. Oberdeutschland.

Diese Bewegung ging hauptsächlich von Oberdeutschland aus, wo sie die meiste Verbreitung fand und wo wir sie noch im Dialekt wirken sehen. Sie ergriff das ganze oberdeutsche Gebiet. Gegen Norden wird sie immer schwächer. Eigentümlich ist nur das eine, daß vollständige praefixlose Formen in größerem Maße erst ziemlich spät erscheinen, während wir doch sehen, daß bereits im Mhd. das e fast ganz stumm war. Der eine Grund war das strenge Stilgefühl des Mittelalters, der andere, daß eben ge als notwendiges Bildungselement galt. Je mehr die Volkssprache praefixlose Formen schuf, um so zäher hielt man das ge in der Schriftsprache fest. Wie schon erwähnt, begegnen uns zuerst gangen und geben. Jedoch möchte ich auch schon die bei Eckhart (Das Praef. ge in verb. Zusammensetzungen bei Berth. von Regensb.) angeführten Formen, wie zaiget, bunden, botten S. 37 hier einfügen. Solche Formen werden uns wohl noch mehrere begegnen in der älteren Zeit. Schon um 1403 finden wir in Kazmairs Bericht über die Unruhen zu München D. St. Chron. vereinzelte Formen wie: dazu geben 471, 2, aus waren zogen 473, 12, für haben tragen 477, 6, war austragen 492, 22. In Franks Ann. D. St. Chr. Augsb. B. V werden die Beispiele schon zahlreicher: hatt predigt S. 304, 18; ward tragen 308, 1; was zogen 324, 8; 339, 22; creuzigter Subst. 312, 15. Ebenso in Mülichs Chronik um 1467 Nürnb. III. überwiegend geben; golten 9, 16; 206, 22, 23; griffen 200, 13; kaufft 39, 12; zelt 205, 17; drungen 106, 5.

Die meisten Schriftsteller verhalten sich jedoch ablehnend, ebenso die Bibelübersetzungen. Bocc. Decamerone hat wenige Beispiele kauffet S. 193, 15; widerkert hat 81, 37. Im Westen finden wir ebenfalls ein auffallendes Sträuben, die gesprochenen Formen einzuführen, sogar in Brants Narrenschiff. Dies zeigt sich insofern, als Brant g setzt, wo es nur als orthographisches Zeichen gelten kann, wie in gbuwen 83, 63, 87; gkundt 104, 16; gzogen 9, 34; 45, 17; gzelt 107, 8: weitere Belege: köupfet ward 16, 24; kert 41, 19; 86, 53; koufft 74, 18. Bibelausg. um 1470 werden kert Ps. 129; hat pflanzet Ps. 93; wiederkeret Ps. 103; umbkeret Ps. 117; abkeret Ps. 69; bis grüst II Könige c. 16. In der straßburger Bibel von 1485 finden wir fast genau dieselben Formen.

Mit dem Beginn des 16. Jahrh. gewinnt die neue Erscheinung immer mehr an Boden. Je weiter wir vorschreiten, desto mehr praefixlose Formen treten auf. Der Höhepunkt der Bewegung liegt auch hier, wie bei den verkürzten Part., zwischen den Jahren 1520 und 1560; doch sind nach 1560 die praefixlosen eine viel häufigere Erscheinung als die verkürzten. Kein Schriftsteller vermag sich ihrem Einflusse zu entziehen, wenn auch einzelne ihren konservativen Standpunkt zu erhalten suchen. Überwiegend praefixlos werden die Part. Praet. von gehen, geben; kommen bleibt durch die Bewegung von ge unberührt. Bei allen andern Part. Praet. herrscht, hie und da ein Schriftsteller ausgenommen, die ge-Form vor. Gern praefixlos sind die mit g und k beginnenden Part.

Fragen wir nach der Ausdehnung der Erscheinung, so zeigt sich, daß dieselbe

auf dem ganzen oberdeutschen Gebiete sich in gleicher Weise geltend macht. Landshuter Ratschronik 1504: gossen S. 295, 3; golten 330, 18; zogen 341, 15, 19; pfend 345, 25; hat brochen 330, 23. Den ausgedehntesten Gebrauch von solchen Formen machen Sender in seiner Chronik und Aventin um 1536, Eck in seiner Bibelausgabe. Emsers neues Testament steht im Gegensatz zu seinen andern Schriften auf oberdeutscher Stufe. Ziemlich ablehnend verhalten sich auf jenem östlichen Gebiet der Weißkunig und Teuerdank. Hier begegnen thatsächlich nur wenige praefixlosen Part. Hieraus wird nun in Grimms Wörterbuch geschlossen, die Entwicklung sei auf österreichischem Gebiet nicht so weit vorgeschritten gewesen wie in der Schweiz. Der Schluß scheint jedoch zu voreilig. Wenn man auch nur auf diese beiden Werke sich stützt, kann man trotzdem behaupten, daß die Entwickelung gerade soweit war wie im Westen. Denn die vorkommenden Formen müssen die gleiche zur Voraussetzung haben. Vor allem ist hier darauf zu achten, daß die beiden aus der kaiserlichen Kanzlei hervorgegangen sind. Die Kanzleien waren aber gerade die Orte, wo man am zähesten an den ge-Part. festhielt. Man vergleiche die aus ihnen hervorgegangenen Schriftstücke, wie Urkunden u. s. w. und die Richtigkeit des Gesagten wird sofort klar. Sie (die Kanzleien) halfen auch nicht wenig dazu, der von Mitteldeutschland kommenden Wiederherstellung im Süden zum Siege zu verhelfen. Der Weißkunig enthält folgende Part. Praet. ohne ge: fast nur gangen und angriffen; triben hetten 317, 5; troffen 219, 12; 229, 17; zogen sogar sieben Mal. Mehr als der Weißkunig weist der Teuerdank auf. Eine ziemlich ablehnende Stellung nimmt auch Bertholds „Tewtsche Theologey" ein.

Wohl am meisten zeigt sich die Wirkung der Erscheinung auf schweizerischem Gebiete. Hier ist es neben den Dichtern (Manuel und Ruf), die von ihr den freiesten Gebrauch machen, vor allem auf dem Gebiete der Prosa Zwingli. Zurückhaltender sind schon wieder Stumpff und Tschudi. Maaler führt in seinem Wörterbuch meistens beide Formen an. Das Gleiche wie auf bayerisch-österreichischem und schweizerischem Boden nehmen wir auch im Westen war. Seb. Frank, Münster (Cosmographey), Wickram, Montanus, Schumann u. s. w. weisen alle zahlreiche Part. Praet. ohne ge auf. Der Konservativste ist hier Geiler von Kaisersberg. Ihm schließt sich an Adelphus in seinem Barbarossa. Geilers Predigten zu Brants Narrenschiff weisen nur 5 praefixlose Formen auf, abgesehen von gangen, geben, kommen und bracht.

Mit Beginn der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. beginnt die Erscheinung an Stärke allmählich abzunehmen. Das Mitteldeutsche beginnt auf das Oberdeutsche zu wirken. Die Zimmersche Chronik um 1566 weist nicht mehr die Fülle von Formen auf wie die vorhergehenden Schriftsteller; doch treten immer noch solche auf wie zogen I, 37, 38, 193, zwungen 38, 84, kempft 52, angriffen 54, pessert 191 u. s. w.; in Ferdinand II Speculum (1584) noch vier solcher praefixloser Part.: anzůndt S. 17; ausszahlt 56; antroffen 54; antragen 56. In der „Reise der Söhne Giaffers Basel 1583" erscheint nur noch ausgossen S. 136, 17; antroffen 170, 14; in der Reisebeschreibung des Samuel Kinkel 1589 sind Part. ohne ge Seltenheiten, während sie in „Reisen und Gefangenschaft Hans Ulrich Krafts" noch mehr vorkommen. Dichter wie Frischlin gebrauchen je nach Bedürfnis bald die eine, bald die andere Form.

Im 17. Jahrh. wird die Zahl der Part. Praet. ohne ge immer kleiner. Bei den meisten Schriftstellern beschränkt sie sich auf einen Kreis bestimmter Verba, abgesehen von einzelnen Ausnahmen. Zu diesen gehören vor allem Part. Praet. von Verben, die mit g oder k beginnen gangen, geben, kommen, angriffen, golten, gossen, weniger graben, kostet, kriegt, kauft; die schon im Mhd. oder älteren Nhd. gewöhnlich ohne die Partikel erscheinen bracht, troffen, blieben, sowie einige wenige andere. Der Schwabe Weckherlin steht vollständig auf unserem heutigen Standpunkt. Schönsleder führt in seinem Wörterbuch 1622 die Stichwörter mit ge an, zieht aber in Beispielen die Dialektform oft vor; Formen wie zogen, zalt, trunken, krochen, brochen sind keine Seltenheiten. In der

Chronik des Bickelklosters zu Villingen sind Belege von ge-losen Part. selten. Moscheroschs „Gesichte Philanders von Sittewalt“ weist noch zehn solcher auf. Eine Eigentümlichkeit zeigt eine französische Grammatik Straßb. 1682. Zwar hat der Verfasser die Formen mit ge; doch als solche ohne ge führt er an: geben, gangen, golten, gossen, graben, griffen, kommen, pfiffen oder gepfiffen; also solche, deren Praesens mit g oder k beginnt. Als letzten nenne ich Abraham a Santa Clara, dem noch hie und da Part. Praet. ohne ge entschlüpfen z. B. Lösch Wien gossen S. 49; klingt S. 75 u. s. w. siehe unten.

B. Mitteldeutschland.

Hat die Erscheinung, verkürzte und praefixlose Formen zu schaffen, auf oberdeutschem Gebiete ausnahmslos gewirkt, d. h. den Dialekt vollständig durchdrungen und auch in der Schriftsprache fast den Sieg erlangt, zeigt sich im Md. eine mehr fortschreitende Bewegung. Entscheidend scheint mir hier der Einfluß des Niederdeutschen gewesen zu sein, wo nicht das e schwand, sondern das g, wenn es auch wohl schwer sein wird, ihn direkt nachzuweisen. Oberdeutscher Einfluß macht sich nur an der Grenze wahrnehmbar. Doch müssen wir auch im Md. ein gewisses Schwinden des e annehmen, wenn auch nicht in der Ausdehnung wie im Obd. Denn auch hier finden wir Part. Praet. ohne ge, besonders in jenen Gegenden, die an die oberdeutschen grenzen. Allerdings reduzieren sich diese praefixlosen Part. im großen und ganzen im wesentlichen auf die schon oben angeführten. Diese beschränken sich dann in der zweiten Hälfte des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts auf die von den Grammatikern angegebenen: geben, gangen, kommen, eventuell noch blieben und bracht. Die andern Part. Praet. ohne ge kommen weniger in Betracht und sind Belege seltener. Die Belege für praefixlose Part. Praet begegnen an der Grenze schon ziemlich früh. In den Nürnberger Chroniken D. St. Chr. finden sich schon Formen, wie: Nürnberg II pawet S. 20, 1; was kront worden 24, 8; um 1451 ebenda bilden gangen und geben die regelmäßige Form; kan 6 mal; brennt 174, 16; 218, 13; drungen het 124, 20; kost 128, 26; kaufft 309, 22; 310, 25; 314, 16; triben 82, 25; tzilt 90, 14; zogen 130, 14. Im Gegensatz zu diesen Chroniken steht nun die Nürnberger Bibelausgabe von 1483, wo fast durchweg die richtigen Formen stehen, wie auch B. III der Nürnberger Chroniken. Mainzer Chroniken zeigen B. I golten 199, 24, 29; 201, 22; kost 124, 36; 125, 2; 165, 24, 24, 26; kauft 135, 15; wart inkaufft 222, 33; 224, 7. Doch sind die ge-Part. bedeutend überwiegend. Diese sind auch Regel in den kölner Städtechroniken und nur die von jeher ohne ge waren, finden sich ohne dasselbe; es haben sich jedoch auch schon hier Ansätze mit dem Praefix gebildet.

Eine große Ausnahme nun unter sämtlichen mitteldeutschen Schriftstellern bildet Luther. Er hat, wenigstens in den ersten Schriften, eine solche Zahl Belege, daß es scheint, als gehöre er zu den oberdeutschen Schriftstellern. In den späteren Zeiten neigt er mehr zu den Formen mit dem Praefix ge. Nicht kann ich jedoch hier Franke beistimmen, der in seiner Untersuchung über Luthers Sprache sagt, daß bei den starken Verben bis c. 1524 die Part. Praet. ohne ge vorwiegen. Das ist nur bei einzelnen der Fall, wie kommen, blieben, geben, gangen und worden. An anderen Belegen fanden sich im „Adel“: tragen S. 3 und 42; zwungen S. 5 und 20; tretten 5; bawet 6 und 73; zogen 6; drungen 6; krochen 8; braucht 21; brochen 31; plagt 67; insgesamt 28 Formen (nur Simplicia). Ähnlich auch in andern Schriften: Von der Freiheit eines Chr. taufft S. 21; dienet 37; predigt 28; Von den guten Werken, zeygt 67; triben 83. In den späteren Schriften tritt ein Umschwung zu Gunsten des ge ein. Deutlich zeigt sich dies in „Wider Hans Wurst“ und „Von der Winkelmesse und Pfaffenweihe“. Während im Adel nur geben steht, haben beide letztere nur gegeben: Adel 13 mal than, 3 mal gethan; in letzteren nur gethan. Außer den gewöhnlichen Part. Praet. ohne ge sind mir nur zwei Formen ohne ge in der Pf. u. Wm. begegnet kriegt S. 60; troffen S. 30.

Jn „W. Hans Wurst“ 1541 nur angriffen. Vergl. auch Franke § 233. Wie lassen sich nun die vielen Part. ohne ge erklären? Mir scheint eine doppelte Erklärung möglich zu sein, entweder hat das Obd. auf Luther Einfluß ausgeübt, oder er schrieb die gesprochene Sprache, d. h. es wäre dann die Bewegung soweit wie im Süden durchgedrungen, nur wäre sie bei den andern Schriftstellern nicht zum Ausdruck gekommen.

Jm Gegensatz zu Luther stehen nun sämtliche anderen md. Denkmäler, soweit ich sie für meine Arbeit benutzt habe. Emser in seinen Streitschriften, Croneberg, der Bergreihen, Erasmus Alberus in seinem Aesop, der Briefwechsel Philipps mit Bucer, sie alle bevorzugen die ge-Formen. Bergreihen kaufft S. 23; troffen 28; 37; truncken 79; betten 87 und 111. Erasmus Alberus kaufft S. 11; antroffen 16.

Diesen schließen sich weiterhin an Puschmann und Mathesius. Letzterer hat in der Bergpostille griffen S. 10; kendt 79 b; troffen 15, 65, 65 b u. s. w. Fischart hat in Prosa fast nur ge-Part.; in der Poesie verfährt er nach Belieben. Gargantua: brochen S. 53. Mehr Belege bietet Dietenbergers Bibelausgabe: griffen Marc. 6 C.; 14 D; creuzigt Joh. 19 G; kaufft 14 B 2 mal; troffen Ps. 46 A; 116 A; zeigt Ps. 59 B; zeuget Joh. 8 B.

Jm 17. und 18. Jahrh. sind Part. Praet. ohne ge außer den angedeuteten selten. Mainz. Chronik B. II abkaufft 18, 27; 58, 15; antroffen 54, 25; 71, 16; Lehmann Speyr. Chron. angriffen sehr oft; antroffen S. 434 b; 745; griffen 475 b; 488; 717 b. Auf dem gleichen Standpunkt stehen Schupp, Angel. Silesius, Spee und die schlesischen Dichter. Fast durchweg die ge-Formen haben Opitz, Fleming, Zesen. Mit Ende des 17. Jahrh. ist jedoch auch hier ge durchgedrungen. Die Formen des 18. Jahrh. bilden nur noch Ausnahmen.

Jm Folgenden gebe ich, um die Bewegung deutlicher darzustellen, eine Anzahl Belegstellen, besonders von einzelnen wichtigen Part. Praet.

bringen. Die regelmäßige Form ist bracht; sie behauptet sich im großen und ganzen noch im 15. Jahrh.; besonders in den Bibelübersetzungen begegnet fast nur diese. Doch zeigen sich schon früh Ansätze mit ge z. B. Bocc. Decam. S. 221, 37; 268, 30; 255, 37; in Mülichs Chronik 4 mal gepracht gegen 3 mal pracht. Steinhöwel hat im „Aesop“ nur gepracht; in der Straßb. Bibel 1485 halten sich beide die Wage. Brant hat wieder nur bracht. Die Nürnberger Städtechroniken ziehen bracht noch vor, doch auch schon gepracht z. B. II 238, 7; nur letztere Form die Mainzer Chroniken B. I. Zu Anfang des 16. Jahrh. herrschen obd. wie md. die ge-losen Formen noch vor; Ausnahmen sind jedoch auch hier zu konstatieren. Mehr zu pracht (bracht) neigen hin (ich nenne immer nur einige Schriftsteller) Rems Chronik (D. St. Chr. Augsb. B. V), Adelphus Barbarossa, Zwingli, Emser, Berthold (Tewtsche Theologey), Aventin, Senders Chronik (Augsb. B. IV), Frank (Weltbuch), Münster (Cosmographey) Eck (Bibelausgabe), Stumpff und Montanus.

Luther bedient sich meistens der Form bracht. Jm „Adel“ hat er acht bracht gegen ein gebracht S. 68.

Als letzter in der Reihe derjenigen, die überwiegend bracht haben, sei Erasmus Alberus genannt. Mit der zweiten Hälfte des Jahrh. gewinnt gepracht den Sieg. Tschudi, Fischart, Krüger (in Hans Clawert), das Faustbuch, Mathesius, die „Reise der Söhne Giaffers“ u. s. w. haben schon überwiegend diese Form; das Faustbuch sogar nur diese. Mit dem 17. Jahrh. werden die praefixlosen Formen immer seltener. Verhältnismäßig oft hat noch Böhme bracht in „Aurora“, während gepracht im Mysterium Magnum vorherrscht. Nur gebracht hat Opitz in seiner „Poeterei“ und „Schäferey“, ebenso Zesen. bracht wird immer mehr zur Ausnahme: Spee, Guldenes Tugentbüchlein I 8 S. 71. Olearius Reisebeschreibung, unter sich bracht I 3; umbracht II 9, IV 1.; häufiger wird bracht noch angewandt bei den schlesischen Dichtern: Gryphius bracht Leo Armen. I 34; II 409; Cardenio und Celinde I 304, 412; V 276, 360; Lohenstein, Arminius I, 19, 59, 97 u. s. w. Stielers Wörterbuch hat gebracht, doch

ist ausdrücklich bemerkt, „bisweilen auch bracht". Vereinzelte Spuren finden sich noch im 18. Jahrh. Der junge Goethe (Bernays) I Brief 38 mitbracht; hat bracht 14. April 1773 an Kestner. Klinger im Otto: hattet bracht V 3 S. 99.

gangen. Die praefixlose Form tritt schon sehr früh auf, schon im Mhd. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. hat diese Form, abgesehen von einzelnen Schriftstellern, schon den Sieg errungen. Das regelmäßige Part. Praet. bildet gangen schon im Decamerone, bei Eyb, Nürnberger Chroniken B. II und III; in Mainzer Chroniken B. I 9mal gangen 8mal gegangen u. s. w.; die Bibelübersetzungen haben dagegen gegangen, nur selten gangen Bibel 1470 Ps. 72.

Im ganzen 16. Jahrh., teilweise auch noch im 17. bildet gangen die regelrechte Form; obd. wie md. Formen mit ge begegnen vereinzelt oder zahlreicher. Im 17. Jahrh. beginnt gegangen immer mehr an Boden zu gewinnen. Boehme (Aurora) gebraucht beide Formen gleich, im Myster. Magnum überwiegt dagegen schon gegangen. Letzteres bei Zesen, sowie Haarer (Beschreibung des Bauernkrieges 1625). Zu gangen neigen noch mehr hin: Lehmann, Speyr. Chronik, Spee, Olearius. Grimmelshausen hat im Simpl. 20 mal gangen, 2 mal gegangen. Mit den siebziger Jahren des 17. Jahrh. wird gegangen zur Regel. Die schlesischen Dichter wenden gangen wenig mehr an. Stieler hat gangen und gegangen. Mit dem Beginn des 18. Jahrh. wird das praefixlose Part. zur Ausnahme. Mascou (Deutsche Geschichte) 1737 verloren gangen I § 14; es sey gangen V § 14. Goethe (Bernays „Der junge Goethe") B. II gangen seyn Götz I.; wäre gangen Götz I S. 46; 51; viel angewendet im Briefstil B. III Brief 62; 75, 89 und 120.

Das gleiche Schicksal wie gehen bezw. gangen hat geben. Ich unterlasse es daher, hier Beispiele anzuführen, mit Ausnahme von Luther und Goethe. Bei einem Vergleich stellt sich bei Luther in den kleineren Schriften das Verhältnis folgendermaßen dar: Adel nur geben; Freiheit eines Chr. 5 mal geben, 1 mal gegeben; Von den gut. Werk. 12 geben, 1 gegeben; in der Pfaffenweihe und Winkelmesse sowie in „W. Hans Wurst" nur gegeben. Geben bei Goethe B. II Götz I S. 242; B. III Brief Nr. 24 und 94.

kommen. Am längsten hat sich das Part. Praet. von kommen ohne ge erhalten. An und für sich schon praefixlos, hinderte diese Bewegung den Antritt von ge. Bis zum Beginn des 18. Jahrh. herrscht kommen vor, teilweise noch in der ersten Hälfte desselben. Doch auch hier treten schon frühe Ansätze mit ge ein. Um 1470 D. St. Chr. Augsb. B. III gekomen 128, 19; Nürnberg um 1450 B. II gekommen 184, 27; heyngekommen III 378, 4; kölner Chroniken B. I 263, 15. Für das 16. Jahrh. stehen mir nur wenige Belege zu Diensten: Hutten: wenn die gemüt vom aberglauben zu güter vernunft gekommen B. I 219, 28; Bericht über die Eroberung Roms (Halle 1881): gekommen S. 5. Luther, Briefe Ausg. De Wette: und in unträglichen Missbrauch gekommen II 482; hergekommen II 697. Bei Fabritius (Neudrucke von deutschen Gramm.) 1532 gekomen S. 20. Mehr Belege weist schon die erste Hälfte des 17. Jahrh. auf: Böhme Aurora hergekomen c. 9, 41. Fleming und Opitz haben einige Beispiele: Opitz Poeterei S. 34 2 mal. Auffallend verhält es sich hier mit Weckherlin, der fast nur gekommen hat: I 15, 1; 82, 84; 89, 76; 116, 48; 125, 88; 177, 10; II 246, 312; 294, 2; 320, 251; u. s. w. Zahlreicher werden die Part. mit ge in der zweiten Hälfte des Jahrh. Schupp, Regentenspiegel II 25, VIII 63; Hiob S. 139; Frühstunde S. 973. Angel. Silesius, Cherub. Wandersmann 1657 gekommen VI 171; umgekommen VI 199. Schottelius 1663 stellt gekommen als Norm auf, praktisch hält er sich jedoch nicht daran. Bei Olearius Reisebeschr. ist gekommen schon die überwiegende Form. In der Gegend um Nürnberg ist letzteres ebenfalls der Fall. Die schlesischen Dichter dagegen gebrauchen noch die alten Formen. Bei Moscherosch sind die Belege für gekommen ziemlich zahlreich, Phil. z. B. II. Teil I 38, VI 706; 824; 831 u. s. w.

Abrah. a Santa Clara hat dagegen nur vereinzelte: bin gekommen Lösch Wien S. 10; gekommen ist S. 10. Der vollständige Sieg blieb ebenfalls dem

18. Jahrh. vorbehalten; vollendet ist er bei unsern großen Dichtern; doch gebrauchen auch sie noch hie und da kommen, besonders Goethe. Mascou schwankt noch zwischen kommen und gekommen. Gottsched und Adelung haben nur gekommen. Goethe zeigt noch sehr viele Belege mit kommen: ist es so weit mit seiner Bosheit kommen Mitschuldigen III 8; B. III Brief an Lavater 134; im Satyros V S. 473 u. s. w. Klinger hat 1775 noch im „Otto" kommen II S. 28; S. 37. Doch kann man von den 30er Jahren weg kommen als Ausnahme bezeichnen.

Eigens behandeln möchte ich hier das nur noch im Dialekt gebrauchte Verbum kriegen. Das Part. Praet. hat meistens die praefixlose Form auch im Md. Dies würde die Ansicht bestätigen, wonach die Form aus erkriegen entstanden wäre (vergl. Hildebrand DWB. unter kriegen). In der älteren Zeit finden wir es im Obd. nur in der Bedeutung Krieg führen. Einen Beleg, wo kriegen soviel als „bekommen" bedeutet, habe ich obd. nicht finden können. Das erste Beispiel begegnete mir bei Schönsleder (Wörterb.). Im Md. dagegen ist das Verbum sehr verbreitet. Schon bei Luther finden wir das Part. Praet. bald mit, bald ohne ge, bald stark bald schwach. kriegt Pfaffenw. und Winkelm. S. 60; ich hab einen ehrlichen gast kriegen Sirach 39, 34; hastu kinder kriegen Ps. 45, 17; kriegt 1 Mos. 26, 12; 1 Chron. 2, 23; gekriegt Ezech. 16, 7 (vgl. auch DWB.) Ein weiteres Beispiel enthält ein Bericht über die Eroberung Roms 1527 gekriegen S. 7. Zahlreicher werden die Belege mit dem 17. Jahrh.; Böhme „Aurora" hat krieget 16, 28; hastu krieget 18, 119; gekrieget 4, 33; Grimmelsh. gekriegt Vogeln. II c. 9; Lohenstein Ibrahim S. krieget IV 379; V 817; Armin. II, 95. Stieler WB. gekriegt S. 1038. Weise Gespräche ward kriegt III S. 113; Erzn. V 34; 100; 101; 147; 175; 195. Arnold Ketzergesch. hat zu thun kriegt Buch 16 XIV § 19; gekriegt 17 I § 9. Beide Formen ohne und mit ge bestehen noch im 18. Jahrh. nebeneinander. Mascou gefangen gekriegt V 54; Gellert Fab. und Erz. gekriegt (im Testam.) S. 39. Sehr viel verwendet Goethe das Part. Praet., meistens ohne ge. Bernays (Der junge Goethe) I Von Friedberg haben sie doch den erbaulichen Brief kriegt; an Kestner 13. Nov. 1772; ebenso 14. Nov. 1772; kriegt Brief 65. B. II Götz I S. 57; III kriegt Brief 17, 82, 83; 124; Werther II S. 323; doch vereinzelt auch die Form gekriegt III Br. 24 und 42. I 20. Klinger Otto: wie wollen wir ihn kriegt haben II 3 S. 33; ein stattliches Tier hatt ich da kriegt II 6 S. 38; Müller Faust im Dialekt: so mit der Hand hots mich kriegt S. 26; gekriegt S. 33; kriegt S. 65 S. 80. Mit dieser Zeit verschwindet das Wort allmählich aus der Schriftsprache; nur im Dialekt bleibt es. Es nimmt den Ausdruck des Niedrigen an, wie schon Adelung in seinem Wörterbuch bemerkt. —

Beispiele anderer Art sind: 15. Jahrh. a) Decam. 1470 wider kert hat S. 81, kauffet S. 193. Histor. Bibel II kert S. 444; töt S. 447; kaufft 454. Bibel 1470 widerkeret Ps. 103; umbkeret Ps. 117, abkeret Ps. 69, usszogen Ps. 7, bis grůsst 2 König c. 16, hat pflanzet Ps. 93; D. St. Chr. Augsb. III. pachen hett S. 81, 13; drungen hetten 106, 5; golten 9, 16; 286, 22, 23; griffen haben 200, 13; kaufft 39, 12; triben 58, 17; zogen 180, 1; 191, 6; 206, 4; zelt 205, 17; V prediget 304, 18; tragen 308, 1. Bibel Straßb. 1485: abkeret Ps. 21; 43; 69; zukeret Luc. 19; kreutziget waren Math. 27; pflanzet Ps. 93; Brant Narrensch. troffen 13, 30; 110, 14; druncken 82, 6.

b) D. St. Chr. Nürnb. B. II het tan 128, 7, 28; 139, 4; 7; brent 174, 16. 218, 3; Mainz I 14, 52: golden hat 199, 24, 29; 201, 22; hat kost 124, 36 5 mal; kaufft 223, 15. Komposita: D. St. Chr. Nürnberg II um 1450 ausprochen 25, 4 abbrochen 174, 9; 330, 2; abbrant 175, 13; hetten anzunt 175, 7; angriffen 77, 16; umbgraben 180, 7.

16. Jahrh. a) Weißkunig: triben S. 317, 5; troffen het 2 mal; getroffen 3 mal; hat tragen 5 mal; zogen 7 mal; angriffen 5 mal; angegriffen 23, 43 und 112, 36; besonders oft Komposita von ziehen: abzogen sein 15, 9; mitzogen 218, 19; anzeigt im Verhältnis zu angezeigt überwiegend. Till Eulensp. golten S. 51;

kant 23; kostet 29; koutt 37; trunken 13; D. St. Chr. Augsb. 1527. B. V z. B. nur kost; zogen 5 mal, gezogen 9 mal; braucht 30, 2; 64, 3; 231, 16; truncken 116, 12; Emser New Testam.: aussgossen Apost 2 F.; 10 H. abbrochen Eph. 2 T. Zwingli B. II 2 ggründt 445 2 mal; ggulten 512 2 mal; druckt 472; 505; zwungen 511; tödt S. 518; dröwt 451, 474. Hier ließen sich Hunderte von Beispielen anführen, ebenso bei den folgenden. Aventin: ton oder tan sehr oft; kriegt I Buch 7 mal; gekriegt 4 mal; paut 6 mal; oft dagegen gepaut; tailt 229, 6; 281, 8; tretten 173, 5; gossen 257, 30; 263, 5; 314, 9; 494, 27; kauft B. VIII 521, 21; 44, 26; sehr oft anzaigt, weniger angezaigt; D. St. Chr. Augsb. IV. hat es thurnet und plitzget 98, 4; 152, 16; angriffen 316, 22; niderkniet 7 mal, anzaigt 22 mal, angezaigt 9 mal; u. s. w. Frank Weltb. brochen S. 284; graben 266; golten 297 b, klagt 290 b; peinigt 173 b, deut 166 b Münster Cosmogr. hett botten S. 327; 389; brunnen ist 404; bunden 426; gucket 306; kaufft sehr oft. Eck Bibel: ausstilgt Ps. 39; austriben Ps. 43 2 mal; umtragen Ps. 45. Stumpff Heinr. IV. kostet I 10; kaufft II 1; troffen I 26; II 19; im ganzen 29 Formen ohne ge (bringen, geben gehen u. s. w. ausgenommen); Montanus Wegkürzer: austruncken c. 21; oft thon; gossen c. 18; zogen c. 29; zecht c. 32; ebenso Gartengesellschaft: trag-n c. 94. u. s. w. Rollwagenbüchlein: zalt werden c. 23 S. 40; 53 S. 96 3 mal; kauft hat c. 41 S. 67; 81 S. 143; troffen c. 17 S. 32; truncken c. 107 S. 181; Chronik. Helv. zancket S. 18; zwungen S. 36; truncken S. 170; griffen 651; vgl. Maaler Wörterb. Reise der Söhne Giaffers: aussgossen S. 136, 17; antroffen 170, 14; Specul. 1584 hat einmal gebracht: 13 mal gangen: nur gethan: 1 mal gegeben: 6 mal geben: dann anzundt S. 17. ausszahlt S. 56; antragen 56; antroffen 54.

b) Luther. Von der Freih. eines Christm. hat folgendes Verhältnis: geben 6 mal; gegeben einmal; gethan 8 mal; tan 3 mal bracht S. 28; taufft S. 21; dienet 37; predigt S. 28; gepredigt 19. 28. 37; vergl. auch zu Luther Franke. Hans Wurst: gangen 35; bracht S. 69 2 mal; dagegen nur gethan: ebenso nur gegeben: angriffen 52; umbgangen 67; Emser dagegen fast ausschließlich mit ge. Fabeln des Erasm. Alb. kaufft S. 11; gekaufft S. 11 3 mal. Melissus Psalmenübersetzung 1572 ist ausgossen 45, 3. Math. Bergpostille antroffen S. 16, 18; abkület 32b; hat griffen 10; kendt 79b; troffen 15b: 65; 65b.

17. Jahrh. a) Schönsteder 1622 auss brunnener ofen: er hat sich beim becken eindingt: es hat golten: angriffen werden: da sie einander grüsst: ist unter die Bretter krochen: haben mit einander tauscht: was hat dich dazu triben: truncken: er hat mir anzaigt: er hat jhn zalt. Moscher. Philander: da hats dann golten 2 VI 666; troffen 4 mal; getroffen 8 mal; so ich gessen und truncken hätte 2 VI 621, 622; angriffen hatte 2 VI 74; auskundschafftet hatte VI 590. Der letzte Vertreter auf oberdeutschem Boden in größerem Maße ist Abraham a Santa Clara: wirst gossen werden Todtenbrudersch. S. 8; gossen Lösch Wien S. 74; bunden Merks Wien S. 99; haben klingt L. Wien S. 85; hat pfiffen Lösch Wien S. 17; haben wir truncken L. W. S. 70; zogen Merks W. S. 54, 65, 88, 127; L. W. 23. Zahlreiche Beispiele auch im Judas.

b) Boehme hat die vollen Formen. Lehm. Speyr. Chron. anbrochen 728 b; fast nur angriffen; herabzogen 476 b: antroffen 434 b: 745 b; fast nur griffen. Rose Eielkönig troffen 21 S. 243 2 mal; brochen 13 S. 51; sonst ge: geben 2 mal, gegeben 12 mal; gebracht 16 mal, bracht 2 mal; nur gangen: von Kompositis: umgossen 18 S. 209; antroffen Vorr. S. 3. Bei Schupp kommen die gewöhnlichen nur ohne ge vor. Eine Ausnahme macht Spee, der noch öfters praefixlose Formen hat, jedoch nur Trutznachtigal thon S. 77; S. 83; 132; 288; 239; brochen S. 227, 286; kleidet S. 22; hats troffen 64, 52; trieben hab 66; zahlet 267; zogen 280; im ganzen mit den Kompositis noch 20 Formen. Gryphius troffen Leo Armen. I 259. Grim. Simpl. Schriften, der die Wurzel graben hat Galgenmännlein c. 1. Lohenstein Sophonisbe: den funffzehn Wunden troffen I 180. Die noch vorkommenden Beispiele habe ich oben schon angeführt.

Das Resultat der vorhergehenden Betrachtung ist kurz folgendes. Der Grund der Bewegung, die auf verkürzte und praefixlose Part. Praet. hinarbeitet, ist ein rein äußerer und liegt in dem allmählichen Verstummen des e. Die Wirkung macht sich schon im Mhd. geltend, besonders bei den mit g und k beginnenden Verben. Verkürzte Formen treten vor jedem Konsonanten ein; das führt dann vor b, p, d, t, g, k und z zu Praefixlosigkeit (vergl. Schmeller, Bayr. Gramm. § 214 und 485). In ihrem ganzen Umfang hat die Bewegung nur im Obd. gewirkt, und zwar überall gleichmäßig, wie aus dem heutigen Dialekt hervorgeht. Einzelne kleinere Gegenden mögen ausgenommen sein. Im Md. blieb sie im großen und ganzen unwirksam. Vollständig durchgedrungen sind hier nur die schon öfter erwähnten Part. Letztere haben sich auch bis ins 18. Jahrh. hinein erhalten. Der Höhepunkt der Bewegung fällt in die erste Hälfte des 16. Jahrh. Mit der zweiten Hälfte desselben beginnt sie allmählich zu verblassen und die ge-Formen werden wieder zur Regel. Der Grund liegt in dem allmählichen Schaffen einer Schriftsprache, die von Luther ihren Ausgang nahm. Die Wiedereinführung der ge-Part. ging also vom Md. aus. Interessant ist hier die Bemerkung Adelungs: „Als die hochdeutsche Mundart sich in Obersachsen auszubilden anfing, mußte sie um der allgemeinen Verständlichkeit willen zwar diejenigen Verba behalten, welche mit der Vorsylbe ge durch die ganze Konjugation bereits allgemein üblich waren, allein sie verwarf diejenigen, wo der Gebrauch noch nicht so bestimmt und allgemein war, und führte es dagegen als eine Bildungssylbe des Part. Praet. ein" Gramm. II S. 9. An der Wiedereinführung des ge hatten großen Anteil die Kanzleien, besonders die kaiserliche, nach der sich viele richteten, wie z. B. Schottelius und Grimmelshausen.

Einer Erörterung bedürfen noch die scheinbar praefixlosen Part.; scheinbar praefixlos nur, denn in Wirklichkeit ist das Praefix ge nicht abgefallen, sondern in dem folgenden Konsonanten aufgegangen. Mit dem Verstummen des e treten Konsonanten zusammen, die wir hintereinander auszusprechen kaum imstande sind. Die Mundstellung ist eine viel zu komplizierte, als daß sich ein Labial oder Labiodental auf ein Guttural sprechen ließe. Hier mußte eine Angleichung stattfinden, d. h. das g mußte sich dem folgenden Konsonanten angleichen und wurde so zu demselben Konsonanten, mit dem das Verbum beginnt. Die richtige Schreibung wäre also nicht boten, sondern bboten, ggangen, ppredigt, zzogen, wie Tobler in Frommanns Zeitschrift II 240 richtig bemerkt hat. Zwei Fälle mit dieser Orthographie begegneten mir bei Zwingli, bbürst V 455; bbrochen V 455. Wird g noch geschrieben, so ist es rein orthographisches Zeichen, besonders vor g und k, wo ja die beiden Laute vollständig identisch sind. Häufig ist die Schreibung mit gg bei Zwingli, besonders bei ggangen, ggloubt, ggründt; bei andern Schriftstellern g oft vor k: um nur ein Beispiel anzuführen, im „Urner Tellenspiel" steht gklagt 295 (vergl. auch Brant, Narrenschiff).

Das gleiche Verhältnis herrscht auch bei den andern der angeführten Konsonanten. Auch hier dürfen wir g nur als orthographisches Zeichen auffassen. Ein Ansatz zum Sprechen des g mag wohl in der älteren Zeit noch gemacht worden sein. Allein mit dem Augenblick, in dem man z. B. tragen, predigt schrieb, hörte ein solcher Ansatz vollständig auf.

§ 5. Wiederherstellende Bewegung. — Die in dem vorhergehenden Paragraphen behandelte Bewegung rief zugleich die entgegengesetzte hervor, nämlich ge zu erhalten und auch da einzuführen, wo es ursprünglich nicht stand oder stehen konnte. Es war das Streben, ge allgemein als Bildungselement einzuführen. Dies zeigte sich naturgemäß am meisten in der Schriftsprache, wodurch ein Gegensatz zur gesprochenen eintrat. Schon im Mhd., wo man ja an ein strenges Stilgefühl gewohnt war, zeigt sich das zähe Festhalten. Noch im 15. Jahrh. werden selbst da, wo an eine Aussprache des Praefixes kaum zu denken war, die Formen mit demselben geschrieben. Zugleich wurde aber auch der Versuch gemacht, die noch praefixlosen Part. in den Bereich zu ziehen. Frühe treffen wir deshalb schon ge-Formen an. Natürlich konnte aber dieses Streben nur da Erfolg haben, wo die vorige Bewegung nicht wieder entgegenwirkte, d. h. nur bei Part. Praet., die nicht mit den erwähnten Konsonanten begannen. Diese Bewegung zeigt sich auf dem ganzen hochdeutschen Sprachgebiete gleichmäßig. Im Süden hatte sie jedoch nur dauernden Erfolg da, wo die erste nicht entgegenwirkte. Einzeln setzt sie jedoch auch hier an. Zu scheiden von ihr ist dann jene von Mitteldeutschland ausgehende wiederherstellende Bewegung, welche im Obd. die scheinbar praefixlosen Part. Praet. zu beseitigen sucht. Beide fallen zwar später zusammen. Die Wirkung dieser fortschreitenden Bewegung ist bei den einzelnen Part., die davon betroffen wurden, eine verschiedene. Einzelne fügen sich eher, andere sträuben sich noch sehr lange; wie z. B. finden, das noch Mitte des 17. Jahrh. als funden vorkommt. Im folgenden gebe ich eine vollständige Entwicklung nur von finden und werden; die andern Part. Praet., die noch hierher gehören, wie fressen, glauben, müssen in eigenen Paragraphen behandelt werden, da hier noch andere Umstände mitwirken.

finden. Hier tritt die Wirkung der Bewegung ziemlich früh ein. Der Ackermann aus Böhmen hat schon gefunden 16, 10; die Mainzer St. Chroniken dagegen noch durchgängig funden. Festzuhalten suchen an der alten Form die Bibelübersetzungen; doch auch hier schon die neuen: Bibel 1466 gefunden II. Cor. 5; Gen. 30; Bib. 1470 Ps. 83. Das Decam. hat schon 13 Formen mit ge; D. St. Chr. Augsb. III (Chronik des Mülich) um 1470 hat neunmal gefunden gegen einmal funden 193, 15; gefunden Tristant u. Js. 35, 22; 100, 6; 101, 23. Franks Augsb. Annalen hat nur gefunden; ebenso Eyb Ehebuch; Steinhöwel Aesop gef. sechsmal; funden viermal. Die Bibel von 1485 giebt funden den Vorzug. Meisterlins Chronik 1488 Nürnb. III hat dagegen nur gefunden. Die Nürnberger Bibel 1483 schwankt zwischen beiden Formen. Dies Hin- und Herschwanken zeigt sich noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrh.; bald wiegt die eine, bald die andere Form vor, bald werden beide gleich gebraucht. Erst gegen Ende des Jahrhunderts werden die Part. mit ge die überwiegenden. Ritter Thurn hat nur funden; Geiler von Kaisersb. zeigt beide Formen, ohne der einen

oder andern den Vorzug zu geben; das gleiche Verhältnis haben wir im Till Eulenspiegel. Emser hat im Neuen Testam. fast nur funden; gefunden dagegen in den Streitschriften gegen Luther. Die letztere Form bevorzugen Aventin, Rems Chronik, Warbeck in der Magelone. Senders Chronik weist noch zwei funden auf, Augsb. IV 87, 12; 187, 23; gefunden bevorzugen ferner Frank im Weltbuch, Münster in der Cosmogaphey.

Mehr zu funden hin neigen dagegen Tschudi, Eck, Montanus; Wickram im Rollwb. hat zweimal funden 55 S. 103; 100 S. 172; einmal gfunden 107 S. 182. Reise der Söhne Giaffers hat 13 mal funden, 12 mal gefunden. Ferdinand II. Specul. dreimal gefunden, einmal funden.

Luther neigt zuerst funden zu, später mehr zu gefunden. Die Grammatiker dagegen kennen nur gefunden. Fischart im Garg. nur gefunden, überwiegend auch Mathesius. Boehme Aurora: funden 10, 27; 20, 70; gefunden 17, 8, 19, 5, 21, 119. Bei Lehmann ist gefunden Regel, ebenso im Eselkönig; bei Opitz Poeterei nur einmal noch funden; in der Schäferey nur gefunden. Zesen hat ebenfalls nur gefunden. Silesius und Spee haben wieder mehr funden, ohne daß funden jedoch überwiegt; Silesius 7 mal funden, gefunden 13 mal. Olearius hat nur höchst selten noch funden; ebenso die schlesischen Dichter; Grimmelsh. im Simpl. nur noch zweimal funden gegen 30 gefunden. Reuter hat nur gefunden. Im Süden hat Moscherosch noch einzelne funden. Abraham a. S. Cl. nur noch gefunden. Für das 18. Jahrh. konnte ich keine Form funden mehr entdecken.

§ 6. **Werden.** — Das Part. Praet. von werden lautete ursprünglich sowohl als eigentliches Verbum wie als Hülfszeitwort worden. Heute heißt das Part. Praet. als Hülfszeitwort worden, als Verbum finitum dagegen geworden. Die Begründung in Grimms Wörterbuch IV 1 unter ge II 6 erscheint wohl als die richtige, umsomehr als geworden als Hülfsverbum sehr selten erscheint. Lange jedoch dauerte der Kampf, bis geworden zur Regel wurde. Die Gramm. führen als Verbum finitum immer geworden an, befolgen jedoch ihre eigene Regel nicht.

geworden schon um 1451 D. St. Chr. Nürnb. II: so wer mangel daran geworden 303, 6; um 1470 D. St. Chr. Augsb. III: nun ist sie ain gschleff geworden 272, 12. Oheim Chronik von Reichenau: das wort, mensch geworden S. 109, 17; Geiler Predigten zu Seb. Br. Narr.: sie sollt ein man sein geworden. Bl. 131. Eyb. Bacchides: ist lenz, dein sun zu aim schalk geworden S. 23, 3; nun bistu erst sauer geworden 46, 11; Aventin B. Chr. 1536 hat im ersten Buch zwei Beispiele: ist zuletzt . . . Otto daraus geworden I S. 72 einmal; ist Utilo daraus geworden I 27, 28. Götz Biogr.: di weil bey meiner krankheit auch nicht sehr kurz geworden S. 36. Mel. Psalmenüb. 1572 swarz geworden für traurigkeit Ps. 35, 14, Krüger Clawert 1587, Du lieber Gott, bin ich so alt geworden S. 52. Es sind, wie es sich hier zeigt, nur einzelne Formen, die mit ge begegnen, im Gegensatz zum Nd., wo sogar das Hülfszeitwort oft geworden zeigt, vergl. Rotmann Restitut. Im 17. Jahrh. werden die ge-Part. schon zahlreicher. Moscherosch Ges. zeigt eine ganze Reihe: Und ich bin zu Rauch und Asche geworden I. Teil VII 568; ein Schinder und Hencker geworden VII 610; ist wahr geworden Teil II, VI 856, weyse geworden VI 832. Grimmelsh. Galgenm. boss geworden c II.; neu gewordene Weise Vogeln. II c. II. Silesius Cher. Wand.: und wåre er nie geworden I 92; ferner geworden III 44, 249 VI 1 u. 4. Olearius 1663: sogar zu nichte geworden II 9 c 3; oder erst jung geworden II c. II; kund geworden III 6 (S. 185), 12; VI 27. Olearius gebraucht schon mehr geworden. Gryphius Seugamme: Es ist noch nicht aller Tage Abend geworden II Vers 7; Reuter im Schelmuffsky hat schon überwiegend geworden. Im 18. Jahrh. dringt geworden immer mehr durch, um gegen die Mitte desselben zur Norm zu werden. Doch

treffen wir noch oft Formen mit worden an, selbst bei den großen Dichtern. Lessing, H. Dram. Teil I. Stück 11 S. 228 sind so allgemein bekannt worden; Goethe öfter, Brief an Merk (51) neidisch worden; Clavigo IV 424 er ist ein Mann worden. Auch Gellert, der streng die ge-Formen überall hat, sagt: Elmire war zur Wittwe worden Fabeln IV. Die Schweizer haben geworden; doch kommen auch bei ihnen Ausnahmen vor. Bodmer: unterwürfig worden Verl. Parad. IV S. 130, bekannt worden sind; V 161 sowie VII 220. Breitinger: verächtlich ist worden V S. 111. — Klinger Otto 1775: dessen Haare weiss worden sind III 1; dein Bruder ist Mörder worden III 8. Weitere Beispiele siehe Sanders Wörterb. unter werden.

Die Grammatiker des 18. Jahrh. lehren alle, daß werden als Verbum finitum geworden hat. So sagt Hemmer in seiner „Deutsche Sprachlehre zum Gebrauch der Kurpf. Lande 1776" VIII Absch. IV „Geworden saget man, wenn werden als ein Hauptzeitwort gebraucht wird; z. B. ich bin unter Weges krank geworden; er ist Hauptmann geworden u. s. w. Ist aber werden ein wirkliches Hilfswort, so heißet das Mittelwort worden; er ist belohnet worden u. d. g." Frisch dagegen kennt auch noch worden. W. B.: „Wann werden kein auxiliare, so kann bey worden das Augmentum ge stehen, als geworden. Er ist zum Narren geworden." Heute gebrauchen wir in der Schriftsprache allgemein geworden, nur im Dialekt kommt noch worden vor; besonders im Alemanischen: er ist krank worden.

Wie schon erwähnt, kommt im Nd. geworden auch als Hülfsverbum vor. Im Hd. ist dies kaum der Fall. Im ganzen habe ich außer bei Goethe (vgl. Sanders W. B.) nur ein Beispiel gefunden in einem Bericht über die Eroberung Roms 1527: yre heűser, dy bey dem keyser sind gestanden, sind alle gezeichnet geworden. S. 6 (Ausgabe Halle für hist. Sem.).

§ 7. Gönnen und Essen. — In den folgenden Paragraphen sind diejenigen Part. Praet. zu behandeln, welche ein unechtes ge haben, d. h. welche schon ein ge oder ein anderes Praefix haben, aber doch im Part. noch einmal ge anfügen. Die Zahl dieser Part. beschränkt sich jedoch auf einige wenige. Der Grund für diese eigentümliche Behandlung liegt darin, daß man das Praefix nicht mehr fühlte und dann in übermäßigem Streben nach Korrektheit ein zweites ge anfügte.

1. gönnen ahd. giunnan, geunnen und gunnen. Hier trat die Verschmelzung der beiden Vokale schon im Ahd. ein. Nur so sind im Mhd. Formen möglich, die schon doppeltes ge haben: gegunnet und gegunnen neben gunnen. Im Nhd. treffen wir noch lange beide Formen neben einander. Till Eulensp. 1515 gegund S. 25. Zwingli B. I. 328 gunnet; Frank Weltbuch gunnet Blatt 188. Moscherosch Gesichte: gegönnet 1 IV 233; ebenso Insom. Cur. par. S. 46. Stieler 1691: gegönnet W.B. 684.

In zwei Belegen tritt die richtige Form zu Tage; die eine befindet sich in den D. St. Chr. Mainz 1452 I dass ir in das geunet solten haben 303, 18. Die andern mit doppeltem ge in: Von dem gewalt und haupt der Kirche G. I b (1522): wie auch den obersten und höchsten fürsten, keissern und künigen kaum zugelassen oder gegeűnnet wűrt die heyligen fűss eins Bapsts zu küssen. gegonnet Lenz Briefwechsel Philipps mit Bucer 44; Götz von Berl. um 1550 gegonnet S. 82; Fisch. Garg. nur gegont S. 193; Faustb. 1587 gegönt S. 71; Lehm. Chronik 1612 gegönnet haben 705b; Eselkönig um 1625 gegonnet S. 375; Olearius Reisebeschr.: gegonnet III c. II; VI c. 27; Grimmelsh. hat nur gegönnet z. B. Vogeln II S. 5. Simpl. S. 93; 232; 260; 319. Weise Gespräche gegönnet, ebenso Lohenstein. Im Alem. und Bayr. noch gunnet, gunnen. Vgl. Weinhold, Alem. Gramm. § 380, Bayr. Gramm. § 328.

II. essen. Das gleiche findet bei dem Verbum essen statt. Ahd. gëzzan, mhd. gessen (oder gâz, auch gegâz). Vergl. DWB unter essen. Die Form gâz ist im Nhd. ganz geschwunden. Durch die unter § 5 erwähnte Bewegung entstand schon früh neben gessen die eigentlich richtige Form geessen; daneben die falsche Form gegessen. Die überwiegende Form im 15., 16. und 17. Jahrh. ist jedoch immer noch gessen.

Bib. 1466 überwiegend gessen; Marc. 6; 8; Joh. 6; vereinzelt geessen Luc. 22 Gen. 3; gegessen Math. 15, Luc. 24 zweimal, Joh. 6, Gen. 3; 18, 30. Bibel 1470 gessen, Joh. 6 zweimal, 22; geessen Math. 15; Marc. 6, 8; gegessen Joh. 6. Steinhöwel Aesop sowohl gessen wie geessen; Decam. um 1470 hat als regelmäßige Form gessen; häufig auch geessen; einmal gegessen 154, 9. Straßb. Bib. 1485 gessen und geessen; gegessen Math. 15; Joh. 6; Brant nur gessen. Die andern Schriftsteller haben geessen und gessen nebeneinander. Die regelrechte Form für die nächsten zwei Jahrhunderte ist gessen; geessen ist jedoch häufige Nebenform. Aventin geesen I 231, 29; gessen I 81, 15. Schönsleder WB. sagt geessen und gessen. Weckherlin gegessen II 349. Moscherosch hat nur die Form gessen. Abraham a. S. Clara gessen, Jud. S. 45; 77 viermal; geessen 291, 29; gegessen 312, 17; gessen für gegessen hat noch Gerlach in seiner „Kurz gefassten Deutschen Sprachlehre. Wien 1758" S. 79 § 121.

Für Mitteldeutschland ist die allgemein gebrauchte Form wie im Obd. gessen. Auch hier haben wir drei Part. Praet.: ungeessen schon 1398 in D. St. Chr. Köln I 288, 19. Bib. Sacra Nürnberg 1483 gessen, geessen und gegessen Joh. c. 6 Bl. 477 c. Im 16. Jahrh. ist gessen überwiegend. Luther gebraucht sie am meisten, doch auch geessen so 3. Moses 7, 15; gegessen Pred. 2, 25, vgl. Dietz, Lutherwörterbuch unter essen. gegessen Sirach 7₁₆; Fischart schreibt meist gessen Garg. 75, 112; gegessen S. 118. Krüger Hans Claw. 1587 neben gessen S. 62 gegessen S. 61.

In der ersten Hälfte des 17. Jahrh. ist gessen noch die regelmäßige Form. In der zweiten Hälfte beginnt gegessen an Umfang zu gewinnen. Der Eselkönig um 1625 hat nur gessen; Zesen dagegen Adr. Rosam. gegâssen II 214. Schupp: gegessen Regentenspiegel I S. 17; Frühstunde S. 989, 990, 991; gessen Regentensp. IV S. 34, S. 47, 104. Schwieger Venusgärtlein 1660 gegessen S. 150. Olearius hat bereits die Formen mit gegessen zur regelmäßigen gemacht: ungegessen I 17; gegessen II 5, 9; III 2, 4, 29 u. s. w.; ungessen I 5, gessen II 4. aufgessen III 3. Grimmelsh. hat nur gessen, Stieler WB giebt beide Formen an, gessen und gegessen. Reuter hat nur gegessen, Schelmuffsky II 105; 35; Weise in Erznarren gessen 181, 191 zweimal, 192. Arnold in Ketzerhistorie B. 17 c. XII § 12 gegessen; Loh. Arm. gegessen 6; 80; im 18. Jahrh. ist die Form gegessen durchgedrungen. Doch kostete es noch einen harten Kampf. Steinbach WB. hat noch gessen aufgestellt, Frisch dagegen gegessen, ihm schließen sich Gottsched und Adelung an. Zahlreiche andere Formen kommen jedoch noch vor. Besonders Goethe hat in seinen Jugendschriften nur diese. Der junge Goethe (Bernays) B. II Wenn ihr gessen und trunken habt Götz S. 50 zweimal, das gleiche S. 248, ebenso S. 56 und 156; B. III gessen Brief 1774 an J. Fahlmer; Prometheus II S. 459; abgessen Claudine von Villa Bella S. 559. Eigentümlich ist die Erklärung, die die Grammatiker von dieser Form geben. Fast alle leiten gegessen von einem Praesens gessen ab, was an und für sich nicht unmöglich wäre. Selbst mit vergessen wurde es zusammengebracht. Daß hier jedoch doppeltes ge vorliegt, ist klar. Die richtige Erklärung gab schon Adelung Wörterbuch I unter essen Anm. 2.

§ 8. glauben, glücken, gleichen. — Die gleiche Entwicklung wie die beiden vorigen Verba haben auch eine Anzahl Verba, die im Praes. schon ge hatten, aber früh durch Verstummen des e verkürzt wurden; da man die Form nun nimmer verstand, wurde noch einmal ge angehängt. Zu diesen Verben gehören glauben, glücken, gleichen.

I. Oberdeutsch.

a. glauben: Die mittelhochdeutsche Form ist geloupt. Diese erhält sich noch bis ins 16. Jahrh. herein. Früh treten schon die Formen glaubt und geglaubt auf. In der Bibel um 1466 noch gelaubt Math. 8, Luc. 1, Joh. 20, Röm. 9 u. s. w. Steinhöwel Aesop um 1470 gelaubet S. 115; 231; 314; Bibel 1470 gelaubet Ps. 77: II Thess. c. 1; Decam. gelaubt 11, 20; 22, 9. Glaubt Beisp. der alt Weis. S. 14, 16, 17. gelaubet Straßb. Bib. Ps. 77; Math. 8; Luc. 1; Joh. 17. Brant Narr. schreibt gloubt 101 V. 13. Trist. u. J. geloubt 67, 18, glaubt 141, 5. Im 16. Jahrh. treten alle drei Formen auf. Ritter Thurn 1513 gloubt hette. Bl. 1. Doch eine Zeile weiter unten geloupt Bl. 1. 1508 erst. deutsch. Zeitungen gelaubt S. 31; Teuerd. III; Till. Eul. glaubt S. 80; geglaubt S. 23. Geiler schreibt im Narrensch. 1520 glaubt 40 b, 73 d; während im Granatapf. auch noch die Form gelaupt vorkommt. Murner „Adel" gelaupt S. 10, 25. Jud. Naz. glaubt 1. Teil S. 5; gloubt I. Teil S. 9. Eberl. von Günzb. 15 Bg. geloubt S. 91. Bei Zwingli finden wir gloubt, ggloubt und gegloubt. Die Chronik des Rem D. St. Ch. Augs. V hat geglaubt 16, 33. Berth. Theol. 1528 glawt 3, 18; 4, 10, 13; doch noch gelawt 1, 8; 2, 44; 3, 5; 5, 5; 6, 6; 24, 3. Emser Neu. Test. gleubt Joh. 8 F, 11 D, 17 A u. s. gegleubt Math. 7 B: 21 F u. s. w. Avent. Chr. glaubt I 100, 13; 131, 27; 422, 16; geglaubt I 109, 29. D. St. Ch. 1536 Augs. IV gelaubt 376, 19. Mont. Wegk. 1557 nur glaubt. Eck Bibel hat glaubt als regelmäßige Form, geglaubt Joh. 11 F; Gen. 15 B: glaubt Math. 21 C. Maaler 1561 führt beide Formen an, ebenso die folgenden Schriftsteller. Schönsleder 1622 hat glaubt. Moscherosch nur geglaubt. Ebenso Abraham a Santa Clara, soweit ich es eben beurteilen kann.

II. Mitteldeutsch.

Hier zeigt sich bereits 1452 in Mainzer Chroniken B. 1 geglaubt 200, 12 neben gloubt 231, 13. In der Nürnberger Bibel 1483 noch die alte Form gelaupt; das Praesens hat dagegen schon hier und da glauben. Luther hat glaubt und geglaubt.

glaubt Adel S. 13; Paffenw. und Winkelm. glewt S. 7; glawt Von den guten Werken S. 5; Urteil der Theologen S. 18. gegleubt Urteil der Theologen S. 9, 46 und 59; Brief an den Fürsten zu Sachsen S. 5, 14. Pfaffenweihe und Winkelmesse geglewt 7, 24; in den Briefen ist gegloubt regelmäßige Form. Emser hat in den Streitschriften noch geloubet I 115 und 141; Dietenb. Bibel 1534 giebt bereits geglaubt den Vorzug. Bei den meisten andern Schriftstellern habe ich nur geglaubt gefunden. Math. Bergpost. Blatt 69 b: 93 b; ebenso Opitz, Schupp u. s. w. —

b. glücken. Mhd. hat gelucket oder gelücket. Die Belege sind hier bedeutend seltener als bei glauben. Das alte richtige Part. fand sich noch bei Niklas von Wyle: gelúcket S. 446. Hat glücket Sleidan Reden S. 77. Eck Bibel Gen. 24 F. Einen weiteren Beleg habe ich nicht finden können, wenigstens für das Oberdeutsche. Im Md. hat noch sehr spät die alte Form Gryphius glückt Peter Squenz S. 23. Ferner auch Seugam. III 7 bisher ist es gelucket. Grimmelsh. Simpl. geglückt S. 503.

c. gleichen. Bib. 1466 wird geleicht Math. 7; 23; Gen. 29; 30. Bibel 1470 geleychet Ps. 88, Bib. Straßb. 1485 Ps. 88; 133; Eyb Philogen. 1472. Historienb. I gelichet S. 165, II 445. Niklas von Wyle: geleychet S. 100, 13; 111, 31; 188, 16; geglychet 161, 10; Ritter Thurn: soll geleychet werden ein Blatt nach Bl. IIII. Geiler 1520 Narrensch. gegleichet Bl. 61. Dagegen Granatapfel geleicht I; zugeleicht öfters. Emser geleycht Streitschr. I S. 30; gleicht Frank Weltb. Bl. 189 a. Aventin 1536 zue gleicht I 290, 17; Eck Bibel: werd gleicht Ps. 27. Stieler Gramm. geglichen S. 157.

Bibel Nürnberg 1483 gleychet 310 b. Puschmann gleichet S. 31 zweimal, gegleichet dagegen fünfmal S. 30 und 31 je zweimal und S. 32.

§ 9. bleiben. — Das gleiche ist der Fall bei dem Verbum bleiben. Doch bleiben hier die verkürzten Formen viel länger erhalten; sogar bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrh. lassen sich Belege anführen.

Oberdeutsch. Bib. 1466 beliben Math. 11; Gen. 31. Steinh. Aesop 1470 beliben 168, 199, 220. Doch schon überbliben Bibel 1466 Math. 15 neben überbeliben Joh. 6. D. St. Chr. Augsb. III um 1470 beliben 471, 26; 479, 17; 483, 23; ebenso Decam. sowie Str. Bib. Joh. 6, blyben Br. 56, 13. Dagegen schon 1515 Till Eul. gebliben 16; um 1508 erste deutsch. Zeitungen beliben S. 28 und 34. Geiler hat bliben und beliben. Murner Adel beliben S. 36; ebenso Weißk. nur beliben S. 18, 41; 19, 27; 21, 18. Jud. Naz. 1521 bliben I 30, bei Zwingli fand ich nur bliben. Ebenso Augsb. D. St. Chr. B. V. Dagegen gepliben dreimal in Warbecks Magelone; Berth. Theol. nur beliben. Regensb. Chr. 1534 einmal noch beliben S. 153, sonst bliben. Emser hat bliben. Frank Weltb. nur bliben, ebenso Aventin. Nur Sender D. St. Chr. Augsb. IV. hat sehr oft beliben. Die alte Form beliben.noch in Schumanns Nachtbüchlein S. 35, 25, doch auch blieben 387, geplieben 214, 31; letztere Form auch sehr oft in der Zimmerschen Chronik. Die weiteren Schriftsteller nur bliben. geblieben 1583 Reise der Söhne Giaffers. Mosch. schreibt blieben und geblieben, Abraham a St. Clara hat vorwiegend geblieben Jud. 55, 35; 199, 9 u. s. w. Stieler hat beide Formen.

Mitteldeutsch. Nürnb. 1450 (D. St. Chr. B. II um 1440/50) beliben 127, 21; 138, 2 fast ausschließlich; doch auch schon bliben 67, 35 S. 265, 2. bleven Köln. Chr. (D. St. Chr. B. II) 263, 31, 290, 11. Luther hat fast ausschließlich bliben; nur noch einzelne alte Formen wie Luth. und Emser II S. 160 belieben. Ebenso fast ausschließl. bliben Diet. Bibel 1534. Fischart in seinem Garg. geblieben S. 57, gepl. 179, 249 u. s. w. dreimal gegen zweimal blieben S. 349, 417. Math. Bergpf. Hauptform blieben, gebl. Bl. 5, 29 a. Böhme Aurora nur blieben, ebenso Myster. Magn.; Lehm. Spey. Chr., sowie die weiteren Schriftsteller haben fast durchweg blieben. Doch haben wir auch geblieben. Opitz Schäferey: blieben 57, 2. Eselkönig blieben 28 S. 300; geblieben 8 S. 74. Zesen Adr. Ros. hat nur geblieben I 42; III 115, IV 156, V 198, 207. Schupp gebraucht noch vorwiegend blieben, so der geduldige Hiob 131, 143, 165, 171, ausgeblieben S. 159. Gryphius unterwegen blieben, Peter Squenz S. 33, Leo Armen. I 436, III 327, IV 60, Seugamme II 6; geblieben Leo Arm. II 159, 271. Lohenstein gebraucht beide Formen annähernd gleich. Schottelius zeigt nur geblieben. Spee im gold. Tugentb. nur blieben, viermal; in Trutz Nachtigal geblieben S. 156; blieben zweimal. Olearius Reisebeschr. zieht geblieben vor. Besonders bei ihm, aber auch bei allen andern Autoren machen wir eine eigentümliche Bemerkung, indem nämlich blieben gern gebraucht wird, wenn ein Infinitiv dabei steht. Olearius z. B. liegen blieben III 6 S. 194; V c 32, 33; III c 5. Grimmelshausen: geblieben Simplic. S. 146, 222, 366; blieben S. 500 und 505. Reuter bevorzugt die Formen mit ge: geblieben Schelmuffsky 31, 76, 95, 110; hängen blieben S. 95, 99; nachgeblieben S. 33; nur geblieben in „Der ehrlichen Frau Schlampampe Krankheit und Tod" S. 102, 106, 118, 140. Weise blieben Erznarr. S. 42, 196, 227; Gespr. III S. 112, 294; zurücke blieben 239. Arnold Ketzergeschichte geblieben B. 17, c. 1, § 10; 5, 21; 6, 47; 7, 20 u. s. w. dagegen stecken blieben 17, 82; liegen blieben 15, 24. Canitz je nach Vers blieben oder geblieben. Mit dem 18. Jahrh. ist jedoch der Sieg zu Gunsten des ge entschieden. Blieben verschwindet immer mehr. Nur finden wir auch hier bei Goethe dies noch häufig. Der junge Goethe: (Bernays) ist liegen blieben, Brief an Joh. Fahlmer 31. Okt. 1773, blieben Goetz V (II) S. 180; ist liegen blieben 26. Jan. 1775 an Gräfin Aug. zu Stolberg, ebenso 17. August 1775 an Madame Karschin; Sept. 1775 an Lavater. Der Grund, warum diese Form so lange erhalten geblieben ist, liegt darin, daß

dies Wort eines der am allerhäufigsten gebrauchten war, und die gesprochene Sprache deshalb lange ihren Einfluß auf die Schriftsprache ausüben konnte. Heute haben wir in der Schriftsprache geblieben, doch sagen auch die Gebildeten in der oberd. Umgangssprache sehr oft blieben.

§ 10. Fressen. — Als letztes dieser Verba bezw. Part. Praet. mit unächtem ge sei fressen angeführt. Schon im Ahd. hat es die zusammengezogene Form vrezzan; dieselbe hält sich im Mhd. sowie im älteren Nhd. Früh entwickelt sich jedoch schon gefressen. Zwar dauert der Kampf zwischen den beiden Formen noch bis in den Anfang des 17. Jahrh.; im Prinzip sehen wir ihn aber schon um die Mitte des 16. Jahrh. entschieden zu Gunsten des ge-Particips. Die Einführung des ge vollzieht sich bei diesem Verbum gleichzeitig im Obd. und Md.

Die Bibel von 1470 hat noch fressen, Gen. 37 zweimal. Steinhöwel Aesop 1470 schon gefressen. Niklas von Wyle 261, 6; 273, 38 gefressen. Beide Formen hintereinander befinden sich in der Bibel von 1485 Gen. 37. Till Eulensp. gefressen S. 59. Murner in der Schelmenzunft und Narrenbeschw. nur fressen, ebenso Geiler Narrenschiff. Jud. Nazarei 1521 hat gefressen S. 39. Warbeck Magelone, Regensburger Chronik I gfressen 48, 11; gefressen 144, 11; 193, 12; gefressen Berthold Theologey c. 23 § 5, Frank Weltbuch 277, 280 a; Zwingli B. II 1 S. 500. Aventin I 278, 22; 285, 2; 403, 19; 514, 18; 548, 5. fressen Augsb. IV 174; 24; Wickram Rollwagenb. 85 S. 155; gefressen 84 S. 152. Emser New Testam.: ward fressen Apost. 12 D. gefressen Joh. 2. D. Eck Bibel gefr. Genes. 37 D und G; gfressen Genes. 3 B und 14 D; fressen Gen. 41 E., 41 E., 44 F. Stumpff H. IV. fressen haben IV 1; Montanus gefressen Wegkürzer 28, 5, 7. Gartengesellschaft 40. Von jetzt ab sind die Formen ohne ge sehr selten. Im Obd. habe ich keine mehr gefunden.

Md. gefressen findet sich schon im „Ackermann von Böhmen". Luther schreibt fast durchweg gefressen, Pfaffenweihe und Winckelmesse S. 25. Wider Hans Wurst S. 58, 62 sowie Fabeln II 17. Fressen dagegen noch Fab. IV 11. In Dietenbergers Bibel begegnen noch beide Formen gefressen Joh. 2. B, fressen Apost. 26; haben auffressen Ps. 79. Fischart schreibt nur gefressen, ihm schließen sich an Mathesius, Faustbuch u. s. w.

§ 11. Reste anderer praefixloser Part. Praet. — In diesem Paragraphen sind noch einige Fälle zu erledigen, wo ge nicht steht, aber stehen sollte. Es sind dies die einzigen Fälle, wo wir einen Abfall desselben annehmen müssen. Sie sind jedoch sehr selten; nur der eine oder andere begegnet. Am häufigsten sind sie bei Luther, sowie bei Spee in seiner Trutznachtigal.

Tristant und Isolde yagt hette 148, 4. Teuerdank: hett ihn auch von im jagt 48. Luther „Adel" Hat got da durch eine eselinne redet gegen einem Propheten S. 14; Sie habens wol vorzeitten sezt ym geystlichen recht S. 24; sollten nicht auffs strengist widder foddert werden S. 66; und narret hat. Luther und Emser B. II schreiben S. 19; das ein wiedender hasz ein menschen hat lobend und rasend macht S. 52; schadet und wandelt S. 61; das aller wellt das maull stopfft werd S. 89; das sie hyrynn auch nit yrret haben S. 97. Jedenfalls lassen sich außer den angeführten Belegen noch weitere aus Luther anführen. Ein solcher Fall scheint mir auch netzet S. 209, 38 im Decamerone zu sein. Zwei weitere Fälle befinden sich in Emsers Neuem Testament: Ich habs alles macht 1 Kor. 6 E zweimal. Frischlin: Hat er sein Flucht schon weit hin nommen S. 27. In größerem Umfange hat dann wieder solche Formen Spee, Guldenes Tugentbüchlein storben: weil storben bist II S. 279; ob ich schon storben bin III S. 305; Den flochten hat die Liebe

II 16/305. Bald kompt es anher lauffen III 11/443. Trutznachtigal wer hat schossen S. 276, gelobt und ehret hat S. 100, spart 127. Olearius Reisebeschr.: ist an ihm hinaufsprungen II c. 10, gefangen halten worden V 30 S. 638.

§ 12. Komposita. — Bei den Zusammensetzungen haben wir zu unterscheiden zwischen trennbaren und untrennbaren. Die trennbaren Composita erhalten ge und zwar direkt vor das Verbum, also hineingegangen. Im übrigen richten sie sich nach der unter § 4 entwickelten Bewegung. Die untrennbaren sind meist nicht auf der ersten Silbe betont, erhalten deshalb kein Praefix. Sie sind im zweiten Teile zu behandeln. Eine Reihe untrennbarer haben jedoch auf der ersten Silbe den Ton und das ge tritt deshalb voran. Viele dieser letztgenannten wurden in der älteren Zeit bald als trennbar, bald als untrennbar behandelt.

I. weissagen wird meistens als untrennbares Verbum angesehen, doch zahlreiche Belege finden sich auch, wo es trennbar ist. Eine dritte Form, die jedoch selten ist, hat sogar den Accent auf der zweitletzten Silbe.

a) geweissaget. Bibel 1466 Math. 15, Mark. 7. Historienbib. II S. 465, 466. Steinhöwels Aesop hat die gleiche Form, Bibel 1485, ebenso der Weißkunig; Eck Bibel Math. 2 B; Mark. 7 B. Mit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. wird diese Form die regelmäßige.

weyssgesagt. Diese Form ist für mich belegbar: Bibel 1485 Math. 11. Herzog Ernst (Ausg. Sachmann) weis gesait 140, 8; Ritter Thurn 1513 I Blatt vor G. Zwingli Werke I S. 296. Berthold Theologey 40 § 9, 59 § 9. Geiler Narrensch. Bl. 40 c, 41 b. Am zahlreichsten sind die Beispiele bei Aventin, wo die trennbare Form vorherrscht I 159, 17; 166, 21; 168, 24; 169, 10, 17, 22, 33; 170, 5; 171, 27; 172, 31; 220, 6; 297, 5; 303, 20; 329, 11; 340, 5; 366, 28; 378, 6; 473, 20; 493, 22; 551, 35; 559, 4. geweissagt dagegen 171, 23; 185, 1; 327, 22. Eine Augsburger Ausgabe von Luthers Bibel 1534 hat ebenfalls weysgesagt, Math. 7 D; Franck 1538; Chr. 34a, 19b; Ph. Wackernagel, Kirchenlied 5, 1194; Herrigs Archiv 44, 417; Frischlin 74. Eck, Bibel Math. 15 A. Eine dritte Form ist ohne ge. Von ihr habe ich folgende Belege: Ritter Thurn wysságet ein Blatt vor G, Aventin war weissagt worden I 562, 33; Eck Bibel weissagt Math. 5, Emser New Testam. weyssaget Math. 7 G, 15 A. Das Mitteldeutsche behandelt die Form als untrennbar. Trennbar nur in den Grenzgebieten. Biblia Sacra 1483 Nürnberg 475a. Dietenberger weissgesagt Math. 15 A; ferner Hans Sachs V 296b, 3; 66b V, 165a, 166a. In neuerer Zeit hat Platen, Sieg der Gläubigen S. 40 noch diese trennbare Form. Im übrigen sind nur die Formen geweissagt zu belegen.

ratschlagen. Hier kann ich nur zwei Formen belegen. Die jetzt gebräuchliche Form ist geratschlagt. Regensb. Chronik S. 154, 2, 198, 15. Luther, Montanus Garteng. c. 114. Die erst. d. Zeitungen S. 499, sowie die späteren Autoren haben genannte Form. — ratgeschlagt: Zwingli radtgschlagt V 319 und 331, Adelphus Barbar. rathgeschlagen 54c. Senders Chronik Augsb. IV 12, 5; 45, 11; 290, 12; 291, 16; 343, 23. Bei Sender kommt sogar beratgschlagt vor 293, 19.

brandschatzen. Hier treffen wir wieder drei Formen. Die regelmäßige ist geprandschatzt, so Münster Cosmogr. Bl. 541; erst. deutsch. Zeitung. S. 73. Lehmann Speyr. Chr. 727a; Regensb. Chron. 99, 6; 112, 28; 192, 15. Götz von Berlich. S. 60.

brandgeschatzt in der Regensburger Chronik; prandgeschatzt 192, 14; 76, 27; brandgeschätzt Frank Weltb. 271, 272; für die dritte Form nur ein Beleg: brantschatzt.

Handhaben zeigt gleichfalls drei Formen. gehandhabet: Chron. Helv. Tschudi S. 125. Cosmogr. 368. Moscherosch Gesichte (2. Teil) IV 417, V 452.

Franck Weltb. 197, 203. handgehabt dagegen[1] Geßner Tierb. 5, 509. Lehm. Speyr. Chronik hantgehabet 723a[2]. Handhäbt einmal bei Zwingli II 2 S. 492.

Offenbaren. Von diesem Verbum führe ich nur die Part. an, die trennbar sind; die andern werden uns später beschäftigen. offengebahret Bibel 1470 Röm. c. 1; Bibl. Sacra 1483 Luc. 10. Bibel 1485 Römerbr. 1; I. Korinth. 5.

Für liebkosen steht mir für die ältere Zeit kein Beleg zu Diensten. Trennbar als Part. Praet. fand ich es nur bei Goethe: liebgekost und liebgeherzt (Der junge Goethe) I 581 in Claudine von Villa Bella. Vergleich Sanders WB.

Wahrsagen wurde sehr lange als trennbar behandelt; heutiges Part. Praet. ist gewahrsagt. In der älteren Zeit dagegen nur die Form wargesagt. Aventin I 303, 18; Berthold Theologen war gesagt c. 14 § 5. Opitz Schäferey S. 528. Grimmelshausen Simpl. waar gesagt 79. Lohenstein Arminius I 43, II 71, III 145; im Infinit. wahrzusagen bei Schupp S. 736. Mascou II c. 30. Adelung dagegen führt beide Part. Praet. an; er sagt: „Wahrsagen wird sowohl trennbar als untrennbar gebraucht; ich wahrsage dir, und ich sage dir wahr: gewahrsaget und wahrgesaget, und kann daher auf beyderley Art geschrieben werden“ Gram. B. I S. 858.

Außer den angeführten kann ich keine weiteren Belege für andere Part. Praet. beibringen; haushalten und danksagen sind immer trennbar; radbrechen, mutmassen, brandmarken begegneten mir nur als untrennbar. Ausführlich behandelt diese Verba Adelung Gramm. I 858.

Die ursprüngliche Form scheint mir hier das Part. Praet. ohne ge gewesen zu sein, d. h. der Ton lag nicht auf der ersten Silbe. Als man ihn aber auf die erste zog, wurde man sich der Zusammensetzung bewußt und so wurde das Verbum trennbar. Eines zeigt sich jedoch klar aus den angeführten Beispielen; die Erscheinung ist eine speziell süddeutsche; nördlich der Linie Mainz-Nürnberg werden sich solche Part. kaum belegen lassen. Nur bei einem Verbum verhält es sich anders, bei wahrsagen. Weissagen wird irrtümlich als trennbar behandelt.

§ 13. können, wollen, mögen, sollen, dürfen, müssen, lassen. — Bei den Verben können, mögen, sollen, dürfen, wollen, müssen, lassen sind je nach Gebrauch zwei Part. Praet. zu beachten. Die regelmäßige Form steht, wenn diese Verba eigentliche Verba sind, das dem Infinit. gleiche Part. dagegen, wenn sie als Hülfsverba gebraucht werden. Die Frage, um die es sich im wesentlichen dabei dreht, ist die: sind die Formen, die als Hülfsformen gebraucht werden, Part. Praet. oder Infinitive?

1. wollen. Die regelmäßige Form gewollt in allen ihren verschiedenen Erscheinungen begegnet schon früh und ist als Verb. finit. auch im älteren Nhd. vorwiegend. Eine feste Regel herrscht jedoch noch nicht. gewöllt Bib. 1470 Ps. 50, ebenso Bib. 1485 Ps. 50; neben gewöllt kommt auch die Form gewöllen vor. Ritter Thurn: hette wol gewollen, dass Bl. 1; ebenso Stumpff: dass sy gewöllen habend II 1; welchen die Cölner hievor nit gewöllen haben II, 14; Tschudi Chron. Helv.: hettind sie gern gewellen 638a; Zwingli: dass er es nit gewellen hat I 225; das Gott mit dem ersten gebett gewellen hat I 283; habend dich die frommen herren gewellen II 2 S. 448; er hat es aber nit gewellen II 501. Wickram: hatt weder Meister noch fraw aus der

[1] Schade, Satiren u. P. I 31, 29.
[2] Weckherlin, Oden: handgehabet I 116, 20, 120, 18.

Kammern gewǒllen gan. 55 S. 103. Überwiegend ist jedoch auch hier gewollt. Diese Beispiele zeigen nur, daß auch die starken Formen vorkommen. Für gewollt bezw. gewellen zeigt sich auch oft das einfache wellen. Ritter Thurn: und nit hast wǒllen, dass Bl. I. Berth. Theologey; Wie du vormals hast wellen c. 50 § 9, und dan eben hast wellen 50 § 9. Chronik des Bickelkloſt. zu Villingen ich wills oder habs wǒllen S. 118. Diese Form zeigt noch Abraham a Santa Clara: anführen hat Christus wollen, Judas S. 61, 10; hat ebenfalls wollen S. 341₃₃. Auch bei Luther treffen wir wollen für unser gewollt: Aber ich hab nit wollen, Luther und Emser II S. 19. Sogar Lessing sagt noch in Emilia Galotti II 6: Das hat Emilia nicht wollen. Als Hülfsverbum steht die dem Inf. Praes. gleiche Form wollen; in der älteren Zeit treffen wir jedoch häufig wollt. Luther Adel: das sie es nit hat wolt umbsonst auffnehmenn S. 57; mit vorgebenen wortten yhn haben wolt erredten S. 67. Wenn ich deyn leben hette wolt antasten Luther und Emser S. 19; hett den Adel wolt anrufen S. 116.[1] Emser Bibel: haben itzt nicht wolt gleuben Römer 11 G. Für wollen kann auch gewellen, gewollt stehen. Dietenberger Bibel: Den Gott gewollt hat kundt thun Kolosser 1 E. Wickram Rollwagenb. und hat mich auch gewellt darzů bringen S. 51, 16. hatt weder Meister noch Frau aus der Kammer gewǒllen gan S. 103; Zwingli: dass gott gwellen hat alle ding, das ist, alle menschen in Christo als in einem houpt zemmen bringen I. S. 196; dass Christus mit den worten nit gewellt hat seynen Lyb ze essen geben I 220, Wenn Christus mit denen worten gewellen hätte sinen lychnam geben II 1 S. 501. Melissus Psalmenübers.: und mich gewǒllt zum haupt der haiden weihen.

II. können. Ebenso zahlreich wie bei wollen sind die Part. Praet. bei können. Für gekonnt sagt Aventin überall noch künt: Der Doctor hat des lateins zue wenig kůnt I S. 337, 23; hat auch des teutschens zue wenig kund I 499, 33; die gar nichts kundt haben I 315, 11; D. St. Chr. Augsb. V: als vil ich han kindt 18, 27, Eck Bibel: was sie kundt hat Marcus 1; Chronik von Regensb.: wenn sy nur kindt hetten 17, 26.

Für können steht oft kundt, konden oder kunden. D. St. Chr. Augsb. IV haben aber es nit kunden gewinnen 33, 20; hat kůnden reitten und gan 90, 17; weitere Belege IV 18; 40, 1; 51, 2; 119, 17; Emser Apostelg.: Dieser mensch het konden los geben, 26 J. Montanus Gartenges. genug thun hat kunden, c. 58; mit fůgen het kǒnden thun c. 20, weiterer Beleg c. 58. Chronik von Regensb. hat man in nit erfragen kůnden 181, 27; damit sy was erobern hetten kinden 94₂₃; Schönsleder Wörterb.: gleich als hett er dir konden helffen. Luther und Emser II S. 49 aber sie haben myr noch nicht kunden schaden; so hett ich sie kund bekehren von yhrem bǒsen leben ebenda S. 98. Zwingli konnen für gekonnt.

III. mögen zeigt sowohl starke wie schwache Bildung; für unser gemocht gemǒgen: dass ers nit gemǒgen hat Zwingli I 225. Luther hat ouch darwider nůzid gemǒgen II 2, S. 213; Stumpff H. IV wo er gemǒgen I 15, so viel er ymmer gemǒgen II, 14.

Für mögen als Hülfsverbum haben wir zwei Formen; Zwingli: Und hat jm weder Egg noch nieman sine grůnd gmǒgen umkerren II 2, 496. Öfters jedoch mocht. Eyb Griseldis: sie hette aber wol mocht sprechen S. 11, 33; Dietenb. Bib.: Denn diese salb hett mǒchte theur verkaufft und den armen geben werden Math. 26 B. Luther: Hett ich doch selb nit mocht so wol dir antwortten als disser reymer Luther und Emser II S. 126; Nu hat der Romisch geytz und raubstul nit mocht der zeit erwarten Adel S. 23, und do sie das nit habenn mocht schickenn S. 74, Luther und Emser: nit hetten mocht gnug seyn II, 16[3].

---

[1] Briefe De Wette: Über das alles hat er nicht wollt achten, I, 151.
[2] da sy nit gemǒgen habend, V, S. 319.
[3] Briefe De Wette: wilches er leicht mit einem Wort hätt mocht ausrichten, I 264.

IV. dürfen. dörft für gedurft. Augsb. Chron. V und het des dings nit dorft, V 19, 11; diese Form auch beim Infinitiv in Mainzer Chron.: die man diese sechs nit dorft geben I 162, 2. Hutten gedorffen: yedoch hat jm sollichs niemant unbilligen gedorrfen I 173, 23; niemant hat es gedorffen sagen 173, 29; Wenn hat einer gedorfft klagen 207, 31.

V. müssen. Meist gemusst und müssen; andere Formen sind hier selten. Nürnb. St. Chron. und wer also gemust zu dem krieg ze kumen II, 129, 19. Herausgemussen hat Zwingli II S. 95; must bei Luther Adel: hats must fortgahen S. 42. Ebenso Briefe I, 151; II, 457; 671.

VI. Für sollen kann ich außer einem Beispiel bei Luther nur gesollt und sollen belegen. Luth. Briefe: Neulich hat ihr einer mir sollt einen Spruch führen aus der Schrift II 342.

Diese Praeterito-Praesentia hatten ursprünglich kein Part. Praet. Noch im Mittelhochdeutschen sind solche selten. Entwickelt sind sie jedoch schon im älteren Nhd. In der Mehrzahl der Fälle steht hier schon die Form mit ge als eigentliches Verbum, die ohne ge als Hilfsverbum. Letztere Form sehen alle älteren Grammatiker als Infinitiv an, was jedoch nach den vorigen Belegen ausgeschlossen erscheint. Mir scheint folgende Erklärung wahrscheinlich zu sein. Ursprünglich hatten diese Verba kein Part. Praet. Als man nun solche zu bilden begann, standen zwei Wege offen sie zu bilden, entweder nach der starken oder schwachen Konjugation; daß thatsächlich beide Formen in Gebrauch waren, zeigen die obigen Beispiele. Da aber diese Verba sowieso dem ge widerstanden, hatten die ersten Part. Praet. Formen wie mocht, mugen, wollt, wollen u. s. w. Beide Formen wurden, wie noch obige Beispiele zeigen, beliebig gebraucht. Bald machte sich aber auch hier das Streben geltend, die ge einzuführen. Dies gelang nur allmählich, mehr bei den schwachen als bei den starken Formen. Da aber das ge-Part. genannter Verba als Hülfsverbum zu schwer war, so sehen wir die starken Formen ohne ge hauptsächlich als Hülfsverba gebraucht, als eigentliches Verbum die schwache Form mit ge. Allmählich wird dies zur festen Regel und nur in den Dialekten herrschen noch die älteren Part. Praet. So hat das heutige Alemannische niemals gewollt oder gemusst, immer wellen, müssen; ein deutlicher Beweis für das Gesagte. Die Bildung beider Formen beweisen auch die vorkommenden Part. Praet. wie gemögen, gewellen, gedörffen. Vergl. Weinhold, Alem. Gramm. § 379 ff.

lassen. Die gleiche Konstruktion hat das Verbum lassen. Im Mhd. haben wir schon das Part. Praet. lâzen. Doch hat sich der Unterschied im Mhd. noch nicht herausgebildet wie heute. Der Vorgang scheint mir der gleiche gewesen zu sein, wie im Vorhergehenden; indem ja zwei Part. Praet. da waren, lassen und gelassen, wählte man für das Part. Praet. als Hülfsverbum das leichtere; viel wird wohl auch die Analogie der vorigen Verba dazu beigetragen haben. In dem älteren Nhd. treten jedoch schon die Part. so auf, wie wir sie heute gebrauchen; nur im Süden steht oft für gelassen lassen. Nur einmal fand ich gelassen für lassen. Teuerdank: Wo ich den peren hett gelan zu mir komen Abent. 48.

lassen für gelassen Kaʒmayr (D. St. Chr. München): er hat aber den Kamelsteiner sein gewalt lassen 492, 18; das man sy nit ein het lassen 494, 20. Aventin gebraucht diese Formen oft, überwiegend jedoch die richtigen: hat nur ain ainige tochter under im lassen VIII 2, 537, nur ein einige tochter frauen Jakoba under im lassen het VIII 2, 552, ebenso 589, 30;

551, 34; gelassen dagegen 335, 1, 5; da ichs lassen hab I, 296, 21; den er in Kriechenland hett lassen I 339, 18; haben in dennoch weg lassen 485, 35, weitere Beispiele 412, 2, 489, 26, 512, 29. Regensb. Chronik: also hett man in . . bei der nacht ausslassen S. 253; Eck Bibel Alle Schuld hab ich dir nachlassen Math. 18; Frank Weltb.; Wie gern het Pilatus Christum ledig lassen S. 169. Bald treten auch hier die richtigen Formen ein, und man kann allgemein den Satz aufstellen: je mehr mit Ende des 16. Jahrhunderts eine allgemeine Schriftsprache geschaffen wird, um so mehr verschwinden die unregelmäßigen Formen, d. h. die Dialekt-Formen.

§ 14. helfen, heißen, hören, pflegen, sehen und machen, lernen und lehren. — Die gleiche Konstruktion wie bei den vorigen Verben begegnet uns auch bei diesen; werden sie als Hülfsverba im Part. Praet. gebraucht, so verlieren sie das ge (doch ist zu merken, daß dies nur im Aktiv geschieht). Schon im älteren Mhd. treten uns zahlreiche solche Beispiele entgegen; sie haben sich bis heute gehalten, doch tritt in neuerer Zeit oft eine Vermischung ein, so daß wir bei den meisten beide Formen mit und ohne ge gebrauchen.

Helfen. Part. Praet. geholfen, als Hülfsverb nur helfen. Mainz. Chr. I die unsern frunden irn dag hetten helfen leisten 66, 20. Stumpff H. IV, hat helffen entführen I 10. Münster Cosm. Lüpoldus hat die Heiden aus Preussen helfen bestreiten B. 832; Wickram Rollwb. dass er die porten hat helffen zuschliessen 96 S. 167; Augsb. V 1527 er hett vil kauffleut helfen wegfieren und schetzen 46, 2; het helffen in das ellend jagen Mont. Gartg. c. V. S. 263; Math. Bergp. 1578 habe bestellen helffen Bl. 221 b. Lehm. Chr. hat tragen helffen 419a. Grimmelsh. Galg. und Opffern hat bringen helffen c. II. Abrah. Jud. hatte helffen verzehren 95, 17; Wagner Kindsmörd. 1776 Ich hab ihr zehn Jahr wäschen helfen VI S. 75, 25.— geholfen für helfen Wickr. Rollw. er hette eim Bauren sein Armût geholffen essen XXIV S. 44.

heissen. Part. Praet. geheissen; als Hülfsverbum heissen.

Mainz. Chr. 1452 I han wir heissen machen 11, 23; Eyb Ehebuch het kumen heissen S. 54, 21; Frank Weltb. 1534 hett heissen ziehen 229; Augsb. IV, darnach hat er den preiger und die braut zu dem altar haissen gan 176, 13; da hat sie der zoller heissen zollen 434, 17. Zwingli B. I und hat die ee der priestern heissen dulden S. 45; schon Katzmayr Münch. Chr. I warumb sy der herr hiet heissen fachen 471, 30; da het der . . sy haissen laden 498, 10. Faustbuch 1587 also auch ordentlich heissen herausgehen S. 131; Lehmann Speyr. Chr. han wir heissen schreiben 711a. Dagegen auch geheissen Zwingli und hat jn geheissen den pynigern geben I S. 404; Lehm. Sp. Chr. so han wir diesen Brieff geheissen schreiben 719a; geheissen beweren 719a; Ritter Thurn dass sy ir man hette geheissen uf den tisch springen Bl. I.

Hoeren. gehoert und als auxiliare hoeren. Mainz. Chron. I er hette wol hoeren sagen 42, 22; Tristant u. J. haben hoeren sagen 26, 3; Geiler wan er het hoeren sagen Bl. 38b; Warbeck Magelone hette hoeren reden S. 376. Jud. Nazarei: hab nie anders hôren predigen II 64. Augsburg. Chr. V Ich hab alweg vor vil jaren hôren sagen 5, 15; das sie haben hôren schiessen 5, 17; Emser New. Test. denn wir haben yhn hôren sagen Apost. 6 B.; Götz von Berl. so hab ich seithero hôren sagen S. 39; Schumann dann er hatte wohloft hoeren sagen S. 232; weit. Beisp. 50, 29, 23, 3; Eselkönig hab hôren redn Vorr. S. 14. Gryphius hat hören erzählen Seugamme I, II, hab rühmen hören Carden. u. Celinde I Vers 57; Reuter Schelmuffsky: Es hat . . mancher kaum eine Stadt oder Land nennen hören S. 5. Weise Gespräche: hat schlagen hôren S. 34. Belege S. 378, 377; Bodmer, Wunderbares in der Poesie: haben nennen hoeren I S. 23. Dagegen Zwingli Ee ich den Luter ie hab ghôrt nennen I 254. Teuerd. ich hab sagen gehort 13. Franck Weltbuch: Und die

Engel sprechen gehört haben 187. Goethe: ich hatte dich kaum reden gehört Stella S. 668 (junge Goethe III). Briefe über Litteratur als ob er nie davon reden gehört hatte Brief 12: Bodmer Karl von Burg. Oft hab ich sie nennen gehört II. 1. In neuerer Zeit hören oder gehört; beide werden gleich gebraucht.

lernen. gelernt und lernen: Stumpff den er freylich in sölchen nöten von hertzen hat lernen erkennen II 29. Schumann das er het lernen wegk und müllich essen S. 244, 2. Mathes. Bergpostille hat mich die not partiren lernen 17a; hat kennen lernen 84; Krüger Hans Cl. wo solt ich haben lernen fluchen S. 29. Böhme Aurora haben lernen erkennen Vorr.; Eieltönig hetten erkennen lernen 32 S. 343. Grimmelsh. Calender Vorr. hat lernen kennen. Pyra, Thyrsis und Damon hastu . . . kennen lernen S. 35; Goethe Ich hab dich verkennen lernen Göß I S. 68; Band III Br. 17 die sie haben kennen lernen 1. 6. 1774 an Konsul Schönborn. Herder, Ursprung der Sprache und so bärähnlich haben kriechen lernen I S. 42; Lessing und da hat er sie kennen lernen Der Schatz I. 11. — gelernt: Moscherosch Gesichte welche sie selbsten doch zu bereiten nie gelernt II. Teil VII S. 643. Berthold Theologen: Deshalb hat uns der Herr gelernt ze betten c. 29 § 9. Maaler 1561: er hat gelernt kriegen unter dem Hannibale S. 253. Lohenstein Armin.: verstehen gelernt II c. 12; Lessing der Schatz sie hat nicht tanzen gelernt I. Goethe Ich habe bei dieser Gelegenheit das gemeine Volk wieder näher kennen gelernt Brief an Konsul Schönborn 1. Juni 1774; die ich unter unserm Geschlechte habe kennen gelernt Erwin und Elmira III 508.

lehren. Stumpff H. IV unsere von Gott berufffe Bischoff hat leeren verachten II. 12. Math. Bergpostille hat seine Hauptleute selber streiten geleret Blatt 81.

Lessing Man hat meine Jugend denken, aber nicht reden gelehrt Philotas I 3; wer hatte die Affen so kennen gelehrt Emilia Gal. III 2.

machen. In der älteren Zeit wurde machen häufig gebraucht; in neuerer Zeit mehr gemacht. Zahlreiche Beispiele finden sich im Decamerone: haben tragen machen 43, 15; hetten lachen machen 44, 5; hat gelauben machen 250, 26; hett fallen machen 516, 20; hat fliehen machen 71; Montanus Garteng. hette fluchen machen c. 59. Eck Bibel Vom himel hast machen hören ein urthail Ps. 75; Und er hat sie machen jrren am Umbweg Ps. 106. Tristant und J. hett . . wissen gemacht 56, 19. Goethe dagegen: haben mich herzlich lachen gemacht III S. 47; Ich hab euch schon genug schwitzen und keichen gemacht Göß IV; Herder hätte dich schwören gemacht Shakespeare § 107, S. 228.

sehen. Eyb Bacchides darus du mich hast sehen geen S. 14, 16. Geiler Narrensch. ich hab mein Gesellen sehen sitzen 21b, Aventin I 261, 30 er het in gên himel sehen faren; D. St. Chr. Augsb. V den hab ich selb sehen zů abt weihen 161, 7; haben sehen essen 13, 25; darvon ich sie essen het sehen. Montanus Wegkürzer hetten sehen gehen c. 30; wol het sehen umbher danzen und hören singen c. 32. Reise der Söhne Giaffers hab ligen sehen 20, 4; Zesen Rosam. hätten reiten sähen II 73; Grimmelsh. hab eine Unholden verbrennen sehen Galgenm. c. II; Simpl. gleichwie ich beim Tanze hatte thun sehen S. 93; Gryphius hat sehen hineingehen Seugamme V. 4; habe stehen sehen V. 4; Weise Erzn. er hatte den Priester lachen sehen S. 27; Goethe II, bis ich sein Blut habe fliessen sehen Goetz V S. 161. gesehen: Moscherosch Gesichte ich habe die aller schöneste Nestel gesehen machen 2. Teil, II 257. Reuter Schelm. da hätte man nun schon plündern gesehen S. 78; da hätte man schön fuchteln gesehen S. 126; da hatte man schön schreien gesehen S. 127. Bodmer Paradies Also hast du eine Welt anfangen und endigen gesehen II. Teil XII S. 273.

pflegen. Bei diesem Verbum haben wir, sobald es als Hülfsverbum gebraucht wird, die verschiedensten Formen.

1. pflegen: Nicklas von Wyle Denne ich vormals nit pflegen han mich selbs ze loben 295, 30. Franck Weltb. hat scharff gerennt und andere ritterspiel pflegen 261b; Hayneccius, Pfriem hat pflegen zu brauchen S. 7; Opitz Poeterei so hat man unsere Musen zu mahlen pflegen S. 11; hat pflegen zu sagen S. 13. Lehmann Speyr. Chron. hat er pflegen aussm Psalm zu sagen 388b; hat er allweg den Tag zuvor pflegen zu fasten 388b; haben pflegen Glück zu wundschen 411b, er hat oft pflegen zu sagen 710b; haben pflegen zuführen 712a; Abraham hat man pflegen dem Bräutigam zuzuschreyen Judas S. 42.

2. gepflegen. Augsb. II. zu täuffen gepflegen 374, 1.

3. gepflegt. Hat man sonderlich under dem Adel geflegt zu schreiben De Epistolis germanice conscribendis von Sattler Basel 1618 S. 205. Melissus Psalm. zu uben gepfleget hast 9, 42. Lehmann, Speyr. Chronik da er selb zum Gebet zu knyen gepflegt 470b.

4. pflegt. Franck Weltb. Die freien Franken hetten bissher pflegt andern völkern zins zol und steur auffzusetzen Bl. 249. pflegt als eigentliches Verbum statt gepflegt Aventin so bei obgenannter künig zeiten der jüdischheit pflegt haben I 266.

Auch hier entsteht die Frage: haben wir wirkliche Part. Praet. oder Infinitive? Hier läßt sie sich bei weitem nicht so leicht entscheiden, wie im vorigen Paragraphen. Mit Partizipien haben wir es jedenfalls zu thun bei heissen, sehen und pflegen. Heissen und lassen, um dies noch einmal herbeizuziehen, besaßen ja schon im Mhd. Formen wie heizzen, lassen; das gleiche wird wohl bei pflegen der Fall sein. Daß man diese leichteren Formen den schwereren vorzog, ist schon oben bemerkt. Nach Analogie dieser richtete sich nun sehen; das Part. Praet. gesehen konnte mit Abwerfen des ge ein Part. Praet. sehen bilden wie gepflegen, pflegen. Anders scheint es sich mit den andern Verben zu verhalten. Hier werden wir wohl Infinitiv-Formen annehmen müssen, wenn auch der Vorgang psychologisch wohl anders erklärt werden muß. Ob sich bei näherer Untersuchung nicht noch feststellen ließe, daß trotzdem ein Part. Praet. zu Grunde läge, halte ich, da ja viele Verba beide Part. Praet. bilden, für nicht ganz unmöglich.

Wenn wir das Satzgefüge betrachten, so machen wir die Beobachtung, daß das Hülfsverb haben in fast allen Fällen vorangeht. Geht der Infinitiv nach, so haben wir ebenfalls das regelrechte Partizip. In der neueren Zeit werden bei einzelnen Verben beide Formen in gleicher Weise gebraucht, besonders bei heissen, hören, lehren und lernen, ebenso auch sehen. Bei machen und auch bei lehren ist jedoch das ge-Part. das bessere, und wir werden hier selten mehr andere Beispiele antreffen.

§ 15. anfangen und wissen. — Den im § 14 behandelten Verben schließen sich in der Konstruktion die beiden Verba anfangen und wissen an. Die Belege sind jedoch seltener und gehören großenteils dem älteren Nhd. an. Die regelrechte Form ist jedoch hier das Part. Praet. mit ge.

anfangen. Adelphus, Barbarossa hat anfahen verderben. Zimmersche Chronik hater anfahen mit im selbs zu reden I S. 197. Do hat der herzog auch meniglichen anfahen zu lachen I 511. Fisch. Garg. het anfangen zu schreiben. Chronik des Bickelklosters in Villingen und man hat anfangen

zellen S. 157; 163. Gryphius Card. u. Cel. I 213 Nachdem ich mein Geblût anfangen zu bewegen. Abraham a Santa Clara hat er mit grossem Eyfer anfangen zu predigen Merks Wien S. 122; Het anfangen zu predigen Judas 131, 9.

wissen. Tristant u. Isalde het wol wissen ze geben. 82, 20; Weistunig und hat dazu sonderliche Schicklicheit zu dem handpogen wissen zu brauchen 86, 30; Avent. Chronik man hat da vil vom Aristoteles zu sagen wissen I 444. 25; Lenz, Briefwechsel Philipps mit Bucer hatten ... wüssen zu entfahen I S. 3. Montanus Gartenges. hett er kain ursach anzuzeigen wissen c. 79. Gryphius habe ich ihm dis wissen unter die augen zu sagen Zeugamme III S. 503. Abraham, Merks Wien hat sich wissen mit guldener Erkänntnus einzustellen S. 65.

Anmerkung. Als Hülfsverbum wird in der älteren Sprache thun viel gebraucht. Mainzer Chroniken II wir haben euch vormals thun schreiben 69, 3; daz si ... an diesen briefe hand dun henken I 72, 8; 72, 9; 81, 19; Decamerone das ich hette abes lahen tuon 37, 3; Teuerdank Der hat die stain thün bewegen Avent. 49 (Ausg. von 1519). Schumann Nachtbüchlein wo in der teuffel hat hin thûn führen S. 197, 24; Min gbot hast ouch thün verachten Urner Spiel von Wilhelm Tell 243; weitere Belege 246; 787. Neues Tellenspiel 1126, 1408.

II. Part. Praet. ohne ge.

§ 16. Part. Praet. mit be, er, ent, ver, zer. — In den folgenden Paragraphen sind diejenigen Part. Praet. zu betrachten, welche die Partikel ge nicht annehmen. Der Grund dafür ist teils ein innerer, teils ein äußerer. Der Hauptsache nach ist er ein äußerer, d. h. er beruht im wesentlichen auf dem Accent. Es werden daher alle diejenigen Verba davon betroffen, die den Accent nicht auf der ersten Silbe haben, so daß ein Antreten von ge, das an und für sich schon leicht ist, unmöglich wird. Zuerst behandle ich die Verba, die mit be, er, ver, zer, ent zusammengesetzt sind. Nur bei diesen Verben kommt noch ein innerer Grund hinzu. Diese sind mit Praefixen zusammengesetzt, die die gleiche Bedeutung wie ge haben, d. h. auch perfektivischer Natur sind. Doch wird der Hauptgrund wohl nicht darin liegen, sondern in der Betonung, indem diese Praefixe gerade so leicht sind wie ge, so daß es überhaupt zur Unmöglichkeit wurde, beide hintereinander auszusprechen. Deshalb wurde auch nie der Versuch gemacht, hier ge einzuführen. Das eine Beispiel, das im Grimmschen Wörterbuch angeführt ist, giebt nach meiner Ansicht die Berechtigung nicht, schließen zu wollen, daß der Versuch dazu gemacht wurde. Nur in neuerer Zeit scheint sich hier und da im Dialekt ein ge einzuschleichen, besonders bei dem Part. Praet. von behalten, das am Oberrhein oft wie gebhalten ausgesprochen wird.

Das gleiche Verhältnis wie bei den obigen Verben zeigt sich auch bei den mit ge zusammengesetzten. Daß hier ein ge nicht antreten konnte, ist natürlich. Nur sollte sich hier dann die oben erwähnte rückgängige Bewegung geltend machen, wonach ge vor b, d, g, k, p, t, z in diesen Konsonanten aufgehen müßte. Da jedoch hier das Sprachgefühl das ge, mit dem das ganze Verbum komponiert ist, nicht vermissen konnte, wurde

kaum der Versuch gemacht. Nur Aventin weist ein einziges Beispiel auf 'porn für geporrn I 374, 5.

§ 17. Part. der Verba ieren. — Bei den Verben auf ieren gilt heute die Regel, daß der Ton auf der Silbe ieren liegt, ein Antreten des Praefixes also unmöglich ist. Anders verhielt sich jedoch die Sache im Mittelhochdeutschen sowie im älteren Neuhochdeutschen. Hier scheint ein leichter Accent für das Praefix gegolten zu haben, so daß man also mhd. géfeitiéret betonte.

Belege für das Mhd. giebt Pfeiffer in der Germania 11, 446 ff.: und wol gepungieret Hartman Erek 2459 — zesamne geparrieret Erek 2341. Wolfram wie daz gefeitieret was Parz. 18, 4; bêde geschumpfieret sint Willeh. 303, 15; ouch wol gezienieret Willeh. 2415. Gottfried: er was ab gebrûnieret Trist. 167, 17. gevêhet und geparrieret; sus und so gefeitieret 18, 31, 33. Diese Freiheit der Bildung ging auch in das Neuhochdeutsche über, wo wir noch bis ins 18. Jahrh. hinein einzelne solcher Formen antreffen. Doch ist die Anwendung der einen oder der anderen Form großen Schwankungen bei den einzelnen Schriftstellern unterworfen.

Oberdeutsch. Bib. 1466 getemperiret II Cor. c. 5; Bib. 1470 geregieret Ps. 92; 95; 98 (aber die übrigen Part. Praet. ohne ge). Das Decam. hat größtenteils ge: geordiniret was S. 29, 6 282, 14; geformiret 8 mal; formirt 3 mal. gstudiret 5 mal; gefiguriret 382, 31; Eyb Eheb. gedisputiret S. 42; gefigurirt 40, 21; 42, 2. Nikl. v. Wyle hat beide Formen, doch sagt er fast nur geregieret: dies letztere Part. Praet. ebenso gestudirt erscheinen lange Zeit fast nur mit ge; während bei den andern Part. Praet. die Formen schwanken. Bib. 1485 geregieret Ps. 92, 95, 96, 98. Dagegen glorieret P. 73; disputieret Marc. 9. Brant N. hat regiert 83, 88; hofiert 110, 59; Der Weißkunig hat nur geregirt allein mit ge S. 60, 24; alle andern ohne dasselbe: consecrirt 39, 14; Glorificiert 52, 15; regirt 66, 21; 70, 22. Geiler Narr. hat dagegen Formen mit ge den Vorzug gegeben; hier haben wir z. B. nur geregirt Bl. 30d, 32c, 35b, 51c; geabsoluiert Bl. 60c, absoluiert 68a, gereformiert 73d, gestudieret 126c. Eberl. v. Günzb. XV Bundesgenoss. hat nur zwei Formen mit ge: gstudiert S. 164 und gepracticiert S. 176; alle andern ohne ge. summiert S. 7, confirmirt S. 13, disputirt S. 42. Murner zieht ge vor: Adel 3 ge-Formen, eine ohne ge. Das praefixlose Part. dagegen bei Adelphus Barb. und den Augsb. Chroniken B. IV z. B. hat nur 3 Verba, deren Part. Praet. mit ge gebildet ist; geregirt sehr oft. geappelliert zweimal, gemusiert auch zweimal; alle andern ohne ge. Bei Zwingli sind die Fälle annähernd gleich. Frank Weltb., Münster Cosmogr., Eck Bib., Aventin, Stumpff H. IV, Schumann fast nur mit ge geregiert sehr oft; gehoffiert 245, gestaffiert 74, 34, 294, 21 277, 3. Tschudi Chron. zieht mit Ausnahme von wenigen Verben die praefixlosen Part. Praet. vor. Bei all diesen ist jedoch zu beachten, daß regieren fast immer geregiret hat, besonders bei Tschudi.

Wickram Rollw. hat dagegen wieder überwiegend Formen mit ge: geformieret XIII 27, 9; gestudiert XXXVIII S. 62; gstudiert XL S. 64; gehofiert 105 S. 177. Montanus hat beide Part. Praet. in ungefähr gleicher Anzahl, Wegk. gestudiert c. 16 S. 39; gestaffiert c. 39 S. 103; dagegen privilegirt c. 3 ; formieret c. 30; protestiert c. 28; Gartg. absoluiert c. 67; visitirt c. 110; Reise der Söhne Giaffers hat nur mehr die praefixlosen Part. transferiret S. 3, 7, moderirt 6, 8; instituirt 66, 3. Das Schwanken zwischen den beiden Formen geht fort, doch nehmen die Formen ohne ge immer mehr zu, d. h. zugleich der Accent tritt auf die Endung ieren. Bei Moscherosch Gesichte treten noch zwei Verba auf mit Part. Praet. auf ge: gepancketiret VII 612; gethurnieret IV 366 2 mal; im ganzen 9 mal, sonst hat M. nur studiret I VI 423 2 Ges. II 198; 202 thurniert 2 mal. Eine Anzahl solcher mit ge treffen wir auch noch

bei Abraham a Santa Clara gestudirt Merks Wien S. 89, 97; gespendiret hat Jud. S. 146, 31: 160, 14; 203, 24; im übrigen hat er nur ohne ge Jud. regiert hat S. 171, 30. Für das 18. Jahrhundert sind die Formen fast ganz verschwunden. Nur noch wenige Beispiele begegnen. Bodmer geblasonierte Schilde Parad. Ges. IX S. 84; ein ungestudierter seichter Scribent Verl. Par. V S. 264. Müller Faust 1778 wär nit gepassirt nur im Dialekt.

Mitteldeutsch. Wie im Obd., so konnten auch im Md. beide Formen angewandt werden; doch zeigt sich hier, daß die praefixlosen meist bevorzugt sind, wenn auch nicht immer. So hat Meisterlins Chronik von Nürnb. III um 1488 fast nur ge-Formen: nur geregirt 13 mal; gehalbiert ist 93, 11; gestudiret 172, 1; ordenirt 368, 27. Dagegen haben die Mainzer Chroniken B. II nur Part. Praet. ohne die Partikel communiciert 14, 15; excommuniciert 50, 32; regirt 18, 19; 85, 31; 86, 6 u. s. w. Die Köhlhofische Chronik von Köln hat zwei Formen; doch überwiegen die ohne ge: geregniert II S. 270, 32; geregiert S. 290, 14, 17; 561, 38; regiert z. B. III 695, 1, 4; 696, 25; geschoffiert III 711, 11; gefundiert 745, 21 fundirt 730, 8; ordinirt 733 26. Bei Luther treffen wir ebenfalls beide Part. Praet., doch mit Vorzug der praefixlosen. „Adel" geregirt S. 69 2 mal S. 74, Pfaffenw. u. Winkelm. geordinirt S. 35, 44, 55, 56 2 mal; regirt S. 3, conserrirt 6, presentirt 54.

Emser hat nur wenige mit ge z. B. geregirt S. 27 Streitschr.; Erasmus Alberus hat nur regieret S. 8, corrigirt S. 4. Puschm. Meisterg. nur ohne ge: Mathesius hat noch einzelne ge-Formen. Fischart zieht ebenfalls die ge-losen Part. vor, doch findet sich bei ihm noch getractirt Garg. S. 14, gehalbirt 18; geformirt 114, 181; gebordirt 177, gebossiret 188; geproviantirt 420; gegen proviantirt 175; geregliert 436. Das Faustbuch hat nur wenige Formen z. B. gestaffiert S. 66 2 mal. Böhme 1612 in Aurora hat geformiret 19, 18; formiret 19, 21; 25, 18; studiret Vorr. S. 87; c. 12. Lehm. in seiner Sp. Chronik hat fast nur ohne ge; ebenso der Eselkönig. Schupp hat die Gestudirten Kunst reich zu werden S. 697. Opitz nur ohne ge; ebenso der Königsberger Dichterkreis; Olearius wol getractiret I 16. Schottelius sowie die schles. Dichter fast nur ohne ge. Gryphius Horr. gedictioniret S. 6; abgecopiret S. 7; getribuliret Dornr. I 259. Eine größere Anzahl bringt noch Stieler in seinem Wörterbuch z. B. gebalsamirt Sp. 89; geregirt 1573; gesumiret 1678; gestudiret 2217 doch auch Formen ohne ge: quitiret 1498; sortiret 2061; studiret 2219. Als einer der letzten Belege für ge geregieret Faustb. des Chr. M. 1725 S. 11. Reuter zeigt noch folgende Part. Praet. mit ge: Schelmuffsky gerevengiret seyn S. 45; Frau Schlampampes Tod gevexirt S. 108; getemperirtes Apfelmuss S. 117; ungevexiret S. 127; sonst nur ohne ge.

Während nun das Obd. mehr darauf hinausging, den Ton auf die erste Silbe zu ziehen, widerstrebte dem das Md. mehr; doch war dies auch im Obd. bei einzelnen Schriftstellern der Fall. Mit Ende des 16. Jahrh. wird dann die Betonung in der Schriftsprache immer mehr auf die Silbe ieren gelegt, wodurch ge sich nicht halten konnte. Wir dürfen für die Schriftsprache ein allmähliches Verblassen der ge-Formen annehmen und zwar auf beiden Sprachgebieten gleich, wenn auch die oberdeutschen Schriftsteller im Anschluß an den Dialekt noch mehr Part. mit ge gebrauchen als die mitteldeutschen. Interessant ist die Lehre des Gram. Laur. Albertus in dieser Beziehung, welche die Anwendung der beiden Formen charakterisiert. Prima praeteriti syllaba semper est augmentum ge, et simplicibus omnibus praefigitur: als ich eyl Festino, ich habe geeilet festinaui; quod in plerisque peregrinis quoque obseruatur: als ich studier studeo, ich habe gestudieret. Suevi,

Bauari et Austriaci augmentum ge in peregrinis libenter omittunt: als ich hab studirt judicirt atque etiam in nostratibus verbis, quae peregrinorum formas habent: als ich hab gehofiert und hofiert. Diese Regel gilt jedoch mehr für das Md., wie die Belege zeigen. Die andern Grammatiker, die die Verba auf ieren erwähnen, berichten einfach, daß diese das ge nicht annehmen, so Boediker 1698; Adelung.

§ 18. offenbaren, willfahren u. s. w. — Dieser Paragraph behandelt ebenfalls Verba mit wechselndem Accent, so daß wir zwei Formen des Part. Praet. erhalten. Während aber im § 17 eine Form zum Siege gekommen ist, besitzen wir bei den folgenden Verben noch heute bei einigen Doppelformen: offenbaren, offenbárt; geóffenbart.

a) Oberd. 1. geoffenbaret Bib. 1466 Joh. 13 zweimal, 17; II. Kor. 3; B. 1470, geoffenbaret Marc. 4, Joh. 17, I. Kor. 2, so auch Bib. 1485, Marc. 4, Luc. 8; Joh. 3; 17; Ritter Thurn 1513 nur die Form. Ebenso Weißkunig 56, 33, 60, 7, Till Eulensp. S. 61, Eberlin S. 138, XV Bg., Geiler N. Bl. 35d, 40c; Jud. Naz. nur; Emser Streitschr. nur; Zwingli im I. Bd. ebenfalls. Emser weniger im New. Test. I. Röm. 1 F; G; 3 E; I. Kor.; Berth. Theologey nur ge; Aventin fast ausschließlich; Eck weniger Ps. 17, 24, 50, Wickr. S. 47, S. 84; 83 S. 148; Specul. S. 4, 9, 10. Reise der S. G. 97, 20, Abrah. meist geoffenbart, L. Wien: S. 38; 48, 71; 72; Jud. 193, 36; 328, 16. Bodmer im Verl. Par. hat nur dieser Part. im Gegensatz zu Breitinger.

2. offenbáret Bib. 1470 II. Kor. 5, II. Kor. 2. Bib. 1485 I. Kor. 2, Eberlin S. 156, Geiler Bl. 35b, Emser New. Test. ziemlich zahlreich Math. 11 G. 16 E, Luc. 17 G u. s. w. Frank Wb. 258. Aventin im I., II. und VIII. Buch einmal 466, 31, Stumpff hat nur offenbaret II 10 und IV 1, Eck Bib. hat viele Belege. Wickr. einmal 44 S. 76, Mosch. nur offenbaret II Ges. VI. S. 824 dreimal, 835 und V 518, Abrah. in Lösch Wien S. 9 gegen vier geoffenbart, dagegen zahlreich im Judas. Breitinger hat einmal offenbaret. Das ge-Part. wiegt bedeutend vor.

b) Mitteld. 1. geóffenbart Bibl. Sacr. hat mehr Formen mit als ohne ge; Luther hat meistens die Part. Praet ohne ge, siehe unten.

Dietenb. Bib. hat geoffenbaret seltener, Röm.1 D.; 3 E. Muscul. S. 22. Melissus Ps. 9, 33. Eigentümlich ist das Verhältnis bei Böhme, der als adj. geoffenbart gebraucht, als wirkl. Part. offenbart Aurora z. B. 6, 4; 6, 7; 8, 1; 2; 7: 8.

Schupp Frühstunde 981, 986. Spee gold. Tug. Vorr.; Schottelius geoffenbaret II Lobr. § 4, III § 19. Weise Erzn. S. 152. Steinb. hat nur geoff. Arnold Ketzerg. gebraucht beide Formen gleichmäßig. Herder, Krit. Wäld. III 4.

2. offenbárt D. St. Chr. Köln B. II S. 487, 15. Luther sehr oft Urt. d. Theol. S. 14, 46, Botsch. S. 22. Wider Hans Wurst offenbart S. 65, 66.

Dietenb. Bib. fast ausschließlich Ps. 146 C. Math. 16 C. Marc. 4 B. Math. Bergp. Bl. 3; 53; 80; 215. Faustb. S. 16, 18, 117; Fisch. All. Pr. Großm. S. 6. Lehm. Chr. 677a, 710b. Böhme als wirkliches Part. sehr oft. Eselk. nur offenbáret; Zesen Rosam. V 186, Olear. VI 26, S. 765; Spee Vorr.; I 21, III, 13, Grimmelshaus. Vogeln. II. c. 16, Simpl.; Arminius nur ohne ge; Weise Erzn. S. 51. Arnold beide Formen.

frohlocken: frohlóckt und gefróhlockt.

gefrolocket Bibel 1485 Luc. 1 zweimal; Weißk. S. 14_{38}, Zwingli B. I S. 181, II, 1 S. 290 sechsmal. Eck Bib. Ps. 89 und 96; frolócket fand ich nur Eck Bib. Ps. 15.

Für Mitteldl. nur gefrohlocket Spee gold. Tug. III 24, 624; Arnold Ketzerg. B. 17, c. VI § 18. Sowie Bibl. Sacr. 1483 S. 493b, 495b, 554d.

prophezeien. Hier kommen ebenfalls beide Formen vor. Emser Str. I, geprophezeyet S. 141, 144. Für Mitteld. Olear. geprophezeyet V. 28 S. 630 Canitz Nebenst. Hat Churfürst Joachim dir lángst geprophecevet S. 137.

prophecеit Berth. Theol. 10 § 3; Moscher. Ges. 2 V S. 473, 1 IV 187. Abraham Jud. prophezeyet 357, 27. Luther Bot. aus d. Hölle S. 9, 10.

Lehm. Speyr. Chr. hat prophezeit S. 487a. Olear. V 28 S. 630, V 30 S. 635. Grimmelsh. Simpl. S. 167 und 355. Arnold Ketzer. B. 7, 1 § 19: 21₇; Mascou Gesch. B. 4, 47, B. 6, 51; ebenso Gottsched.

willfahren. gewillfart Steinh. Aesop gewillfaget: Chr. Helv. des Tschudi gewillfaret 672: Mosch. 1 VI. 383, Nürnb. III willfäret 377, 25; Faustb. S. 94; wilfaren S. 135; Eselkön. 6, 55; 22, 255; Weise 1697 Gespr. I S. 6. Olear. gewilfaret V 15 S. 529.

Das Part. Praet. von rechtfertigen scheint ebenfalls keinen festen Accent gehabt zu haben. Die Hauptform ist jedoch die mit ge. Luther gebraucht meist diese Form; doch auch gelegentlich die andere rechtfertiget. Freiheit eines Chr. S. 30, 31 zweimal. Dietenb. Bib. Galat. 26.

Andere Verba. Geiler N. Credentzet Bl. 119b; capitlet 154b; contrapféiet Münst. Cosm. 843; 545. Maaler Wb. S. 1. Wetzel, Reise der Söhne Giaffers S. 134₂₁. Leychpredigten (Mathes.) 7.; Spee goldenes Tugendbüchlein III 25,628; gecontrofehet Weckherlin S. 320; Lehm. Speyr. Chronik scharmützelt 479b. 473a; Schärtlin Briefe scharmutzelt 15: gescharmutzelt 21: 199; Luth. Urteil der Theologen casteyet S. 24; gerumoret Luther Briefe I 264, Abraham a Santa Clara liebkóset Judas 64, 27; Spee geliebkoset Güld. Tug.; ebenso Bodmer, Karl von Burgund I 2. Vergl. zu liebkosen Sanders Wörterbuch, wo zahlreiche Belege angeführt sind; auch Heyne WB.

Im allgemeinen kommen im Nhd. auf dem ganzen Sprachgebiet beide Part. Praet. vor. Doch kann es unmöglich entgehen, daß die ge-Part. im Obd. bedeutend überwiegen, im Gegensatz zum Md., wo die anderen Formen vorherrschen. Im Obd. macht sich das Streben geltend, den Accent mehr auf die erste Silbe zu ziehen. Heute hat sich das Verhältnis zu Gunsten des Md. geändert, und so können wir hier die Regel aufstellen, daß alle Verba, die natürlich unter diesem Paragraphen in Betracht kommen, das ge nicht annehmen; ausgenommen ist offenbaren, wo die Süddeutschen immer geóffenbart, die Norddeutschen offenbárt sagen.

§ 19. Zusammensetzungen mit voll, unter, über u. s. w. — Im folgenden Paragraphen sind die untrennbar zusammengesetzten Komposita zu betrachten; d. h. die mit voll, unter, über, um, hinder und durch zusammengesetzten, die den Ton nicht auf der Vorsilbe, sondern auf der verbalen Stammsilbe haben. Von unserem heutigen Standpunkt aus können wir folgende Regel aufstellen: Alle mit den genannten Praefixen zusammengesetzten untrennbaren Komposita haben den Ton auf der ersten Silbe des Verbums und können deshalb ge nicht annehmen. Zweimal wurde auch hier der Versuch gemacht, dieses Praefix ge heranzuziehen, doch scheiterte er jedesmal. Nur die mit voll zusammengesetzten Part. Praet. haben nie das Praefix angenommen. Die ersten dieser Versuche treten schon sehr früh auf; auch hier kann keine andere Ursache dies bewirken als der Accent; man war bestrebt, ihn auf die erste Silbe zu ziehen, wodurch die untrennbare Zusammensetzung zur trennbaren wurde. Dies war auch die Ursache des zweiten Versuches. Während aber der erste auf dem ganzen hochdeutschen Gebiete sich bemerkbar macht, geht letzterer vom Obersächsischen und Meißnischen aus, d. h. das alte Streben wird neu aufgenommen.

unter. 1) Oberd. Eyb Eheb. undergeworffen 77, 17; unddergedruckt 78, 23; Philog. 131, 12, doch uddderworffen 83, 17. Bibl. 1470 undergegraben von der anfarung deines angesichts Ps. 79. Beispiele der Alt-Weisen mit under geschlagenem houbt 757. Nikl. v. Wyle hastu mich under geworffen 70, 34; under gedruckt 196, 19; undergemischet 202, 23. Weißk. undergedruckt heten 13, 36 (tief underzudrucken, 331, 8). Geiler N. 54d (druckt mich under) (Jud. Naz. under zu trucken, I 20). Emser u. Luth. Streitschr. untergedruckt 221; untergemenget 36; undergeschoben 134. Franck Weltb. und ihr undergeworffene landschafft 200b; undergedruckt 167a; ebenso Aventin Chr. I 385, 7; die undergedrückten 127, 27; und war under gelegen 243, 3; 297, 33; 511, 23; sogar und dem gesetz under gethan Emser N. T. Galat. 4 A. Eine sonderbare Zusammensetzung haben wir bei Stumpff H. IV Sölche ergäbne hat der kunig also bald allen seinen fürsten undergeteilt II 1, die undergedruckten II 19, II 9; zahlreiche Belege hat Maaler; Moscher. Ges. so sich allererst under gestellet 2 VI 584; weil er sich willig undergestellt 2 VI 593; mit unter geschlagenen Augen Abrah. Jud. 20, 27; dagegen mit unterschlagenen Augen 228, 17; dass der Hoche ist unter gelegen 365, 10.

2. Mitteld. Bib. 1483 undergeworffen Bl. 501b; under geschieden mit saphiren 311b; Luther und Emser B. I undergeschoben S. 59, im übrigen zieht Luther die anderen Formen vor. Fisch. Garg. unter gedruckt 335; die unter gedruckten 392, ebenso Puschmann Meist. S. 34; Böhme undergedruckt c 12, § 99; undergelauffen Lehm. Sp. Chr. 697a; Olearius undergedrückt III 21 (S. 277), IV 39 (677); Grimmelsh. Galg. untergestreuet worden c. 5. Simpl.; 1687 Brauser, der hurtige Briefsteller unter gestützt zu werden verdienet c. I S. 21; unter gelaufen Weise Erzn. S. 14; Loh. Arm. die undergedruckten Freunde VI 75; des untergedruckten Gottes III 31 (S. 194), Mascou mit untergelauffen B. 11 c. 59. Klinger Otto mich untergejocht zu sehen II 2; Lessing Sie haben ihm alle ihre eigene Gedanken unter geschoben Hamb. Dram. II St. 77. Gottsch. Reineke Denn Bellin, der Bösewicht hat dieselben gewiss untergeschlagen III 5.

über. Bib. 1470 übergesendet Vorr. zu Epist. Pauli. Aventin ubergeantwortet Vorr. u. I S. 319, 35; VIII 542, 30; übergeschifft I 370, über gegeben VIII S. 435, 21; Heinr. IV Es hat auch der Pabst in Teutschland über geschickt gemeine absolution II 14; Moscher. übergesetzet worden I, VI 372 (von Sprachen); Bodmer Karl d. B. aus dem griechischen übergetragen Vorber. Bibl. 1483 übergesendet Bl. 521c. Fisch. Garg. über gefrorn S. 335, übergespanten Nez (für darüber) 72, übergewältiget sahen 425. Schottel. 1663 von der Sprache immer über gesetzt 1179, 1180, 1181, 1182 u. s. w., nur übersézt 1206, für übertragen: in die Teutsche Poesy soll übergetragen werden Vorr. 22; Reuter übergesetzt Titelbl. der Frau Schlamp. Tod S. 89; Herder gleich oder übergeschätzt werden könne II Shaks. § 87 S. 216.

durch. Weckherlin durchgezogen (von Ländern) I 26, 14; 85, 68; und dein hoffertiges Gesicht hat bald den Spiegel durchgebohret Schwieger Geh. Ven. S. 152, 12. Loh. Armin. durchgesucht III 145. Canitz Nebst. des Bruders dessen Lob Europa durchgeflogen S. 43. Olear. Aegypten und Persien durchgezogen I c. 1; IV 12, und bunten Seide durchgewirkten Figuren V 36; durchgewandert III 3 Gramm. 1679 Die Füsse sind mit Någeln durchgegraben X, 171. Gottsch. wie ich oft die Strassen durchgeflogen Gedichte II Nachahm. der III. Sat. des Boileau. Gellert Fabeln und Erzähl. Dass er als Prinz Europa durchgereist V, Der Tartarfürst. Pyra:

> Des Ganzen Höh, das Gott auf Nichts gebauet
> Und sein Gesetze durchgeschauet S. 92.

hinter. Eyb Ehebuch schwer krieg und veintschaft hintergelegt, 68, 22.
um. Straßb. Chron. umgegurtet I 39, 29. Eck Bibel die strick der sünder

haben mich umbgewickelt Ps. 118. Emser Neues Testament umbgegürtet umb eure lenden mit der wahrheit. Weckherlin:

da fand ich mich an einem ort
von ihnen allen umgegeben

78 Göd (nach dem DWb). umgegeben Oden und Ges. I 53, 14: Die ihr in Bosheit nur einander umbgefasset II 269, 20.

wider. Denn wilt du dir widergelegt werden Zwingli I 314; Arnold Ketzerg. so Gottes wort, willen und Gebot nicht widergestritten ist Buch 17, XII 6 (Citat aus Mennonitenschrift von 1641).

ob. Hier wird es sich bloß um die beiden Part. Praet. der Verba obsiegen und obliegen handeln. In neuerer Zeit liegt der Ton auf dem Verbum, während er bis zu Ende des 18. Jahrh. auf dem ob lag, wodurch das Kompositum trennbar war.

Bei vielen Part. dieser Verba kommen jedoch beide Formen gleichbedeutend vor, wie unterlaufen und untergelaufen, unterschoben und untergeschoben; durchlesen und durchgelesen. Der Unterschied scheint mir darin zu liegen, daß in einem Fall mehr die Handlung, im andern mehr der Zustand hervortritt. Bei sehr vielen dieser Verba hat sich für jedes Part. eine besondere Bedeutung herausgebildet, wie: übersézt und übergesetzt; umgegangen und umgangen.

Das Streben, das Praefix ge vor das Compositum zu setzen, zeigt nur wenige Belege und ist von keiner größeren Bedeutung. Straßb. Chron. I gedurchechtet 358, 1; Lenz, Briefwechsel Philipps mit Bucer gewiderantwortet I S. 132, 133. Weckherlin Oden Hab deinem willen ich doch nicht gewiderstrebet I, 131, 110; Ich hab die Länder dieser welt, Schon vil Jahr her gedurchmarschiret I 255, 185.

§ 20. Part. Praet. der mit miss zusammeng. Verba. — Am verwickeltsten gestaltet sich das Part. Praet. der mit miss zusammengesetzten Verben, indem nämlich Obd. und Md. ziemlich weit auseinander gehen. Für das Nhd. gilt zwar jetzt im allgemeinen die Regel, daß genannte Part. Praet. das Praefix ge nicht erhalten. Das gleiche gilt auch für Ahd. und Mhd., wie Lachmann kleine Schriften S. 374 nachgewiesen hat. Anders wird es mit dem Eintritt in die nhd. Periode. Hier tritt bei denjenigen Zusammensetzungen, wo die Bedeutung des miss noch lebhaft gefühlt wird, der Ton auf dasselbe als den Hauptbegriff. Anders liegt es mit denjenigen Verben, wo der Hauptbegriff auf das Verbum selbst fällt und deshalb betont ist. Doch ist zu bemerken, daß die starken Verba mehr zu letzterem hin neigen.

Eyb Ehebuch missgehandelt 28, 19; missgefarn Ackermann aus Böhmen 20, 17; missgehandelt Leychpredigten von Mathesius 46. Schwieger geharnischte Venus miss gebreist S. 91 VI 5. Schottelius missgesagt II. Lobrede 2; missgesetzt X 17; missgebrochen X 18; Grimm. Simpl. missgeredet S. 478; missgehandet noch bei Gottsched, Reinecke Fuchs I 15; 16; 38. Dagegen haben alle mit miss zusammengesetzten Verba, die wir heute noch gebrauchen, das Praefix ge nicht; ebenso meistens die stark gebrauchten Part. Praet. Bibel 1466 I Kor. c. 14. Murner, Adel missbruchet S. 49. Luther, Adel missbraucht S. 21; Sendbrief an Leo X misslungen S. 8. Fabritius myszbraucht S. 32; Haimonskinder missthan S. 70; Spee guld. Tugentb. missgunet II 21 341 Abraham a Santa Clara missgönnet gewesen Merks Wien S. 133. Ich habe

hier nur einige Belege aus der großen Anzahl angegeben, da weitere doch wenig Wert hätten.

Mit der Mitte des 17. Jahrh. macht sich nun im Md. besonders im Sächsischen und Meißnischen eine seltsame Bewegung geltend, die mit der im vorigen Paragraphen behandelten in enger Beziehung steht. Der Ton wird nämlich auf die erste Silbe des Wortes gezogen, d. h. miss erhält ihn. Daß miss ihn wirklich hat, geht aus den Grammatikern hervor, die ausdrücklich dies versichern. Dadurch werden nun einige von den Verben zu trennbaren und richten sich nach der allgemeinen Regel, die für die Komposita gilt, während die große Mehrzahl untrennbar bleibt und das Praefix vor das gesamte Kompositum tritt. Bödiker 1698. II 373/74 sagt: „Miss ist auch keine Praeposition, nicht inseparabilis, denn es heißet was für sich selbst, und kann so weit abgetrennt werden, daß eine andere Praeposition inseparabilis dazwischen tritt. Als: Misslingen, es ist missgelungen. Missdeuten: es ist missgedeutet u. s. w." Nach dieser Regel kann jedes mit miss zusammengesetzte Kompositum als trennbar behandelt werden. Anders lehrt Adelung. Nach ihm hat die Silbe miss in den meisten Fällen den Ton. Nur bei drei Verben ist dies nicht der Fall, nämlich bei missrathen, misslingen und missfallen. „Hat die Partikel den Hauptton, so sind die Zeitwörter entweder Aktiva oder Neutra. Sind es Aktiva, so ist miss ein untrennbares Vorwort, und das Augmentum wird der Partikel vorgesetzt. Ist das Verbum aber ein Neutrum, so ist miss eine untrennbare Partikel, welche das Augmentum zwischen sich und dem Zeitwort nimmt." Auf dieser seiner Regel konstruiert nun Adelung eine große Anzahl Verba, die jedoch thatsächlich gar nicht mehr existieren, oder wohl kaum existiert haben. Ich führe hier aus seinem Wörterbuch einige an: „missgehen Part. Praet. missgegangen, von ihm gesteht er selbst ein, daß es nur selten im Hd. vorkommt; missgreifen Part. missgegriffen; misslauten, gemisslautet; missleiten, gemissleitet; missrechnen, missgerechnet; missschwören, missgeschworen u. s. w. Auf den ersten Blick ist zu sehen, daß diese Verba damals kaum im Gebrauch gewesen sind.

Am meisten stimmt mit Adelung Aichinger 1754 „Versuch einer teutschen Sprachlehre" überein. Eine Erklärung, wie es kommt, daß die einen als trennbar, die andern als untrennbar behandelt werden, ist mir absolut unmöglich zu geben. Zudem sind dies rein theoretische Regeln, die wohl im großen und ganzen gelten mochten, aber nur zu oft übertreten wurden, wie aus Adelung schon selbst hervorgeht. Bei dem Verbum misslingen sagt er: „Viele machen das Mittelwort missgelungen, welches aber unrichtig ist, weil man alsdann auch im Praesenti sagen müßte, die Sache linget miss, welches doch nicht geschieht."

Olearius gemissbrauchet Reisebeschr. III 24; VI 27; Lohenstein Arminius IV, 63; gemissbilligt Arnold Ketzergesch. Buch 17 VIII, 2; 24. IX, 28; XVI, 11. Steinbach, Wörterbuch S. 169 gemisshandelt; gemissgonnet S. 619; gemissbrauchet S. 168; gemisspreiset II, 201. Schlegel, ästhet. und dram.

Schriften gemisshandelt S. 193. Gottsched, Versuch einer Verskunst gemissbilliget c. II § 8. Lessing: gemissbilliget Laokoon XX S. 126, 13: Antiquar. Briefe V: gemissbraucht Hamb. Dram. III. Stück: Antiquar. Briefe 15, 16; gemisshandelt Antiquar. Briefe 55. Herder, von Deutscher Art und Kunst gemissbraucht S. 202. Goethe (der junge Goethe, Bernays) B. II S. 239: Nachgeahmt werden diese Part. Praet. auch von Bodmer, Wunderb. in der Poesie gemissgönnet II S. 33, IV S. 124: Verlornes Paradies Übers. VIII 68; gemissbilliget Teil I V 211. Briefe über die Litter. gemisshandelt Teil I Brief 8 und Brief 11.

missgebraucht Gryphius Horrib. S. 10; Lohenst. Armin. missgegönnet II, § 59; Bodmer Verlorn. Paradies in diesem missgelungenen Betruge V, S. 209 Anmerk.: miss geschaffen IV. Lessing, Antiquar. Briefe ich bin missgeleitet worden Br. 55. Hagedorn, Fabeln und Erzählungen nach missgelungenen Streichen S. 30.

Doch sind zahlreiche Beispiele ohne ge; besonders die starken Verba neigen mehr dazu hin. Schupp, Regentenspiegel c. I S. 18: Gedenk daran Hamburg S. 191: 195: 200. Spee, Goldenes Tugentbuch missgunet II, 21/341. Schottel missbrauchhet I. Lobrede § 27: II 2, 42; misstroffen IV 36. Grimmelshausen, Deutsch. Michel aber besser missredet als missthan VIII S. 399. Stieler Gramm. misshandelt S. 9. Arnold, Ketzergesch. missbrauchet B. 17. VII, 6: X, 3: XI, 4; missbilliget XII, 23. Steinbach ich habe missfallen S. 375. Mascou, Deutsche Gesch. misslungen II, c. XXV, Buch 8 c. XV: 12 c. XXXVIII. Gottsched missfallen haben Versuch einer Verskunst VI, 26: vielleicht wäre ihm sein Sohn missrathen Oden II, 17. Bodmer, Verlor. Parad. misslungen ist IX, 93: misshandelt Wunderb. I, S. 28. Breitinger, Krit. Dichtkunst missfallen hat. XI, S. 392. Lessing, Hamb. Dram. einer misslungenen Unternehmung. II, 101—104 Stück. Herder missglückt ist Ursprung der Sprache, I S. 243. Der junge Goethe B. II missglückt Brief an Gräfin Stolberg 22. Nov. 1775; missgönnt Brief vom 14. April 1773 an Kestner. Klinger, Otto missbraucht I 5; misslungen S. 36; missgonnt S. 107.

Wie die angeführten Belege zeigen, läßt sich eine bestimmte Regel hier absolut nicht aufstellen. Eines aber wird klar, daß diese Erscheinung, wonach die Komposita mit miss das Praefix ge erhalten, eine speziell mitteldeutsche ist, die nur teilweise das Obd. ergriff. Im allgemeinen herrschen hier die praefixlosen Part. Praet. vor: von hier geht auch die Wiederherstellung der alten Formen aus, welche jedoch nur teilweise Erfolg hatte, da auch heute noch oft die Part. Praet. mit ge anzutreffen sind, wie gemissbilligt. Der Unterschied, der hier das Oberdeutsche vom Mitteldeutschen trennt, zeigt sich schon bei den Grammatikern. Hemmer in seiner „Deutschen Sprachlehre zum Gebrauch der Kurpfälzischen Lande" bemerkt § 266a: „Weil das untrennbare Redeteilchen miss den Ton in den zusammengesetzten Zeitwörtern niemals auf sich hat, so dürfen wir mit Gottscheden nicht gemißbrauchet sagen." Das letzte ist ein ungerechter Vorwurf gegen Gottsched, der nur seiner Zeit folgte.

Anmerkung. Unsere Belege beziehen sich zumeist auf die Neudrucke von Braune und Seuffert, auch auf die „Bibliothek des litt. Vereins" zu Stuttgart.

Germanische Völkerschaftsnamen in sagenhafter Deutung.

Von

Rudolf Much.

Wenn Stammnamen zum Gegenstande volksmäßiger Erklärungsversuche werden, ist das Verfahren ihnen gegenüber ein verschiedenes. Der gewöhnlichste Fall ist wohl der, daß man die Benennung von einem göttlichen oder menschlichen Heros eponymos ausgehen läßt, dessen Namen selbst man in der Regel nicht weiter zu deuten versucht. Hierher gehört es, wenn man den Dänen und Angeln zwei Urkönige Dan und Angul zuschreibt, und nicht anders wird man sich das Verhältnis des Vinnill und Vandill, die Sn E. I 548, 3 und II 469. 552. 616 gepaart erscheinen, zu den Stämmen der Vinnili und Vandali gedacht haben. Wenn Sn E. I 522 die Skilfingar von einem König Skelfir hergeleitet werden, ist dabei allerdings auch ein Deutungsversuch mit im Spiele, da man ohne einen solchen, der an skelfir 'einer der beben macht' anknüpfte, nur zu einem *Skialfr gelangen konnte. Auch den Namen Sváfnir muß man als 'einer der einschläfert oder tötet' verstanden haben, doch ist es nicht auszumachen, ob es sich Hkv. Hiǫrv. nur um ein Wortspiel handelt, wenn ein König Sváfnir über Sváfaland herrscht, oder ob es schon eine Sagenvorstellung gegeben hat, derzufolge die Sváfar nach ihm erst benannt waren. Damit sollen nur ein paar Beispiele herausgehoben werden. Wie reich gerade diese Form der etymologischen Sage vertreten ist — auch außerhalb des germanischen Gebietes —, ist bekannt genug.

Wenn der ursprüngliche appellativische Wortsinn eines Völkerschaftsnamens noch klar zu Tage lag, oder doch sein naher Anklang an andere geläufige Worte zur Deutung herausforderte, konnte man natürlich auf den namengebenden Stammhelden verzichten und that dies auch in den meisten Fällen. Es bleibt aber immer kennzeichnend, daß sich das Volk mit der bloßen Ausdeutung nicht begnügt, sondern zur Erklärung der Benennung eine Geschichte erfindet.

Ein typisches Beispiel ist hier die bekannte Sage vom Ursprung des Langobardennamens. So lange das langobardische Volk sich noch durch die Sitte, den Bart wachsen zu lassen, von seinen Nachbarn unterschied, war sein Name gewiß gemeinverständlich. Auch später, als jener Unterschied längst nicht mehr bestand, wurde er in seinem Wortsinne noch richtig verstanden, aber für seine Deutung aus der vergessenen ehemaligen oder

nicht mehr charakteristischen Barttracht des Volkes wäre kaum Verständnis und Interesse vorhanden gewesen. Darum ist für die Sage nicht eine dauernde Sitte oder Eigentümlichkeit, sondern — und das ist bezeichnend auch für die anderen Fälle und unterscheidet die volksmäßigen Deutungen unserer Stammnamen überhaupt von den wissenschaftlichen — ein bestimmtes Ereignis Anlaß der Benennung. Im übrigen ist gerade die langobardische Namensage zweifellos die schönste, die wir besitzen. Mit großem Geschick sind in ihr zwei auch in anderen Verbindungen auftauchende und gewiß nicht erst für ihren Zweck erfundene Motive mit einander verwoben: das von der Überlistung des obersten Gottes durch seine Gattin zum Vorteil ihres und zum Schaden seines Günstlings und das von der Aufstellung der Weiber unter den Kriegern in der Absicht, einen überlegenen Feind über die eigenen Streitkräfte zu täuschen. Gerade dieses Motiv aber paßte trefflich bei einem Stamme, dessen Stolz es war, trotz geringer Volkszahl sich in der Nachbarschaft mächtiger Völkerschaften unabhängig zu behaupten. Oder setzen die Worte des Tacitus, Germ. 40: contra Langobardos paucitas nobilitat. plurimis ac vetustissimis nationibus cincti non per obsequium, sed proeliis ac periclitando tuti sunt schon den Bestand jener Namensage voraus?

Auch der Name der Burgundionen ist Gegenstand volksetymologischer Deutung geworden. Seine wirkliche Herkunft ist nur insofern nicht ganz klar, als er entweder unmittelbar ein germ. *burgund-, idg. *bhr̥ghn̥t- (= aind. br̥hánt-, br̥hat-, avest berezant- 'groß, hoch, hehr') fortsetzt und somit buchstäblich mit dem kelt. Volksnamen Brigantes übereinkommt, woran meines Wissens zuerst Kluge in Pauls Grundr.[1] 1, 305 gedacht hat, oder ob er eine sekundäre Bildung ist aus dem Inselnamen *Borgund, der sich als ältere Form für späteres Borgundarholmr, Bornholm erschließen läßt (s. Kossinna, Idg. Forsch. 7, 282f.) und seinerseits auf jenes Adjektiv zurückgeht, kaum auf eine idg. Form bhr̥gh-vn̥t- 'die bergreiche, gebirgige (Insel)'. Das zu Grund liegende Appellativ wird aber in röm.-germ. Zeit kaum mehr erhalten gewesen sein; und wenn sich die Germanen damals über die Bedeutung von Burgundiones, *Baurgundjans Gedanken machten, brachten sie es gewiß mit burg und baurgs zusammen und konnten es, da sie Bildungen wie got. nêhvundja besaßen, leicht als 'Burg-' oder 'Stadtbewohner' verstehen.

Von Anfang an ist aber auch den Römern der Anklang des Namens an ihr von germ. burg verschiedenes, auf griech. πύργος zurückgehendes[1]

---

[1] Feists Ausführungen in der Festschrift zu Hildebrands 70. Geburtstage S. 20ff., die ich nicht kannte, als ich die Bemerkungen über burgus in der ZfdA. 41, 113 schrieb, treffen im Wesentlichen mit meiner Ansicht über dieses Wort zusammen, abgesehen davon, daß er — gewiß mit Unrecht — burg und berg vollständig trennt und für burg und πύργος eine gemeinsame Grundlage in einer dritten Sprache sucht, aus der beide entlehnt sein sollen. Auch denkt er bei unserem deutschen Burg ohne Not an Bedeutungseinfluß seitens des lateinischen Wortes. Den Namen der Saalburg — die noch dazu gar kein bloßer burgus ist — leitet er sogar unmittelbar aus diesem ab!

burgus aufgefallen. Orosius 7, 32 (und ihm folgend Isidor 9, 9) berichtet: hos (Burgundiones) quondam subacta interiore Germania a Druso et Tiberio, adoptivis filiis Caesaris, per castra dispositos in magnam coaluisse gentem atque ita etiam nomen ex opere praesumpsisse, quia crebra per limitem habitacula constituta burgos vulgo vocant . . . Und sogar schon Ammianus Marcellinus 18, 2 setzt durch seine Angabe, daß sich die Burgundii für soboles Romana gehalten hätten, jene Sage voraus, wie Zeuß, Die Deutschen 402 und J. Grimm, GDSpr. 488 (702) richtig bemerkt; nur ist es gewiß ein Irrtum des Ammianus, daß die Burgundionen selbst sich für Abkömmlinge von Römern hielten. Grimm verweist GDSpr. 487 (701) noch auf Liutprand, Antapod. 3, 44, der dem Albericus, einem Burgundenfeind, die Worte in den Mund legt: Burgundiones ideo dictos, quoniam dum Romani, orbe devicto, ex gente hac captivos ducerent multos, constituerunt eis ut extra urbem domos sibi sustollerent; a quibus et paulo post a Romanis ob superbiam sunt expulsi; et quoniam ipsi domorum congregationem, quae muro non clauditur, burgum vocant, Burgundiones a Romanis, quod est a burgo expulsi, appellati sunt. Diese Form der Sage trägt bereits der eigentümlichen Bedeutungsentwicklung von romanisch borgo Rechnung; je weniger im Übrigen für die Deutung a burgo expulsi ein formeller Anhalt besteht, desto klarer tritt die Neigung der Sage hervor, an Ereignisse, nicht an Zustände anzuknüpfen.

Noch mehr als der Volksname Burgundiones mußte natürlich das burg- in germ. Ortsnamen die Römer an ihr burgus erinnern. Daß sie das -burgium in Teutoburgium, Asciburgium für etwas anderes angesehen hätten, als das in ihrem — griechischem Τετραπύργιον nachgebildeten — Quadriburgium, ist ihnen gewiß nicht zuzutrauen. Ihren Antiquaren aber, denen die Herkunft von burgus -burgium aus πύργος-πύργιον gewiß bekannt war, gerade so wie sie wußten, daß lat. Burrus von griech. πυρρός herstammte, mußte ein Name wie der des rheinischen Asciburgium geradezu als ein latinisierter griechischer erscheinen, auch wenn der erste Teil der Zusammensetzung nicht Anlehnung an ein griech. Wort wie ἀσκός gestattete. So begreift man leicht, wie die Gewährsmänner, von denen Tacitus, Germ. 3 spricht, dazukamen, den Ort für eine griechische Gründung zu halten. Daß man sie gerade dem Odysseus zuschrieb, ergab sich von selbst, da man von ihm ohnedies schon glaubte, daß er in den nördlichen Ozean gekommen sei, und andere Griechen, die in Betracht hätten kommen können, nicht zur Verfügung standen. Sagen, die der Deutung von Ortsnamen ihren Ursprung danken, sollen uns indes hier nicht weiter beschäftigen. Nur sei bemerkt, daß sie sich in denselben Gleisen bewegen, wie die hier behandelten.

Ganz hieher gehört dagegen das, was bei Jordanes, Getica c. 17

über die Herkunft des Gepidennamens berichtet wird an einer Stelle, die übrigens noch in mancher Beziehung der Erläuterung bedarf. Sie lautet: quomodo vero Getae Gepidasque sint parentes si quaeris, paucis absolvam. meminisse debes me in initio de Scandzae insulae gremio Gothos dixisse egressos cum Berich rege suo, tribus tantum navibus vectos ad ripam Oceani citerioris, id est Gothiscandza. quarum trium una navis, ut adsolet, tardior nancta nomen genti fertur dedisse: nam lingua eorum pigra gepanta dicitur. hinc factum est, ut paulatim et corruptae nomen eis ex convicio nasceretur Gepidas. nam sine dubio ex Gothorum prosapie et hi trahent originem: sed quia, ut dixi, gepanta pigrum aliquid tardumque designat, pro gratuito convicio Gepidarum nomen exortum est, quod nec ipsud credo falsissimum: sunt etenim tardiores ingenii et graviores corporum velocitate. Dabei fällt auf, daß ein got. gepanta einmal durch pigra, ein andermal durch pigrum aliquid tardumque übersetzt wird. Auch fragt man, wie sich pigra in seinem Auslaut hier rechtfertigen soll. Denn aus dem Vorausgehenden nach pigra das Substantiv navis zu ergänzen und gepanta als Bezeichnung einer navis lata et crassa ideoque tardior zu nehmen, wie Müllenhoff in Index Locorum zu Mommsens Jordanesgabe zu thun geneigt war, verträgt sich nicht mit der an der zweiten Stelle gegebenen Übersetzung, abgesehen davon, daß pigra für ein Schiff kein passendes prosaisches Epitheton wäre. Auch heißt es ja bloß, die verspätete Ankunft eines Schiffes — una navis tardior nancta —, nicht dessen schwerfällige Bauart, was doch hätte gesagt werden müssen, habe dem Volk den Namen eingetragen. Allerdings wäre es der Sage schon zuzutrauen, die Eigenschaft des Volkes aus einer des Schiffes herzuleiten; schärfer jedoch wird der Spott und einfacher liegt die Sache auch, wenn das persönliche Verhalten der Schiffsbesatzung, ihre Faulheit und ihr Ungeschick, die Verspätung des einen Schiffes verschuldet haben. Wohl aber konnte das vorausgehende navis den unachtsamen Abschreiber mit veranlassen, aus piger oder pigrum ein pigra zu machen, ein Fehler, der indes in dem Auslaut des folgenden gepanta seine nächstliegende Ursache hat. Daß aber piger herzustellen ist und dementsprechend auch an der anderen Stelle pigrum aliquid tardumque in aliquem zu ändern, ergibt sich schon aus der Endung des gotischen Wortes, die nicht die des Neutrums, wohl aber die des schwachen Masculinums sein kann. Anders weiß ich mich mit dem lateinischen Text der Stelle nicht abzufinden. Wenn Jordanes die Form Gepida für eine Entstellung von gepanta erklärt, so geht daraus hervor, daß ein mit dem Volksnamen gleichlautendes Appellativum nicht mehr forterhalten war, wohl aber — vielleicht nur dank der Sage — dessen Sinn sich noch an den Namen knüpfte, und daß in gepanta ein dieselbe Wurzel enthaltendes

gleichbedeutendes Wort fortlebte. Offenbar handelt es sich dort um ein altertümliches und selten werdendes Suffix, hier um ein gewöhnlicheres und lebenskräftigeres, und dann im letzteren Falle an ein Part. Präs. zu denken, wie ja auch Müllenhoff that, liegt nahe genug, trotzdem die Schreibung mit t statt d auffällig bleibt. Ich wüßte nicht, wie sich die Ableitung anders deuten und erklären ließe, es sei denn vielleicht noch durch Zusammenstellung mit österr. Faulenz, Fäulenz und den Verben auf -enzen, Bildungen, die aber selbst dunkel und nicht zurückzuverfolgen sind. Beim Versuch, die Stammsilbe zu erklären, hat man sich bisher durch einen zufälligen Anklang auf falsche Fährte führen lassen und an 'Gaffer' gedacht, ohne dabei eine inhaltlich und formell ganz befriedigende Deutung zu gewinnen. Diese ergibt sich aber sofort durch die Gleichsetzung des germ. Volksnamens mit lat. hebes-etis.[1] Die Gepiden sind tardiores ingenii et graviores corporum velocitate, d. i. mit einem Worte ausgedrückt hebetes. Die lautliche Entsprechung von lat. hebet- und germ. Gepid-, wenn man so mit Zeuß, Die Deutschen 436 anzusetzen hat, ist eine vollkommene; man wird aber an der Wortgleichung gewiß auch dann festzuhalten haben, wenn man etwa des e in Formen wie Gepidae, Gepidoios wegen, da sonst das durch folgendes i (e) oder j aus idg. e entstandene germ. i im Gotischen, und zwar auch außerhalb des Bibelgotischen, allgemein ebenfalls als i erscheint, vermuten sollte, daß der Vokal der Ableitung im Volksnamen ursprünglich wie in ags. hæleđ ein langer gewesen ist, beziehungsweise, daß im Germanischen die Formen Gepēd- und Geped- Gipid- nebeneinander bestanden haben. Im Paradigma waren langer und kurzer Mittelvokal ursprünglich gewiß so verteilt, daß die Länge dem Nom. Sing., die Kürze den übrigen Casus des von Haus aus konsonantischen Stammes zukam; dasselbe war sicher auch bei germ. halēþ- der Fall, das man hier um so eher zum Vergleich beiziehen darf, als es, wie ir. calath, acymr. bret. calet 'durus' zeigt, ein substantiviertes Adjektiv ist. Auch in dem ähnlich gebildeten ahd. hahhit, hehhit, as. hacud, ags. hacod, hæced 'Hecht' sehe ich ein solches, dessen Bedeutung 'spitz' sehr gut in die Gesellschaft von 'hart' und 'stumpf' paßt. Vielleicht hat man es also mit einer Bildungsweise zu thun, die einmal gerade bei Ausdrücken für physikalische Eigenschaften beliebt war. Zu vergleichen sind auch lat. acētum (neben acēre), ferner teres, ags. forod 'gebrochen' — und got. naqaþs? Das von gepanta, wenn es für *gipanda zu nehmen ist, vorausgesetzte got. Verbum *gipan verhält sich zu lat. hebēre wie got. þahan, silan zu tacēre, silēre. Daß neben der Form Gipidans auch noch der kons. Stamm Gipiþs erhalten war, könnte man aus der Schreibung Gipedes — wenn auch nicht mit Sicherheit — folgern.

---

[1] Das Wort hat kurzen Stammvokal. Der Ansatz hēbes, der sich jüngst eingeschlichen hat, geht auf einen Druckfehler zurück.

Neben der Namensform mit inlautendem germ. p begegnet uns aber auch eine solche mit germ. b. Belege sind ags. Dativ Plur. Gifdum, Gefdum, ferner Gibedi, Gebedi, Gibidi, Gebeti, Gibites des ungenannten Langobarden und Geheteos, Brjgjdos, Cybedi in verschiedenen Überlieferungen der Generatio regum et gentium, Gebidi in der bei Nennius, Historia Britonum: s. Müllenhoff, Germ. ant. 163 ff. Unmöglich kann p in Gepidae, wie Müllenhoff, DA. 4, 421 meint, für b geschrieben sein, so wenig als Usipii für unsibjôs oder ussibjôs stehen kann. Eher dürfte man hier an einen Wechsel der Artikulationsart denken, ähnlich wie in ags. dýfan dúfan 'tauchen' gegenüber got. daupjan; s. Noreen, Abr. 182. Für wahrscheinlicher aber halte ich es noch, wie schon ZfdA. 32, 409 und Beitr. 17, 73, daß wir es mit etymologisch unverwandten Formen zu thun haben, und daß die mit p später eingeführt ist, um den älteren Volksnamen in einen Spottnamen zu verwandeln. Bei jenen germanischen Stämmen, die ohne gotische Vermittlung mit den Gepiden verkehren konnten, gilt offenbar nur die Form mit b — denn wenn Paulus Diaconus Gepidi schreibt, folgt er darin geradeso wie bei der Schreibung Gothi litterarischer Tradition —; man wird sie ohne weiteres auch für das Gepidische selbst voraussetzen dürfen. Die Form mit p anderseits ist den Römern und Griechen durch gotische Vermittlung zugekommen und als gotisch ist sie auch durch das Gepid-oios bei Jordanes bezeugt; ja man wird den Goten getrost die Umgestaltung des Namens zuschreiben dürfen, um so mehr, als auch die Sage, die sich an ihn knüpft, eine rein gotische ist, da sie im Übrigen Dinge erzählt, die gerade für die Goten von Interesse sein mußten, und zu den 'trägen' Gepiden die anderen Gotenstämme in Gegensatz stellt. Denn wenn von drei Schiffen die Rede ist, deren eines die nachmaligen Gepiden enthalten haben soll, ist bei den anderen notwendigerweise an Ost- und Westgoten zu denken, und die Wandersage giebt damit zugleich auf die Frage nach dem Ursprung der Stammesgliederung des Gesamtvolkes in ihrer Art eine Antwort. Nicht ungeschickt wird dabei das Aufkommen des Namens der Gepiden mit der Entstehung ihres Stammes selbst in Zusammenhang gebracht. Daß sich die Volksetymologie mit der bloßen Deutung eines Namens nicht begnügt, sondern ihn aus einer Geschichte erklären will, zeigt sich auch hier wieder.

Bei der Namensform mit germ. b bietet ags. Gefdum Gifdum durch seine Synkope eine Schwierigkeit. Da der Name als Hebungsträger im Verse Verschleifung erfahren mußte, lag freilich die Schreibung ohne Mittelvokal nicht so ferne, und eine Korrektur durch Einfluß der prosaischen Aussprache war nicht möglich bei einem Worte, das nur mehr in der Poesie fortlebte. Der unterdrückte Mittelvokal, den Gefdum voraussetzen läßt, kann aber nicht wohl germ. e gewesen sein und auch Gifdum, worin das i durch Einfluß des Palatals erklärt werden kann, weist nicht notwendig auf got. Gibiþans, -ôs, -s zurück. Vielleicht war auch hier der Ableitungsvokal ursprünglich langes e wie in hæled

oder ein anderer als e. Was die Bedeutung betrifft, wird man hier mit einer Ableitung von giban wohl rechnen dürfen, doch bleibt es dahingestellt, ob wir an aktiven oder passiven Sinn, also an 'Freigebige' oder an 'Begabte, Reiche' zu denken haben.

Schon die Rolle, die wir den Goten bei der Umprägung des Gepidennamens und der Schöpfung der zugehörigen Sage zuteilten, wird uns veranlassen, uns auch ihren eigenen Namen näher zu besehen. Es steht ihm ein aisl. Appellativum gotnar 'Männer Helden' zur Seite und nur wenig ferner aisl. gautar 'viri', norw. gut 'junger Mann' und das nach Noreen aus gote weitergebildete schwedische *got-se gosse in gleicher Bedeutung. Man hat allen Grund, sich mit dieser Erklärung zufrieden zu geben, und braucht nicht unmittelbar an aisl. goti 'Hengst' zu denken, trotzdem es genug andere Volksnamen giebt, die von Haus aus Tiernamen sind. Jenes goti, das nur der poetischen Sprache angehört, soll nach Bugge, Tolkning af Runeskriften på Rökstenen 136 f. von Haus aus der Eigenname von Gunnars Roß und als solcher erst vom Volksnamen ausgegangen sein; aber eher noch ist das Wort alt, und der Begriff 'Mann' sowohl als der 'Hengst' aus dem des 'zeugenden' geflossen, und dabei ein giutan in der Bedeutung 'emittere semen' vorauszusetzen, ein Sinn, der auch einer einfacheren Gestalt der Wurzel — wie sie in griech. χέω χῦμα vorliegt — zugekommen sein mag und uns mhd. gûl 'Eber, männliches Tier überhaupt, Gaul' erklären kann. Die verschiedene Richtung der Bedeutungsentwicklung in aisl. gióta 'Junge werfen', got 'Fischlaich' steht dem nicht im Wege.

Auf jeden Fall giebt uns aber das aisl. goti erst den Schlüssel zum Verständnis einer Mitteilung des Jordanes, Getica c. 5, der in offenbarem Anschlusse an die früher — allerdings nicht unmittelbar vorher — erzählte gotische Wandersage von der Herkunft der Goten aus Scandza bemerkt: nec eorum fabulas alicubi repperimus scriptas, qui eos dicunt in Brittania vel in unaqualibet insularum in servitute redactos et in unius caballi praetio a quodam ereptos. aut certe si quis eos aliter dixerit in nostro urbe, quam quod nos diximus, fuisse exortos, nobis aliquid obstrepebit: nos enim potius lectioni credimus quam fabulis anilibus consentimus. Offenbar ließ sich got. Gut-þiuda als das 'Roßvolk' verstehen, und zur Erklärung eines solchen Namens wurde die Geschichte erfunden von den für einen Pferdewert aus der Knechtschaft losgekauften Gefangenen, aus denen das Gotenvolk entstanden sei. Ursprung des Volkes und seines Namens werden hier wiederum in engsten Zusammenhang gebracht. Der Spott liegt außer in der Herleitung des Volkes von Unfreien in dem geringen Preis, der für diese gezahlt wird. Man möchte fast glauben, daß mit dieser Geschichte die Gepiden sich an den Goten für das schadlos hielten, was diese über sie erzählten.

Es bleibt uns noch eine sächsische oder besser gesagt auf die Sachsen gemünzte Namensage zu besprechen übrig. Der Sachsenname ist einer von jenen, für die sich am leichtesten eine Erklärung bot, da das Wort sahs, von dem er abgeleitet ist, lange fortlebte. Wieder aber begnügt man sich nicht mit der Deutung 'Messerträger', sondern begründet den Namen aus einer Geschichte.

Eine Fassung von dieser findet sich bei Widukind 1, 6. 7, der uns von den Sachsen berichtet, daß sie zur See im Lande Hadoläun (Hadeln) angelangt seien, das früher den Thüringern gehört habe. Zwischen beiden Völkern sei es zu einer Zusammenkunft gekommen, bei der diese waffenlos, jene mit großen Messern bewaffnet erschienen seien. Erat autem, erläutert er seinen Bericht, illis diebus Saxonibus magnorum cultellorum usus, quibus usque hodie Angli utuntur morem gentis antiquae sectantes. Mit diesen Messern hätten sie ihre Gegner überfallen und niedergemetzelt. Davon werde auch ihr Name hergeleitet: fuerunt autem et qui hoc facinore nomen illis inditum tradant: cultelli enim nostra lingua sahs dicuntur, ideoque Saxones nuncupatos, quia cultellis tantam multitudinem fudissent. Dasselbe erzählen danach die Verse des Annoliedes 332 ff.:

unz ir ein deil mit scifmenigin
quâmin nidir cir Eilbin,
dâ die Duringe duo sâzin
die sich widir in vermâzin.
cin Duringin duo der siddi was,
daz si mihhiliu mezzir hiezin sahs.
der di rekkin manigiz druogin,
damidi si di Duringe sluogin
mit untrûwin ceiner sprâchin,
di ci vridin si gelobet hâtin.
von den mezzerin also wahsin
wurdin si geheizzin Sahsin.

Mit geringfügigen Änderungen ist das bekanntlich später in die Kaiserchronik übergegangen.

J. Grimm, GDSpr. 424 (610) ist ohne Zweifel auf dem richtigen Wege, wenn er mit jener Stelle Widukinds auch Nennius, Hist. Brit. c. 46 vergleicht, der dem Hengist die Worte in den Mund legt: et quando clamavero ad vos et dixero 'eu Saxones, nimith eure saxas', cultellos vestros ex ficonibus vestris educite, et in illos irruite, et fortiter contra illos resistite... Aber die Ähnlichkeit beider Sagenberichte ist noch viel weitergehend, als es aus diesem Zitat erhellt. In beiden Fällen ist es eine Zusammenkunft zum Zwecke friedlicher und freundschaftlicher Verhandlung, bei welcher der Überfall mit den Messern erfolgt. Es war nach Nennius c. 45 ausgemacht, ut ex utraque parte Brittones et Saxones in unum sine armis convenirent, ut firma amicitia esset. In beiden

Fällen auch führt der Überfall zu Landerwerb durch die Sachsen. Es ist einfach dieselbe Geschichte in verschiedener Verwendung, und man muß sich die Frage vorlegen, wie sich denn ihre beiden Lokalisierungen zu einander verhalten.

Daß Nennius bei ihrer Wiedergabe einer germanischen Quelle folgt, zeigt schon das ags. Zitat, das er offenbar selbst des Wortspieles Saxones — saxas halber in den Text setzt, wobei er sich freilich, um nicht seine historische Glaubwürdigkeit zu beeinträchtigen, hütet, den Namen der Sachsen erst von diesem Ereignis herzuleiten. Werden aber die Germanen in Brittannien eine Sage erfunden haben, die ihre ersten Erfolge auf diesem Boden auf eine Treulosigkeit zurückführte? Und konnten schon sie diese Sage von Hengist erzählen, von dem sie selbst doch am besten wußten, daß er ein Jüte und kein Sachse war? Näher besehen ist übrigens der Verrat, der den Sachsen zugeschrieben wird, auch im Zusammenhang der Erzählung des Nennius mindestens überflüssig, da doch Guorthigirn, der Brittenkönig, durch die Verheiratung mit Hengists Tochter ohnedies für die Barbaren gewonnen erscheint. Seine Gefangennehmung bei Gelegenheit des verräterischen Überfalles und seine Lösung führt allerdings zu einer neuen Landabtretung, doch hätten sich damit die Sachsen unklugerweise den zum Feind gemacht, von dem bisher alles, was sie wollten, auf gütlichem Wege zu erreichen war. Und wer bürgte ihnen dafür, daß ein durch Hinterlist und Gewalt abgezwungener Vertrag von der andern Seite auch als rechtskräftig angesehen und gehalten wurde? Es kam einzig darauf an, ob sie selbst stark genug waren, das beanspruchte Land zu nehmen, und zu behaupten. Man wird darum kaum fehl gehen, wenn man annimmt, daß sich die Britten eine Geschichte, die andere Germanenstämme, Angeln oder Jüten, vom Ursprunge des Sachsennamens erzählten, für ihre Zwecke zurechtlegten, und müßte zu diesem Schluß kommen, auch wenn uns nicht diesseits der Nordsee dieselbe Sage begegnete.

In ihrer festländischen Fassung beginnt die Erinnerung an die erste Ausbreitung des Sachsenstammes (dessen Wiege im heutigen Holstein gestanden hat) über das westelbische Tiefland, die zunächst nach Hadeln hinübergriff, schon zusammenzufließen mit der an die Zerstörung und teilweise Eroberung des thüringischen Reiches durch die Sachsen im Bunde mit den Franken im Jahre 531, daher denn auch schon in Hadoläun die Thüringer als ihre Vorgänger erscheinen, wozu sie um so leichter gemacht werden konnten, wenn die Stämme, auf deren Kosten der erste Vorstoß der Sachsen erfolgte, dem Gedächtnis entschwunden waren. Mit ihrem Vordringen über die Elbe aber beginnt der Name der Sachsen zuerst historische Bedeutung zu gewinnen, und es ist nicht zu wundern, wenn die Sage später sein Aufkommen an dieses wichtigste Ereignis in der Geschichte des Stammes geknüpft hat und dabei dessen dunkle und bedeutungslose Vergangenheit in Nordalbingien ganz vergessend ihn bei seinem Übertritt nach Hadeln überhaupt erst auftauchen läßt. Vielleicht ist die Namensage auch erst entstanden, weil durch ihre Erfolge der Name

der Sachsen weiterhin bekannt wurde und die Aufmerksamkeit auf sich zog. Aber mit Sicherheit ist dies nicht auszumachen und daher auch die Gestalt, in der die Sage vom Sachsennamen nach Brittannien gelangte, und die Zeit, wann dies geschah, nicht genauer festzustellen.

Aber klar ist es, wie wenig die Erzählung des Nennius Anspruch hat, für Geschichte zu gelten, so gerne die Cymren sie dafür halten möchten, die sogar in einem Volkskalender zu bestimmtem Datum den 'Verrat der langen Messer', brad cyllyll hirion, verzeichnen und sich noch jetzt damit trösten, daß es Treulosigkeit der Feinde und nicht eigene Untüchtigkeit war, die den Kelten Brittanniens ihr Schicksal bereitete.

Zur Syntax der Präpositionen.

Von

Johannes Stosch.

Ich gehe von zwei mhd. Stellen aus, die von Grimm Gr. IV, 327 ([2] 386) wunderlich mißverstanden sind und mir den Sprachgebrauch, über den ich im folgenden handeln will, zuerst klar werden ließen. Die eine derselben — Parzival 64, 6 — steht in der Beschreibung von Gahmurets Einzug in Kanvoleis. Der junge Held ist anfangs in nachlässiger Haltung dahergerittten, indem er nämlich (63, 14) ein bein für sich ûfez phert, also wohl quer über den Sattel, gelegt hat.[1] Als er sich aber dem Palas nähert und die schöne Königin im Fenster erblickt, ändert er seine Haltung (64, 4 ff.):

von dem liehten schîne,
5. der von der künegîn erschein,
derzuct im neben sich sîn bein.
ûf rihte sich der degen wert,
als ein vederspil, daz gert.

Nach Grimm a. a. O., dem das Mhd. Wb. II, 2, 292a und Bartsch z. Parz. II, 160 beistimmen, soll hier neben sich für neben im stehen,

[1] Die oben beschriebene Art zu Pferde zu sitzen ist in Pfeiffers Schrift 'Das Roß im Altdeutschen' nicht erwähnt. A. Schultz 'Das höfische Leben' I, 393 ([2] 502) führt außer unsrer Parzivalstelle noch zwei französische Belegstellen an. Die letzteren zitiert auch A. Kitze 'Das Roß im altfranzösischen Artus- und Abenteuerroman' (Marburger Dissertation 1887) 41. Gahmurets Haltung soll offenbar vornehme Nonchalance ausdrücken, denn für einen geübten Reiter sitzt es sich bekanntlich sehr bequem mit vorn über den Sattel gelegtem Beine, vorausgesetzt natürlich, daß das Pferd ruhig geht. Erzbischof Albero von Trier (1131—1152) mußte nach dem Bericht seines Biographen Balderich (MG VIII, 256) eines Hüftleidens wegen in ähnlicher Weise zu Pferde sitzen: sciaticus enim erat; et propter eandem infirmitatem strepas in arcu sellae, cum equitaret, pendentes habebat, et jambam sinistram super collum equi tenebat, quod cum morbi coactione faceret, ab alliis pro raritate facere videbatur. Im Neuen Parzival 387, 6 f. heißt es von einer besonders häßlichen, der Kundrie ähnlichen Dame:

ein bein sû durch hochvart
leite uffen des pferdes hals hin dan.

Auffallend, daß diese Haltung bei einer Dame befremdete, da ja die Ritterfrauen gewöhnlich seitwärts zu Roß saßen, also doch wohl, wie unsre heutigen Reiterinnen, ein Bein über den Hals des Pferdes gelegt hatten. Vielleicht ist gemeint, daß die betreffende Dame im Herrensattel ritt, also eigentlich schrittlings hätte sitzen müssen, trotzdem aber das eine Bein vornüber gestreckt hatte. Parzival lacht, als er ihr begegnet.

was in der That eine Hs. der Klasse G bietet. Allein abgesehen davon, daß Wolfram dativisches sich auch nach Präpositionen sonst nicht kennt, ist dasselbe dem Sinne nach hier vollständig unmöglich. Denn wie kann das Bein 'neben ihm' (Gahmuret) derzucken, da er es doch für sich ûfez phert gelegt hat? Außerdem heißt derzucken (intr.) nicht, wie Bartsch angiebt, 'zurückfahren', sondern 'eine schnelle Bewegung' machen, sodaß wir bei der Grimmschen Auffassung von neben sich über das Ziel der Bewegung ganz im Unklaren blieben. Offenbar entspricht neben sich dem vorangehenden für sich. Wenn dieses, wie bekannt (Mhd. Wb. III, 376a), 'vorwärts' bedeutet, so muß jenes 'seitwärts' heißen: der Reiter zieht beim Anblick der Königin das vorgestreckte Bein schnell zur Seite, um sich in den Steigbügeln aufrichten zu können (ûf rihte sich der degen wert u. s. w.).

Wir treffen dieses neben sich, mit vür sich und hinder sich (rückwärts) verbunden, noch Parz. 542, 14 f.:

> si (die Kämpfenden) begundn ein ander wenden
> neben, für unt hinter sich.

'seitwärts, vorwärts und rückwärts'. — Die andre, von Grimm mißverstandene Stelle ist MF. 144, 3 f.:

> dô vielen hin ze tal
> ir trehene n i d e r sich.

Hier soll nider sich sogar nider si (supter eam) bedeuten. Allein nach den eben betrachteten für sich, hinder sich, neben sich wird uns ein nider sich = deorsum, 'niederwärts' nicht mehr befremden.[1]

Es handelt sich bei diesen Fügungen um einen bestimmten mhd. Sprachgebrauch, der auch im älteren Nhd. noch fortbesteht, daß nämlich die allgemeinen Begriffe der Richtung durch die entsprechenden Präpositionen in Verbindung mit dem Accusativ des persönlichen oder Reflexivpronomens ausgedrückt werden können. Demnach heißt vür sich (resp. mich, dich, uns, iuch) 'vorwärts', hinder sich 'rückwärts', über sich 'aufwärts', under sich oder nider sich 'niederwärts', neben sich 'seitwärts', umbe sich 'im Kreise herum'.

Die meisten der angeführten Verbindungen sind ja hinreichend bekannt, mehrere von ihnen sind auch im DWB. schon eingehend behandelt; es kam mir hier nur darauf an, durch Zusammenstellung der einzelnen Fälle den Sprachgebrauch im ganzen erkennen zu lassen. Ich will deshalb auch die Belege nicht häufen, sondern das Dargelegte nur durch einige Beispiele veranschaulichen.

Für sich.[2] Ahd. Glossen II, 526[b]: properabat in apertum = ilta furi sih. Parz. 804, 21: si riten für sich drâte. Walther 24, 8:

---

[1] Richtig aufgefaßt ist die Stelle von Lexer II 67.

[2] Der Ton fällt auf die Präposition, die deshalb immer in der Vershebung steht.

nemt war wie gar unfuoge für sich dringe. Altdeutsche Beispiele (Haupts Zs. VII, 332) IX 1 ff.:

> ein krebez ze sînen kinden sprach
> 'mir ist daz vil ungemach:
> iur ieslîchez gêt hinder sich,
> daz ist harte unmügelich (l. müelich?).
> gienget ir für iuch, daz wær gemach.

Luther, Jeremia 7, 24: (sie) wandelten . . nach jres bösen hertzen geduncken, vnd giengen hinder sich vnd nicht fur sich. hinder sich. Ahd. Glossen II, 300[b]: conuersa retrorsum = hintar sih pichertiv. Notker, Ps. 49, 17: Tu uero odisti disciplinam et proiecisti sermones meos retrorsum = du házzest dîa zuht und uuúrfe hinder dih mîniu uuort. Parz. 349, 17: der knappe hinder sich dô sach. Willehalm 320, 20: swen denn sîn herze twinget wider hinder sich und niht hin für. Walther 9, 15: Philippe setze en weisen ûf, und heiz si (die armen künege) treten hinder sich. Von dem übelen Weibe 464: sî spranc vil übellîch hinder sich. Luther, 1. Mos. 19, 17: errette deine seele vnd sihe nicht hinder dich. 26: vnd sein weib sahe hinder sich vnd ward zur saltzseule. Joh. 6, 66: von dem an giengen seiner jünger viel hinder sich vnd wandelten fort nicht mehr mit jm. — über sich. Parz. 567, 30: er zucte über sich den schilt. Hartmann, 2. Büchlein 523 f.: etwâ greif ich über mich ze der diu rîcher ist dann ich. Schwanritter 1008 f.: ûf in diu wolken über sich die slege lûte erhullen. Konrad von Megenberg 275, 21: der vergift weis ist, daz si über sich arbait . . . dar umb kreucht si über sich sam daz feur tuot und kreucht sô lang, unz si an daz herz kümpt. 390, 29: daz kraut (der Binse) wehst lang über sich auf ân all knoden. Simon Dach 420: recht as een palmen-bohm äver söck stöcht. under sich. Konrad von Megenberg 378, 24: sô ist etleichz gar leizht und zeuht über sich, daz haiz wir lüftig. welhez aber gar swær ist und kalt und under sich zeuht, daz haiz wir erdischer nâtûr. Hermann von Fritzlar (Pfeiffer, Deutsche Mystiker I, 201, 8): der (Ochse) tritet gar sêre mit den fûzen under sich (= tritt fest auf) und zûhit ouch gar sêre an deme joche. Basler Alexander 3454 f.: da nach ir (der Blumen) wachssen gelag und wochssen wider under sich (= sie nahmen ab, wurden kleiner). nider sich. Wernhers Marienleben (v. d. Hagens Germ. VIII, 244): von dem kinne nider sich. neben sich. Partonopier 2194 f.: er greif dar unde blicte an daz bette enebent sich. 5226 f.: ein swert, daz er dô bant an den satel neben sich. Schwanritter 105 f.: der künec dô blicte neben sich aldurch ein venster wünneclich. Liedersaal II, 282: von ungehabe seic si hin neben sich an einen stein. Salman und Morolf 622, 4 ff.: die zêhen bant er hinder sich, die ougen in dem houbte want er vaste neben sich. Merzdorf, Die deutschen Historienbibeln des Mittelalters 773: Do erschrak der esel

abe dem engel und sprang nebent sich us dem wege. umbe sich. Walther, 55, 35: frô Sælde teilet umbe sich. 37, 24: wartumbe dich (? vgl. Wilmanns Anmerkung). Partonopier 18284 f.: dô lief er gellend umbe sich und wolte mîn dâ hüeten. Garel 2696 f.: ein schoeniu linde ouch dâ stât wît geleitet umbe sich.[1] Meleranz 442: sie (die Linde) was geleitet umbe sich.

Ein ganzes Bündel solcher Richtungsbezeichnungen findet sich in der im Mhd. Wb. II, 2, 291ᵇ citierten Stelle aus dem Renner 6167 ff.:

swer über sich, in sich, under sich
wol kan sehen, der dunket mich
wîser denn der neben sich
siht und selten hinder sich.
über sich gên himel ziuhet:
under sich die helle schiuhet;
hinder sich die sünde wiget;
neben sich des lîbes pfliget.
in sich ist ein spiegelglas,
waz nu, waz noch, waz wîlent was;
für sich ir aller banier treit.

Wie andre Bezeichnungen der Richtung, so werden auch die in Rede stehenden nicht selten zu Verben gesetzt, 'die an und für sich keine Bewegung ausdrücken, bei denen man die Vorstellung einer Bewegung erst infolge der beigefügten Richtungsbezeichnung ergänzen muß' (Paul, mhd. Gramm. § 322). Vgl. Trist. 10124 f.: vür sich sô las si Tristan, her wider sô las si Tantris. Abraham a Sancta Clara, Auf, auf ihr Christen! (Wiener Neudrucke I, 58): Asa hatte gleich wol auch ein kriegsmacht zusamen gebracht, aber viel zu gering; dahero mein lieber Asa, gleich wie dein nahmen wird hindersich vnd vorsich gelesen, also schaue hindersich vnd vorsich,[2] du wirst müssen das feld raumen. Noch kühner Luther (Weim. Ausg. VI, 21): ain kurtze und gute auszlegung des hailigen vatter unsers für sich und hindersich. Feuersegen bei Mone, Anz. 1838, 422 Nr. 9: daz du zergest und nindert mer prinst, weder hinder dich noch für dich, noch neben dich noch über dich. Luther, 2. Könige 19, 30: vnd die tochter Juda . . wird fürder vnter sich wurtzelen vnd vber sich frucht tragen. Ähnlich Jes. 37, 31.

Zum Schluß noch einige Anmerkungen:

1. Für sich und hinder sich können auch temporal gebraucht werden: Notker, Boetius de consolatione V, 17 (Piper I, 326): Gótes prescientia íst éinfálte. uuánda er ál uuéiz. únde dáz sáment uuéiz. únde gágenuuertigo. náls nîeht hínder síh kehúgendo. nóh fúre síh

---

[1] Vergl. zu der Stelle J. Meier, Beitr. 15, 218 ff.

[2] Über sich mit Bezug auf die erste und zweite Person, vgl. den Schluß des Aufsatzes.

ténchendo. Trist. 2269 f.: der wol gezogene Tristan saz und spilte vür sich (= weiter) an. Gute Frau 2157 ff. (Haupts Zs. II, 455):

> schadte ir iht, daz tet daz
> daz si hinder sich baz
> gedâhte danne vür sich . . .
> in ir herzen sach si an,
> waz ir ze leide was geschehen,
> und enkunde daz niht ersehen,
> daz ir künftec wære.

J. Titurel 5088, 4: sie wolt ot fvr sich (= weiter) klagen dar die lenge. 5492, 3: sie was den fvrsten allez fvr sich (= immer weiter) klagende. Ulrich von dem Türlin, Willehalm 21 f.: swie vil man im (dem roten Munde) des wazzers bôt, doch schein er ie für sich rôt. Bruder Wernher (HMS II, 234[b]): wie wirt der rîchen argen rât? sie wellent vür noch hinder sich gedenken. Schretel und Wasserbär 219 (Haupts Zs. VI, 180): ez briet sîn vleisch vür sich (= weiter) dar. Vorher 215: (ez) briet sîn vleischel fürbaz. Neuer Parz. 196, 19 f.: 'lieber herre, lont slofen mich.' do mitte slief sü fürsich. 273, 35 f.: her Gawan der slief suezeclich al die naht fürsich. Vgl. 346, 5. 363, 33 f. — Neidhart 46, 8: nû sorge ich hinder mich (= nun denke ich sorgend zurück). Zimmer. Chron. I[2] 93, 25: derhalben er oft hinder sich denken was, welcher gestalt und wie er wider über meer kommen möchte.

2. In der neueren Sprache ist vor sich an Stelle von für sich getreten, doch ist letzteres noch nicht völlig erloschen. Vgl. Goethes 'Ich ging im Walde so für mich hin'. Wo es sich um rein örtliche Bedeutung handelt, ist jetzt die Zufügung von hin notwendig:[1] wir unterscheiden zwischen vor sich gehen (= 'von statten gehen, verlaufen, zu stande kommen') und vor sich hin gehen (= 'wandeln, sich fortbewegen') (vgl. DWB. IV, 1, 2, 2462). Die andern ähnlich gebildeten Richtungsbezeichnungen (hinter sich, über sich u. s. w.) sind in der heutigen Schriftsprache mit Ausnahme von um sich [sehen, greifen, fressen] nicht mehr gebräuchlich, obwohl sie unserm Sprachgefühl noch nicht durchaus fremd geworden sind.

3. Im älteren Nhd. erstarren die in Rede stehenden Verbindungen häufig zu einem Wort, wobei dann sich auch für den Accusativ der ersten und zweiten Person gebraucht wird, z. B. ich sahe undersich, du wöllest . . schlecht für sich gehen . . nit neben noch hinder sich . u. s. w. (vgl. J. Grimm, Gr. IV, 319 ([2] 379), Zarncke zum Narrenschiff IX, 4 und Heyne, DWB. X, 710 s. v. sich). In dieser

---

[1] Im Mhd. ist dieser Zusatz selten. Ich habe mir angemerkt: Berthold von Regensburg II, 75: der vert rehte für sich hin zuo dem himelriche. v. d. Hagen, Gesammtabenteuer II, 526 V. 486 f.: alsô zeigte ez (das Bild) naht unt tac mit dem vinger vür sich hin.

erstarrten Form haben sich die von uns betrachteten Richtungsbezeichnungen noch in verschiedenen Mundarten erhalten, vgl. fürschi, hinterschi, überschi, unterschi bei Schöpf 672; Schmeller II, 213; Hunziker 241; im Schweiz. Idiotikon I, 56. 324. 952. II, 1414; bei Martin-Lienhart I, 9. 134. 349; Spieß 67. 106. 176 (obersich). 262. 264. — niderschi bei Schmeller I, 1728. Für das Alemannische charakteristisch sind die auch in der Schriftsprache des 16. Jahrhunderts erscheinenden obsich und nidsich = sursum und deorsum (vgl. DWB VII, 1048. 741; Schweiz. Idiotikon IV, 669; Martin-Lienhart I, 7. 759; Seiler 227). Aus Wintelers Kerenzer Mundart 64 sei schließlich noch das merkwürdige ətwerət-si oder ətswerət-si (= 'in die Quere') angemerkt.

Atem.

Von

Herm. Paul.

Neben Atem hat sich unter dem Einflusse der Bibelsprache die Form Odem behauptet. Es ist mir nicht bekannt, daß über das Nebeneinander von t und d eine befriedigende Erklärung aufgestellt ist. Lexer meint im DWb. 7, 1147, das d sei durch mitteldeutsche Erweichung aus t entstanden. Ich will dahingestellt sein lassen, ob man etwas derartiges überhaupt annehmen darf. Richtig ist, daß Odem und früher Adem zunächst in mitteldeutschen Quellen zu belegen sind. Aber es ist nur ein Zufall, daß die Form mit d sich gerade in Mitteldeutschland festgesetzt hat. Sie ist echt hochdeutsch und entspricht ganz regelrecht altsächsischem âthom, angelsächsischem ǽđm. Dem entsprechend finden wir auch in dem althochdeutschen Isidor adhmot, adhmuot (atmet). Das daneben stehende adum braucht auf keine andere Stufe zu weisen, da in dem Denkmal d mit dh im Inlaut wechselt. Die Schwierigkeit liegt vielmehr in der Form mit t, die sonst auch schon im Ahd. herrscht. Dies t ist aus tt entstanden in Folge der Länge des vorhergehenden Vokals, und tt aus þþ. Wir haben ein weiteres Beispiel für die von mir (Beitr. z. Gesch. d. deutschen Spr. 7, 135) und von Kluge (ib. 9, 159) besprochene Verschiebung von þþ zu tt. Dies wird außer Zweifel gesetzt durch mittelniederl. aessem neben adem. Über niederl. ss aus þþ vgl. Kluge a. a. O. Die Verdoppelung des urgermanischen þ kann nicht wohl anders erklärt werden als aus dem Einflusse des m. Wir werden dies Beispiel den von Kauffmann (Beiträge 12, 520) besprochenen Fällen von Konsonantenverdoppelung durch Einfluß eines folgenden n anzureihen haben.

Eine Jagdpredigt.

Von

Anton E. Schönbach.[1]

Die Grazer Handschrift Nr. 1264 (vormals 38/35 4°), Papier, 15. Jahrhundert (aber ziemlich früh) enthält auf 184 Blättern folgende Stücke: 1. von 1*a*—13*a* Predigten größeren Umfanges, der Beginn fehlt; 13*b* leer. 2. von 14*a*—86*b* eine Sammlung größerer Predigten, die überschrieben ist *Liber fontis vite* und anfängt: *Hora est jam nos de sompno surgere, Apostolus* (Röm. 13, 11). *Salomon dicit: Filii mei, audite disciplinam et estote sapientes et nolite abjicere eam* (Prov. 8, 33). *Quando pater habet duos filios, de quorum profectu curam habet, solet eis pedagogum ponere, qui eos sapientam doceat.* Sie schließt mit einer Predigt *in Dominica tertia post Pentecosten* und den Worten: *penitentiam agite, que est penitentia devotorum, de qua Luc. III.: facite dignos fructus penitentie. Explicit liber fontis vite.* 3. 87*a*—98*b* kleine Predigten, denen bis 103*b* größere sich anreihen. 4. 104*a*—125*b* eine kurze *Expositio* der Hauptpunkte des Evangeliums Matthäi: 126*a*—137*b* leer. 5. 138*a*—149*b* *Glosa brevis et satis bona super Apokalipsin* (17 Kapitel); 150*a*—158*b* leer. 6. Predigtmaterialien und Gebete 159*a*—184*b*, darunter 161*a* bis 163*b* der Rest einer Erklärung des Paternoster. — In der ersten Gruppe befindet sich nun 4*b*—9*a*, wo es abbricht (9*b* ist leer), das Stück, aus dem ich im Folgenden die für das Verständnis der seltsamen Predigt lehrreichen Sätze abdrucke.

(4*b*) Neptalym, cervus emissus, dans eloquia pulchritudinis. Genesis (49, 21). Ne via ad celum nimis videretur aspera, Christus suo sanguine eam madefecit. quare? viam eandem sanguine aspersit, ut quilibet christianus tanquam canis venaticus sequeretur. Der Prediger bemüht sich nun, mit Hilfe von Bibelstellen und kirchlichen Autoritäten (Ambrosius im Hexaëmeron, magister Nicolaus de Lira, Gregorius in Moralibus) nachzuweisen, daß unter dem Hirsch des Jakobssegens über Nephtalim Christus verstanden werden müsse. Das erreicht er besonders auf diese Weise: (4*b*) sed mirabiliter sonat, quod subditur: 'dans eloquia pulchritudinis'. nam per hoc intelligitur, quod

---

[1] Anton E. Schönbach hat diesen Artikel in seinen Miscellen aus Grazer Handschriften 3. Reihe (1900) S. 100—109 veröffentlicht, aber dem Herausgeber den Abdruck an dieser Stelle gütigst gestattet. Bei der Wichtigkeit des Aufsatzes für die Geschichte der älteren Waidmannssprache freut es uns, den Aufsatz unseren Lesern bieten zu dürfen.

per hoc vera Christi captio et passio et tempore passionis sue dulcissima et pulcherrima locutio sua signatur. nunquam enim alterum ali (5*a*) quis cervum locutum esse audivit, saltem in autenticis scripturis. volens igitur pater celestis nobis acerbitatem passionis sui filii et in sua passione patientiam ostendere — ut in themate promisi diligentius imprimere — nos alloquitur sub similitudine venationis. cervi ejus nobis captionem et mortem innuens, dicit: Neptalym, id est, filius meus Christus est pro nobis factus quasi cervus emissus, pro nobis volens capi et suis propriis carnibus nos satiari. quod autem passio Christi similis sit venationi cervi, patet in actu venantium. cervorum ipse enim venator certificat se, ubi multi cervi sunt, qualem velit venari, vulgariter *anheczen,* et tunc accipiens canem suum, qui dicitur *laithunt,* vel unum, qui dicitur *schayder*, et alios multos canes, qui dicuntur *ruorhunt* (Handschrift *morhunt*). et hunc ipse *laithunt* suscipit maximum cervum, quem tunc ceteri canes insecuntur una cum ipso. fugienti ergo cervo triplices inter ceteras insidias sibi parantur principaliter insidie: quia agitatur super campum *auf dy weyt,* et tunc sibi insidiantur cursores in equis, qui gladiis vulnerant et mutilant eum: aut super arcus, quia tunc sagittarum telis *dy paygstrall* vulnerant eum; aut super retia, et tunc cum gladiis et fustibus sibi insidie fiunt. inter hec autem quandoque fugit ad aquas, et tunc parate sunt quarte insidie, quia tunc exspectant in via, qua suspicitur festinare ad aquam, et admittuntur recentes canes et non lassi, qui fatigant eum, et tunc *auf vleucht* vel *an stêt an eynen auflauff,* ascendit super aliquem rupem, quod dicitur *anlauf* vel *peylstat* aput venatores, et circumdant eum canes, et ibi defendit se, quamdiu potest, pedibus et cornibus, et hoc vocatur *gepaylt,* quousque est fatigatus usque ad mortem, ultimo cadit deorsum. solet tunc unus servorum venatoris recipere (Handschrift *recipit*) cuspidem vel lanceam et vulnerat eum ad mortem. quod cadit, et tunc canes irruunt, qui tamen inde pelluntur. et tunc *zeburicht man yn an der heutt* et datur canibus sanguis, *so êzet man dy hunt auf der heut.* cui tunc inciditur cor et pulmo et viscera cetera (5*b*) preter jecur, quod servatur domino venatoris, quod portat domino *in eyner cluppen.* sepum datur servis venationis. sed *jegermayster* habet de jure precordia, *prust,* caput et collum et *eyspûen.* et captura cervi finitur. et hoc, si capiatur in terra. sed, si fugerit ad aquam, tunc vel submergitur in aqua vel transfigitur. et de hoc queruntur (Handschrift *querantur*) venatores, quia postquam de aqua tractus fuerit, (eodem) modo disciditur, *wirt woricht,* quo dictum est. sed de hoc non ad presens. — ad propositum ergo rediens dico, quod Christus simili modo pro nobis homo captus et occisus ab infernalibus canibus et dyabolo, infernali venatore. — sed diceret aliquis: 'alii cervi habent jam pacem et non venantur. si ergo similitudo vestra valet, quare Christus in Septembre, *in dem herbstmann,* non est captus?' respondeo, quod venator dictus, scilicet dyabolus, sepius *hêtt in vor angeheczet,* et nunquam potuit eum capere, nisi prius deponeret cornua, quod fecit Christus tempore isto more cervorum, qui jam in Marcio deponunt vetera cornua et operantur nova. quid ergo per cornua Christi intelligo nisi ejus divinam potestatem? — Der Prediger zählt dann verschiedene Eigenschaften des Hirsches (mit Hilfe von *Aristoteles in IX° de animalibus*) auf, die er bei Christus wiederfindet. — (6*a*) a dyabolica venatore per suum canem, scilicet *laithunt,* scilicet per traditorem Judam insectatus est. sicut enim canis, qui dicitur *laithunt,* sectando vestigia cervi ducit venatorem aliosque canes, qui dicuntur *rurhunt,* post cervum, sicut Judas duxit secum, ubi sciebat Christum frequentari (Handschrift *frequenter*), scilicet in ortum secundum consuetudinem. — (6*b*) cum dyabolus, scilicet venator prefatus, canem suum, scilicet *laithunt,* scilicet Judam *angesailt* habet, quo inquam laqueo ipsum postea suspendit, venit Judas ad 12 cervos, scilicet ad Christum et XI discipulos vel apostolos, et distinguens Christum tanquam vena-

bilem, quod vocant venatores *raduer,* ab aliis voce 'ave Rabbi' et accessu, quia accedens osculatus est eum —. — sed notandum, si placet, quod aliqui venatores dicunt, quod statim, cum cervus *wirt angeheczet,* a canibus invenitur et insecutus fuerit. — 8*a* kommt der Prediger ad alias insidias, *auf dy andern wort* zurück und 8*b* heißt es: videns principalem *auf der wart,* scilicet Cayphas. — 8*b*) ut sic eum vulnerare usque ad mortem possent, converterunt se ad sagittas, unde eum agitaverunt super duo *pogstall,* scilicet ante Pylatum et Herodem, ut de eorum gladiis et sagittis adimpleretur. — (9*a*) refert Matheus, quod Judas penitentia ductus, *ayn laithunt,* ad horam statim vidit se errasse et penituit. sed venator dyabolus resumpsit eum et laqueum suum, ut suspenderet. sepe enim fit, ut idem canes dimittant vestigium aliquod alicujus cervi et insequantur aliud ex errore, et tunc corriguntur a venatoribus. sic factum est Jude.

Das Stück ist uns hier nicht im Original, sondern in einer Abschrift überliefert, und zwar recht fehlerhaft, was die Deutung der technischen Ausdrücke des Jagdwesens nicht eben erleichtert, zumal die grobe — soweit sich erkennen läßt — bairisch-österreichische Lautgebung ein paarmal die Schwierigkeiten vermehrt. — Die Jagd beginnt damit, daß der Meisterjäger (vgl. Steyskal zur Jagd des Hadamar von Laber, Anmerkung 30) sich des Platzes versichert, wo viele Hirsche stehen, und daraus den jagdbaren (Steyskal, Anmerkung 184) wählt, um ihn zu hetzen: *anhetzen* = venari, vgl. Frisch 1, 451; DWb. 1, 375. Er nimmt dann seine Hunde zusammen, und zwar zuvörderst den *laithunt,* der den Hirsch „annimmt" (= suscipit DWb. 1, 414). Der nächste Hund wird *schayder* = *scheider* genannt; das Wort ist in diesem Sinne, als technischer Ausdruck der Jägerpraxis, unbelegt, vgl. Frisch 2, 169; DWb. 8, 2412f. Dagegen ist der *ruorhunt* wohlbekannt, der in der Meute den Hirsch verfolgt. Der Leithund ist zuerst *angesailet* (illaqueatus, DWb. 1, 459) und wird dann mit den übrigen losgelassen. Den ganzen Beginn der Jagd erläutert sehr gut die Stelle aus dem Meleranz des Pleier (ed. Bartsch V. 2015ff., schon angezogen von Zingerle, Germania 8, 56f.), die ich deshalb hier vorlege: *sus riten si mit ein ander dan, der jeger und der junge man, dâ der jeger sîn knehte rant und sîn ruorhunde, zehant frâgt er sîn knehte mære, ob kein hirz errarn wære. der jegerknehte einer sprach: 'den græsten hirz den ich ie gesach, meister, den hân ich errarn'. 'sô suln wir daz niht langer sparn, wir suln lâzen dar zuo'. dannoch was ez harte fruo. die hunde hiez der meister dar in die ruore ziehen gar, edeler ruorhunde driuzehen an der stunde. den leithunt nam er an die hant. vil schiere er den hirz rant. man streift diu seil den hunden abe. der hirz flôch mit ungehabe vor den hunden durch den walt. swie die wege wærn gestalt, der jeger und knabe volgten nâch. dem hirze was ze fliehen gâch für die drî wart an der stunt, dâ man mangen guoten hunt nâch im hazte ûf sîn spor.* Dem fliehenden (*vliehen* ist der technische Ausdruck, vgl. Steyskal, Anmerkung 130) Hirsch werden von den Jägern dreierlei Nachstellungen (insidiae = *warte,* was die Handschrift 8*a* auch durch *wort* gibt, vgl.

Steyskal, Anmerkung 11) bereitet. Die erste ist die Pürschjagd selbst, wo der Hirsch auf die Weite (so ist wohl *auf dy weyt* = *ûf die wîte* zu verstehen, und nicht = *ûf die weide*) von Jägern zu Roß gehetzt wird. Die zweite besteht darin, daß der Hirsch *agitatur super arcus,* das heißt, wie ich es auslege, an den Plätzen vorbei gehetzt wird, wo die Bogenschützen aufgestellt sind, die dann den Hirsch mit Pfeilen *(pagstrall = bogestrâl)* erlegen. Solche Plätze heißen (nach der Handschrift 8*b*) *pogstall = bogestal,* zunächst „Bogenschußweite", dann die Stelle, von der aus ein Bogenschuß mit Erfolg abgegeben werden kann. Bei der dritten Nachstellung wird der Hirsch auf die Netze zugetrieben und dort erschlagen; das gilt aber als unwaidmännisch, vgl. Steyskal, Anmerkung 126. 215. (In dem Gedicht „die Jagd der Minne", von Laßbergs Liedersaal 2, 293—307, ist der böse Heckenjäger mit Seilen und Netzen ausgerüstet). Es gibt aber noch eine vierte Möglichkeit, daß nämlich der Hirsch ins Wasser geht, um sich der Verfolgung zu entziehen. Da muß man dann frische Hunde nehmen und dem Hirsch nachsetzen, bis er ermüdet ist; die ganze Praxis wird beschrieben bei Steyskal Anmerkung 427. 430. Der Hirsch kann von den Hunden gefaßt werden, sobald er aus dem Wasser auf irgend einen Felsen steigt; die Ausdrücke *anlauf* und *auflauff* vermag ich als technische sonst nicht zu belegen, nur *Lauf* kennen die Wörterbücher als 'den Platz, worauf das Wildbret dem Herrn beym Abjagen vorlaufen muß' Frisch 1, 585; vgl. DWb. 6, 312, 12*b*; Steyskal, Anmerkung 31. Auch *peylstat = bîlstat* wird sonst nicht bezeugt (Beilstein kennt das DWb. 1, 1380), obgleich der Ausdruck *bîl* = 'Umstellung des Wildes durch die Hunde häufig genug ist (Steyskal, Anmerkung 18) und Meleranz 2093 *der hirz ze bîle stât*, vgl. Tristan 2765 u. s. w. Selbst daß der gestellte Hirsch als *gepeylter* bezeichnet wird = *gebîlter* finde ich sonst nicht, und das Verbum *bîlen* kommt nur einmal vor bei Suchenwirt 10, 28. (Die Situation, welche in der Predigt als vierter Fall ausgemalt wird, stimmt genau überein mit der, die in dem schon citierten Gedicht 'die Jagd der Minne' V. 234 ff. [Liedersaal 2, 299 f.] sich beschrieben findet: *dô hôrte ich erblenken Lieben mit lûter stimme. dô lief ich sô grimme dem gedœne nâch. ich was vrô: Willen und Fröuden hôrte ich dô, der stimme was lût und dâ bî heis. ich schrei: 'dâ hin! dâ hin! got weiz, si loufent mir noch hiute ze vrumen!' dô was ich sô nâche kumen, daz ich daz tier vorn hunden sach. des muoste ich springen über ein bach ûf einen stein* [super aliquem rupem!] *ze bîle. mir was wol zer selben wîle und dâhte: mir hie gelingen sol.* Da erscheint der Heckenjäger mit seinen schlimmen Hunden und: *daz wilt vlôch in den wilden walt* 289.) Ist der Hirsch gefällt, dann treibt man zunächst die Hunde zurück, füttert sie aber dann auf der abgezogenen Decke des Hirsches. Es ist sehr merkwürdig, wie genau die Beschreibung hier noch mit den Jägerkünsten übereinstimmt, die Tristan bei Gotfried von Straßburg ausübt. Ich setze die bezüglichen Stellen

(nach Golthers Ausgabe) hierher Trist. 2933 ff.: *Tristan spranc enwec zehant: eine zwisele hiu er an die hant, daz die dâ furke nennent, die die furkîe erkennent* (*furke* ist, was in unserer Handschrift *cluppe* heißt = mittelhochdeutsch *kluppe*, ein zangenartig gespaltenes [althochdeutsch *klioban*] Stück Holz, vgl. Lexer 1, 1640. DWb. 5, 1304 ff. steirisch: Wäschkluppe = Wäschklemme), *doch ist niht sunders an den zwein: furke und zwisele deist al ein. sus kom er wider mit sînem stabe. die lebere sneit er sunder abe, netze unde lumbele schriet* (so wird wohl zu lesen sein) *er dan. — sus saz er nider ûf daz gras, diu stucke nam er alliu driu: an sîne furke bant er diu mit sînem netze raste; mit einem grüenen baste verstricte erz sus unde sô. 'nu seht, ir hêrren', sprach er dô, 'diz heizent si furkîe in unser jagerîe; und wande ez an der furken ist, durch daz sô heizet dirre list furkîe, und füeget ouch daz wol, sît ez an der furken wesen sol. diz neme ein kneht an sîne hant! nu tâlanc weset ir gemant umb iuwer curîe'.* Die *curîe* beschreibt dann Gottfried 2968—2993 und erzählt ferner 3001 ff., wie man nach dem Ausdruck unserer Handschrift die Hunde *auf der heut ezet*, folgendermaßen: *nu wâren der quartiere von dem herzen viere vierhalben ûf die hût geleit nâch jegerlîcher gewoneheit, und lâgen ûf der hiute alsô: milz unde lungen sneit er dô, dâ nâch den panzen und den pas und swaz der hunde spîse was in alsô kleiniu stuckelîn, als ez ein fuoge mohte sîn, und spreite ez allez ûf die hût. hie mite begunde er überlût den hunden ruofen: 'za, za, zâ!' vil schiere wârens alle dâ und stuonden ob ir spîse. 'seht', sprach der wortwîse, 'diz heizent si curîe dâ heime in Parmenîe, und wil iu sagen umbe waz: ez heizet curîe umbe daz, durch daz ez ûf der cuire lît, swaz man den hunden danne gît'.* Vgl. dazu Steyskal, Anmerkung 415. Unter *eyspuen*, das aus *eyspain* verschrieben ist, hat man das Hüftbein zu verstehen, vgl. DWb. 3, 362. Hyrtl, Die alten deutschen Kunstworte der Anatomie (1884) S. 40 f., der es noch in der heutigen Jägersprache kennt. Aus dem entsprechenden Abschnitte des Tristan V. 2979 bis 2986 ist nichts für das Wort zu gewinnen. — Schwierig ist auch das Wort *raduer* 6 *b* der Handschrift. Dem Buchstabenlaut nach kann es kaum etwas anderes sein als mittelhochdeutsch *radeber, radebære*, der Schubkarren, vgl. Frisch 2, 81. 1, 44. DWb. 8, 44. Schmeller-Fromm. 1, 261. steirisch *radlber* swm. Wie aber dieses Wort dazu kommt, als Jägerausdruck (quot vocant venatores) die Auswahl und Absonderung des jagdbaren Hirsches aus den übrigen zu bezeichnen, weiß ich nicht; an *râtwer* ist gewiß nicht zu denken. — Daß der Leithund auf eine falsche Fährte gerät, wird hier auf Judas bezogen; die technischen Ausdrücke dafür sind *rêren, abestôzen, die vart verslahen*, vgl. Steyskal, Anmerkung 25. 48. 64.

Der Verfasser dieser Predigt hat seine Arbeit zwar lateinisch aufgezeichnet, aber für deutsche Zuhörer bestimmt: sie sollte deutsch gehalten

werden, ist auch durchweg deutsch gedacht, die lateinischen Worte sind zuweilen den entsprechenden deutschen Kunstausdrücken nachgebildet (z. B. suscipere = an-, aufnehmen den Hirsch), und im Notfalle, wo er sich nicht anders zu helfen weiß, mengt er die deutschen Termini unter seine schlechte lateinische Prosa. Man könnte denken, daß die Predigt vielleicht für eine Zuhörerschaft von Jägern bestimmt war: der Einwurf gegen den Vergleich zwischen Christi Passion und der Hirschjagd wegen des Unterschiedes der Jahreszeit könnte auf Sachkunde des vorausgesetzten Publikums hinweisen, und das einmal unterlaufende *si placet* vielleicht auf vornehme Jagdherren. Aber das sind weiter nichts als Vermutungen (vgl. die Predigt des Johann Rho über die Jägermesse, Quétif und Echard, Scriptores ord. Praedicatorum 1, 549). Auch wie alt die Predigt selbst ist, muß ich im Unbestimmten lassen, denn aus der sachlichen Übereinstimmung zwischen ihren Angaben und denen in Gottfrieds Tristan wird sich schwerlich etwas erschließen lassen.

Wertvoller mag uns die Überlegung sein, in welchen litterarhistorischen Zusammenhang die Jagdallegorie dieser Predigt sich einfügt. Der Gedanke, unter dem Bilde einer Jagd die Erfahrungen des Minnelebens darzustellen, mag nicht bloß auf den allegorisierenden Gottfried von Straßburg oder auf den Titurel Wolframs von Eschenbach zurückgehen, auch die späteren Lyriker sind darauf geraten und die französische Poesie bietet gleichfalls Vorbilder. Unter den selbständigen Gedichten, welche diesen Stoff behandeln, hält man jetzt (sicher nachgewiesen ist es nicht) die sogenannte „Königsberger Jagdallegorie", herausgegeben von Steyskal, Zeitschr. f. d. Altert. 24, 259, für das älteste. Diesem stünde dann die „Jagd" Hadamars von Laber zunächst (vgl. Steyskal in seiner Ausgabe S. XIII), die (nach Steyskal S. XI) zwischen 1335 und 1340 verfaßt wurde. Nicht sehr lange darnach wird die „die Jagd der Minne" (von Laßbergs Liedersaal Nr. 126) anzusetzen sein, darauf folgt noch im 14. Jahrhundert das Gedicht des Suchenwirt „daz gejaid" (Primisser Nr. XXVI und seine Erklärung S. 285ff.). Sehr bezeichnend scheint mir, daß Hadamar von Laber, der sich zwar recht vorsichtig ausdrückt (*daz edel wilt* 348, 361), doch bei seiner Jagd einen Hirsch meint (85: *sîn gehürne,* 491 lehnt er *eine schiehe hinde* ab), indes die Königsberger Jagdallegorie, Laßbergs Jagd der Minne und Suchenwirt (V. 23 allerdings nur *daz wilt,* aber V. 49 heißt es von dem schlechten Jäger: *wan er sich guoter tier verwigt)* eine Hinde (als paßlicher für die geliebte Frau) gejagt werden lassen; vielleicht darf man daraus auf den Zusammenhang dieser Stücke untereinander schließen; — Hadamar bliebe mit seinem Gedichte für sich stehen und wäre also mit Bewußtsein von seinem vermuteten Vorbilde, dem Königsberger Gedichte, abgewichen. Vgl. noch die Allegorie „die verfolgte Hindin", Kellers Fastnachtsspiele 3, 1392—1399, wo aber die Jagd ganz zurücktritt und durch andere florierte Motive der Liebesallegorien ersetzt wird.

Gehören alle diese Jagdallegorien ins 14. Jahrhundert, so wird man

sich nicht wundern, wahrzunehmen, daß auch die deutsche Predigt von dem Interesse für diesen Stoff ergriffen wird. Kein Geringerer als Johannes Tauler († 1361) schildert die Versuchungen der Welt als eine Jagd, auf der ein edler Hirsch, = der Christenmensch, durch die Hunde gehetzt wird; vgl. Cruel, Geschichte der deutschen Predigt im Ma. S. 394 f.; Linsenmayer, Geschichte der deutschen Predigt in Deutschland, S. 425 u. Anm.; Nebe, Zur Geschichte der Predigt 1, 366 ff. Und auch die aus dem 14. Jahrhundert stammenden Klosterpredigten aus Sarnen in der Schweiz (Wackernagel, Altdeutsche Predigten und Gebete S. 598) schildern, allerdings, mit unserm Stück verglichen, recht farblos, Christus als Hirsch, der gejagt wird. Im 15. Jahrhundert gibt es dann eine ausführliche Allegorie, in der die hl. Dreieinigkeit selbst als Edelwild erscheint (Cod. germ. Monacensis 4307, Bl. 80—105, citiert in der Einleitung von Schmellers Ausgabe der Jagd Hadamars von Laber S. XX), und noch zwischen 1535 und 1545 (just zweihundert Jahre nach Hadamar) verfaßt der Benediktiner Wolfgang Sedel zu Tegernsee deutsche Predigten, deren Thema ist: „des Hirschengejaidt geistliche Auslegung“ (Cod. germ. Monacensis 4304 vom Jahre 1545).

Daraus ergibt sich, daß unsere Grazer Jagdpredigt, so wunderlich und vielleicht geschmacklos sie uns auf den ersten Blick anmuten mochte, doch in einem wohl verständlichen Zusammenhange historischer Entwicklung sich befindet und eines der in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters nicht gar seltenen Beispiele darbietet, die den Einfluß der weltlichen Poesie auf die geistliche Litteratur bezeugen.

Altdeutsche Glossen III.

Von

Friedrich Kluge.

Goetz-Gundermann haben mich auf ahd. Glossen des 11. Jahrhunderts in der Pariser Hschft. Latin 16702 aufmerksam gemacht, die in einem Abschnitt Explicationes quarundam vocum Bl. 61b und 62a enthalten sind. Allerdings beansprucht darunter nur ein einziges Wort besonderes Interesse: britissa als Urform für unser Pritsche; ich habe schon 1894 diese Urform für das erst jung bezeugte Wort vorausgesetzt.

gig^{n}giuę bila^{f}rna. — arterię weisa^{f}nda. — gurgulio che^{f}la. sublingium i. racho. — ascella vochasa. — Extales grozdarm. In carecto ripę in loco palustri ubi carex habundat i. saher. —

Acus-ris sprxixr. — assatura spickbrbtp. — archimandrita i. pharrare. — collirida brecedella. — cantus i. bret. — cancile i. britissa. — duciolus zaphọ. — Exedra pbbso [= obaso]. —

Neue Ausbeute für das mittelhochdeutsche Wörterbuch aus der Dominicus-Legende.

Von

Fedor Bech.

Die von J. König im 8. Bande des Freiburger Diöcesan-Archivs herausgegebene Prosalegende, welche den Titel führt Dis ist das leben des heiligen vaters Dominicus, ist in alemannischem Dialekt geschrieben und gehört nach E. Martin dem Anfange des 14. Jahrhunderts an. Die Hs. hat nach König „48 Blätter in kl. 4, auf starkem, pergamentähnlichem Papier". Sie ist bereits von Lexer in der 2. Hälfte seines Mhd. Handwörterbuches benutzt worden, enthält aber noch manches Sprachgut, das zur Ausfüllung der Lücken im Mhd. Wb. geeignet ist, wie die hier folgenden Erörterungen zeigen werden. Der Herausgeber und Lexer haben auf die lateinische Vorlage nicht Rücksicht genommen, die der Verfasser der deutschen Legende vor sich hatte und zum größten Teil übersetzte, auf die Legenda Aurea Jacobi a Voragine S. 466 ff. (nach Graesse ed. tertia cap. CXIII), so daß ihnen in Bezug auf die Auffassung des Textes dies und jenes entgangen ist. Den Dominicus citiere ich gleichzeitig nach den Seitenzahlen des Archivs und der Hs.

mater = marter F. Dom. 335, 7 ich bin nit würdig der guentlichi der mater = J. a Vor. 467 non ego martirii dignus sum gloria; dieselbe Wortform bei Schönbach Mittheilungen aus altd. Hss. II, 216, 20 u. 23; ebenso steht etrich = ertrich Dom. 348, 53 und 349, 55; über Ausfall des r vgl. Weinhold Alem. Gr. S. 166 u. Bair. Gr. S. 168.

anloga = anläge F. Dom. 335, 7 die stat, do er wissete das im warent bereit die anloga des todes = lat. Vorl. 457—68 locum, in quo sibi paratae ferebantur insidiae. Das Wort anläge im Sinn von insidiae, geværde, gevære auf oberd. Sprachgebiete sonst nicht weiter bekannt, dagegen bekannter auf mnd. nach Wiggert Scherflein I, 44 und Schiller-Lübben I, 95 sowie auf md. nach Pass. K. 463, 19; vgl. jedoch anlegen bei Lexer Mhd. HWb. I, 60 und Closeners Straßb. Chronik 82 daz sie wider in nie kain anlegen haten geton.

capitler M. Dom. 339, 25 die capitler staend vff und komment her = lat. Vorl. 471 capuciati surgunt. Gemeint sind nicht die capitelbrüeder (wie im Renner 4061 u. 4156 oder bei Walk Verm. Beitr. I, 240) noch die capitelherren (vgl. Lexer), sondern wohl die kappelære, die kappentragenden Mönche. Etwas ganz anderes bedeuten in späterer Zeit die capitler, von denen im D. Wb. V, 187 die Rede ist. Im Mhd. Wb. fehlt das Wort.

grosseclich Adv. Dom. 338, 19 als gr. = lat. Vorl. 470

adeo: Dom. 348, 52 gr. betrûbet = lat. Vorl. 478 inconsolabiliter dolentibus; im Mhd. Wb. spärlich belegt.

almerîe F. Dom. 339, 22 als ob si (diu buoche) wêren gehalten in einer almerîen = lat. Vorl. 471 ac si libri in aliquo armario fuissent; bei Lexer nur aus dem 15. Jhrh. belegt.

begern sw. V. mit bloßem Infinitiv: Dom. 340, 27 si begerten gelart werden = lat. Vorl. scholas suas cuperent frequentare; vgl. J. Tit. 3503, 2 der begert ouch sînes herzen willen an mir bezallen; Pass. K. 228, 83 er begerte in slinden; in den mhd. Wörterbüchern ist diese Konstruktion unvermerkt geblieben.

matrône F. Dom. 345, 20 wird der maget Marîen als einer sunderlichen matrônen (?) des Ordens gedacht, die l. Vorl. 472 hat dafür speciali patronae. Hier hat es, wenn nicht eine Textentstellung seitens des Schreibers vorliegt, die Bedeutung von Schutzherrin. Im Mhd. Wb. und bei Heyne im D.Wb. fehlt das Wort. Vgl. Gombert in der German. 29, 353; Bruder Hans Marl. 3641 heißt Maria mien liep matrône (Salger 582); Griselbis ed. C. Schröder (Mitth. der Deut. Gesellsch. in Leipzig Bd. V) 7, 17 u. 21 an mannen unde edelen frowen unde werdigen matronen; 9, 2; 21, 10.

lengerunge F. Dom. 341, 28 lengerung des lebens; vgl. Auer (Stadtr. von München) Art. 310, durch chainer lengrung noch durch chain verziehen; fehlt im Mhd. W.

überrucke N. Dom. 342, 10 die bredier hattent douos uberrucke (l. Vorl. superpelliciis) getragen; bei Lexer nur Citate aus Glossarien.

bestaten sw. V. gestatten, erlauben: Dom. 343, 36 bestatte uns ze gând von disem menschen = l. Vorl. 474 permitte nos exire; in diesem Sinne nur ein Beispiel bei Lexer.

edelfrouwe F. so gut wie edelherre den Stand bezeichnend: Dom. 344, 38 etlich edelfrouwen = l. Vorl. 475 quaedam matronee; vgl. Kaiserchron. ed. Schröder 1550 manic edelfrowe.

an dem namen dem Namen nach, mit Namen: Dom. 348, 54 ez was ein bruoder an dem namen (l. Vorl. nomine) Rao; 350, 62 bî Bononie was ein schuler an dem namen (l. Vorl. nomine) Nicolaus; 352, 67 ein frowe an d. n. Maria; 354, 85 ein frouw an d. n. Gifel; 354, 78 an d. n. Monathata u. s. w. Diese Ausdrucksweise ist noch ungebucht. Sie findet sich noch in der Eneide Heinrichs v. V. 13320: Ascanius hadde twene namen, an den einen hiet er A., an den andern Julus; im Lanzelet 8496 der was unkostebære an sîm namen; Closeners Straßb. Chron. 51 Nycolaus der IV. bobest an dem namen. Gewöhnlich steht hier die Präposition mit oder bî, doch nicht selten auch ze statt an, so in den Beispielen der Germania 22, 41; Martina 264, 26 ez heizet alter ze sînem rehten namen; Parz. von W. u. Colin 702, 40 Marguns ze rehten nammen men mir gibt; Der von Bawenburg in den Schweizer

Minnesängern 259, 30 sô wirt Mêrermuot dir ze namen geseit;[1] ze nemen in den DR-Alten 1, 516, 18 u. 25; Richtsteig Landrechts ed. Homeyer S. 387 wy er zu synem cristen namen genant ist; Limburger Chron. ed. A. Wyß 25, 10 der selbe was genant zu ânamen des isern Heinrich; 38, 4 der (erzebischof) hîsz Buseman zu annamen; 55, 6 derselbe was zu ânamen genant grebe Schinleder; Parz. von W. u. Colin 626, 25 ich heisse Segremors ze ônammen der unsittige genant; 702, 45 ich heisse ze ônammen der künig mit den 100 rittern; Limburg. Chron. 106, 7 er hiesz zu unnamen graf Oneland; Martina 239, 63 er ist ze nâchnamen geheizen Damassenus; 292, 37 bruoder Hâc ze nâchnamen von Langenstein und Schweizer Idiot. IV, 724 (a. 1283 und 1344). Statt der Präposition ist endlich in gewissen Fällen auch der bloße Genitiv verwandt, so von Neidhart 88, 23 erst geheizen rehtes namen Limizun; Kindh. Jesu ed. Kochendörfer 10 nennen alle drîe glîches namen Marîe; Gregor 729 des namen ir vil gelîch; Ködiz v. Salfeld 1, 12 des namen Ludwig ist her gewest der virde.

limit N. Tom. 350, 62 ein schuler — — enthiesz got und dem seligen Dominico, dz si im hulffen, so wolt er ein kertzen machen, die als lange wêre als er, und wolt die brennen in ir ere, und nam ein limit und masse sin lengi und (l. umb) sin hals und umb dz herze und umb die knúwe, und zu jeglichem messen so rúft er an den namen Jesu Christi und des seligen Dominici, und ze hand beuande er dz er gesúnt wart und rúft und sprach: ich bin erlöset = Jac. a. Vorag. 480 scholaris quidam — — Deo et beato Dominico se devovens, cum se filo, de quo fienda erat candela, totum mensus esset in longum, coepit etiam corpus, collum et pectus cingere. Cum tandem genu filo ambiente cinxisset, invocato ad quamlibet mensurationem nomine Jesu et beati Dominici, continuo se alleviatum sentiens exclamavit: ego sum liberatus. Lexer Nachtr. zum Mhd. HWb. 300 verstand unter limit einen Maßstab, Meßschnur und verwies auf linmez. Die lat. Quelle aber und der Zusammenhang nötigen zu einer andern Auffassung. Darnach kann es hier nichts anderes bezeichnen als den Kerzendacht (oder das Kerzendocht). In mnd. Glossaren trifft man es unter der Form lemet, so in Hoffmanns Glossar. Belg. 64 lemet, lignus, funis ardens in candela, ellychnium; bei Cornel. Kilianus ed. Hassel 34c. lemmet, lembind, ellychnium, linamentum lucernarium; bei Diefenb. Gloss. 328b liemen, daht, doht, leiment in candela, lenement, leenemat, lamet, leymet, wiech; ein liniment bringt die Gothaer Hs. Heinrichs v. V. in der Eneide 8362 für wieke. Sonst noch ein mnl. lemit, auf das lat. Wort venit reimend, bei Bruder Hans Mar. 3669 so helf mir daz dat lemmit und oul în miinre lampen werd gevunden; Z. f. d. A. 24, 461; Ahd. Gl. II 502. III 716.

[1] Bartsch hat hier mérer muot drucken lassen.

ungenerlîch Adj. unheilbar, im Sinne von ungenislich (wie in der Alemannia 15, 180), ist wieder herzustellen anstatt ungeuerlich in Dom. 353, 74 die hat einen sweren siechtagen, einen ungeuerlichen (?), XI tage an irem linken baken; ebenso 355, 82 die hat wol XX jor einen ungeuerlichen gebrechen an einem vinger, vgl. 355, 79 es wart genert (geheilt) von sînem siechtagen und 357, 87 die generunge Heilung. Das Wort bis jetzt ungebucht.

untrôstbære Adj. Dom. 355, 80 untrostbar aller artzenîe; bei Lexer nur 1 Citat: vgl. noch J. Tit. 934, 2 ich bin untrôstebære.

zuonemen statt des Part. präsens zuonemende: Dom. 353, 74 Mariam die dich ist erlúchtende und Joseph, der do ist zu nemen, und dz kint Jesum, dz do ist behaltende = l. Vorl. 483 Mariam illuminantem et Josephum perficientem (?). Der Übersetzer las wohl proficientem statt perficientem, vgl. Diefenb. Gloss. s. v. proficere, zu nemen. Die angeführte Verbalform erscheint hier noch öfter: 357, 87 ist volbringen und ist zerstoren; 333, 3 er was sich muzigen (vacabat); er was lesen (legens); 334, 3 was er antwurten; 337, 16 er was die (sper) zwitzern wider die welt = l. Vorl. contra mundum eas vibrantem; 339, 23 er was stritten; 340, 26 der da was usrichten die schule, 346, 44 warent usz fliessen die trehen; 353,74 wzz smegken von unreinen flussen; 356, 85 was anrúffen, was erzoeigen; 335, 10 si werent bredien. Daneben das unverkürzte Part. Präsentis 333, 1 was enzúndende; 333, 2 erlúchtende; 337, 14 was versagende, was bittende; 349, 56 was übertreffende und 352, 70; 356, 82 was studierende.

slâfen st. V. Bildlich von leblosen Dingen: Dom. 354, 76 und sliefend im die pein (schliefen ein, torpebant). Dieser bildliche Gebrauch auch sonst nicht selten: Fundgr. II, 177, 14 ir herze darunder nien slief; Frauenlob Spr. 58, 19 sô slâfet dienest und ir hant; Martina 277, 79 dem slâfet (Hschft. wahset) silber unde golt und wirt im niemer holt; 81 ime slâfet spîse unde tranc; 85 im slâfet frolicher muot; 87 ime slâfet froude und frouden wân; 89 im slâfet gelimph unde fuog; 91 im slâfet allez daz hie ist; Heinrichs Tristan 2396 Tristandes gelücke dâ nicht slief; Ulrich v. d. Türlin Willeh. LXVIII, 27 an der schoen slief nicht wîbes teil; Krone 2030 dô wachet Schande und slief daz Heil; 2252 und slafet Schande; J. Tit. 656, 3 mîn sorge slâfet, wan diu Sælde wachet; Mone Schausp. des Mittelalters I, 118, 97 mîn glucke hat geslâfen.

hennen-ei N. Dom. 356, 83 als gros als henneneiger; Jansen Enikel ed. Strauch 3064 er naem für mich ein hennen ei.

vordere schw. F. Pflegemutter: Dom. 357, 87—88; es beschach umb sín (des Kindes) heile von siner vorderen vil andaehtiges anrúfen zu dem heil. Dominico. Der Herausgeber und Lexer übersetzten vorderen mit Eltern, als ob da stünde von sînen vorderen.

wîsgen schw. V. = wîzegen, peinigen, foltern. Dom. 357, 88

gepîniget und gewisget mit grossen smertzen der zen, schon von Lexer aufgenommen. Doch sind noch zwei Stellen vorhanden, in denen es aller Wahrscheinlichkeit nach wieder hergestellt werden muß. Dom. 343, 36 worumb gwinges du uns (so sagen die Dämonen des Besessenen zu Dominicus) da zwir geswiget werden = lat. Vorl. 474 quare nos cruciari compellis; Dom. 344, 37 ir muessent hie geswiget werden = lat. Vorl. 473 a cruciatu hoc nequaquam liberos vos dimittam. Deutsche Übersetzung und lat. Quelle decken sich hier nicht; für geswîget ist wohl gewîsget zu lesen.

vierdehalbjerig und setthalbjerig Adj. Dom. 358, 91.

Bücherschau.

Hermann Osthoff, Vom Suppletivwesen der indogermanischen Sprachen. Erweiterte akademische Rede. 4°. 95 S. 1900. M. 4.— (Kommissionsverlag von A. Wolff, Heidelberg).

Unter Suppletivwesen versteht O. die Erscheinung, daß sich Bildungen aus verschiedenen Wurzeln zu einer psychischen Gruppe zusammenschließen, wie sie sonst durch etymologisch verwandte Formen gebildet wird. gut und besser z. B. seien in derselben Weise associirt, wie jung und jünger, aber nur im zweiten Fall sind die Glieder der Gruppe wurzelverwandt. Während man gewöhnlich sagt: daß gut, bez. besser defektiv sind, keinen Komparativ, bez. Positiv bilden können, sieht O. das Wesentliche der Erscheinung in dem gegenseitigen Sichaushelfen und Sichergänzen der unverwandten Formen.

Mit reichem Material belegt O. den Suppletivismus in den einzelnen idg. Sprachen. Dabei zeigt es sich, daß es immer wieder dieselben Begriffe sind, deren Bezeichnungen zum Suppletivwesen neigen, beim Verbum Ausdrücke für essen, geben, gehen, laufen, nehmen, bringen, sagen, schlagen, sehen, sein, beim Substantiv die Bezeichnungen der nächsten Verwandtschaftsgrade (z. B. πατήρ : μήτηρ gegenüber θεός : θεά) oder der elementarsten Gattungsbegriffe wie Mann, Weib, der Haustiere (z. B. Stier, Kuh, Kalb), beim Adjektiv die Steigerungsformen von Wörtern für gut, böse, groß, viel, klein, wenig, beim Numerale die Ordinalia für 1, 2, der Name für 20 (viginti : duo gegenüber triginta : tria), endlich fallen hierher zahlreiche Pronominalformen. Bemerkenswert ist, daß keineswegs der Suppletivismus in dem gleichen Lautmaterial sich verkörpert: malus — peior hat natürlich mit ubils — wairsiza etymologisch nichts zu thun, aber es ist im lat. wie im got. derselbe Begriff, dessen Ausdruck in den Steigerungsformen dem Suppletivismus unterworfen ist. Ja die Erscheinung reicht über den Bereich der idg. Sprachen hinaus; mit Hilfe von Bezold und Nöldeke weist O. ganz gleichartige Thatsachen der semitischen Sprachen nach.

Zur Erklärung des Suppletivismus geht O. davon aus, daß, wie wir gesehen haben, die dem Suppletivismus unterworfenen Wörter Bezeichnungen der dem Interesse des sprechenden Menschen am nächsten liegenden Vorstellungsobjekte werden. Je näher aber die Dinge dem Sprechenden treten, desto schärfer und individueller werden sie erfaßt. Während die gruppirende Auffassung, die Klassifikation der Dinge, in den grammatischen Formelementen (Ableitungs- und Flexionssuffixen) ihren sprachlichen Ausdruck findet, entspricht der individualisirenden Auffassung der Suppletivismus.

Gegen diese Erklärung kann ich mich starker Bedenken nicht erwehren. Ich

glaube, daß weder die Thatsachen, die erklärt werden sollen, noch die zur Erklärung herangezogenen einheitlicher Natur sind.

Zunächst: wenn uns heute Sohn, Tochter, Vater, Mutter als eigennamenartig erscheinen, so liegt dies daran, daß die Wurzeln, aus denen sie gebildet sind, nicht mehr in anderen Bildungen vorliegen. Man wird aber doch nicht leugnen, daß sie einmal vorhanden waren. O. gibt ja selbst für eine Reihe von Suppletivformen Etymologien. Räumt man aber einmal ein, daß jenen Wörtern prädikative Wurzeln zu Grunde liegen, so muß man auch zugeben, daß bei ihrer Bildung der klassifikatorische Trieb gewaltet hat. Nur in einer andern Richtung als bei den durch Motion gebildeten Wörtern. Das ist aber das Recht nicht nur des sprechenden, sondern auch des denkenden Menschen. Denn unsere Begriffe sind doch nicht das Abbild von etwas objektiv Gegebenem, sondern eine willkürliche, zu unseren wechselnden Zwecken vollzogene Synthese des Vorstellungsinhalts. Bei den Bezeichnungen der Verwandtschaftsgrade u. s. w. scheint mir die Frage nicht zu sein: warum sind sie „suppletivisch" gebildet? sondern warum erhalten sie sich? Hier tritt die Betrachtung O.'s, daß es Bezeichnungen elementarer Vorstellungen sind, in ihr Recht. So häufig gebrauchte Wörter werden nicht leicht vergessen, seltenere entschwinden dem Gedächtnis, bei der Neubildung greift man notwendig zu dem noch vorhandenen Wurzelmaterial und bedient sich allerlei formaler Mittel, der Ableitung, der Zusammensetzung, der Umschreibung.

In ein anderes Gebiet gehört die von Osthoff betonte Thatsache, daß in früheren Sprachperioden vielfach Bezeichnungen umfassender Begriffe fehlen, dagegen Ausdrücke für die Varietäten der Begriffe vorhanden sind. Diese Thatsache erklärt allerdings sehr viele Erscheinungen des Suppletivismus, aber doch in anderer Weise, als O. will. Nicht weil bei schärferer Auffassung des lebhafter Interessirenden eine Eigenschaft nicht mehr als dieselbe erscheint, wenn sie in einem höheren Grade gedacht wird, sind besser, maiza u. s. w. Suppletivformen, sondern weil sie ihrer Bedeutung nach nicht schlechtweg Komparative zu gut, mikils sind. „Das Bessere ist ein Feind des Guten", sagt das Sprichwort, der Positiv zu maiza ist der Bedeutung nach „quantitätbesitzend". Da es der Sprache ursprünglich an Bezeichnungen solcher abstrakter Vorstellungen fehlte, sind die Steigerungsformen notwendig defektiv, der Ausdruck ist hier ganz am Platze.

Gegen diese Auffassung spricht nicht, daß die defektiven Komparative aus Wurzeln von inhaltsreicherer Bedeutung gebildet sind. Im got. heißt air πρωί, airis πάλαι. Der Komparativ hat aus der Bedeutung „früher am Morgen" das eine Moment fallen lassen und ist dadurch Bezeichnung der reinen Präcession in der Zeit geworden, der Positiv hatte nichts zu verlieren, er konnte nicht Positiv zu der neuen Bedeutung von airis werden, er konnte im Ahd. verloren gehen, ohne daß dadurch die Existenz von êr gefährdet wurde.

Man kann auch nicht einwenden, daß doch etwa gut — besser associirt erscheinen. Das erklärt sich daraus, daß zwar, wenn ein Ding besser ist als das andere, keines von beiden gut sein muß, aber doch beide gut sein können.

Ich glaube, mit meiner Auffassung der defektiven Komparative im Wesentlichen der Anschauung zu folgen, die Brugmann Grundr. II § 139 und Delbrück Grundr. III § 194 entwickelt haben und an der Brugmann neuerlich, Zs. f. d. Gymnasialwesen 54, 463 f., gegen O. festhält.

Ebenso wie mit den defektiven Komparativen steht es mit den defektiven Verben. Hier gibt O. zu, daß Delbrück, Grundr. IV, § 90 nicht mit Unrecht das Suppletivwesen mit den Aktionsarten in Beziehung setze, aber dieses Zugeständnis wird doch gleich wieder zurückgenommen, oder wenigstens abgeschwächt.

Bei der Besprechung der Pronomina erwähnt O. die Bemerkung Grimms, daß wir gar nicht der Plural zu ich ist; aber die Konsequenz ist dann doch, daß die allgemeine Erklärung des Suppletivismus hier nicht zutrifft. ich kann seiner Bedeutung nach ebensowenig einen Plural haben wie achteckig einen

Komparativ. Von du ist allerdings ein Plural möglich, aber wer verbürgt uns die ursprüngliche Bedeutung von yūyam. ὑμεῖς, jus? O. erwähnt die Thatsache, daß nicht-idg. Sprachen beim Pron. einen inclusivus und einen exclusivus unterscheiden. Es ist doch wenigstens denkbar, daß yūyam u. s. w. ursprünglich „du und andere, nicht anwesende“ bedeutete.

Es ist unmöglich, die verschiedene Formation der Pronomina, die in die ältesten Zeiten der Sprachbildung zurückgeht, im einzelnen zu erklären, aber wenn ich moderne Erscheinungen betrachte, will mir doch O.'s Erklärung zu abstrakt, zu allgemein erscheinen. Das Italienische hat beim Pronomen ein neues Suppletivverhältnis geschaffen, indem es die obliquen Casus von noi, voi in unbetonter Stellung durch die Lokaladverbien ci, vi ersetzte. Hier werden wir uns doch nicht mit der Annahme begnügen, daß die Personen, die sprechen oder zu denen gesprochen wird, als andere erscheinen, wenn sie als Objekt einer Thätigkeit vorgestellt werden, als wenn sie als Subjekt gedacht werden. Wir werden uns vielmehr bemühen, die syntaktischen Verbindungen zu ermitteln, in denen die Lokaladverbia die Pronomina vertreten konnten.

Im Englischen besteht ein Suppletivverhältnis zwischen king und queen, earl und countess, auch hier ist unser Kausalitätsbedürfnis nicht befriedigt durch die Annahme, daß die Begriffe 'Königin' und 'Gräfin' schärfer und individueller aufgefaßt wurden als 'Herzogin' oder 'Baronin'. Dagegen wird vielleicht die Vermutung wahrscheinlich vorkommen, daß eorl sowohl in der Bedeutung 'Held', 'Krieger', wie als Amtstitel ursprünglich kein Feminin bilden konnte, und wir werden trachten, eine Ursache dafür zu finden, daß cwén schon in ags. Zeit zu der Bedeutung 'Fürstin, Königin' gekommen ist.

O. sieht Suppletivismus in dem Verhältnis von viel zu sehr. Dieses ist bekanntlich dadurch zustande gekommen, daß sêre in Verbindungen wie sêre wunt, sêre leit schließlich die heutige abgeschwächte Bedeutung gewann, auch in Formeln wie sêre guot gebraucht wurde und auf diese Weise mit adverbiell gebrauchtem vil concurrirte. Das Subst. sêr konnte natürlich substantivisches vil nicht verdrängen. — Es ist mir unmöglich, diesen O. natürlich wohlbekannten realen Vorgang mit seiner Erklärung des Suppletivismus in Beziehung zu setzen.

Wie der Forscher auf dem Gebiete der organischen Natur sich nicht damit begnügt, die Zweckmäßigkeit des Baues und der Funktionen der Organismen nachzuweisen, sondern sich bestrebt, die zu Grunde liegenden physikalischen und chemischen Prozesse zu ermitteln, so müssen wir uns bemühen, in jedem einzelnen Fall die Faktoren zu erkennen, die zu der Erscheinung des Suppletivismus geführt haben, und uns nicht damit zufrieden geben, daß die suppletivisch bezeichneten Begriffe den Anschein individueller Auffassung erregen.

Suppletivverhältnisse entstehen gar nicht so selten dadurch, daß von zwei etymologisch verwandten Wörtern das eine ausstirbt oder eine andere Bedeutung gewinnt. In gewissem Sinne kann man hier von Zufall reden. Wir können erklären, wie sêre adverbielles vil vor Adjektiven vertreten konnte, aber nicht, warum dieser Gebrauch von vil in der Schriftsprache erloschen ist. Im Ags. bestand eine 'echt stoffliche' Gruppe wifmon-wæpnedmon, im Engl. ist sie zerstört. Von dominus-domina ist nur das zweite Wort im heutigen Frz. erhalten. Warum hat das lat. senior übersetzende herro das alte fro verdrängt, während frouwa sich gegenüber herra erhalten hat? Man kann von einem Suppletivverhältnis zwischen dänisch und schwedisch konge, konung — dronning, drottning sprechen, obwohl es noch ein drot, drott gibt. garçon — fille ist eine 'unechtstoffliche' Gruppe, weil garce eine eingeschränktere Bedeutung bekommen hat. Im Mhd. konnte man den Komp. gerner bilden, wir müssen lieber sagen.

Suppletivbildungen können auch dadurch entstehen, daß ungenaue Bezeichnungen, die ursprünglich nur in einer gewissen Situation möglich waren, später usuell geworden sind. Rappe ist ein junger Name des schwarzen Pferdes, er konnte natürlich ursprünglich nur gebraucht werden, wenn es klar war, daß von Pferden die Rede sei; heute hat es, wenn man das Wort mit dem analytischen

Ausdruck 'schwarzes Eichhörnchen' zusammenhält, den Anschein, als habe die schärfere, individuellere Auffassung des schwarzen Pferdes dahin geführt, ihm einen Namen zu geben, der ihn nicht in die Kategorie 'Pferd' stellt.

Wenn ich auch in der Erklärung des Suppletivwesens Osthoff nicht zu folgen vermag, so bin ich ihm doch sehr dankbar für die reiche Anregung, die mir seine Schrift geboten hat. Sie hat das Verdienst, in ausführlicher und umfassender Weise, wie es nie bisher geschehen ist, jene Erscheinungen, welche die Schulgrammatik in das Gebiet der 'Unregelmäßigkeiten' verweist, behandelt und dadurch der wissenschaftlichen Discussion den Impuls gegeben zu haben, diese Thatsachen schärfer zu sichten und sich um ihre Erklärung zu bemühen.[1]

Wien, Oktober 1900. M. H. Jellinek.

Elis Wadstein, Kleinere altsächsische Sprachdenkmäler, mit Anmerkungen und Glossar herausgegeben (Niederdeutsche Denkmäler herausgegeben vom Verein für niederdeutsche Sprachforschung VI. Band) Gr. 8°. XV, 250 S. 1899. M. 7.20 (D. Soltau, Norden).

Wenn ein Quellenkritiker wie Steinmeyer die Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit der hier vereinigten Texte anerkennt, so ist das Ansehen des Buches fest begründet. Es füllt in der That eine Lücke aus und beruht auf Umsicht und Sorgfalt. Entgangen ist dem Verfasser, daß ich in einer Anzeige von Gallées andd. Sprachdenkmälern einige bisher wenig berichtete Pariser Glossen (jetzt Ad. Gl. IV) bekannter machte, als sie bis dahin waren; dann auch, daß ich dort auf andd. Glossen in Jena hinwies, die bei näherer Nachforschung gewiß wieder aufzufinden sind (es handelte sich übrigens um etwa 6 Glossen, die mir kein besonderes sprachliches Interesse boten). Die Sorgfalt, die Wadstein auf seine Texte verwandt hat, ist auch der Wortforschung vielfach zugute gekommen; ich erwähne besonders in den Nachträgen S. XIV einige übersehene Glossen der Oxforder Virgilscholien, für die ich selbst früher (Zsch. f. d. A. 28, 260) manches Übersehene beigebracht hatte.

Aber unsere Kenntnis des andd. Wortschatzes ist und bleibt trotz Heliand und Genesis doch immer sehr lückenhaft und zumal in den kleineren Texten stecken der ungelösten Schwierigkeiten recht viele. Wadstein hat jedoch in seinem Glossar mehr zu thun übrig gelassen, als man nach der Gründlichkeit seiner Texte erwarten sollte. Und man vermißt nur zu oft die Sicherheit und Richtigkeit seiner Ansätze. Jedes Glossar dient der sprachlichen Erklärung und muß auch Erklärungen bieten, wenn es z. B. zu einer zufällig belegten Flexionsform eine Normalform wie den Nominativ Singularis oder den Infinitiv angibt. Der Ansatz eines Nominativ Singularis, wenn der doch gewiß pluralische Dativ te pâskon heißt, ist gewiß eher mit dem Hel. als pâsca denn als pâsco zu vermuten. — Warum für grîmo 'Maske' ein fem. grimâ als Ansatz steht, sieht man vollends nicht ein. — Zu den seltsamsten Ansätzen gehört S. 217 segela für 'leinener Vorhang'; die lat. Glosse lautet segela vela, carbasa und steht unter ndd. Glossen, die stark mit hd. Worten gemischt sind. — Zu tuitho S. 228 einen Infinitiv tugithon anzusetzen, ist falsch; der kann nur twîthôn lauten, vgl. Schades Ad. Wb. II 1312. — Ich beanstande noch S. 192 hilti als Ansatz; hilte könnte Dativ sein (im Hinblick auf tô, das dem lat. ad entspräche). — Auch die Trennung von Zusammensetzungen in ihre Bestandteile gibt zu Bemerkungen Anlaß; vi-voldra 'Schmetterling' S. 240 gilt als Zusammensetzung, mûwerf 'Maulwurf' S. 210 nicht. — So sind auch Wadsteins Quantitäsbezeichnungen nicht einwandsfrei; so muß es S. 194 hrîderon, S. 194 hrâchison heißen; auch âhorn S. 166 scheint sicher. — Auch sonst vernachlässigt W. die sprachlichen Thatsachen. Anlautendes hl und hr gehorchen bei seinen

[1] Zu S. 73 möchte ich bemerken, daß die Entstehung von mir = wir in der Enklise nach dem Verbum meines Wissens zuerst von Schmeller behauptet wurde, der auch schon isl. þér auf gleiche Weise erklärte. Vgl. Mundarten Bayerns § 685. 721. 722.

Ansätzen nicht den Gesetzen der Wortgeschichte. lôs 'leider' wird als hlôs, rûtho als hrûtho, rusal-rusli als hrusal, hrusli, ruoz 'Ruß' als hruoz u. s. w. eingereiht. — Auch sonst begegnen seltsame Ansätze. Ein midi 'mitten' S. 208 für das Abecedarium Northm. anzunehmen, ist gewiß unmöglich; es kann dort nur midi Adv. 'mit' stehen. Für den Superl. wirristo wird wirsisto angesetzt; aber vgl. angls. wyrresta. — witag S. 248 wird mit Fragezeichen als 'wissenswert' angesetzt; aber an der betreffenden Stelle ist der Infinitiv witan anzunehmen (uuita h'is ûs, kaum uitan is ûs). — Muß hôelik 'ridiculus' S. 193 nicht als hônlik aufgefaßt werden? — Ein Adj. glaso S. 187 scheint mir ein Unding; an der betreffenden Stelle ist etwa glasa-dun (oder glasa-talu) nach dem vorhergehenden zu ergänzen. — Seltsame Normalform hairra 'saccus'; hâria wäre anzusetzen. — Ist etto 'wieder' S. 181 a nicht ehtto, ettho? vgl. angls. oft = ahd. otto. — Auch bei Bedeutungsangaben sind Einwendungen zu machen. druhtingos 'Hochzeitsgenossen' S. 178 entspricht weder den Glossen noch dem, was wir sonst über das Wort wissen. Es ließe sich noch manches zu Wadsteins Glossar bemerken. Aber ich denke, mit dem Vorstehenden zur Genüge dargethan zu haben, daß es nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen ist. Übrigens hat auch Steinmeyer in seiner Anzeige manches am Glossar auszusetzen gefunden. — Schließlich gebe ich eine Vermutung zu einer bisher — glaube ich — dunkeln hd. Glosse: bei Wadstein 106 b[15] burdo ex equo et acina pruz; Palander Ahd. Tiern. 82 denkt an die Möglichkeit einer Verschreibung für brunaz. Aber Ahd. Gl. III 201[50] mannus bruz stimmt und Palander hat noch einen dritten Beleg, so daß pruz bruz als Bezeichnung einer Art Pferde nicht zu bezweifeln ist. Das Wort ist als prûz (brûz) aufzufassen und das heißt der 'Preuße'. Die östliche Pferdezucht hat allerlei interessante sprachliche Reflexe hinterlassen, und die Geschichte des Wortes Wallach ist für unsern Fall besonders lehrreich. Das Grimmsche Wörterbuch verzeichnet aus Stieler Reuß 'equus castratus' und reußen aus Hans Sachs „ich fürcht, ich müeß mich lassen reußen, wie man den Pferden thut in Preußen". Aber wenn Heyne im DWb. die Etymologie dieser beiden Reuß und reußen als unsicher behandelt, so habe ich schon im Et. Wb. unter Wallach die unzweifelhaft sichere Herkunft aus mhd. Riuz 'der Russe' angegeben. Hier dürfen wir nun prûz (brûz) anreihen und die Glosse burdo ex equo et asina deutet auf die altberühmte preußische Pferdezucht: Prûz 'der Preuße' — hier hd. wohl zum erstenmal bezeugt — abermals ein Völkername, der als Bezeichnung eines Rassetieres verwendet wird wie frz. hongre eigtl. 'Ungar' = Wallach ist. F. Kluge.

Gustav Kisch, Nösner Wörter und Wendungen. Ein Beitrag zum siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuch. Beilage zum Programm des evang. Obergymnasiums A.B. in Bistritz. Bistritz 1900.

Nösen ist der aus der moselfränkischen Heimat mitgenommene deutsche Name für das offenbar slav. Bistritz, das nach der vorliegenden Schrift ein slav. bistrěca erg. rěka 'der schnelle Fluß' sein soll. Aus der dortigen Mundart haben 1876 Kramer und 1897 Keintzel Idiotismen zusammengestellt. Das vorliegende Programm will Kramers und Keintzels wertvolle Sammlungen ergänzen und ist in der That durch die Fülle des Gebotenen ein wichtiger Beitrag zu dem geplanten siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuch, dem wir noch manche gleich tüchtige Sammlungen in gleich brauchbarer Verarbeitung wünschen. Der Verfasser hat bei allem, was er verzeichnet, immer die Frage nach der Urheimat seiner Sachsen im Sinn und gern folgt man den überraschenden Nachweisen der bedeutsamen Zusammenhänge mit moselfränkischen Spracherscheinungen. Lehrreich sind auch die zahlreichen Hinweise auf seltsame Saxonismen, worunter besonders die Unterschiede im grammatischen Geschlecht hervortreten. — Zu glaft 'Lippe' wäre der Hinweis auf das Wb. des Wetterauer Er. Alberus 1541 (vgl. mein Et. Wb.[6] unter Lippe) am Platz. — Unter leisterkrâ S. 77 ist ahd. listera mhd. lister = ndl. lijster anzusetzen. F. Kluge.

Paul Horn, Die deutsche Soldatensprache. 8°. 190 S. 1899. Mk. 2.50 (J. Ricker'sche Buchhandlung, Gießen).

Der Verfasser hat einen wichtigen Ausschnitt des heutigen Sprachlebens zum ersten Mal energisch in Angriff genommen und nicht bloß der Zukunft ein reichhaltiges Dokument für feste Datirungen geliefert, sondern auch unserm Geschlecht ein kurzweiliges Büchlein geliefert, das aus lebhafter soldatischer Stimmung erwachsen — gewiß auch allenthalben lebhaften Widerhall gefunden hat. Aber das Büchlein kommt auch der deutschen Wortforschung überall zugute. Horns Sammlungen erstrecken sich überwiegend über den heutigen soldatischen Sprachgebrauch und über den der letzten Generationen. Aber auch das geschichtliche Material früherer Jahrhunderte ist gut vertreten; die Zeit der Landsknechte, der 30jährige und der 7jährige Krieg hat dem Büchlein hübsche Belege geliefert. Freilich ist das Material für frühere Jahrhunderte viel versteckter und abgelegener, auch spärlicher als etwa für die Studentensprache. Wer sich mit lexikalischen Sammlungen abgibt, wird natürlich hie und da etwas nachzutragen haben. Ich selbst bringe in meinem rotwelschen Werk (Band I 1901) die ältere Soldatensprache, soweit sie eben rotwelsch ist, manches unserm Verfasser Entgangene. Hier mögen einige zerstreute Belege Platz finden. Spitzknecht, Wölfe, Eisenbeißer, Federhansen Fronsperger 1565 Kriegsrechte Bl. 157b. — Kuhfußträger 'Musketire' (1687 in Jena) Grenzboten 1861 XX 1, 214. — Glunde 'Hure', Hopf und Sprutz 'neuangeworbenener Soldat', Schwarzhaber 'alles geräucherte Fleisch' Neue Erweiterungen III 229. 233. 234. — Mummplätz schon Fronsperger 1565 Kriegsrechte Bl. 158. 247b. — Speckmuffen Klein 1598 Kriegsinstitution 152. — Wohl in den Bereich der Feldsprache gehört die folgende Liste von Synonymen für ‚Henken' bei Duez 1652 Nova Nomenclatura 240: „in der Lufft verarrestiren, zum Feldbischoff machen, Hanffsalat zu essen geben, Würgelbieren zu fressen geben, an einer Bretzel ersticken, die in eines Seylers Haus gebacken ist worden". — „Ein Aufgehenkter heißt in der Soldatensprache punctum cum commate" (Callenbach) Quasi vero S. 71. — Namen von Geschützen behandelt Wackernagel Germ. IV 156. — Schließlich erinnern wir an das dän. Büchlein Dansk Soldatensprog til Lands og til Vands von Karl Larsen, Kopenhagen 1895. F. Kluge.

Bernh. Lindmeyr, Der Wortschatz in Luthers, Emsers und Ecks Übersetzung des „Neuen Testamentes". Ein Beitrag zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. 8°. IV, 106 S. 1899. Mk. 2.50 (Karl J. Trübner, Straßburg).

Ich hatte in meinen Aufsätzen 'von Luther bis Lessing' (6. Kapitel Oberdeutscher und Mitteldeutscher Wortschatz) 3. Aufl. S. 78 den Wortschatz in Luthers und Ecks Bibelübersetzungen unter Zuziehung Emsers für das neue Testament mit einander in Glossarform konfrontirt und so unter Zuziehung der Züricher Bibel von 1530 den Anfang zu einem vergleichenden Bibelwörterbuch gemacht, das bei dem Umfange von 4 Seiten eben nur konfrontiren durfte. Die vorliegende Schrift erweitert meine Skizze für das neue Testament zu einer übrigens durchaus selbständigen Monographie, für die auch Dietenbergers Übersetzung zugezogen ist; meine Tabelle wird im allgemeinen bestätigt, aber mit Hinzufügung von Belegen, dazu treten aber noch zahlreiche Ergänzungen und Erweiterungen, so daß wir für die lexikalischen Gegensätze im Deutsch des 16. Jahrhunderts manche wichtige Ergebnisse erhalten. Es wäre für die Geschichte des nhd. Wortschatzes erfreulich, wenn der Verfasser auch das alte Testament noch ebenso gründlich und gewissenhaft aufarbeiten möchte. F. Kluge.

Adam Sibers Bearbeitung des Nomenclator H. Junii. Lexikalisch erläutert (als Beitrag zur Lokalisierung des neuhochd. Wortbestandes) von Fritz Ludin, Freiburger Inaugural-Dissertation. 8°. VII, 169 S. 1898 (Gillardonsche Druckerei, Karlsruhe).

Der verdienstvolle Nomenclator des niederländischen sprachgelehrten Arztes

H. Junius (Antwerpen 1567) stützt sich für seine deutschen Wörter bekanntlich auf den oberdeutschen Wortschatz und verringerte dadurch schon bei seinem Erscheinen seine allgemeine Brauchbarkeit für einen großen Teil Deutschlands, in einzelnen Fällen wurde er sogar für die nicht sprachgebildete Schuljugend, der er doch nach seiner Zuschrift an den Grafen Philipp Wilhelm von Nassau zunächst dienen wollte, wenigstens für das östliche Mitteldeutschland gradezu unverständlich. Daher war man an verschiedenen Orten bemüht, den reichhaltigen und sehr geschickt entworfenen Nomenclator durch Umarbeitung des deutschen Teils für diese oder jene Landschaft brauchbar zu machen, und solche Umarbeitung liegt in der Gemma Gemmarum des Grimmischen Rektors Adam Siber vor, die sich übrigens in ihren beiden ersten Auflagen als Nomenclatoris Junii Epitome bezeichnet. Siber ersetzte grundsätzlich das für Obersachsen vielfach fremdartige Deutsch des Junius durch die meißnische Schriftsprache, die Sprache Luthers, und wo er Wörter bringt, die er, sei es überhaupt, sei es in einer besondern Bedeutung für obersächsisch hält, giebt er ihnen zum Kennzeichen ein Sternchen (*). Der Nomenclator des Junius wurde ferner bearbeitet von Matthias Schenck in Augsburg (1571 u. öfter) und von dem Buchdrucker Peter Horst in Köln (1588). Herr Dr. Ludin setzt sich nun (S. 7 seiner Schrift) die Aufgabe, unter Vergleichung der Arbeit des Junius mit den genannten drei Umarbeitungen, ferner mit den Angaben älterer und neuerer Wörterbücher zu zeigen, wie weit die von Siber als meißnisch bezeichneten Wörter und Wendungen am Ende des 16. Jahrhunderts in Deutschland überhaupt verbreitet waren. Der Verfasser hat zunächst das Verdienst, durch seine Arbeit das bisher für das deutsche Wörterbuch nicht verwertete Buch Sibers (es wird nirgends in den Quellenverzeichnissen zum DWB oder bei Weigand oder Sanders genannt) wieder bekannt gemacht zu haben, und man findet es natürlich, daß er die wortgeschichtliche Wichtigkeit seines Mannes besonders hervorzuheben sucht, indem er von S. 7—15 eine Anzahl Wörter aus Siber anführt, die bisher gar nicht oder nur spärlich belegt sind. Nach Aufzählung der Ausgaben, die ihm von Junius und den Bearbeitungen Sibers und Schencks bekannt geworden sind, und nach Angabe der bei der Untersuchung gebrauchten Wörterbücher (S. 16—19) folgt nun eine Prüfung, wie weit Sibers Deutsch eigentümlich obersächsisch und wie weit es entweder schon von vornherein gemeindeutsch gewesen sei, oder wie weit es bis zum Ende des 16. Jhdts allgemeine Geltung gewonnen habe. So werden denn in den 4 Teilen der Arbeit behandelt

I. Kulturgeschichtlich charakteristische Wörter (S. 21—38),
II. Fremdwörter (S. 39—52). Dann folgt
III. unter dem Titel Nomenclator der umfangreichste Teil der Arbeit (S. 53—123),

der in ähnlicher Einteilung wie Junius und Siber, doch durchaus nicht in derselben Reihenfolge und im einzelnen vielfach anders gliedernd, den menschlichen Leib, die Bekleidung, die Speisen und Getränke, Wohnhaus, Hausgeräte, Schulwesen, Militärisches, Kirchliches, Berufsnamen, vierfüßige Tiere, Vögel, Fische, Insekten, Erde, Wasser, Luft, Pflanzen, Kräuter, Bäume, Landwirtschaft und Bergbau (nebst Steinen und Metallen) vorführt.

Der IV. Teil endlich behandelt (S. 124—169) unter dem Titel Grammatik das Auslauts-e in den Hauptwörtern, Eigenschaftswörtern, Zeitwörtern, die Verkleinerungsendungen (-chen, -gen, -ken; -lin, -le, -lein); -ig, -isch, -ich als Endung der Eigenschaftswörter; die Vorsilbe ge-; das Verhältnis zwischen mitteldeutsch-niederdeutsch unverschobenem p und dem hochdeutschen pf.

Den Schluß bildet ein reichliches Verzeichnis der behandelten Wortformen auf sieben Seiten. Die Schrift des Herrn Ludin überschreitet, wie man schon aus dieser Angabe sieht, das Durchschnittsmaß einer Doktorarbeit beträchtlich und ist mit großem Fleiße durchgeführt. Insbesondre forderten die hinter der Erörterung jedes Wortes in kleingedruckten Anmerkungen niedergelegten Mitteilungen über Alter und Verbreitung der Wörter ein recht mühevolles Bücher

wälzen; das fühlt und würdigt am ersten, wer hinter gleichen Büschen gesessen hat. So konnte wegen der bisherigen Vernachlässigung Sibers aus der genauen Betrachtung seines Nomenclators über Einzelheiten der Wortgeschichte und Wortverbreitung manch hübsches Ergebnis gewonnen werden. Dafür gebührt dem Verfasser Dank und ebenso seinem Freiburger Lehrer, der Hinweise und Anregung zur Bearbeitung der Siberschen Gemma Gemmarum gegeben hat.

Wenn nun die Arbeit die örtliche Begrenzung einer Reihe von Ausdrücken oder auch ihre weite Verbreitung durch räumlich weit von einander getrennte Teile Deutschlands nachzuweisen sucht, so wäre es unbillig, auf diesem Gebiete überall unbedingte Sicherheit und fest abschließende Ergebnisse zu verlangen. Auch der beste Beherrscher der Sprache einer Landschaft wird nicht von jedem in dieser vorkommenden Ausdruck mit Sicherheit anzugeben wissen, ob er nur hier oder noch anderswo vorkomme. Man täuscht sich da oft, und die meisten landschaftlichen Wörterbücher leiden an dem Fehler, ihrer eignen Landschaft zu viele Wendungen als eigentümlich zuzuschreiben, während die gleichen Ausdrücke sich oft schon in frühester Zeit aus andern Gegenden nachweisen lassen. Daß auch Siber in dieser Hinsicht wiederholt geirrt hat, hebt Ludin in seiner Arbeit mit Recht hervor; eine genauere Betrachtung könnte sogar zu dem Ergebnis kommen, daß auch Ludin noch einige Ausdrücke als obersächsisch hinnimmt, die es doch selbst zur Zeit Sibers kaum vorzugsweise und noch weniger ausschließlich waren. Bei Adam Siber übrigens und seinem Sohne, dem späteren Herausgeber der Gemma, wie bei noch andern Bearbeitern des Buches scheint, so weit nicht träges Nachtreten anzunehmen ist, die Vorstellung über meißnisches und nicht meißnisches Deutsch im ganzen dieselbe gewesen zu sein; denn die bezeichnenden Sterne Adam Sibers finden sich auch mit wenigen Ausnahmen bei denselben Wörtern in den Ausgaben des siebzehnten Jhdts, nur daß in den zwei mir vorliegenden von Sibers Sohne besorgten Ausgaben von 1603 und von 1605 die Sterne überhaupt fortfallen, während sie in denen von 1606 u. von 1610 wieder erscheinen. Ob auch die von Ludin genannte Ausgabe von 1601 die Sterne hat, weiß ich nicht, in der letzten von Ad. Siber besorgten von 1583 stehen sie. Hierbei bemerke ich, daß Ludin, der Sibers Gemma vom J. 1579 seiner vergleichenden Betrachtung zu Grunde legt, mit Unrecht Sibers Buch vom J. 1571 für dessen erste Bearbeitung des Junius hält; denn wir haben schon aus dem J. 1570 das Buch unter dem gleichen Namen: Nomenclatoris Hadriani Junii Medici Epitome. Adamus Siberus. (Dann folgen drei lateinische Distichen zum Lobe des Junius und zur Empfehlung des Auszuges) Lipsiae / Johannes Rhamba / excudebat / MDLXX. Die Vorrede ist vom 15. Mai 1570 (Breslauer Stadtbibliothek 8 K 1369). Daß die Ausgabe von 1571 nicht die erste war, konnte auch ohne weiteres aus den Worten des Titels: Epitome recognita et aucta ersehen werden. Von späteren Ausgaben scheinen aus dem gleichen Jahre verschiedene nebeneinander vorzukommen; während nämlich Ludin auf dem Titel der ihm bekannt gewordenen Leipziger Ausgabe des Jahres 1606 die Angabe fand Epitome non Epitome, hat die mir vorliegende von demselben Jahre (Bresl. Univ. Bibl. Phil. univ. II Oct. 98) diese Bezeichnung nicht. Sie unterscheidet sich auch im Druck von den beiden ihr voraufgehenden der Jahre 1605 und 1603, ferner dadurch, daß sich bei ihr kein Herausgeber nennt, während die beiden eben genannten zu Wittenberg bei Paul Helwich erschienenen den ausdrücklichen Vermerk tragen: Opera / Adami Th. Adami. F. / Siberi. In der von mir benutzten Ausgabe des Jahres 1606 begrüßt überdies der hier ungenannte Typographus den Leser mit folgender entrüstungsvollen Erklärung: Quis non doleat, lector candide, pulcherrimum hunc et utilissimum Adami Siberi libellum, qui non tantum nomine, sed re ipsa Gemma est gemmarum, a nostra expressionis variis variorum typis excusum monstrose deformatum et depravatum esse? Qua re deformatione ea . . . Autor motus postremam castigando repugnandoque labori suo manum adhibuit Gemmamque suam emendatiorem et locupletiorem . . . . typis nostris transcribendam tradidit.

Hierdurch wird auf die letzte von dem älteren Adam Siber im J. 1583 besorgte (er starb 1584) Ausgabe der Gemma hingewiesen, die auch das gleiche Druckzeichen wie die eben genannte des Jahres 1606 hat nämlich eine gekrönte anscheinend weibliche Gestalt, die in der einen Hand einen Speer trägt und mit der andern eine Spitzsäule festhält; um das Bild zieht sich der Spruch: Fortitudo custos dignitatis, am untern Ende zeigt sich ein Kreuz und darunter das Zeichen 1G Damit hätten wir dann auch den Verleger; denn die Ausgabe des Jahres 1583 meldet auf ihrem letzten Blatte: Lipsiae / imprimebat Georgius / Defnerus / Impensis Henningi Grosii. / Anno MDLXXXIII. Die Leipziger Ausgabe des Jahres 1606 stellt sich damit in bewußten Gegensatz zu den beiden von Adam Sibers Sohne Adam Theodor in den Jahren 1603 u. 1605 besorgten Ausgaben der Gemma. Demselben Verlage von Henning Gros oder Groß gehört auch die mir vorliegende Leipziger Ausgabe vom J. 1610 an, wie aus dem Titel und dem letzten Blatte hervorgeht; sie folgt den Ausgaben von 1583 und 1606 auch darin, daß sie die von Adam Siber seit 1570 angewandten und von dem jüngeren Siber 1603 u. 1605 fortgelassenen Sternchen beibehält. Den auf diese Weise in den Siberschen Büchern hervortretenden Verschiedenheiten und auch den in ihnen allmählich neu auftauchenden und, was seltener ist, verschwindenden Wörtern Aufmerksamkeit zu schenken, würde noch einiges für die Wortgeschichte eingetragen haben. Ich hebe nur weniges hervor. In der Ausgabe von 1583, 210 u. dann weiter in den folgenden steht unter Curiosus die Wendung: Der sich vmb vngelegte Eyer bekümmert, die ich in den Wörterbüchern des 16. Jhdts. sonst noch nicht finde. Auch Henisch 963 hat nicht die noch heute geläufige Wendung, sondern die beiden Sätze: Es ist vngewiß hoffen auff vngelegte eyer und: Auß vngelegten eyern werden spat junge Hünlein. Die Ausgabe von 1603, 344 bringt unter Sacerdos castrensis den Feldt Prediger, den ich im J. 1897 allerdings auch schon aus d. J. 1618 (Londorps Acta Publica), doch immer nicht ganz so früh wie hier nachgewiesen habe. Im J. 1605, 460 haben wir unter Ambubaia: Fiedelilse, das wohl ein mitteld. oder vielleicht nur obersächsisches Wort ist; vgl. das in gleichem Sinne bei Chr. Weise vorkommende Fiedeltreutgen. Knüttelvers wird von Hildebrand zufrühest aus einer mittelrhein. Quelle d. J. 1611 belegt, steht aber schon bei Siber 1583, 129 unter Versus Rhopalicus seu Rhopalius. Einen noch älteren Beleg für das Wort haben wir bei Mathesius, Luthers Leben 153a (1566): [Luther] schreibt vnter anderm Latein den alten vnnd schneyder Knüttelvers mit hebreischen Buchstaben: Mer David satis lis faden ab do di nat ist (Sanders meint wohl mit andrer Seitenzahl nach einer späteren Ausgabe dieselbe Stelle). Mulierosus wird im J. 1583 nur durch Frawenmann gegeben, doch 1606, 219 u. 1610, 219 tritt hinzu Mägdefeister; 1603, 398 u. 1605, 461 finden wir dafür Medehengst. Ebriosus, Bibax, Bibulus, Potor werden 1570 durch Versoffener Mensch, 1583, 210 durch *Versoffener Bruder, 1603, 394 durch Vers. Bruder u. Sauffaus gegeben; dazu tritt dann mit volksetymologischem Schulwitz Sauseia Versoffene Schwester, ebenso 1603, 457. Man kann überhaupt in der Reihe der Siberschen Bücher verfolgen, wie gegenüber dem durchaus ernsten und schulmäßigen Junius schon die Epitome von 1570 einen volksmäßigeren Sprachton zeigt, dessen Derbheit sich von Ausgabe zu Ausgabe steigert, besonders aber, wenn ich beim raschen Durchblättern richtig gesehen habe, in den Wittenberger Ausgaben von 1603 u. 1605 hervortritt. Die Gelehrsamkeit macht sich geltend in Tanaquilis maritus, Weibermann, Herr Siemann, ebenso steht Sieman 1603, 400 unter Uxoris suae ancilla, mancipium: Weiberman, Windelwascher, Herr Sieman, desgl. 1605, 464; 1606, 221; 1610, 221; die Ausgaben von 1603 (400) u. 1605 (464) haben außerdem Tanaquil: Fraw Sieherr. Durch diese Stellen der mitteldeutschen Siberschen Bücher wird wohl die Behauptung von E. Müller (Lyons Zeitschrift 1899, I, S. 23) erschüttert, daß das Wort Siemandl (Siemann) zwar dem Süddeutschen geläufig, aber schon im Mittel-

deutschland unbekannt sei. Der Ausdruck Siemann ist ja schon älter (vgl. die von Müller a. a. O. gegebenen Beispiele), bedeutet aber in der von Sanders aus H. Sachs angeführten Stelle nicht, wie hier, den weibischen vom Weibe unterjochten Mann, sondern das Weib, das die Hosen trägt. Ebenso gebraucht Seb. Franck das Wort in der Chronik der Teutschen 317a (1538): wie dann der brauch im hauß, das der Syman mehr gewalt hat dann der Eman. Bei Siber 1583, 129 wird Carmen saliare gegeben durch Ein alter Tanhäuser und kehrt dann 1603, 1605, 1606 u. 1610 wieder. Tannhäuser in dieser Bedeutung ist wohl sonst nicht belegt. Stupor, emotio mentis e repentino terrore wird in den Ausgaben von 1570 bis 1605 nur durch Erstarrung gegeben, 1606, 177 u. 1610, 177 treten hinzu verdudt (vertud), bestürtzung. Das Wort gehört sicher zu dem Stamme, den wir in verdutzen haben, und würde dann eine sonst nicht belegte starke weibliche Form des Hauptworts (im Sinne von Verdutztheit) darstellen. Der T-laut anstatt des z oder tz macht um so weniger Bedenken, als im DWB. das part. verduttet für verdutzt ebenfalls bei dem Obersachsen P. Fleming nachgewiesen wird. Wie weit ein Zusammenhang mit dude (stupidus) und dessen Zusammensetzungen anzunehmen ist, bleibe dahingestellt.

Ich will nun noch auf einige von Ludin behandelte Ausdrücke eingehen. Daß Asch (S. 118 fg.) im Sinne von Milchtopf und Milchschüssel nur dem Sächsischen bekannt gewesen sei, wird wohl nicht mit Recht vermutet; auch gegen die nordische Herkunft des Wortes habe ich Bedenken, zumal da ich das Wort im nördlichen Deutschland nicht in Gebrauch gefunden habe (man sagt dafür Satte), während es in Schlesien, soweit man hier noch schlesisch versteht, allgemein vorkommt. Wenn das Wort in der Form ascus und in der Bedeutung 'Boot' am frühesten in der Lex salica bezeugt ist, so scheint mir das eher auf fränkischen Ursprung hinzuweisen, nicht darauf, daß es in Franken eingedrungen sei. Daß es gar 'nur' in Franken (und von da nach Altbaiern) eingedrungen sei, ist angesichts seines fröhlichen Fortlebens in Schlesien ein entschiedener Irrtum. Die weite Verbreitung von Asch in Schlesien und dazu die volksgeschichtlich unzweifelhafte starke fränkische Einwanderung in Schlesien bieten einen weiteren Grund dafür, das Wort als fränkisch anzusprechen und eher sein Hinüberdringen aus dem Fränkischen ins Obersächsische anzunehmen. In Oberschlesien habe ich übrigens seltener die Grundform des Wortes, vielmehr gewöhnlich die Verkleinerungsform Äschel im Gebrauch gefunden, auch wenn das irdene oder gläserne Milchgefäß einen ansehnlichen Umfang hatte. Das hölzerne Milchgefäß hingegen ist, wenigstens in Oberschlesien, kein Äschel, sondern ein Schäffel. Gegen den fränkischen Ursprung des Wortes Asch hingegen könnte geltend gemacht werden, daß es Henisch in der Bedeutung Gefäß nicht bringt. — Wenn Componist den alten Wbb. ganz fehlt, so lehrt doch Weigand, daß es schon in einem Briefe Luthers vorkommt; die weite Verbreitung des Wortes braucht nicht erst dem Ende des 16. Jhdts. zugeschrieben zu werden. — Siber verleiht dem Worte Einbrecher den Stern zur Bezeichnung seines Heimatsrechts oder seiner anerkannten Einbürgerung in Obersachsen, und Ludin glaubt besonders bemerken zu müssen, daß das DWB. nur einbrechen und nicht das Hauptwort Einbrecher gebe. Das ist nicht grade erheblich; denn J. Grimm hat bei seinem raschen Vordringen in der Wörterbucharbeit sich oftmals nicht darum gekümmert, wenn auch allgemein übliche, besonders zusammengesetzte Wörter fortfielen. Also das bei Grimm fehlende Wort Einbrecher ist darum kein seltenes oder erst spät gebildetes. Siber aber und nach ihm Ludin scheinen Unglück mit dem Worte gehabt zu haben. Denn beiden scheint entgangen zu sein, daß bei Junius 550a unter Effractor zu lesen ist: Haussturmer, der die thuren auff bricht, einbrecher. Damit wird dem Worte der Stern der Obersachsen aberkannt werden müssen. — Zu Extract weist Ludin darauf hin, daß Kluge das Wort aus Henisch (1616) belege, und bemerkt mit Recht, daß es als Kanzleiwort scheine weit verbreitet gewesen zu sein. Beispiele aus d. 16. Jhdt. findet

man im 1897er Schulprogramm von Groß-Strehlitz, S. 25, wozu etwa zu fügen wäre Ph. Wackernagel, Kirchenl. 1, 570b (1592): daraus, zu bequemem Handgebrauch gleich einen Extract zu machen. — Bei Holhippler weist Ludin darauf hin, daß das Wort auch oberd. geläufig sei; doch glaube ich darum doch, daß es besonders häufig in Obersachsen war und deshalb Sibers Stern verdient. Vgl. in den Ref. hist. Schriften Luthers, hsg. v. Enders, Bd. 2, 136 (1531) Luthers Gegner Arnoldi (d. h. den Herzog Georg von Sachsen): auf daß die gütigen Leser und Zuhörer nicht möchten vorursachet werden, wir hetten vns mit einander wie zween Holhipper gescholten; Emsers Annot. zu Luthers Nawem Testament E 4a (1525): derhalben ich oben recht gesagt hab, dass Luther dieze Epistel schilt vnd lobet wie der hollupen art ist. Das im 18. Jhdt. wohl schon seltnere Wort findet sich in der gegen Zinzendorf gerichteten auf mitteld. Boden erwachsenen Schrift Herrnhuthianismus in Tumore 2, 629 (1749): einfolglich darf man vns nicht hohlhipeln, wann wir dem Herrn Ordinario [d. h. dem Grafen Z.] in der Lehre keinen Glauben zustellen können. Weil das Wort in seiner Ableitung unverständlich war, suchte man es zu deuten, und so habe ich gegen Ende der 50er Jahre in der Umgegend Halles häufig hohnpiepeln Hohnpiepler u. Hohnpiepelei gehört, das freilich auch sonst, z. B. in Schlesien vorkommt. Das Fortleben aber des alten Wortes im Saalkreis und in Thüringen (s. DWB. unter hohlhippeln) deutet doch wohl darauf, daß es im Obersächsischen allgemein und vorzugsweise im Gebrauch gewesen, vielleicht auch dort aufgekommen ist. — Pfentner für Salinator hat trotz dem T-laut in der Mitte nichts mit dem Pfande zu thun, sondern ist nur eine landschaftliche und jetzt wohl längst unüblich gewordene Entstellung aus Pfänner; wenigstens habe ich in Halle dafür nicht mehr Pfentner gehört. — Der Picolus als Wiedergabe von Satanas wird in den drei Ausgaben Sibers von d. Jahren 1583, 1606 u. 1610 durch die Form der Picoles ersetzt, so daß man wohl zwei neben einander hergehende Wortformen, nicht etwa einen Druckfehler anzunehmen hat. Das auf den ersten Blick so seltsame Wort ist übrigens nach dem Herausgeber dieser Zeitschrift undeutsch und mit altpreuß. lett. pickuls, lith. pikulas 'Teufel' bei Miklosich Wb. 270b zu verbinden. — Zu Schilf behauptet Ludin in einer Anmerkung, daß das DWB. 6, 1850 das Wort irrtümlich aus Maaler belege, der es nicht habe. In der angeführten Stelle aber (unter Meergras) gebraucht Heyne das Wort Schilf überhaupt nicht; es muß also hier irgend eine Verwechselung bei Ludin vorliegen. — Wenn Serviet von Weigand erst aus d. J. 1657 belegt wird, so haben wir das Wort, wenn auch in etwas andrer Form, schon bei Mathesius Sarepta 149b (1562): Auffs papier schreybt vnd malet man, vnd drucket drauff, wie auch etliche auff gesterckte leynwadt, servetlen vnd facedetell ein gesang getruckt haben. — Spitzbube (ohne den eigentlichen Begriff des Stehlens) nebst spitzbübisch und Spitzbüberei stehen häufig bei Luther. Es ist demnach nicht mehr bemerkenswert zu finden (Ludin 27), daß Siber schon die Form -bube statt der früheren ndd. bufe hat. — S. 35 macht Ludin darauf aufmerksam, daß unser Wort Sommersprossen aus dem ndd. komme, und verweist auf die Erklärung des Junius zu Lentiginosus: Belg. die vol sproeten is. Das fertige Wort Sommersprossen, über dessen Auftauchen Ludin nichts sagt, finde ich zuerst in der Nomenclatura rerum latino-germanica .... collecta in usum scholarum Silesiae. Vratislaviae in officina Typographica Johannis Scharffenbergii. Anno 1579. Diese Ausgabe ist nicht die erste, sondern die 1579 noch einmal abgedruckte Vorrede des Görlitzer Gymnasiallehrers Martin Mylius (scholae Gorlicensis collega) zeigt die Unterschrift vom 17. August 1569, und aus ihr ersieht man zugleich, daß die Wörtersammlung schon früher vorhanden gewesen sein muß. Das Buch ist angebunden an die Ausgabe Sibers vom J. 1610 (Bresl. Univ. Bibl. Phil. univ. II Oct. 99). — Daß Sibers Wortform Driebsandt (Übersetzung des lat. brevia) oberdeutsch im 16. Jhdt. nicht bezeugt ist, versteht sich eigentlich von selbst; denn das an-

lautende D ist allerdings hier niederdeutsch. Sollte Ludin aber meinen, daß das ganze Wort dem Oberdeutschen des 16. Jhdts. fehle, so ist zu verweisen auf die gut oberdeutsche Tacitusübersetzung des Micyllus Bl. 29b (1535): vnd war do mit zů vnderscheiden oder zu erkennen, wo eyn standthaffter boden vnd ertrich wer oder wo eyn geflőster tribsand, wo eyn furth hindurch ging. Vgl. Tac. ann. 1,70: neque discerni poterant incerta ab solidis, brevia a profundis. Daß Triebsand, u. zwar in der bei Siber auftretenden halbniederdeutschen mit d anlautenden Form, schon längst in mitteld. Sprachgebiet vorhanden war, zeigt die Weiterbildung dripsendig bei Hieron. Dungersheym in Luthers Ref.-hist. Schriften (hsg. v. Enders) 3, 335 aus d. J. 1528: Nu aber von weme haben diese deine Schüler, als auch andere Sectisten diesen so vngegrundten dripsendigen Grund merklicher, wider von dir, dem ewigen Papstfeinde? — Zum Zanstecher, den wir bei Siber seit 1570 (zuerst Zaanst.) haben, bietet Martin Mylius in seiner Nomenclatura B 8a (1579) unter Dentiscalpium noch die, wie es scheint, bisher nicht belegte Form Zanstacher, während stachern und stackern selbst als Zeitwörter bekannt sind. — Zungendrescher (für rabula) hat schon seit 1570 bei Siber seinen Stern und gehört auch wohl, wie sich aus dem Fehlen bei Dasypodius, Frisius u. Maaler schließen läßt, dem mitteld. Gebiete an. Nur darf man nicht zugleich schließen, daß das Wort erst seit der 2. Hälfte des 16. Jhdts. hervortrete. S. Erasm. Alber, Von der Ehe E 2b (1536):

Den zungendrescher vnnd verleumbder,
den lugentrager vnd orenbleser
leid nit bei dir in deinem hauß.

Einen noch früheren Beleg bietet Luther in der Vorrede zum liber vagatorum (1523): Ich bin selbs diese iar her also beschissen vnd versucht von solchen landstreichern vnd zungendresschern (mitgeteilt bei Avé Lallemant, Gaunertum 1, 151). In beiden Stellen ist der Zungendrescher allgemein der Schwätzer; den besondern gewerbsmäßigen Rechtsschwätzer bezeichnet die schon von Sanders unter Zungendrescher aus Luther beigebrachte Stelle, die vollständig heißt: Wer eine bőse sache gewinnen wil, der thu auch also Vnd wie die losen Zungendresscher für gericht thun, wenn sie die silbersucht vnd das Gůlden fiber bestehet, Schelte und liege getrost auff die Person. so ist die Sache gewonnen. Hiermit nehmen wir Abschied von Herrn Ludins fleißiger und verdienstlicher Schrift und wünschen ihm, daß er bald Gelegenheit finde, durch weitere Arbeiten auf dem hier betretenen Gebiete unsre Kenntnis über die örtliche Begrenzung des neuhochd. Wortschatzes und Sprachgebrauchs zu fördern. Die Angaben und Andeutungen eines Siber über das Deutsch seiner Landschaft sind wohl gut und nützlich zu lesen, doch nicht immer zuverlässig. Die Gemmen, Nomenclatoren und andre für den Schulgebrauch bestimmte Wörterverzeichnisse bieten offenbar noch mancherlei Verwertbares, indem sie, für bestimmte Landschaften gearbeitet, wenigstens ein Bild davon geben, was diesem oder jenem Verfasser für landschaftlich oder doch in seiner Landschaft für gemeinverständlich und sprachüblich galt. Die Prüfung solcher Wörtersammlungen durch Vergleichung mit den gleichzeitigen größeren und allgemeineren Wörterbüchern führt dann, wie dies auch die Ludinsche Arbeit zeigt, zu mancher Berichtigung des Urteils; mehr aber befreit man es auf diesem Gebiete noch, wenn man sich den größeren alten und auch neueren und neuesten Wörterbüchern nicht willig ergiebt, sondern zu einer stetigen und umfangreichen Lesung der Schriftsteller selbst übergeht. Neigung dazu dürfen wir nach der vorliegenden Arbeit bei Herrn Ludin voraussetzen; möge es ihm an Zeit und Gelegenheit dazu nicht fehlen!

A. Gombert.

Friedrich Ernst Koldewey, Lic. theol. Dr. phil. zu Bad Harzburg. Justus Georg Schottelius. Ein Beitrag zur Geschichte der Germanistik. Mit dem Portrait Schottelius' in Lichtdruck. Wolfenbüttel, Verlag von Julius Zwißler, 1900. 30 S. gr. 8°.

Koldewey läßt seinen in Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht im Jahre 1899 erschienenen Aufsatz über Schottelius als Sonderabdruck, verziert durch ein Abbild des behandelten Gelehrten, aufs neue ausgehen. Nicht mit Unrecht, da Schottelius auch in weiteren Kreisen etwas genauer bekannt zu werden verdient als in dem engeren der Lehrer, die doch den weitaus größten Teil der Leser der genannten Zeitschrift bilden. Eine ausführliche und abschließende Arbeit über Schottelius soll noch geschrieben werden. Für jeden aber, der ohne eigene Quellenarbeit doch eine aus den Quellen geschöpfte kurze und zuverlässige Darstellung der vielseitigen Thätigkeit begehrt, die Schottelius, insbesondere von 1641—1663, der Erforschung und Darstellung der deutschen Sprache widmete, kann Koldeweys Schrift entschieden empfohlen werden. Der Verfasser steht seinem Gegenstande mit besonnenem Urteil gegenüber, scheut sich also auch nicht, auszusprechen, daß Schottelius in seiner Verskunst gegen Opitz nur Rückschritte gemacht hat, eine Thatsache, die indes den übrigen hervorragenden Leistungen des Mannes gegenüber wenig ins Gewicht fällt. Auf das in der Aufschrift der Abhandlung wie in dieser selbst gebrauchte Wort Germanistik würden gewiß mit mir viele Leser gern verzichten. A. Gombert.

Bemerkungen zum deutschen Wörterbuch von Prof. Dr. A. Gombert, enthalten in den Programmen des K. König-Wilhelms-Gymnasiums zu Breslau, 1899 und 1900.

Wie beispielsweise das Mhd. Wörterbuch durch Lexer reiche Ergänzungen erhalten hat da, wo es nötig war, den vorhandenen Wortvorrat zu vermehren oder die Bedeutung dieses und jenes Wortes richtiger zu stellen, so wird mit der Zeit auch das deutsche Wörterbuch durch Nachträge seine unausbleiblichen Ergänzungen erfahren, wenn es die Ergebnisse der nie ruhenden wissenschaftlichen Forschung nicht außer Acht lassen soll. Die Grundlage, welche hier gelegt worden ist, sichert seinen Herausgebern trotzdem einen bleibenden Nachruhm, ihre Verdienste wird niemand in Schatten stellen wollen, der da ermißt, welche Anstrengung und Ausdauer es erfordert hat, das unabsehbare Gebiet der deutschen Sprache mit ihren Denkmälern zu durchforschen und das zu schaffen was sie bis jetzt geboten haben, auch wenn sie hier und da von der „unvergleichlichen Quellenkenntnis" eines Hildebrand und von seiner „unerreichten Gabe des Verstehens und Nachfühlens" überragt worden. Der Dom zu Köln ist nicht in einem Jahre erbaut worden. Auch das deutsche Wörterbuch ist noch nicht das, was es sein soll, ein nach allen Seiten hin vollendetes Nationalwerk; um das zu werden, bedarf es noch der nachhelfenden und bessernden Hände.

Zu denen, welche es sich seit Jahren zur Aufgabe gemacht haben, das große Werk weiter zu fördern, gehört vor andern A. Gombert. Eine Reihe von dankenswerten Beiträgen seit dem Jahre 1876 gibt davon Zeugnis, vgl. die Besprechung in Zarnckes Litterar. Zentralbl. vom Jahre 1889 S. 794. Nach dieser Zeit erschienen von ebendemselben „Weitere Beiträge zur Altersbestimmung nhd. Wortformen" in dem Programm von Groß-Strehlitz 1892 und 1897. Ihnen reihen sich an die obengenannten „Bemerkungen zum D. Wb." aus den Jahren 1899 und 1900. Sie gelten der 1. und 2. Lieferung des von E. Wülcker bearbeiteten 12. Bandes und betrachten einen Teil der mit der Vorsilbe ver- gebildeten Zusammensetzungen. Auch hier werden nicht nur übersehene Wörter zu Tage gefördert, sondern auch bereits gebuchte aus älterer Zeit nachgewiesen oder einer näheren Erörterung ihrer Bedeutung unterzogen. Zur Geschichte einiger Wörter, die hier besprochen werden, bemerke ich nachträglich folgendes.

verabsäumen: findet sich in der älteren Form veräsaumen im Urkundenb. v. Neustift ed. Mairhofer S. 310 (a. 1370) waer aber das die messe

— — nicht gesprochen wurde und mit geverder (l. geverden = dolose) verâsaumpt wurde.

veracht (Subst.): bei Brant im Narrenschiff 19, 39 den nähsten gschmähen wir mit spot, mit fluochen, nochred und veracht (:gemacht).

verantwort F.: ältere Belege bei Baur, Hess. Urkunden I, No. 1033 (a. 1370) daz unser lantgrave uns — — in sîne schirmunge und virantworte genomen heit; Deut. Chron. 17, 248, 14. 249, 7. 350, 14 und 20; Brucker, Straßb. Zunft- und Polizeiverordn. S. 142 uf ein reddich genügsam verantwort.

verbant: Laßbergs L. S. I, 626 daz man bat umb die verbant, daz da geselschaft ist genant (So sprach der tichtnär); Bruder Hansens Marienlieder 1367 al de vorwort, vestnis und voerbande, da got sich mit den menschen in hat verbonden, de hat Avê besighelt (14. Jhrh.); mnl. vorhanden noch Cornel. Kilianus ed. Hasselt 701.

verbasteien: ebenso in Scriptores Pruss. IV, 207; dafür mit pasteyen verbawen 210.

verblischen: ist ursprünglich ein mnl. Wort und wird als solches im Glossarium Bernense bei Graff Diut. II, 228b aufgeführt: restinguere, blisgen; resultare, vorblisgen; daraus bei Diefenb. Gloss. 495b; Cornel. Kilianus ed. Hasselt 71a blesschen, lesschen, extinguere.

verboesern: übersehen ist in den Wörterbüchern das bis jetzt älteste Vorkommen dieses Wortes in der Vrône Botschaft (Altd. Bl. II, 243) ed. Priebsch 102 daz si — solden — — verbôseren alle iwer lîpnar; Ztschr. f. D. A. 34, 258b, 14.

verbullen: schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts nachweisbar im Urkundenbuch der Vögte von Weida, Gera und Plauen I5, Nr. 920 (a. 1352) an etlichen des babstes und etwenn Kaysers Ludweigs brifen die kirchen lehen und recht verbullet und verschriben sint: Copialbuch der Zeitzer Domherrenbibel, a. 1422 eine bliin bulle hat der Brief des Pabstes und ist in eyner henffenen snuren vorbult und vorsigilt: Urk. von Erfurt ed. Beyer II, S. 246 (a. 1349) mit siner verbulleten briefen.

verdächtigkeit: schon bei Heinrich Seuse ed. Denifle I, 77 Anm. in einer verdâhtekeit = „in Gedanken vertieft"; Ottokar 19489 daz man dâmit sô lange beit, unz ez mit verdaehtikeit („Bedächtigkeit") zeinem ende wirt bräht, vgl. vordachticheit („Bedacht") im Mnd. Wörterb. V, 328a.

verdicken: im Cod. diplom. Silesiae VIII, S. 62 (a. 1369) wörde ein tuech vordicket, daz man daz küntlich köre; gebreeche dez ein halbe elle, daz sal nicht zuuore (= zu vâre, vgl. S. 67 daz steet in âne vâre, macht sie nicht straffällig) steen; S. 115 nimand danne messinc uf dicte borten sulle slahen; S. 125 kein man sol ein tuch gedickt verben und das selbe sniden.

vereinzeln: ältere Beispiele von verenzeln bringt die Germania 27, 165.

vereifern: schon bei Nicl. v. Wyle, Translat. 267, 32 ich ward von den rossen verargwänet und veryfert inen als ein eebrecher schaden ze tun.

F. Bech.

Auszüge und Berichte.

Binsenwahrheit.

Adolf Kußmaul sagt in den „Jugenderinnerungen eines alten Arztes" (3. Aufl. Stuttgart 1899, S. 114): „Das Pfeifenrauchen erzeugte in Heidelberg auch einen besonderen Handelszweig, den Binsenhandel. Das durchaus notwendige, häufige Reinigen der Pfeifenrohre ließ sich am besten mittelst sogen. Binsen ausführen. . . . Unter Binsen verstand man die langen und steifen Halme einer hohen Grasart, der Molinia coerulea, die auf den Berghalden um Heidel-

berg in Menge wächst. Mit eigentlichen Binsen haben diese Grashalme wenig gemein. — Den Handel damit betrieb ein Mensch von kretinischem Aussehen, aber spekulierendem Sinn, der auf dem Schloßberg Haus und Familie besaß. Er schnitt und sammelte die reifen Halme, trocknete sie vollends, band sie zu Büscheln, brachte und verkaufte sie den Pfeifenrauchern in den Wirts- und Privathäusern. Er reiste sogar mit seiner Ware und war an vielen deutschen Universitäten als Heidelberger Binsenbub bekannt. Da er sich beschränkter stellte, als er war, so galt er bei den Musensöhnen für das Urbild geistiger Beschränktheit, und man nannte „Binsenwahrheiten" solche, die sogar der Binsenbub verstand. Der Ausdruck ist aus der Studentensprache in die Schriftsprache übergegangen, seine Herkunft dürfte vergessen sein." Ich bemerke dazu, daß Kluge in seiner „deutschen Studentensprache" (Straßburg 1895) das Wort nicht erwähnt.

Berlin. Hermann Michel.

Fußnote des Herausgebers dieser Zeitschrift. Gegen Kußmauls Deutung bestehen starke Zweifel. W. Creizenach und Fr. Eisele weisen hin auf die aus Plautus und Terenz bekannte lat. Redensart in scirpo nodum quaerere, die im Humanistenlatein des 16. Jahrhunderts geläufig war und in akademischen Disputationen (z. B. noch 1866 in Berlin) gehört wurde. Übrigens hat auch Joh. Stosch dem Herausgeber den obigen Auszug aus Kußmauls Buch vorgelegt.

Hornung Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1900, S. 193 ff.

Herm. Fischer hat dem Herausgeber dieser Ztschr. Nr. 13/14 der Beilage des Württemb. Staatsanzeigers 1900 übersandt und aufmerksam gemacht auf eine überraschend einfache und sichere Deutung des bisher ganz fragwürdigen Monatsnamens durch G. Bilfinger. Wir wiederholen daraus S. 194: „Ich darf mir die Mühe ersparen, auf alle Deutungsversuche einzugehen. Denn es ist wohl allgemein anerkannt, daß eine wirklich befriedigende Erklärung des Wortes noch nicht vorliegt. Ich hoffe in folgendem eine solche geben zu können. Man muß, um alle Bedeutungen der Wörter Horn und Hornung zu finden, die altnord. Sprache zu Hilfe nehmen, in welcher sich Bedeutungen erhalten haben, die im Althochdeutschen offenbar noch vorhanden waren, im Laufe der Zeit aber abhanden gekommen sind. Im Altnordischen heißt horn 1) das Horn, 2) Winkel, Ecke; hornung (mit dem Nominativzeichen hornungr): der, der in der Ecke sitzt, der uneheliche Sohn, dann überhaupt: der zurückgesetzte, in seinem Erbteil verkürzte. Das Wort wird daher geradezu adjektivisch gebraucht und mit einem Genitiv verbunden in der Bedeutung des lateinischen spoliatus. In der bekannten Laxdœlasaga, in welcher die Erlebnisse der Bewohner des Lachsthals von der ersten Besiedlung im 9. Jahrhundert durch mehrere Jahrhunderte hindurch erzählt werden, heißt es von Hrut, dem sein Halbbruder Höskuld das mütterliche Erbe vorenthält: Er will nicht länger hornungr dessen sein, was ihm von rechtswegen gehört (c. 19). Eine Geschichte, die offenbar den biblischen Träumen Pharaos nachgebildet ist (in der Jómsvikingasaga), erzählt von Gorm dem Alten, dem König von Dänemark, er habe drei Nächte hintereinander denselben Traum gehabt, daß er am Meeresstrande stand, und gesehen habe, wie drei Ochsen aus dem Meer heraufstiegen mit gewaltigen Hörnern, und nachdem sie alles Gras am Land abgefressen, wieder im Meer verschwanden. Die holsteinische Jarlstochter Thyra, um die Gorm freite, deutete die Träume: Es werden dreimal drei Jahre des Mißwachses und der Teurung über Dänemark kommen. „Und wenn — fügte sie hinzu — die Ochsen, die du gesehen hast, mit großen Hörnern versehen waren (mjök hyrndir), so deutet das an, daß in den kommenden Jahren viele deiner Unterthanen hornungar sein werden dessen, was sie jetzt besitzen d. h. um Hab und Gut kommen werden. Ich brauche keine weiteren Beispiele für diese Bedeutung des Wortes beizubringen. Sie ist in den Wörterbüchern zu finden und jedem germanischen Philologen bekannt. Es bedarf nur noch der Anwendung auf den Monat Februar und diese liegt so nahe, daß man sich wirklich wundern muß, daß sie sich noch niemand aufgedrängt hat.

Der Monat Februar mit seinen 28 Tagen war in der That gegenüber seinen mit 30, bezw. 31 Tagen ausgestatteten Brüdern ein zurückgesetzter, in seinem Erbteil verkürzter Sohn. Namentlich mußte sich der Gegensatz aufdrängen gegenüber dem Bruder, der ihm unmittelbar voraufging, dem Januar, der deshalb auch den Namen „Vollboren" führt, also dem Bastard gegenüber als der vollbürtige bezeichnet wird, der ein volles ungeschmälertes Erbe angetreten hat. Die dem Namen Hornung zu Grunde liegende Anschauung, ein gewisses Mitleid mit dem so ungerecht verkürzten, kommt hübsch zum Ausdruck in einer in isländ. Sprache verfaßten komputistischen Abhandlung des Mittelalters, in einem Kapitel, wo von der Tagzahl der einzelnen römischen Monate die Rede ist. Nachdem der Januar mit seinen 31 Tagen erwähnt ist, heißt es: Nun kommt Februarius „veslingurinn" d. h. der arme Kerl mit seinen 28 Tagen (Rímbegla S. 196). Auch in anderen Sprachen als der deutschen hat der Februar einen Namen erhalten, der seine verkürzte Tagesanzahl ausdrückt. Bei den Vlamen heißt er „het kort mandeken", das kurze Monatchen, und bei den Wallonen „le petit men" = le petit mois (Weinhold a. a. O. 47). Interessant sind die Ausdrücke der sorbischen und lüneburgischen Wenden, die offenbar deutschen Einfluß verraten. Die lüneburgischen Wenden nennen den Februar rüsatz = cornutus, sie haben also einfach das deutsche hornung in ihre slavische Sprache übertragen. Die sorbischen Wenden bezeichnen den Januar als „großes Horn" (vulki rožh), den Februar als „kleines Horn" (maly rožh). In der Zeit, da diese Namen sich bildeten, muß also die Grundanschauung — die Größe des Januars, die Kürze des Februars — noch lebendig gewesen, das Bewußtsein von der eigentlichen Bedeutung des Wortes Hornung aber schon erloschen gewesen sein."

Meerschaum.

H. Schuchardt teilt der Zeitschrift in Übersetzung einen Artikel A. Vámbéry's mit aus dem Magyar Uyeloör (Magyarischer Sprachwart Dezemberheft 1899) S. 537, um folgende Stelle unsern Lesern zu unterbreiten. „Den Meerschaum nannten die Türken ak-merdžan 'weiße Koralle' zum Unterschied von dem aus Persien kommenden kizil-merdžan 'rote Koralle'. Dieses Mineral brachten sie zuerst nach Wien und von da nach Leipzig; und da der gute Deutsche mit Auslassung von ak 'weiß' aus merdžan Meerschaum bildete, so ging der erfinderische Magyarische Verstand noch weiter und machte aus Meerschaum tajtek ('Schaum' überhaupt). Ich weiß nicht, ob unsere deutschen Nachbarn den Ursprung dieses ihres Wortes kennen." Unseres Wissens ist diese auf den ersten Blick bestechende Deutung für Meerschaum neu. Aber nach Erkundigen bei Th. Nöldeke und A. Mordtmann bleibt genauere Bestätigung des in den türkischen Wörterbüchern fehlenden Wortes noch abzuwarten.

Pfründe, Beilage zur Allgem. Zeitung 1899 Nr. 295, 296.

Ulrich Stutz veröffentlicht eine rechtsgeschichtliche Antrittsrede über „Lehen und Pfründe", die auch wortgeschichtliche Bedeutung hat. Er hatte zuvor in seiner „Geschichte des kirchlichen Benefizialwesens" I, 1, 321 die Präbende auch sprachlich verfolgt. Sie wurde ursprünglich stipendium genannt. „Der neue Name scheint im Lauf des 9. Jahrhunderts aufgekommen zu sein und zwar unter dem Einfluß des weltlichen Rechtes. In diesem hieß nämlich praebenda oder provenda die Verköstigung und Verpflegung, die von der grundherrlichen Gutsverwaltung den Hofjüngern für ihre Arbeit auf dem Salland oder für sonstige, der Fronhofwirtschaft unmittelbar geleistete Dienste verabreicht wurde. Doch sollten eine solche Präbende in der Regel nur diejenigen beziehen, die keine Benefizien oder Zinsgüter hatten. Vgl. z. B. Cap. de Villis (um 800) c. 50 ut unusquisque iudex praevideat, quanti poledri in uno stabulo stare debeant et quanti poledrarii cum ipsis esse possint. Et ipsi poledrarii, qui liberi sunt et in ipso ministerio beneficia habuerint, de illorum vivant beneficiis;

similiter et fiscalini, qui mansas habuerint, inde vivant, et qui hoc non habuerit, de dominica accipiat provendam etc. Als nun das Benefizialwesen in die Kirche einzog und auf der Grundlage des Eigenkirchenwesens die Anschauung sich bildete, es seien die einzelnen Gotteshäuser und ihre Grundvermögen Benefizien oder Zinsgüter, die den Geistlichen für ihre Dienste verliehen werden, wurde man auch den Parallelismus gewahr, der zwischen der Präbende der grundherrlichen Gutswirtschaft und dem Stipendium der Kirchengutsverwaltung bestand. Man fing an — und zwar zunächst in der Vulgärsprache — auch von geistlichen Präbenden oder Provenden und von geistlichen Präbendarien oder Provendarien zu sprechen. Unter jenen verstand man die Nahrung, die Kleidung, sowie allfällige weitere Reichnisse, welche die eines Benefiziums darbenden Geistlichen, also zunächst die Stiftsherren, dann aber auch die Mönche, von der Kirche für ihre Dienste bezogen, unter diesen dagegen die Bezüger selbst. Vgl. Bened. Levita add. III c. 112 (Pertz XX II, 2, S. 145): De canonicis clericis, qui in civitatibus vel in monasteriis degunt. Volumus atque percipimus, sicut sinodali atque canonica auctoritate a pastoribus sanitae ecclesiae saepe admoniti sumus, ut canonici clerici, qui in civitatibus vel in monasteriis degunt, qui beneficia habent, unde victum et vestitum habere possunt, ut his iuxta apostolum contenti sint, et stipendia fratrum, unde pauperiores et hi, qui assidue in praedictis locis Domino famulantes excubant atque ibi assiduum divinum explent officium, nequaquam assumant aut in suis usibus convertant: scimus enim, quia absque periculo atque dispendio animarum suarum hoc nullatenus facere possunt. Si quis haec statuta contempserit, utrisque careat, id est et beneficio et praebenda, atque si gradibus fruitur ecclesiasticis, ipsis privetur. Der Übergang zu diesem neuen Sprachgebrauch wurde allerdings dadurch erleichtert, daß schon nach der hergebrachten kirchlichen Ausdrucksweise ein Stipendium verabreichen, etwas als Stipendium auszahlen stipendium praebere, aliquid stipendii loco oder nomine praebere hieß und daß man regelmäßige Handreichungen an Arme und Kranke, mochten sie nun von Geistlichen oder von Weltlichen ausgehen, seit alter Zeit als praebendae zu bezeichnen gewohnt war. Das alles führte aber nicht unmittelbar auf den technischen Ausdruck, trotzdem die Sache, die er bezeichnete — nämlich das Stipendium — damals bereits vorhanden war. Vielmehr wurde das Wort erst übernommen, nachdem es in der Sprache der karolingischen Gutsverwaltung durch den Gegensatz, in den es daselbst zu beneficium trat, eine bestimmtere Bedeutung erhalten hatte; vgl. oben Kap. 50 des capit. de villis mit der eben aus Benedictus Levita mitgeteilten Stelle. Daß das beinahe ein halbes Jahrhundert ältere Kapitular schon die jüngere und vulgäre Form provenda, die kirchliche Bestimmung dagegen noch praebenda hat, deutet auch darauf hin, daß das Wort in der Gutsverwaltungssprache bereits eine längere Geschichte hinter sich hatte, während es im kirchlichen Sprachgebrauch erst im Aufkommen begriffen war.

Und dafür, daß dem Kirchenrecht der Begriff der praebenda durch das fränkische Gutsverwaltungsrecht vermittelt wurde, spricht außer der Zeit der Uebernahme noch etwas anderes, nämlich seine spätere Geschichte. Wie innerhalb der Gutswirtschaft bald auch das Land, wo solches an die Stelle einer eigentlichen Präbende trat, als praebenda bezeichnet wurde, so ging auf kirchlichem Gebiet der Name 'Präbende' nach der Spezialisierung und Dezentralisierung des Kapitelvermögens auf das liegende Gut und die Einkünfte über, welche der Präbenda fortan als Ersatz für die Verpflegung und Verköstigung, die ihm nun nicht mehr gewährt wurde, ein für alle Mal geliehen erhielt. Der Gegensatz von beneficium und praebenda verblaßte infolgedessen mehr und mehr. In nicht streng technischer Redeweise wurden und werden heute noch beide Ausdrücke unterschiedslos gebraucht. Ja im Deutschen, in das sich praebenda, provenda als ahd. pfruonta, mhd. pfruonde, nhd. Pfründe allein eingebürgert hat, besitzen wir überhaupt für beide Begriffe nur diesen einen Namen".

Die überaus reiche Erörterung ist ein wichtiges Zeugnis dafür, daß Materialien des deutschen Wortschatzes gelegentlich nur aus Rechtsquellen des frühen Mittelalters und deren genau rechtsgeschichtliche Analyse verständlich sind.

Die böse Sieben, vgl. Beilage zur Allgem. Ztg. 1899 Nr. 65, 92, 98, 101, 131 und 1900 Nr. 256—257.

Ein Artikel von mir in der Beilage der Münchener Allgemeinen Zeitung vom 18. März 1899 hat die Frage nach dem Ursprung der Redensart neuerdings in Fluß gebracht und es verlohnt sich wohl, in diesen Blättern und an dieser Stelle über Gang und Stand der Frage zu berichten. Bislang fehlte für die Redensart geschichtliches Belegmaterial: Heynes DWb. 1895 hatte auf Stielers Wb. und zur Deutung auf die 7. Bitte hingewiesen; Pauls Wb. 1897 bietet keine Belege und vermißt eine befriedigende Erklärung der Wendung. Ich war in der Lage, neben späteren Belegen auf Rachels erste Satire von 1664 hinzuweisen, die sieben böse weibliche Typen vorführt, und als Vorbild von Rachels Typen die allerdings neun böse Typen darstellende Satire des Simonides von Amorgos zuzuziehen.[1] Ich hatte, wie Heyne und Paul, nicht beachtet, daß schon Borchardt-Wustmann, die Sprichwörtl. Redensarten[2] 437 auf Rachel (wenn auch nicht auf Simonides) hingewiesen hatte, um Alter und Ursprung der Redensarten festzustellen. Gegen meinen Artikel in der Beilage vom 18. März 1899 erhob sich ein Eingesandt in der Beilage vom 22. April 1899: schon zwei Jahre vor 1662 sei die böse Sieben zu belegen und damit falle die Ansicht von der Bedeutung Rachels und seines antiken Vorbildes zusammen: auf klassischen Boden, wie Kluge meint, führt die böse Sieben uns nicht zurück. Wie die Entstehung der Redensart in Wirklichkeit zu erklären ist, darüber vielleicht ein andermal. Dem Einsender ließ die Erinnerung an Cyr. Spangenbergs Schrift 'wider die böse Sieben ins Teuffels Karnöffelspiel' (1562) meine Aufstellungen als zweifelhaft erscheinen. Aber als er auf meine Widerlegung seines Einwandes in der Beilage vom 10. Juni 1899 replizierte, hatte er diesen Gedanken bereits aufgegeben und nach neuen Vermutungen gesucht, die ihm gestatteten, uns abermals auf eine spätere Zeit zu vertrösten, die komplizierte Beziehung der bösen Sieben zu des Teufels Karnöffelspiel zu entwirren. Immerhin war nach dem nicht ernsthaften Eingesandt vom 22. April 1899 der Aufsatz in der Beilage vom 10. Juni 1899 ernst zu nehmen. Allerdings verfügte John Meier, der Verfasser des Eingesandts und des anderen Artikels, auch jetzt nicht über Belegmaterial vor Rachel. Aber doch ist sein Nachweis für uns lehrreich, daß man an Stelle der heutigen Redewendung im 16. Jahrhundert vielmehr Margaretha gesagt hat — eine wichtige Ergänzung zu den von mir beigebrachten Belegen aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Dann weist John Meier auf einen Volksscherz hin, wonach 'sieben Margarethen den Teufel aus der Hölle gebannet' haben (Kunst über alle Künste S. 37). Aber auch Boltes weitreichendem Wissen fehlen ältere Bestätigungen dieser Sage aus der Zeit vor Rachel. Man darf aber nicht vergessen zu fragen, ob dieser Volksscherz auch Rachel bekannt war. Als Holsteiner kannte er vielleicht eine abweichende Gestalt des Scherzes: 'Twee Gretjens, twee Netjens, twee Annen — könnt den Düvel ut de Hölle bannen', Schütze, Holst. Idiot. I, 278. Wenn nun aber die Geschichte von den sieben Margarethen vor Rachel nicht nachweisbar ist, also auch z. B. dem älteren Fastnachtsspiel fehlt, so bleibt die Herkunft der erst nach Rachel bezeugten sieben Margarethen noch zu bestimmen. War es etwa ein Scherz aus dem Repertoire der englischen Komödianten? Es ist doch vielleicht kein Zufall, daß diese sieben bösen Margarethen zuerst in der 'Kunst über alle Künste', der Bearbeitung von der Widerspänstigen Zähmung auftreten. Ich kann einen Beleg aus der Zeit vor Rachel beibringen, der sich chronologisch zu-

[1] Seitdem hat H. Klenz 'Die Quellen J. Rachels 1. Satire' 1899 in einer (Freiburger) Dissertation gründlich und erschöpfend untersucht.

nächst mit dieser Vermutung noch verträgt. Die öfters gedruckten Nugae venales enthalten den Scherz in der folgenden Form: sie wirft mit Schelmen und Dieben umb sich, sonderlich wenn sie Margaretha heißt, deren sieben dem Teufel die Höllen zu eng machen: 'Margaridas septem spoliasse feruntur Avernum'. So in der Ausgabe 1720 S. 64 nach einem Hinweis von G. Baist. Die Nugae venales erschienen schon 1642 (vielleicht in einer kürzeren Fassung schon 1632, vgl. Reinhold Köhler in Zachers Ztschft. I, 453) und diese mir hier nicht zugängliche Ausgabe wird wohl den Wortlaut auch bieten. Immerhin bleiben Nachweise für den Scherz von den sieben Margarethen aus dem 16. Jahrhundert noch aufzufinden; es genügt ja nicht, daß der Kampf des Teufels mit bösen Weibern schon im Fastnachtsspiel des Hans Sachs begegnet.

Nun hat Meyer-Benfey soeben (November 1900) im Anschluß an das im Grimmschen Wörterbuch verarbeitete Material über das Zahlwort 7 auch über die böse Sieben resümierend gehandelt und dabei — bezeichnend genug — nur einen neuen Beleg und zwar aus der Ethographia Mundi des Joh. Olorinus Variscus II² 8 beigebracht: 'Ist denn deine Fraw so eine böse Siebene und eine solche böse Wettermacherin?' Ein hübscher Beleg, aber man kann ihm keine entscheidende Bedeutung beimessen, nachdem ich bereits (Klenz S. 54) auf eine bekannte Schilderung von sieben bösen Weibern bei Murner verwiesen hatte. In der Gäuchmatt 1519 (Uhl S. 140) werden sieben ausnehmend böse Weiber aus der Geschichte und Sage unter dem Titel 'Die syben bösen wyber' aufgeführt (die Römerin Tullia, Putiphars Weib, die Königinnen Jesabel, Herodias, Semiramis, Jobs Weib, Königin Alba). Liegt hier auch ein Zusammenhang vor? Es ist jedenfalls für unsere Frage von Bedeutung, festzustellen, daß sich auch in den Sammlungen des Grimmschen Wörterbuches kein Beleg für die böse Sieben aus dem 16. Jahrhundert gefunden hat.

Solange reichere Belege fehlen, ist es eigentlich gegenstandslos geworden, den Ursprung der bösen Sieben und das Verhältnis zu den sieben Margarethen festzulegen. Aber wenn die Belege für die böse Sieben erst seit Rachel sich mehren, so dürfen wir immer noch sagen, daß dieser populäre Satiriker an der Popularität der Wendung schuld oder doch mit schuld ist. Man hat bisher nur einseitig auf Belege vor Rachel gefahndet. Wir brauchen aber ebenso sehr Belege nach Rachel; wir müssen feststellen, wann die Wendung allgemeingültig und herrschend wird. Das sporadische Auftreten vor Rachel ist gewiß durch den Beleg aus Olorinus Variscus erwiesen. Aber wenn die Fastnachtsspiele, die Teufelslitteratur und die großen Sprichwörtersammlungen von Frank und Agricola dem Grimmschen Wörterbuch keinen Beleg aus der an volkstümlichem Sprachgut so überreichen Litteratur des 16. Jahrhunderts geliefert haben, so darf das Gewicht dieses negativen Kriteriums nicht unterschätzt werden. So wird derjenige, der die Frage nach dem geographischen Herkunftsbereich der Wendung nicht aus den Augen verliert, wohl aus dem Schweigen der Nürnberger Fastnachtsspiele den Schluß ziehen, daß das Nürnberg des 15.—16. Jahrhunderts nicht in Frage kommt.

Aber Meyer-Benfey thut recht daran, unsere Wendung in den größeren Zusammenhang mit der Siebenzahl hineinzustellen, über den neuerdings auch W. Launhardt in seiner Schrift 'Am sausenden Webstuhl der Zeit' gehandelt hat. So hatte schon Weigand an die sieben Todsünden im Bihtebuoch erinnert. Was die theologische Litteratur der älteren christlichen Ära darüber lehrt, darüber sehe man einen Überblick bei Meyer-Benfey (Beilage Nr. 257 S. 4); aber wichtiger sind für uns Meyers Hinweise auf bildliche Darstellungen der sieben Todsünden. Schon Klenz hatte S. 54 darauf hingewiesen, daß die sieben Todsünden als Töchter Lucifers in einem Lied von Jörg Schiller 1520 (Weller I, 207) personifiziert sind. Im 17. Jahrhundert schritten sie in weiblicher Gestalt im Marlowischen Faust über die deutsche Schaubühne; das Frankfurter Volksbuch von 1587 hat diese Personifikationen nicht. Auf der englischen Bühne des 16. Jahrhunderts waren sie ständige Gäste (vgl. ten Brink, Litteraturgesch. II, 427 und Wards Anmerkung in seiner Ausgabe des Marlowischen Faust S. 119). Andererseits hat

Creizenach in seiner Gesch. d. Dramas I, 465 das Auftreten der sieben Todsünden in den abendländischen Moralitäten im Zusammenhang mit den sieben Bitten des Vaterunsers gezeigt an einer deutschen Predigt des 13. Jahrhunderts, wonach in jeder der sieben Bitten des Vaterunsers ein Schutzmittel gegen eine der sieben Todsünden enthalten sei; die erste sei gut gegen die Hoffart, die zweite gegen den Neid u. s. w. Beachtenswert ist schließlich, daß Schupp 1659 in Hamburg seine Schrift 'Sieben böse Geister, welche Knechte und Mägde regieren' verfaßt hat, worin allerdings unsere Redensart fehlt.

Man sieht jedenfalls, daß Meyer-Benfey mit Recht die böse Sieben nicht in der Isolierung gelassen hat, die ich der Redensart gegeben hatte. Natürlich ist der alte Hinweis auf das Karnöffelspiel wohl keinem entgangen, der sich mit dem Ursprung unserer Redensart befaßt hat, und ich halte es durchaus für möglich, daß das verbreitete Kartenspiel auch mitgewirkt hat, uns unsere heutige Wendung zu geben. Ceterum censeo — wir bedürfen zunächst eines viel reicheren Belegmaterials, das nicht bloß dem sporadischen Auftreten nachgeht, sondern auch die Zeit des Häufigerwerdens von Belegen feststellt. Zugleich aber brauchen wir weitere Zeugnisse für Alter und Verbreitung des Volksscherzes von den sieben Margarethen, die den Teufel aus der Hölle bannen.

Sparte.

Zu diesem Worte, das erst spät litterarisch wird, habe ich im Et. Wb.[6] allerlei beigebracht, für das sich unvermutet reiche Bestätigung eingestellt hat. Herr Prof. Aug. Buschmann in Warendorf sendet mir das Warendorfer Gymnasialprogramm von 1891, worin er bei einem Bericht über Bonner Ferienkurse S. 5 des alten Spruches gedenkt ἣν ἔλαχες Σπάρταν κόσμει. Und in einer Fußnote bringt er eine Reihe wertvoller Zeugnisse bei für das Nachleben des klassischen Spruches in Deutschland, worin eine hübsche Bestätigung und Ergänzung zu meinem Artikel Sparte steckt. Ich wiederhole hier Buschmanns Anmerkung: „Diese Sentenz befand sich bis zum Jahre 1888 an dem Giebel eines der prächtigsten Renaissancehäuser Münsters (Roggenmarkt 11), ihr Inhalt ist aber von den sonst so kunstliebenden und opferfreudigen Bürgern meiner Vaterstadt nicht beherzigt: das vielleicht noch vor dem Beginn des 30jährigen Krieges erbaute, in Münster einzigartige Haus ist niedergerissen und durch einen modernen Bau ersetzt. Einzelne Teile der Fassade, welche lange auf einem Steinhauerplatz vor Mauritzthor herumlagen, sollen an einem Neubau des Herrn Architekten Savels in den Baumbergen verwandt sein. Wo der Stein mit der Inschrift ην ελαχες σπαρταν κοσμει geblieben ist, habe ich nicht erfahren können. Es existiert eine Hundtsche Photographie des Hauses und eine Zeichnung von W. Rincklake in dem Werke: „Deutsche Renaissance (Leipzig, Seemann 1881), Abteilung Münster, Blatt 29. Nach mir vom Herrn Assessor H. Geisberg, der übrigens in der 8. Aufl. der Merkwürdigkeiten der Stadt Münster S. 60 irrtümlich von Rokokostil spricht, gütigst zur Verfügung gestellten Aufzeichnungen hat Prof. Dr. Deycks im Jahre 1866 die richtige Deutung des Spruches gegeben. Derselbe stammt aus dem verlorenen Stücke des Euripides, Telephos, wo er nach Stobäus so lautete: Σπάρτην ἔλαχες, κείνην κόσμει· τὰς δὲ Μυκήνας ἡμεῖς ἰδίᾳ. S. Dindorf, Poet. scen. Graec., S. 344 der 5. Aufl. Die Anapäste waren also an Menelaos gerichtet. Der erste Vers wird oft sprichwörtlich angeführt, so Cic. ad Att. IV. 6, 2 (Σπάρταν ἔλαχες ταύταν κόσμει), I 20, 2., Plut. Mor., Diogenianus VIII. 16 und 46, wo er zuerst in der Form der Münsterschen Inschrift erscheint u. s. w. Im 16. und 17. Jahrhundert ist er in aller Munde, und Erasmus schreibt S. 486 seiner Adagia (Ausg. vom Jahre 1541): Hanc sententiam passim in principum aulis insculpi oportuit, quorum vix ullum reperias, qui vere cogitet, quid sit principis agere personam quive sua dicione non contentus conetur aliquid imperii sui finibus addere. — Nihil principi pulchrius, quam ut hoc quidquid est regni, quod fortuna dedit, sua sapientia, virtute, diligentia reddat ornatius.

Den Sinn können wir also am besten mit Goethes Worten wiedergeben: Was du ererbt von deinen Vätern hast, — Erwirb es, um es zu besitzen.

Die lateinische Übersetzung des Erasmus: Spartam nactus hanc adorna ziert auch einen Saal des Hauses Hüsten, welchen Heinrich von Plettenberg, Domscholaster zu Münster, im Jahre 1550 erbauen ließ. Eine falsche Herleitung des Spruches giebt Koldewey, Mon. Germ. paed. Bd. I S. 555."

Nachträge zu Band I dieser Zeitschrift.

Badener, Ztschft. I, 60.

Weckherlin hat nicht, wie Grimm I, 1073 angibt, „badenisch", sondern „bademisch" und zwar gleichermaßen in der Ausgabe von 1618 und in der von 1648; s. meine Ausg. I, 114. Das m in „Bademer" ist S. 62 richtig erklärt worden aus der Einwirkung der Ortsnamen auf -heim. Allein es muß hinzugefügt werden, daß in den schwäb.-alem. Gegenden diese Ortsnamen durchweg nicht auf -əm auslauten, wie Mannem = Mannheim, sondern auf -ə: „Kirchə" = Kirchheim, woneben „Kirchəmər" mit inl. m. Nur so ist die Übertragung des m auf andere Fälle zu erklären, wenn man nicht gar auf das alte Dativ-m in „Baden", ze den baden, ad aquas, zurückgreifen will. Es wäre von Wert, zu untersuchen, ob in Gegenden, die -em (Mannem), -um (Dahlum) o. ä. haben, solche -emer statt -ener auch vorkommen. H. Fischer.

Blaustrumpf, Ztschft. I, 73.

Zu Kopp's Aufs. über Blaustrumpf bemerke ich, daß nach F. A. Stoett, Nederlandsche Spreekwoorden u. s. w. (Zutphen, W. J. Thieme & Co., 1900) S. 67 das dem hochd. Blaustrumpf entsprechende niederl. Blauwkous schon anno 1667 vorkommt. In der Klucht van Kees Louwen Bl. 2 erscheint eine Juffrou blaeuwkous. In Bezug auf engl. blue-stocking finde ich die sonst nicht gelesene Bemerkung „dat in 1653 het eerst gebruikt is met betrekking to het parlement, dat uit eenvoudig gekleede menschen bestond."

Northeim. R. Sprenger.

Kein Dank dazu haben sollen, Ztschft. I, 26.

„Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe" ging mir durch den Sinn, als ich nach Empfang des 1. Heftes dieser Zeitschrift noch einmal überlas, was ich dort als meine Auffassung des kein Dank dazu haben mitgeteilt hatte. Besonders wurde ich zweifelhaft, ob die Deutung richtig sei, welche ich der anderen dieselbe Redewendung enthaltenden Lutherstelle gegeben. Aus Zuschriften von Theologen konnte ich dann entnehmen, daß in theologischen Kreisen Zweifel über die Auffassung der Stelle des Lutherliedes wohl nicht obwalteten, man vielmehr Dank ohne weiteres = gratia nähme. Da eigentliche Gründe nicht vorgebracht wurden, so durfte ich mich mit der Erfahrung trösten, daß im ganzen der Nichtgermanist wenig angefochten werde von dem Wissen um ältere Bedeutungen und mögliche Bedeutungsentwickelungen eines Wortes u. s. w. und darum natürlich geneigt sei, sich an die gegenwärtige zu halten. Anders aber gestaltete sich die Sache, als Pastor Lic. O. Albrecht (Naumburg a. S.), der Bearbeiter der Schriften des Jahres 1529 für die kritische Gesamtausgabe der Werke Luthers, die Freundlichkeit hatte, mich darauf hinzuweisen, daß unsere Wendung in derselben Schrift, in der ich sie gefunden, „Von heimlichen vnd gestolen brieffen" noch einmal und außerdem in der gleichzeitigen „Heerpredigt" sich finde. Diese beiden Stellen aber entscheiden meines Erachtens für die Auffassung von Dank haben sollen = 'Dank empfangen sollen'. Ich setze alle vier Stellen, an denen wir den Ausdruck finden, nochmals hierher:

1. Das Wort sie sollen lassen stan
und kein Danck dazu haben.

„Ein feste Burg", Str. 4, V. 1/2.

2. De occultis non iudicat Ecclesia, multo minus iudicat de eisdem Magistratus. Wie kan denn sein ehre vnd glimpff genomen werden / so kein offentliche rede / schrifft / zeuge odder vrteyl / gehabt mag werden? Odder sol man die hofeschranzen zu Dresen noch leren / was da heisse / ehre vnd glimpff nemen? Sie sollen mir heimliche sachen vngericht lassen / vnd des keinen danck dazu haben.

„Von heimlichen vnd gestolen brieffen" (1529) Lufftscher Urdruck Bl. B 4 a. (= Erl. Ausg. 31, 11/12).

3. Nu sol mir Hertzog George die freiheit lassen / das ich yhn heimlich vrteile mit gedancken / schrifften / reden / wie ichs fur Gott weis zu verantworten / vnd sols keinen danck dazu haben / Grobelt er aber darnach hinder meinen wissen vnd willen / vnd lesst mirs abstelen / vnd findet als denn / das yhm verdreusst / so hab ers yhm / vnd ein gut iar dazu.

Ebenda Urdruck Bl. C 4 a (= Erl. 31, 17).

4. Wolan / was sie ersparet / gestolen vnd gesamlet haben / was sie yhren Predigern vnd Pfarherrn entzogen / das sollen sie bruder Veiten den landsknechten zu samen bracht haben / vnd keinen danck dazu haben / Die Fürsten sollens on alle barmhertzigkeyt von yhn nemen / vnd kriegs volck damit halten / Quod non tollit Christus, tollit fiscus.

„Eine Heerpredigt widder den Türcken" (1529) Urdruck Bl. E 1 b. (= Erl. 31, 103).

Am sichersten läßt sich über die Bedeutung unseres Ausdrucks an der letzten Stelle entscheiden: der Zusammenhang duldet hier weder die Auffassung von Danck als 'Wille' noch als 'Gedanke', allein 'Dank' in unserm heutigen Sinne genügt ihm. Der Spott, daß das, was der Geiz zusammenscharre und den kirchlichen Bedürfnissen entziehe, den plündernden Landsknechten oder den Fürsten anheim fallen werde, damit diese das Kriegsvolk unterhalten könnten, — dieser Spott wird verschärft durch den Zusatz: und sie sollen nicht einmal ein 'Danke schön' zum Lohne erhalten. Ich habe schon oben S. 26 angedeutet, daß die in allen 4 Belegstellen ganz feste Stellung des dazu zwischen danck und haben nicht gestattet, es = 'überdies, obendrein' und als zum ganzen Satze gehörig zu nehmen. Wir könnten in diesem Falle nur sagen: und obendrein keinen Dank haben oder allenfalls und keinen Dank haben obendrein; letzteres ist schon kaum mehr möglich, aber und keinen Dank obendrein haben würde einen etwas andern Sinn geben. Das dazu muß notwendig nähere Bestimmung sein zu einem der beiden Wörter, zwischen denen es steht, oder allenfalls auch zu der durch diese gebildeten Wortgruppe, wie etwa in 'Freude darüber empfinden; Geld dazu haben'. Wir haben es ja, wie die vier Belege lehren, mit einer auch in der Wortstellung ganz fest geprägten Redensart einer sol (des) keinen Danck dazu haben zu thun. dazu als Ergänzung zu Danck zu nehmen, hindern Nr. 2 und 3, die beide eine anderweite Ergänzung in Gestalt eines pronominalen Genitivs (des es) aufweisen; meinen Erklärungsversuch des sols in Nr. 3 (oben S. 28/9) nehme ich natürlich angesichts von des in Nr. 2 zurück. Neben dieser genitivischen Ergänzung zu danck ist dazu nur noch als Ergänzung zu haben aufzufassen möglich. Und eine solche ist es in der That: dazu ist offenbar in dem Sinne zu nehmen, in dem wir heute in hochdeutscher Schriftsprache drein gebrauchen, besonders bei geben und bekommen, kriegen. Drein geben (bekommen, kriegen) ist so viel als 'zugeben', 'zubekommen', d. h. als 'als Zugabe in Kauf geben, bekommen'. Etwas 'als Zugabe haben' kann man eigentlich nicht, weil mit

dem 'haben' die Zugabe sich in einen Mehrbesitz verwandelt, aber in unserer Redensart ist von gegenwärtigem 'haben' auch nicht die Rede, sondern von zukünftigem: 'er soll haben' ist auch in der heutigen Sprache noch so viel als 'er soll bekommen' und in dieser Verbindung können wir auch heute sagen: 'er soll etwas zuhaben (drein haben)'. Der Sinn der Redensart wäre also: und er soll (dafür) keinen Dank drein haben, mit in den Kauf bekommen, d. h. er muß es ohne jede Entschädigung durch ein Dankeswort thun.

Ich meine, auf diese Weise sind alle Schwierigkeiten beseitigt und die gegebene Erklärung kann als sicher angenommen werden. Damit kommt auch des Joh. Cochleus lat. Übertragung der Stelle Nr. 3 teilweise zu ihrem Rechte, nur den Sinn des dazu hat er nicht richtig getroffen, wenn er es durch quidem ('wenigstens') wiedergibt.[1] Die heute in theologischen Kreisen gangbare Auffassung der Stelle des Liedes wird also bestätigt, aber ohne die drei anderen Lutherstellen hätte sie doch nach wie vor in der Luft geschwebt; aus dem bekannten Verse allein war eine Entscheidung nicht zu gewinnen. Und die von dieser Auffassung abweichenden Übertragungen der Sleidan, Ammon, Cremcovius, die ich oben S. 29 anführte, waren immerhin geeignet, Zweifel an der Richtigkeit einer Auffassung des Danck im heutigen Sinne wachzurufen. Daß diese der Entstehungszeit des Lutherliedes 'Ein feste Burg' noch so nahestehenden (übrigens offenbar von einander abhängigen) Übersetzer danck = 'Wille' nahmen, zeigt, daß diese Bedeutung damals noch lebendig war; sie in unserm Falle der ebenfalls schon geläufigen Bedeutung „gratia vorzuziehen, veranlaßte vielleicht das dazu. Und jedenfalls sind die Übersetzungen eine Bestätigung für meine oben S. 29 ausgesprochene Ansicht, daß die Redewendung einer sol (des) keinen Danck dazu haben wohl nur ein kleines Verbreitungsgebiet hatte. Scheint doch sogar Luther selbst sie nur vorübergehend seinem Sprachschatze angeeignet zu haben; es ist vielleicht nicht zufällig, daß noch keiner von denen, die die Bedeutung der Stelle des Lutherliedes erwogen, sie sonst aus Luthers Schriften hat nachweisen können (selbst der doch auch in Luther so belesene Rud. Hildebrand nicht), daß sie Philipp Dietz ganz entgangen ist, und daß auch mir, obgleich ich seit mindestens acht Jahren darauf achtete und in dieser Zeit viel Luthersches vor Augen gehabt habe, doch nur der eine Beleg (Nr. 3) begegnet ist. Dazu kommt, daß der eine der mir nun durch befreundete Hand mitgeteilten weiteren zwei Belege (Nr. 2) derselben Schrift und der andere (Nr. 4) demselben Jahre (1529) angehört wie Nr. 3, und daß um 1528 ja auch das Lied 'Ein feste Burg' gedichtet ist. — Es würde wohl, wenn man darauf achtete, gelingen, die Anknüpfung der Lutherschen Wendung an einen (md. nd.) Volksausdruck der Wittenberger Gegend zu finden. Ich habe darüber etwas Bestimmtes nicht erfahren können, doch will ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß in der 'Nationalzeitung' vom 5. August 1883 (vgl. oben S. 26) behauptet wurde, man sage noch heute in der Provinz Sachsen: 'Datô saste kên dank hemm' im Sinne von 'dafür werde ich dir nicht noch besonders eine Lobrede halten'. Paul Pietsch.

Einem den Georg singen, Ztschft. I, 70.

Zu 'Den Jürgen singen' möchte ich auf Bayr. Mundarten II, 284 hinweisen, wo A. Hartmann zu dem rätselhaften 'den Hiernörgen singen' auf das Jörgen singen aufmerksam macht und ich das Landsknechtlied auf Frundsberg beizog. O. Brenner.

[1] Im Zusammenhang dieser Nr. 3 bildet also sols keinen Danck dazu haben nicht den Gegensatz zu Grobelt er, vielmehr liegen die Gegensätze in Nu sol mir Hertzog George die freiheit lassen und Grobelt er. — Sols keinen Danck dazu haben bringt den Trotz zum Ausdruck, mit dem Luther etwas Selbstverständliches in Anspruch nimmt, und ihm entspricht am Schlusse des anderen Satzes: so hab ers yhm vnd ein gut iar dazu, der Ausdruck des Trotzes gegenüber einer unehrlichen Handlungsweise.

Philister, Ztschft. I 50.

Ich kann einen Beleg beibringen, der über das von Kluge (oben S. 50) Ermittelte zeitlich und sachlich hinausführt. Von Johannes Praetorius, über den Zarncke in der Allgemeinen deutschen Biographie ausführlich gehandelt hat, besitzen wir ein Buch mit dem Titel: Satyrus Etymologicus, oder der Reformirende und Informirende Rüben-Zahl. Es erschien im Jahre 1672. Hier wird in der Derivatio XVIII vom Perrückentragen gehandelt, mit dem man der Größe des Körpers zusetzen wolle. Früher, zu Karls des Großen Zeiten, da seien auch die Körper selber größer gewesen; jetzt aber lege man darauf keinen Werth; man spreche sich sogar abfällig über große Menschen aus; „doch denckt man iezo (S. 303): Gros und faul: Longi und Lange sind Langvidi. Sind die Weiber lang, so nennet man sie ein langes Register, darzu des Manns Stylus zukurtz ist: Ist der Mann lang, so heißet man ihn einen Philister, einen Roland, einen großen Gieckack, einen Hunnen, einen Ochsen zu Basan, einen Eichbaum, einen baumstarken Kerl, einen großen Thurm, einen großen Ziliacks oder Ciriacks, einen Riesen, einen Schlagtodt". Nach den Synonyma zu urteilen, bezeichnet also Philister hier lediglich den besonders großen Menschen, den Goliath, allenfalls mit dem Nebenbegriff des Plumpen, Ungeschlachten. Ein Hinweis auf die Studentensprache liegt nicht vor.

O. Behaghel.

Behaghels wichtigem Beleg, den mir auch A. Gombert (unter dem 21. 5. 1900) mitgeteilt hat, kann ich aus meinen Sammlungen einen mir bisher nicht ganz klaren, etwas älteren Beleg anfügen aus Birkens Silvia (1656) S. 7 „der böse Kerl mit seinem langen Vielister und Blutvergießer". Die Schreibung deutet mit der scherzhaften Anlehnung darauf, daß das Wort für einen 'langen Kerl' damals schon ziemlich eingebürgert war. Die oben S. 54 aus Jenischen Studentenkreisen mitgeteilten Belege zeigen auch noch die Anwendung des Wortes auf einen Goliath. F. Kluge.

Übermensch, Ztschft. I 16 ff.

1. In seinem bekannten Drama „Don Juan und Faust" (erschienen 1829) hat Grabbe diese beiden Typen der die gewöhnliche Menschlichkeit überfliegenden Kraft, den materialistisch und den idealistisch gerichteten Übermenschen, durch das Motiv der Liebe zu ein und demselben Mädchen mit einander in Verbindung gebracht. In der einem Briefe an seinen Freund und Verleger Kettembeil beigefügten Selbstrezension seines Dramas (Sämtliche Werke 4, 432 Blumenthal) nennt er Faust einen Titanen, „der es zum Übermenschlichen gebracht, sich das Geisterreich unterworfen hat", dem aber doch dann „menschliche Wehmut und Pein sein Herz erfassen". In der Schlußszene des dritten Aktes auf dem Montblanc, in der sich beide Rivalen feindlich gegenübertreten, fallen die dialektisch zugespitzten Antithesen, die Meyer oben S. 17 in Goedekes Umschreibung anführt. Grabbes Text lautet (Sämtliche Werke 2, 113):

Don Juan. Wer stürmt mit übermenschlicher Gewalt
Das Herz der Anna und vermag das Fleckchen
Nicht zu erobern? — Wozu übermenschlich,
Wenn du ein Mensch bleibst?

Faust. Wozu Mensch,
Wenn du nach Übermenschlichem nicht strebst?

Don Juan. Ein Übermensch, sei's Teufel oder Engel,
Ist Weiberlieb' so fremd, als wie nur irgend
Ein untermenschlich Ding, ob Pavian,
Ob Frosch, ob Aff' es sein mag.

Wir haben hier also nicht nur zu den wenigen Belegen des Substantivs „Übermensch“, die Meyer (S. 18. 19) in der Litteratur zwischen Goethe und Nietzsche nachzuweisen gelungen ist, einen weiteren, sondern auch die, soviel ich sehe, sonst nirgends belegte, durch die Schärfe des Gegensatzes erzeugte Bildung „untermenschlich“, freilich in anderm Sinne, als neuere Schriftsteller „Untermensch“ brauchen (Meyer S. 22). Daß Grabbes Substantiv eine momentane Neubildung und nicht aus der Rede des Erdgeists bei Goethe herübergenommen ist, scheint mir gleichfalls der zugespitzte Charakter des Dialogs zu erweisen.

Jena. Albert Leitzmann.

2. Leitzmanns interessanter Nachweis aus Grabbe — einem Autor, bei dem das Wort eigentlich a priori zu erwarten war — erklärt die Anwendung des substantivierten Neutrums „das Übermenschliche“ bei Goedeke (s. o. S. 17). Ich selbst habe nur ein paar Kleinigkeiten nachzutragen.

a) Der Verfasser des „Versuchs über das Genie“, Ernst Carl Wieland (a. a. O. S. 10), war Professor der Philosophie in Leipzig, wie ich aus K. W. Stenzel, Gustav Adolf Harald Stenzels Leben, Gotha 1897 (S. 29 Anmerkung) ersehe.

b) Für Goethes Auffassung des „Übermenschen“ (S. 14 f.) hätte ich noch an Mephistos parodistische Worte (Weim. Ausg. V. 1789 f.) erinnern können:

> Associirt euch mit einem Poeten,
> Laßt den Herrn in Gedanken schweifen,
> Und alle edlen Qualitäten
> Auf euren Ehren=Scheitel häufen,
> Des Löwen Mut,
> Des Hirsches Schnelligkeit,
> Des Italiäners feurig Blut,
> Des Nordens Dausbarkeit.
> Laßt ihn euch das Geheimnis finden,
> Großmut und Arglist zu verbinden.

Das ist also der unmögliche Übermensch im Gegensatz zu dem möglichen, der „Genie“ und „ganzer Kerl“ zugleich ist.

c) Zu der Ausdrucksweise „mehr als Mensch“ (S. 16) ist jetzt auf die lehrreichen Nachweise Kösters im Neudruck des Neologischen Wörterbuchs (D.LD. 76—81) S. 462 zu verweisen.

d) Zu den Ausdrücken aus der Zeit des Jungen Deutschland (S. 18) trage ich nach: „Göttersöhne, Titanenmenschen“ (Alex. Jung, Vorlesungen über die moderne Litteratur der Deutschen, Danzig, 1892 S. 171).

e) Für Sénancour (S. 20) wäre noch die Frage aufzuwerfen, ob der Name seiner Hauptfigur „Obermann“ nicht selbst schon den Begriff „Übermensch“ ausdrücken soll.

Berlin. Richard M. Meyer.

3. Das Wort Übermensch ist doch nicht, wie Meyer in seinem schätzbaren Aufsatz (oben S. 16) annimmt, erst von Goethe in die Litteratur eingeführt, sondern findet sich bereits über hundert Jahre vor dem Urfaust in Heinrich Müllers 'Geistlichen Erquickstunden'. Der Verfasser, seiner Zeit ein berühmter Kanzelredner und fruchtbarer theologischer Schriftsteller (geb. 1631, gest. 1675), war Professor und Superintendent in Rostock. Seine Schrift 'Geistliche Erquickstunden, oder Dreyhundert Hauß= und Tisch=andachten' erschien zuerst in drei Teilen, Rostock 1664—1666; in den späteren Ausgaben sind jene drei Teile

in einem Bande vereinigt. Ich zitiere nach dem Druck von 1714.[1] Es heißt dort S. 649 im Kap. CCLXXII, das die Überschrift trägt 'Vom Ohn-Menschen': „Jener (der natürliche Mensch) ist ein Ohn-Mensch, dieser (der geistliche Mensch) ein wahrer Mensch . . . Im neuen Menschen bist du ein wahrer Mensch, ein Uber-Mensch, ein Gottes- und Christen-Mensch."

Müllers 'Erquickstunden' gehörten, wie die zahlreichen Ausgaben dieses Werkes beweisen, im 17. und 18. Jahrhundert zu den beliebtesten Andachtsbüchern. Sollten sie auch in Goethes Elternhaus sich gefunden haben, und aus ihnen das Wort Übermensch dem Dichter in der Erinnerung geblieben sein? Man kann diese Frage wohl aufwerfen, ohne sich an dem Genie des großen Mannes zu versündigen.

Wichtiger aber ist eine andere Frage, die nach der eben mitgeteilten Stelle sich uns aufdrängt: nämlich die, ob der in Rede stehende Ausdruck in der geistlichen Litteratur des 17. Jahrhunderts noch öfter vorkommt und ursprünglich ihrer Terminologie angehört? Man müßte die Werke Arndts, Jakob Boehmes, Butschkys, Speners und Anderer daraufhin durchgehen. Leider fehlt es mir augenblicklich an Zeit dazu, doch werde ich die Frage für den betreffenden Artikel des DWB's im Auge behalten.

Ich lasse als Nachtrag zu den von Meyer gesammelten Belegen für Übermensch noch einige weitere aus der Goetheschen und Nachgoetheschen Zeit folgen. Herder 14, 17: ein völliger Übermensch, hervorragend über die Schranken des menschlichen Geistes. Hippel 11, 108: Heil uns, daß unser Loos in einen Zeitpunkt fiel, wo man je länger je mehr das gesellschaftliche Band nicht für eine eingegangene Verbindung eines höheren, vom Himmel gekommenen Geschöpfs, eines Übermenschen — mit einer Anzahl im Staube liegender Sklaven ansiehet, sondern als eine Verbindung des Volkes unter einander, des Ganzen mit jedem seiner Glieder. Jean Paul, Vorschule der Ästhetik § 67 (sämtliche Werke nach der Ausgabe von 1840 ff. 18, 287): Der für Homer entscheidende Preis ist wohl, daß uns mitten in unserem Unglauben an seine Götter, als die früheren Übermenschen, doch deren Machtvollkommenheiten nicht stören (einen anderen Beleg aus Jean Paul bei Campe: „alle Größen und Berge in der Geschichte, an denen nachher Jahrhunderte sich lagerten und ernährten, hub das vulkanische, anfangs verwüstende Feuer solcher Übermenschen"). Grabbe (her. von Gottschall) 1, 216:

Don Juan. Wer stürmt mit übermenschlicher Gewalt
Das Herz der Anna, und vermag das Fleckchen
Nicht zu erobern? — wozu übermenschlich,
Wenn du ein Mensch bleibst?

Faust. Wozu Mensch,
Wenn du nach Übermenschlichem nicht strebst?

Don Juan. Ein Übermensch, sei's Teufel oder Engel —
Ist Weiberlieb' so fremd, als wie nur irgend
Ein untermenschlich Ding, ob Pavian,
Ob Frosch, ob Aff' es sein mag.

Johannes Stosch.

4. Schließlich kommen wichtige Belege aus Herder hinzu, die die Frage nahelegen, ob nicht Herder unser Wort und seinen Inhalt geschaffen hat. Prof.

---

[1] Vgl. über Müller und sein Andachtsbuch Joh. Georg Rußwurm in der Vorrede zu seiner Ausgabe der 'Geistlichen Erquickstunden', Ratzeburg 1822 (die 2. Auflage Lüneburg 1841 ist mir nicht zur Hand) und Carstens in der Allgemeinen deutschen Biographie 22, 555 f. Rußwurms Ausgabe enthält einen modernisierten Text und konnte darum hier nicht benützt werden. — Die 'Geistlichen Erquickstunden' sind im Quellenverzeichnis zum 1. Bande des DWb's angeführt, doch ohne Ort- und Zeitangabe.

Otto Hoffmann in Berlin-Steglitz notiert: (1774) V 679 (Wie die deutschen Bischöfe Landstände wurden, Preisschrift) „Nur bedinge ich mir eins voraus, die Geistlichen als Menschen, d. i. als physische Triebfedern, nicht als Un- und Übermenschen betrachten zu dürfen". — Kritische Wälder (III, 202): „Wenn Homer summa vis et quasi mensura ingenii humani ist, so wird der, so ihn noch beurteilen und tadeln kann, ein völliger Übermensch, hervorragend über die Schranken des menschlichen Geistes. Da trete ich zurück, um den kritischen Gott anzubeten". — Briefe zu Beförderung der Humanität II Nr. 25, „ob der Mensch mehr als Mensch, ein Über-, ein Außermensch werden solle" (schon in Heynes DWb. zugezogen) und ebenda Nr. 25: „Die, denen jene dienende Menschen zugehörten, waren Übermenschen". — Campe zitiert aus Herder „ein Betragen, als ob man höheren Stammes und ganz anderer oder gar keiner Art sei, erbittert jeden und zieht dem Übermenschen das unvermeidliche Übel zu, daß sein Herz leer und ungebildet bleibt, daß jedermann zuletzt ihn haßt und verachtet." Einen weiteren Herderbeleg hat soeben Stosch beigebracht. So kann es kaum zweifelhaft sein, daß Goethe ein Herdersches Wort ergriffen hat, das wohl aus theologischer Litteratur stammt. Der Herausgeber.

vonvornig, Ztschft. I 278.

Die von E. Schmidt aus Johannes Müller (Brief an seinen Bruder Johann Georg vom 1. Sept. 1799) gebrachte Wendung *vonvorniges Unwesen* schließt sich noch genauer an Nicolai an, als vorher S. 278 ausgesprochen wurde. S. Gundibert 307 (1798): 'Die Schwärmerey steckt an wie der Schnupfen, und so seit einigen Jahren das kritische *vonvornige Unwesen*'. Nicht erwähnt wurde das auch in Müllers Briefen (an Fr. Nicolai vom 14. Juli 1798 = Wke. 17, 79 fg.) auftretende *vonhintig*: 'Sempronius Gundibert, der Kantianische Nothanker, ist in seiner Art ein Meisterstück' und weiter S. 80: 'Ich kann die kritische Philosophie nicht *von vorn* beurtheilen, da ich sie nicht studiert, ja die Acten bald beiseite gelegt habe, weil ich sie nicht verstand: aber die *vonhintige* Erfahrung habe ich seit zwölf Jahren mit dem größten Mißvergnügen gemacht, daß sie talentvolle Jünglinge sowohl durch Eigendünkel als auch durch Unwissenheit unbrauchbar macht.' Man könnte dies *vonhintig* für eine Bildung Müllers halten, wenn es nicht Nicolai allem Anscheine nach, allerdings in der schwerfälligeren ihm wohl sprachrichtiger vorkommenden Form *vonhintenig* für sich in Anspruch nähme. S. Meine gelehrte Bildung 116 ff. (1799): 'Das von den kritischen Philosophen und Philosophastern bis zum Ekel gebrauchte a priori, a posteriori — *apriorisch* u. s. w. zu nennen, würde in einer leichten, muntern erzählenden Schreibart höchst widrig aufgefallen sein, also wählte ich dafür, so wie für andere philosophische Kunstwörter (homonoumenon u. s. w.) die deutschen Bezeichnungen. Wenn das *vonvornig*, *vonhintenig* ein wenig komisch klingt, so hat dieses, sonderlich in der Beziehung, wo es in diesem Romane gebraucht wird, nichts zu sagen'. A. Gombert.

Zur Auslassung von *Weise*, Ztschft. I, 269.

Die Neigung, Ellipsen anzunehmen, richtet noch immer Unheil an. Oben S. 269 teilt Bolte nach Sammlungen R. Köhlers Belege mit, in denen das Substantiv *Weise* neben dem bestimmenden Adjektiv fehlen soll. Also z. B.: 'als er müder von der Arbeit kommen was'. Soll aber die Annahme einer Ellipse überhaupt möglich sein, so müßte zweierlei nachzuweisen sein. Erstens müßten die als Voraussetzung dienenden vollständigeren Redensarten überhaupt vorkommen; zweitens müßten sie häufiger auftreten und stehende Verbindungen sein. Gibt es nun wirklich Wendungen, die diesen Anforderungen entsprechen, auch nur für den größeren Teil von Köhlers Beispielen? also etwa *seufzender Weise, kranker Weise, geschlagner Weise, lebendiger Weise, müder Weise, eingebundener Weise, geschriebener Weise*? Ich möchte es stark bezweifeln. Aber diese Annahme ist auch gänzlich unnötig:

also troch er kranker, sprach süfzender enthalten natürlich nichts Anderes als den starken Nominativ Singularis des Adjektivs, bezogen auf das Subjekt des Satzes, in Fortsetzung des altdeutschen Gebrauches. Wenn es aber weiter etwa heißt: ich habe der Capellen zwei Vespern schön eingebundener bediciert, so liegt hier dieselbe Erscheinung vor wie in nhd. selber, voller, halber, d. h. die flektierte Form des männlichen Nom. Singularis ist erstarrt und wird für beliebige Numeri und Geschlechter angewendet. Einzelne Belege hierfür hat schon Mensing, Grundzüge II, 74 gegeben, die ich erheblich vermehrt habe, Litteraturblatt 1899, Sp. 7. O. Behaghel.

Die Erscheinung, welche nach Schmellers Vorgang als Ellipse des Genetivs 'Weise' (Schm. selbst hatte auch an die Möglichkeit einer Ellipse des Genetivs 'Dinge' gedacht) behandelt ist, ist doch sicher anders zu erklären. Diese -er sind nichts anderes als die starke Adj. Endung des Nom. Sing. Masc., als sog. prädikatives Attribut gebraucht; s. Paul, Mhd. Gramm.[5] § 203: er bestuont si müeder u. dgl. Alle Beispiele aus Steinhöwel stimmen dazu. Daß aber diese Nominative öfters zu Adverbien erstarrt sind, dafür braucht bloß 'selber' und das mehr provinzielle 'voller' angeführt zu werden: 'die Kirche war voller Menschen'. Ebenso 'aller'. Ich führe an: Zimm. Chron. (1. Aufl.) 1, 555: So war er aller lam, 4, 177: das er aller erblaichte = totus; aber ebenda 1, 425: ain Hemmet, das aller zerrissen war; 3, 67: die zogen den Mund aller nackendt ab. Eine Ellipse wie 'Weise' ist hier ausgeschlossen. H. Fischer.

Zu den Mathesiana, Ztschft. I, 237.

Schawerschlechtig ist natürlich das mhd. schûr-slahtic (Lex. MWb. II, 830) von schûr-slac Hagelschlag; vgl. Hagelschlächtig im DWb. IV, 2, 148. Die Bedeutung unseres Wortes ist demnach: dem Hagelschlag ausgesetzt, häufig vom Hagelschlag heimgesucht.

Kitzen. Es dürfte zu Kieze, Kitze im DWb. V, 700 gehören: kleines Gefäß aus Rinde. Adelung (II, 1575): Kietzen werden die aus abgeschälten Haselrinden verfertigten Behältnisse genannt, worin die Landleute in einigen Orten die Erdbeeren sammeln und zu Markte bringen. Weigand I[2], 790, Kluge[6] 205. Sollte nicht Kieze ursprünglich 'Rinde' bedeutet haben, dann erst das, was daraus verfertigt wird.

Hine. Es ist natürlich das Schweiz. Hienen, Hieni Henkel eines Gefäßes (Schweiz. Jd. II, 1363, Seiler 166b, auch Hand-Hiene, Bühler, Davos I, 59 Hiena). Bei Dief. n. gl. 25a hiene, hyen ansa. Dief.-Wülcker 663. Martin-Lienhart I, 344 Hiene, Hièna. Weder im DWb. noch bei Sanders verzeichnet. Die Bearbeiter des Schweiz. Jd. können das Wort nicht erklären. Vielleicht bringen die Tiroler MA. Licht. Dort, wo in Tirol das Wort gebraucht wird, lautet es Hienge. Es ist mir gar nicht zweifelhaft, daß wir dies als die ursprüngliche Form zu betrachten haben. Wie aus Hienge unser Hiene geworden, das ist eine andere Frage. Daß etwa in den Tiroler MA. g erst hinzugekommen, ist für jeden Kenner dieser MA. ganz unwahrscheinlich. Wohl aber läßt sich Abfall des g erweisen. So steht in einem sonst nicht ohne Sorgfalt abgefaßten Weisthum vom Jahre 1543 (Tirol. Weisth. III, 228, 31) hien = hienge von hangen. Ebenso spricht man statt gienge durchwegs gien. Demnach wird hiene, hienge zu hengen, henken gehören; vgl. Henk im DWb. IV, 2, 987 zu S. 273. Val. Hintner.

Umfragen.

Im Interesse des Grimm'schen Wörterbuches gestatte ich mir folgende Umfragen:

1. Wann kommt das Wort Tollwut auf? Die Zusammensetzung ist be-

kanntlich jung und erst bei Campe (1810) gebucht. Die dort angeführte Stelle aus Voß: 'Der Mensch übertrifft an Tollwut die Hiäne' habe ich noch nicht auffinden können und weiß daher auch nicht, aus welchem Jahre sie stammt. Doch kenne ich einen Beleg aus dem Jahre 1792, der sich in der Wiener Zeitschrift, herausgegeben von L. A. Hoffmann 1, 5 (citiert in den Schriften der Goethegesellschaft 8, 125) findet: 'Die Tollwut der herrschenden Aufklärungsbarbarei'. Dagegen erscheint 1763 in Heppes Wohlredendem Jäger S. 296 das Adjektiv noch nicht mit dem Substantiv zusammengewachsen: 'tolle Wut, ist eine Krankheit derer Hunde'.

Ebenso wichtig, wie ältere Nachweise für Tollwut, sind mir natürlich solche für tollwütig.

2. Ist die Form Tölpel, mit inlautendem l, schon im 15. Jahrhundert zu belegen? Die Frage ist wichtig für die Beurteilung des mit Tölpel gleichbedeutenden Tölp (oder Dölp), über dessen Herkunft die Meinungen verschieden sind. Sehr ansprechend ist die Ansicht von Kluge (nach freundlicher brieflicher Mitteilung), daß Tölp aus Tölpel hervorgegangen sei, indem man letzteres als Deminutivum auffaßte und dazu ersteres als neues Grundwort bildete. Auch Bechstein möchte Germ. 8, 333 Tölp für 'unorganische Kürzung von Tölpel' halten. Bedenken hiergegen erregt mir nur der Umstand, daß es mir bisher nicht gelungen ist, die aus älterem Törpel entstandene Form Tölpel in so früher Zeit, wie Tölp, nachzuweisen. W. Grimm irrt nämlich, wenn er im DWB. 2, 1232 angibt, daß das Wort Dölp erst im 16. Jahrhundert vorkomme. Es findet sich als fingierter Eigenname (Tölp) schon im 15. Jahrhundert bei Hans Folz, Fastn.-Sp. 337, 20; dagegen weiß ich Tölpel erst bei Luther zu belegen. Die Angabe Heynes in seinem WB. 3, 992, daß es bereits in dem Neidhartdruck des 15. Jahrhunderts sich finde, ist unrichtig und rührt daher, daß Haupt im Variantenapparat seiner Neidhartausgabe die Lücke des der Hamburger Stadtbibliothek gehörigen Druckes des 15. Jahrhunderts aus dem in Zwickau befindlichen Druck von 1537 ergänzt hat. Ich habe beide Drucke hier gehabt und kann feststellen, daß der ältere ausschließlich die Form Törpel (einmal Terpel) bietet, während der jüngere dafür regelmäßig die l-Form eingeführt hat. Doch vielleicht läßt sich die letztere aus andern Quellen doch noch dem 15. Jahrhundert zuweisen.

Kiel, Waitzstraße 41a. F. Stosch.

Mitteilungen.

In Rheinhessen ist die erste ahd. (rheinfränkische) Inschrift aufgefunden worden, eine Grabinschrift etwa aus der Zeit um die Scheide des 10.—11. Jahrhunderts, die folgenden Wortlaut hat:

GEHVGI DIETERIHES. GO
INDE DRVLINDA. SON

(hinter SON noch der Rest eines E). Das heißt: Gedenke des Dietrich, des Sohnes des Go . . . und der Dru[t]linde. Der wertvolle Fund ist in das Eigentum des Mainzer Altertumsvereins übergegangen und wird demnächst im Korrespondenzblatt der westdeutschen Zeitschrift von Herrn Prof. Dr. Körber eingehend besprochen werden. Litteraturbl. f. germ. u. roman. Philol. 1900, Sp. 398.

Die Januarablieferung des Sprachatlas des Deutschen Reichs umfaßt die Wörter: an nw., gefahren nw., gesagt, Korn nw., no., man, oben nw., oder nw., no., schlage nw., no., stehn [III p. pl.] nw., um [Satz 11] nw., unsere nw., no., verstehe nw., no., versteht nw., no., war [Satz 6] nw., no., zu[rück] nw., no., [zu]rück nw. — Gesamtzahl der fertigen Karten 570.

Marburg a. L. Dr. Wenker.









